Die Zukunft

Maximilian Harden



...alt:

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiunddreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1900.

Inhalt.



Berlin, den 7. Juli 1900.

Konitz.

Einem aussätzigen Pharao, so erzählt Plinius, wurde, wahrscheinlich von einem egyptischen Spezialisten, die Hoffnung eingeflüstert, er könne von seinem eklen Leiden genesen, wenn er das Blut von hundertundfünfzig Judenkindern als Heilmittel benutze. Die Eltern der zu Opfern für den Monarchen Auserkorenen waren von dem Gedanken an diese Serumtherapie nicht so begeistert, wie man es von wohlerzogenen Unterthanen erwarten durfte, und die Furcht vor der Blutkur soll einer der Gründe gewesen sein, die Sems Samen aus dem Pyramidenland jagten. Der Pharao aber war wohl ein großer Zauberer und weithin wirkender Magierkunst mächtig; einen furchtbaren Fluch gab seine Wuth den Flüchtigen mit auf die Reise: Die vor dem Blutopfer flohen, sollten überall, wo ihr vom Wandern müder Fuß rastete und ein lockendes Beutegebiet zum Verweilen lud, beschuldigt werden, ihr schlimmer, dem Herrn Zebaoth nicht wohlgefälliger Wandel suche im Blut der Kinder aus anders glaubendem Stamm Heilung von Sündenschmach, läuternde Heiligung. Der Fluch ward erfüllt. Der besondere Saft, in dem man die Quelle der Lebenskraft und den Puls der Seele sah, hatte längst Glauben und Aberglauben gedüngt und in der so befruchteten Volksphantasie war in allen Zonen der Unkultur und der Kultur ein dichtes Gespinnst von Wahnvorstellungen entstanden. Hatte nicht in der hellenischen Sage sogar das Jungfrauenopfer geheimnißvolle Bedeutung gehabt und war in Aulis nicht vom König der Könige das mit griechischer Mäßigung geliebte Kind den auf dem Olympos Thronenden dargebracht worden? Schlich nicht durch alle Legendenprovinzen der Glaube an die Heilkraft des Blutes, an

seine sühnende, entsündigende Macht? In den Geschlechtsgenossenschaften der Urzeit waren Blutrache und Blutbrüderschaft wichtige Institutionen gewesen, die nicht im Osten und Westen Afrikas nur, sondern auch bei Germanen, Slaven, Italern fortlebten. Drachenblut, hieß es in den Höhlen, mache unsichtbar; und in den Spinnstuben wurde später geflüstert, das Blut der Schwangeren und der unschuldigen Kinder könne den Verbrecher, der es trinke, den Verfolgern entziehen. Um von der Fallsucht befreit zu werden, schlürften gebildete Römer das Blut aus den Wunden sterbender Gladiatoren. Die vom Albdruck Gepeinigten suchten sich Vampyrblut als immunisirendes Schutzmittel zu verschaffen. Und gegen alle Hautkrankheiten, gegen Flechten, Aussatz, Elefantiasis, Lupus und Lues, wurde das Blut Verwundeter und Menstruirender als spezifisches Mittel empfohlen. War es da nicht natürlich, daß jede Neuerung wollende Sekte, jedes fremde, dem alten Heimathglauben feindliche Bekenntniß dem Verdacht unerlaubten Blutgenusses ausgesetzt war? Die konservativen Schichten sahen, wie, trotz ihrem wehrenden Mühen, das Neue an Kraft zunahm und in ihren Reihen selbst Jünger und Märtyrer warb. Woher kam diese Kraft? Der zur Vertheidigung ererbten Besitzes Gezwungene wird freiwillig nie zugeben, daß eigene Schwäche, daß die Verwundbarkeit seines Stammeswesens dem Angreifer den Sieg sicherte; nicht seine Stärke, die der Stolz des Bedrängten nie anerkennen will, nur verruchte Zaubererkunst und heimliche Frevlertücke kann den schnellen Erfolg des Feindes bewirkt haben. Der angegriffene Bewahrer heiliger Ueberlieferung wähnt sich edleren Blutes als den Fremdling, der seines Glaubens Wurzel bedroht; und von diesem ist es nicht weit zu dem anderen Wahn, das auf Verbrecherwegen gewonnene Herzblut des Edleren stärke den unreinem Geschlecht entstammten Eindringling. Im Römerimperium waffnete sich die Volkswuth gegen die dem Galiläer Anhängenden, die beschuldigt wurden, sich von Blut und blutigem Fleisch römischer Kindlein zu nähren. Im Frankenreich Philipp Augusts, am Rhein und später in anderen Gegenden wurden die zugewanderten Juden des selben Verbrechens bezichtigt; sie sollten, besonders gern um die Passahzeit, durch nächtigen Meuchelmord sich Christenblut verschaffen, am Liebsten das unverdorbene Blut junger Geschöpfe, und mit diesem kostbaren Saft die Osterspeise tränken. Die fromme Brunst des Mittelalters, der Kreuzfahrerzeit, war diesem Glauben günstig. Die Sagen vom großen Kaiser Konstantin und vom armen Ritter Heinrich, die vom Blut der Reinen Heilung von schwerem Gebresten erhofft hatten, gingen von Mund zu Mund. War dem dunklen Stamm, der sich still, doch

mit wachsender Stoßgewalt wie ein schwarzer Keil in Europas Geschichte schob, nicht viel Schlimmeres zuzutrauen als christlichen Herren? Diesem Stamm, der von der Asiatensitte nicht ließ, den Umgang mit Christenmenschen wie die Berührung Verpesteter mied, sich scheu und doch stolz in den Größenwahn des auserwählten Volkes verschloß, zäh an der Beschneidung und an dem morgenländischen Speisegesetz hing und in fremdartigen, arabischen oder maurischen Gebäuden zu seinem finsteren Rachegott betete, — zu dem gnadenlos dräuenden Gott, der in mythischer Zeit einst den Bruder den Bruder töten und den Vater den Sohn opfern hieß? Im Wesen dieses fremdartigen Stammes witterte man Haß wider jedes Glied der getauften Menschheit; und dem Haß antwortet im Massenempfinden immer der Haß. Bald gab es für die Menge keinen Zweifel mehr, daß Judenflüche den Schwarzen Tod ins Christenland gelockt hatten, daß Judenhände die Brunnen vergifteten, jüdische Schächter zum Osterfest arme Christenkinder schlachteten. Geißler und Schwärmer jeglicher Art trugen die Gräuelkunde umher, die unterwegs wuchs und von Ort zu Ort grausigere Formen annahm. So unersättlich, heulte es durch die Gassen, ist gegen den Guten Hirten und seine Heerde der Haß der Juden, daß sie die Hostie, das Symbol des Heilandsleibes, heimlich vom Altar stehlen und mit Schächtermessern und spitzigen Nadeln so lange durchstechen, bis Blut aus dem geweihten Brot hervorfließt. Von Bakterien, vom micrococcus prodigiosus und dessen Zersetzungprodukten wußte man damals noch nichts; man sah auf der Abendmahlsspeise blutrothe Flecke und der Fanatismus fand im Christenhaß und im Blutdurst der Juden des gräßlichen Wunders Erklärung. Das mahnende, warnende Wort frommer Männer blieb ohne Wirkung. Ungehört war im Römerreich der Einspruch Tertullians und anderer Kirchenväter gegen die Verdächtigung der Christengemeinde verhallt, ungehört verhallte nun die Stimme der Päpste, der Kirchenfürsten und Gelehrten, die sich laut gegen den Glauben an ein jüdisches Blutritual wandten. Vergebens wiederholten die Juden, was Jahwe, der Herr, rügend zu Mose gesprochen habe: „Welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder ein Fremdling unter Euch, irgend Blut isset, wider Den will ich mein Antlitz setzen und will ihn mitten aus seinem Volk roden. Denn des Leibes Leben ist im Blut und ich habe es Euch zum Altar gegeben, daß Eure Seelen damit versöhnet werden. Denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben. Darum habe ich gesagt den Kindern Israel: Keine Seele unter Euch soll Blut essen, auch kein Fremdling, der unter Euch wohnet." Vergebens wiesen Päpste, mit besonderem Nachdruck

ein Innozenz und ein Benedikt, wies der Kardinal Laurentius Ganganelli auf die Unhaltbarkeit der Anklage hin, nannte Luther die Behauptung, die Juden brauchten zu rituellen Zwecken Christenblut, eine Lügenzeitung und ein Narrenwerk: die aufgepeitschte Volksleidenschaft ließ sich die grasse Mär nicht rauben. Noch sechzehn Jahre nach Luthers zorniger Abwehr des Blutaberglaubens wurden in Berlin vierunddreißig Juden hingerichtet, weil sie Hostien geschändet und zum Bluten gebracht haben sollten. Auf der Folter wurde den Verhaßten das Geständniß ihrer Schandthat abgepreßt; und hatte Einer unter Todesqualen gestanden, dann wurden ganze Schaaren aus dem Volk des Buches niedergemetzelt nnd die Ueberlebenden mußten froh sein, wenn sie ihre Haut und die rasch erraffte Habe in ein anderes Gebiet retten konnten. Der Pharao, dessen Angedenken, nach einem willig für erwiesene Wahrheit genommenen Gerücht, alljährlich noch in einer düsteren Opferhandlung erneut wurde, war furchtbar gerächt. Und allmählich gaben die verängsteten Semiten die Hoffnung auf, den Verdacht widerlegen zu können. Sie lernten einsehen, daß gegen fanatischen Glauben die nüchterne Vernunft machtlos ist, und thaten hinfort, wie Rabbi Abraham von Bacharach that, als er am Abend vor Passah, während er die frommen Weisen der Haggada sang, unter seinem Tisch plötzlich den blutigen Leichnam eines Christenkindes erblickte, den fremde Judenfeinde eingeschmuggelt hatten: sie warteten nicht die Anklage ab, sondern flohen beim ersten verdächtigenden Summen, beim ersten Wehen des Windes, der ihrer Sippe so oft unheilvoll geworden war.

* * *

In dem selben Jahr, wo er den viel früher entstandenen Novellentorso vom bacharacher Rabbi in die Heimath sandte, schrieb Heinrich Heine aus Paris an die Augsburger Allgemeine Zeitung: „Während wir in Europa die Märchen des Mittelalters als poetischen Stoff bearbeiten und uns an jenen schauerlich naiven Sagen ergötzen, womit unsere Vorfahren sich nicht wenig ängstigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Hexen, Wärwölfen und Juden die Rede ist, die zu ihrem Satansdienst das Blut frommer Christenkinder nöthig haben; während wir lachen und vergessen, fängt man im Morgenland an, sich sehr betrübsam des alten Aberglaubens zu erinnern und gar ernsthafte Gesichter zu schneiden, Gesichter des düstersten Grimmes und der verzweifelnden Todesqual. Unterdessen foltert der Henker und auf der Marterbank gesteht der Jude, daß er bei dem herannahenden Passahfest etwas Christenblut brauchte zum Ein-

tunken für seine trockenen Osterbrote und daß er zu diesem Behuf einen alten Kapuziner abgeschlachtet habe.“ Es war die Zeit des Blutprozesses von Damaskus, wo mit Peitsche und Folter Zeugenaussagen gegen die Juden erzwungen wurden, und Heine glaubte, ein kluger Taktiker zu sein, wenn er sich stellte, als könne solches Märchen bei Europäern keinen Glauben mehr finden. Daß er diese Meinung den Lesern nur vorschmeichelte, verrieth er schon nach ein paar Tagen. Da schrieb er: „In seinen Morgenaudienzen versichert Herr Thiers mit der Miene der höchsten Ueberzeugung, es sei eine ausgemachte Sache, daß die Juden am Passahfest Christenblut söffen; chacun à son goût; alle Zeugenaussagen hätten bestätigt, daß der Rabbiner von Damaskus den Pater Thomas abgeschlachtet und sein Blut getrunken habe; das Fleisch sei wahrscheinlich von geringeren Synagogenbeamten verschmaust worden ... Hörte man ihn in der Kammer reden, so konnte man am Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden sei Kapuzinerfleisch. Aber nein, großer Geschichtschreiber und sehr kleiner Theologe: im Morgenland eben so wenig wie im Abendland erlaubt das Alte Testament seinen Bekennern solche schmutzige Atzung. Der Abscheu der Juden vor jedem Blutgenuß ist ihnen eigenthümlich, er spricht sich aus in den ersten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätgesetzen, in ihren Reinigungceremonien, in ihrer Grundanschauung vom Reinen und Unreinen, in dieser tiefsinnig kosmogonischen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, die gleichsam eine physische Ethik bildet. Nein, die Nachkömmlinge Israels, des reinen, auserlesenen Priestervolkes, sie essen kein Schweinefleisch, auch keine alten Franziskaner, sie trinken kein Blut, eben so wenig wie sie ihren eigenen Urin trinken, gleich der Heiligen Elisabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.“ Es ist lehrreich, diese Sätze aus dem Jahr 1840 heute zu lesen. Sie zeigen, wie sehr der düsseldorfer Apostat sich als Juden fühlte, sie haben den selben Ton höhnischer Ueberhebung, der seitdem so oft, der jüdischen Sache zum Schaden, von geringeren Talenten angeschlagen wurde, und sie verrathen den zitternden Zorn, der selbst Sems keckste Söhne beim Aufblättern dieses Schreckenskapitels befällt. Heines stilistisches Kunststück konnte nicht wirken. Er that, als finde in Europa der Blutaberglaube nur in den rückständigsten Geistern noch eine Stätte, und mußte gleich danach zugeben, daß ein so moderner Europäer, wie der bewegliche Thiers einer war, diesem Glauben nicht seinen Sinn verschloß. Die Stimme der Allgemeinen Zeitung hallte damals weithin; ihr genialer Berichterstatter hätte seinem Stamm und der Menschlichkeit besser gedient, wenn er, ohne das Christengefühl zu kränken, ruhig gesagt hätte: Der alte Wahn ist wieder

erwacht und wir können nur wünschen, daß der damaszener Fall ohne judenfeindliches, aber auch ohne jüdisches Vorurtheil ernsthaft und sachgemäß untersucht wird. So sprach er nicht, so wurde nie von Juden gesprochen. Der Gedanke an die Möglichkeit, ein syrischer Rabbi könne von irrendem Fanatismus zu schändlichem Thun verlockt worden sein, wurde von heulender Wuth wie das schnödeste Verbrechen gerächt. Und heute noch hören wir die selbe Weise. Den auf deutschem Boden ältesten Schichten und Kasten mag man die schlimmsten Schandthaten nachsagen, die frechste Rechtsbeugung, die unwürdigste, Aermere schädigende Bettelei: ein Beweis wird kaum verlangt und Keiner nimmt Anstoß an solcher vagen Massenbeschuldigung. Wird aber ein Kollektivverbrechen der Judenheit behauptet, Wucher, geschäftliche Schäbigkeit oder gar Ritualmord, dann erhebt sich ein Sturm, als sei das Chaos wiedergekehrt. Die Wuth ist begreiflich, denn die Beschuldigung ist die schwerste, die sich erdenken läßt, und eine nervöse, im Gefühl undisziplinirte Rasse, die sich alten, unendlichen Jammers erinnert, muß auf die furchtbare Verdächtigung mit leidenschaftlichem Ausbruch reagiren. Doch die unheilvollen Folgen sind jedem Blick sichtbar, der nicht seitwärts schielt. Kein Toben hat genützt, keine verständige Stimme aus Christenmund fand in der Menge lange nachklingenden Widerhall. Von Ganganelli bis auf Tugendhold, Delitzsch, Dillmann und Strack ist die Blutlegende oft mit guten Gründen widerlegt worden und kein einziger geistig bedeutender Antisemit hat sich zu ihr bekannt. Weder Dühring noch Treitschke, nicht einmal Stoecker kann man für den Blutglauben als Zeugen anrufen; und Paul de Lagarde, der gewiß kein Freund des jüdischen Stammeswesens und eben so gewiß ein gelehrter Kenner der altisraelitischen Literatur war, hat als göttinger Professor in den achtziger Jahren an eine Rabbinerversammlung nach Ungarn geschrieben, er sei bereit, vor jedem Gericht unter seinem Eid zu bezeugen: „daß nach meiner festen Ueberzeugung das Judenthum, wie es in der Bibel, Halacha und Haggada amtlich anerkannt vorliegt und wie es in einer umfänglichen Literatur zum Ausdruck gebracht ist, niemals Menschenblut für religiöse Zwecke zu verwenden verlangt hat." Umsonst: sobald in einer von Juden bewohnten Gegend der blutige Leichnam eines Gemordeten gefunden wurde oder gefunden sein sollte, begann erst das Geraun und dann das Gebrüll über den Ritualmord, den auf Geheiß des Rabbis ein Schächter begangen habe, um der Gemeinde Christenblut zu verschaffen. Wir haben 1882 Tisza-Eszlar erlebt, 1892 Xanten, 1899 Polna; wir erleben jetzt, vierzig Jahre nach Heines Briefen über den Mord von Damaskus, Konitz.

* * *

Konitz ist eine armsälige westpreußische Kreisstadt, die wenig Industrie hat; der kleine Händler und der kleine Beamte bestimmt den Ton. Dem Zugereisten werden unter den Gebäuden der Stadt zwei evangelische, zwei katholische Kirchen und eine Synagoge gezeigt und er erfährt bald, daß die Zahl der dort lebenden Juden ein Zwanzigstel der Bevölkerung beträgt. Westpreußen liefert der Kriminalstatistik von allen Provinzen die höchste Ziffer der Verurtheilungen wegen Gewaltthätigkeit und Körperverletzung; und die Konitzer, Deutsche, Polen und Juden, stehen in üblem Ruf. Natürlich herrscht, wie überall in Altpreußen, strengste Kastenscheidung und die Folge ist, daß die geschiedenen Schichten einander nicht kennen, einander mißtrauen. Darunter leidet am Meisten die Judenschaft. Da sind Händler, denen ererbte Schlauheit, Anpassung an die Geschäftsbedürfnisse, oft auch der skrupellose Gebrauch aller im Augenblick nützlich scheinenden Mittel schnell Gewinne gebracht hat, — Gewinne, die der Neid des schwerfälligeren, trägeren Nachbarn leicht überschätzt. Da ist ein Volk, das anders aussieht, anders betet, andere Feiertage heiligt als Deutsche und Polen. Es hat ein fremdartiges Gotteshaus. Es verschmäht die Speisen der Christen, die es für unrein hält, und meidet ihre Berührung. Es hat eine besondere, als grausam geltende Art der Thierschlachtung. Es läßt, nach einer alten, vom Klima des Abendlandes nicht verlangten Sitte, seine Kinder beschneiden und beharrt bei der Sabbathfeier. Dem Haß gegen den Zwischenhändlergeist gesellt sich die triebhafte Abneigung gegen das fremde Orientalenwesen. Diesen Leuten ist Alles zuzutrauen. Sie sind noch nicht lange hier und halten schon manchen alten Konitzer in drückender Schuldknechtschaft. Sie lassen uns fühlen, daß sie mit uns nichts gemein haben wollen, und betrachten das Judenkind, das mit einem Christen das Ehebett theilt, als entweiht und verworfen. So ungefähr war bis zum Beginn dieses Jahres die konitzer Stimmung.

Da wird, beim ersten Wehen der Lenzluft, die zerstückte, blutlose Leiche eines Jünglings gefunden. In dem Gemordeten wird der Gymnasiast Ernst Winter erkannt, ein körperlich sehr entwickelter, geistig zurückgebliebener Bursche, der mit Christen- und Judenmädchen geschlechtlich verkehrt hatte und den paar Winkelprostituirten der Kreisstadt ein guter Kunde gewesen war. Winters Lebenswandel kann in dem kleinen Ort nicht verborgen geblieben sein; und man sollte meinen, der früheste Verdacht hätte flüstern müssen: Dem Jungen wird ein empörter Vater, Bruder oder Galan den tötlichen Streich versetzt haben. Doch in den Leichentheilen fehlte das Blut und kluge Leute wisperten: Warum sollte der Mörder den Leib in Stücke zerschnitten und ihm

mühsam das Blut abgezapft haben? Die Antwort, es könne geschehen sein, um die Spur der That zu verwischen, wurde kaum noch gehört. Schon hatten Agitatoren geschäftig den glimmenden Judenhaß der Kleinbürger zur hellen Flamme geschürt. Die Passahzeit nahte; und jedes Kind weiß ja, wie die Juden beim Schächten die Thiere entbluten und wie unentbehrlich ihnen zum Osterbrot Christenblut ist. Die Mazza, das dünne Gebäck aus Mehl und Wasser, dünkt manchen Christen eine ungenießbare, unheimliche Speise; wer weiß, wie der Rabbi sie im Tempel den Frommen würzt? Vom Schochet, der nach geheimer Vorschrift der Kabbala Rind und Geflügel zu schlachten hat, gingen dunkle Sagen um. Und bald scholl es aus leeren Läden und vollen Schänken: Die Juden haben den armen Winter umgebracht! „Die Juden", sagten die Fanatiker, „ein Jude", die Ruhigeren. Denn neben der Ritualmordlegende kam noch ein anderes Gerücht auf. Der Gymnasiast, hieß es, hat ein hübsches Judenmädchen verführt und ist von dem ob solcher doppelten Entweihung rasenden Vater nach bewährter Schochetkunst geschlachtet worden. Täglich wurde auf einen neuen Thäter mit Fingern gewiesen, täglich ein neues wüstes Geraun durch die engen Gassen getragen. Die Presse der Provinz und der Hauptstadt, die gerade keine andere Sensation auf ihrem Lager hatte, nahm sich der Sache an, — und nun wurde das Uebel schnell schlimmer. Es war gewissenlos von den Antisemiten, daß sie, ohne die Aufhellung des Thatbestandes abzuwarten, die Judenheit eines schmählichen Verbrechens beschuldigten. Nicht minder gewissenlos aber und obendrein dumm war es, daß jüdische Journalisten in blind eifernder Wuth schrieen, nie und nimmer könne der Mörder ein Sohn Israels sein. Sie mußten sagen: „Es ist möglich, daß ein Jude den Jüngling getötet hat, ist sogar möglich, daß ein Fanatiker, dem das ewige Gerede von der heiligenden Kraft des Blutritus den Sinn verwirrte, in den Aberglauben gelockt ward, er könne vor Gott entsündigt werden, wenn er sein Osterbrot in Christenblut tränke. Solche Schandthat eines Wahnwitzigen kann die Rassenehre der Judenschaft nicht beflecken, so wenig wie der von einem polnischen Erdarbeiter verübte Lustmord die Polen als Volk schänden kann. Wir enthalten uns jedes Urtheils, warten das Ergebniß der Untersuchung ab und hoffen, daß jüdische Kapitalisten dem Ermittler eines jüdischen Mörders eine hohe Belohnung aussetzen werden." Solche Sprache hätte durch ihre gelassene Ruhe vielleicht gewirkt. Leider war sie nicht zu hören. Die verhängnißvolle, von einem frommen Rabbi einst laut getadelte Sucht, solidarisch für jeden angegriffenen Stammesgenossen einzutreten und in Berlin Wehrufe auszustoßen, wenn in Lodz oder Buka-

rest einem Juden Unrecht geschieht, scheint aus den Sitten der jüdischen Diaspora nicht zu tilgen. So prallten zwei Fanatismen in leidenschaftlicher Bewegung zusammen. In Kneipenkonzilien wurden die Umstände der That erörtert, wahre und falsche, Gassenkriminalisten zogen aus Klatschindizien sichere Schlüsse und in beiden Parteilagern war früh das Urtheil gefällt. Der Gang der Untersuchung war unsicher und schwankend; Verhaftungen und Enthaftungen wurden in bunter Reihe gemeldet, Unschuldige Wochen lang im Gefängniß festgehalten und ein Kriminalkommissar leistete, was solche ungebildete Leute in jedem heiklen Fall immer leisten. Von dem alten Ruhm der preußischen Justiz ist nichts übrig geblieben als die Gewißheit, daß unsere Richter mit Geld und Gut nicht zu bestechen sind. Wir haben kein für ein schwieriges Ermittelungverfahren brauchbares Personal; und wie in Preußen Voruntersuchungen geführt werden, lehrt Konitz und der Prozeß gegen die stettiner Kreditgesellschaft. In der westpreußischen Kreisstadt ist es zu ernsthaften Krawallen gekommen und die öffentliche Ordnung wird jetzt durch ein starkes Militäraufgebot nothdürftig gewahrt. Die Spur des Thäters scheint nach viermonatiger Arbeit der Polizei und des Gerichtes völlig verwischt, der Landrath, der in Notabelnversammlungen Ergebnisse der Untersuchung „konstatirt", stiftet, in guter Absicht, nur neues Unheil und die vox populi wettert mit wachsender Gewalt wider die jüdischen Christenschächter. Sogar von sonst verständigen Leuten hört man Sätze wie diese: „Wenn der Mörder ein Jude ist, wird die Sache vertuscht werden, um den Kindern Israel nicht neues Ungemach zuzuziehen. Wie war es mit Dreyfus? Da war die Welt in Wallung; um unschuldig verurtheilte Christen kümmert sich kein Mensch. Vielleicht ist an Winter kein Ritualmord verübt und der achtzehnjährige Schüler dennoch von einem Juden getötet worden. Wir werden nie die volle Wahrheit erfahren. Ist in Tisza-Eszlar, Xanten, Polna ein Thäter ermittelt worden, an dessen Schuld nicht zu zweifeln ist? Die Juden haben das Geld und die Presse. Sie werden nie den Beweis eines Verbrechens aufkommen lassen, das sie für Jahrhunderte dem Volkshaß wehrlos ausliefern würde. Und die Behörden haben den dringenden Wunsch, nicht allzu hastig einen Thatbestand aufzuhellen, der den Rassenhaß und die Volksleidenschaft leicht zu offenem Aufruhr stacheln könnte"... Eine Regirung ohne Autorität, eine Provinz ohne Kultur, ein Völkergemisch ohne klare, moderne Weltanschauung, eine Judenschaft ohne Selbstkritik, eine Meinungen nach dem Herzen ihrer Abonnenten und Inserenten machende Presse: der konitzer Handel zeigt, auf wie lockerem Sande die Fundamente unserer Herrlichkeit ruhen.

* * *

Die Sache ist ernst und ihr Verlauf räth zu rückhaltloser Rede. Gelehrte Nachweise, die dem reifen Verstand über jeden Zweifel heben, daß der jüdische Kultus kein Christenblut fordert, haben den Blutspuk bisher nicht verscheucht, können ihn künftig nicht bannen. Und wenn wirklich irgend eine in Jahrtausenden vergilbte Ritualvorschrift in der Halacha oder Haggada den Menschenblutgenuß empföhle, wie manche verschollene Sanitätregel ihn empfahl: was wäre damit gegen europäische Juden bewiesen, die vom Talmud meist nichts, von der Thora wenig wissen und sich Christenblut, wenn sie es brauchten, sehr leicht verschaffen könnten, — ohne selbst Blut zu vergießen, ganz einfach und nach der Abendlandssitte: gegen blankes Geld? Gefahr und Rettung sind auf anderem Boden zu suchen. Ein Stamm, der in langer Leidenszeit durch die Kraft der Selektion gestärkt worden ist, von dem nur die zu gewissen Berufsarten Tauglichsten überleben und der so rasch Reichthümer erwerben konnte, muß Neid wecken. Schließt dieser Stamm sich in das aus Mosis fernen Tagen herragende Gemäuer asiatischer Sitte ein, bleibt er bei der Orientsynagoge, der Beschneidung, der Schächtung, dem hebräischen Gebet, der Sabbathfeier, zeigt er seinen Ekel vor europäischer Speisenbereitung, dann waffnet er selbst den Feind wider sich und darf sich nicht wundern, wenn den Neidern die Erinnerung an den fremden Ursprung der schnell zur Macht Gelangten zurückkehrt. Den Zionisten, die rufen, Sems Söhne dürften und könnten sich nie einem arischen Volk assimiliren, antworten die Antisemiten, Sems Söhne seien nach eigenem Bekenntniß also Asiaten und deshalb sei ihnen, wie Mongolen und anderen Barbaren, jeder finstere Gräuelwahn zuzutrauen. Ist das Scheiden vom toten Buch und von morgenländischer Satzung so schwer? So schwer, dem Grimm der Judenfeinde ein Weilchen zu trotzen und offen, so oft es nöthig wird, zu gestehen, daß ein Jude ein Verbrechen begangen hat, auf die Gefahr, die That des Einzelnen der Gesammtheit aufgebürdet zu sehen? Die alte, heute noch geltende Taktik hat Israel keinen Vortheil gebracht. Die Reichen ficht freilich der furchtbare Wahn nicht an; sie sitzen in Prunkpalästen, sehen Excellenzen an ihrem Tisch und seufzen höchstens darüber, daß ihre Söhne nicht die Epauletten bekommen. Sind sie der neuen Pharaonen so sicher? Und schreckt sie nicht das Gestöhn der Brüder, die von Egyptenland der durch die Jahrhunderte fortwirkende Fluch bis nach Konitz verfolgt?



Neue Aphorismen.

1.

Werthe umwerthen — was wäre Das? Es müssen die spontanen Bewegungen alle da sein, die neuen, zukünftigen, stärkeren: nur stehen sie noch unter falschen Namen und Schätzungen und sind sich selbst noch nicht bewußt geworden. Ein muthiges Bewußtwerden und Ja-sagen zu Dem, was erreicht ist. Ein Losmachen von dem Schlendrian alter Werthschätzungen, die uns entwürdigen im Besten und Stärksten, was wir erreicht haben.

2.

Man soll die Tugend gegen die Tugendprediger vertheidigen: Das sind ihre schlimmsten Feinde. Denn sie lehren die Tugend als ein Ideal für Alle: sie nehmen der Tugend den Reiz des Seltenen, des Unnachahmlichen, des Ausnahmsweisen und Undurchschnittlichen, — ihren aristokratischen Zauber. Man soll insgleichen Front machen gegen die verstockten Idealisten, welche eifrig an alle Töpfe klopfen und ihre Genugthuung haben, wenn es hohl klingt: welche Naivität, Großes und Seltenes zu fordern, und seine Abwesenheit mit Ingrimm und Menschenverachtung feststellen! Die Tugend hat alle Instinkte des Durchschnittsmenschen gegen sich: sie ist unvortheilhaft, unklug, sie isolirt, sie ist der Leidenschaft verwandt und der Vernunft schlecht zugänglich: sie verdirbt den Charakter, den Kopf, den Sinn — immer gemessen mit dem Maß des Mittelguts von Mensch; sie setzt in Feindschaft gegen die Ordnung, gegen die Lüge, welche in jeder Ordnung, Institution, Wirklichkeit versteckt liegt, sie ist das schlimmste Laster, gesetzt, daß man sie nach der Schädlichkeit ihrer Wirkung auf die Anderen beurtheilt.

Ich erkenne die Tugend daran, daß sie 1. nicht verlangt, erkannt zu werden; 2. daß sie nicht Tugend überall voraussetzt, sondern gerade etwas Anderes; 3. daß sie an der Abwesenheit der Tugend nicht leidet, sondern umgekehrt Dies als das Distanzverhältniß betrachtet, auf Grund dessen etwas an der Tugend zu ehren ist: sie theilt sich nicht mit; 4. daß sie nicht Propaganda macht . . .; 5. daß sie Niemandem erlaubt, den Richter zu machen, weil sie immer eine Tugend für sich ist; 6. daß sie gerade alles Das thut, was sonst verboten ist: Tugend, wie ich sie verstehe, ist das eigentliche vetitum innerhalb aller Heerden-Legislatur; 7. kurz, daß sie Tugend im Renaissance-Stil ist, virtù, moralinfreie Tugend . . .

---

*) Frau Dr. Förster-Nietzsche stellt der „Zukunft“ die folgenden, aus den Jahren 1887 und 1888 stammenden, bisher unveröffentlichten Aphorismen ihres Bruders zur Verfügung.

3.

Zuletzt, was habe ich erreicht? Verhehlen wir uns dieses wunderlichste Resultat nicht: ich habe der Tugend einen neuen Reiz ertheilt, — sie wirkt als etwas Verbotenes. Sie hat unsere feinste Redlichkeit gegen sich, sie ist eingesalzen in das „cum grano salis“ des wissenschaftlichen Gewissensbisses; sie ist altmodisch im Geruch und antikisirend, so daß sie nunmehr endlich die Raffinirten anlockt und neugierig macht; kurz: sie wirkt als Laster. Erst nachdem wir Alles als Lüge, Schein erkannt haben, haben wir auch die Erlaubniß wieder zu dieser schönsten Falschheit, der der Tugend, erhalten. Es giebt keine Instanz mehr, die sie uns verbieten dürfte: erst nachdem wir die Tugend als eine Form der Immoralität aufgezeigt haben, ist sie wieder gerechtfertigt, — sie ist eingeordnet und gleichgeordnet in Hinsicht auf ihre Grundbedeutung, sie nimmt Theil an der Grund-Immoralität alles Daseins, als eine Luxusform ersten Ranges, die hochnäsigste, theuerste und seltenste Form des Lasters. Wir haben sie entwurzelt und entkräftet, wir haben sie von der Zudringlichkeit der Vielen erlöst, wir haben ihr die blödsinnige Starrheit, das leere Auge, die steife Haartour, die hieratische Muskulatur genommen.

4.

Die wohlwollenden, hilfreichen, gütigen Gesinnungen sind schlechterdings nicht um des Nutzens willen, der von ihnen ausgeht, zu Ehren gekommen, sondern, weil sie Zustände reicher Seelen sind, welche abgeben können und ihren Werth als Füllegefühl des Lebens tragen. Man sehe die Augen des Wohlthäters an! Das ist das Gegenstück der Selbstverneinung, des Hasses auf das moi, des „Pascalismus“.

5.

Der Egoismus. — Hat man begriffen, inwiefern „individuum“ ein Irrthum ist, sondern jedes Einzelwesen eben der ganze Prozeß in gerader Linie ist (nicht blos „vererbt“, sondern er selbst . . .), so hat das Einzelwesen eine ungeheuer große Bedeutung. Der Instinkt redet darin ganz richtig; wo dieser Instinkt nachläßt (wo das Individuum sich einen Werth erst im Dienst für Andere sucht), kann man sicher auf Ermüdung und Entartung schließen. Der Altruismus der Gesinnung, gründlich und ohne Tartufferie, ist ein Instinkt dafür, sich wenigstens einen zweiten Werth zu schaffen, im Dienste anderer Egoismen. Meistens aber ist er nur scheinbar: ein Umweg zur Erhaltung des eigenen Lebensgefühls, Werthgefühls.

6.

Die Krähwinkelei und Schollenkleberei der moralischen Abwerthung und ihres „nützlich“ und „schädlich“ hat ihren guten Sinn; es ist die nothwendige Perspektive der Gesellschaft, welche nur das Nähere und Nächste in Hinsicht der Folgen zu übersehen vermag. Der Staat und der Politiker

hat schon eine mehr übermoralische Denkweise nöthig: weil er viel größere Komplexe von Wirkungen zu berechnen hat. Insgleichen wäre eine Weltwirthschaft möglich, die so ferne Perspektiven hat, daß alle ihre einzelnen Forderungen für den Augenblick als ungerecht und willkürlich erscheinen dürften.

7.

Gesammt-Anblick des zukünftigen Europäers. Derselbe als das intelligenteste Sklaventhier, sehr arbeitsam, im Grunde sehr bescheiden, bis zum Exzeß neugierig, vielfach, verzärtelt, willensschwach, ein kosmopolitisches Affekt- und Intelligenzen-Chaos. Wie möchte sich aus ihm eine stärkere Art herausheben? Eine solche mit klassischem Geschmack? Der klassische Geschmack: Das ist der Wille zur Vereinfachung, Verstärkung, zur Sichtbarkeit des Glückes, zur Furchtbarkeit, der Muth zur psychologischen Nacktheit (die Vereinfachung ist eine Konsequenz des Willens zur Verstärkung; das Sichtbarwerdenlassen des Glückes, insgleichen die Nacktheit, eine Konsequenz des Willens zur Furchtbarkeit . . .) Um sich aus jenem Chaos zu dieser Gestaltung empor zu kämpfen, dazu bedarf es einer Nöthigung: man muß die Wahl haben, entweder zu Grunde zu gehen oder sich durchzusetzen. Eine herrschaftliche Rasse kann nur aus furchtbaren und gewaltsamen Anfängen emporwachsen. Problem: wo sind die Barbaren des zwanzigsten Jahrhunderts? Offenbar werden sie erst nach ungeheuren sozialistischen Krisen sichtbar werden und sich konsolidiren, — es werden die Elemente sein, die der größten Härte gegen sich selber fähig sind und den längsten Willen garantiren können . . .

8.

Alles Furchtbare in Dienst nehmen, einzeln, versuchsweise, schrittweise: so will es die Aufgabe der Kultur. Aber bis sie stark genug dazu ist, muß sie es bekämpfen, mäßigen, verschleiern, unter Umständen verfluchen und vernichten. Ueberall, wo eine Kultur ihr Böses ansetzt, bringt sie damit ein Furchtverhältniß zum Ausdruck: ihre Schwäche verräth sich. An sich ist alles Gute ein dienstbar gemachtes Böse von ehedem . . .

9.

Dies giebt einen Maßstab ab: je furchtbarer und größer die Leidenschaften sind, die eine Zeit, ein Volk, ein Einzelner sich gestatten kann, weil er sie als Mittel zu gebrauchen weiß, um so höher steht seine Kultur. Umgekehrt: je mittelmäßiger, schwächer, unterwürfiger und feiger — tugendhafter ein Mensch ist, um so weiter wird er das Reich des Bösen ansetzen. Der niedrigste Mensch muß das Reich des Bösen (Das heißt: des ihm Verbotenen und Feindlichen) überall sehen.

10.

Erziehung: ein System von Mitteln, um die Ausnahme zu Gunsten der Regel zu ruiniren. Bildung: ein System von Mitteln, um den Geschmack

gegen die Ausnahme zu richten, zu Gunsten des Durchschnittlichen. So ist es hart, aber, ökonomisch betrachtet, vollkommen vernünftig. Mindestens für jene lange Zeit, wo eine Kultur noch mit Mühe sich aufrecht erhält und jede Ausnahme eine Art Vergeudung von Kraft darstellt (Etwas, das ablenkt, verführt, ankränkelt, isolirt). Eine Kultur der Ausnahme, des Versuches, der Gefahr, der Nuance, eine Treibhauskultur für die ungewöhnlichen Gewächse hat erst ein Recht auf Dasein, wenn Kraft genug vorhanden ist, daß nunmehr selbst die Verschwendung ökonomisch wird.

11.

Die Herrschaft über die Leidenschaften, nicht deren Schwächung oder Ausrottung! Je größer die Herren-Kraft unseres Willens ist, so viel mehr Freiheit darf den Leidenschaften gegeben werden. Der große Mensch ist groß durch den Freiheit-Spielraum seiner Begierden; er allein ist stark genug, daß er aus diesen Unthieren seine Hausthiere macht...

12.

Der „gute Mensch“ auf jeder Stufe der Civilisation der Ungefährliche und Nützliche zugleich: eine Art Mitte, der Ausdruck im gemeinen Bewußtsein davon, vor wem man sich nicht zu fürchten hat und wen man trotzdem nicht verachten darf...

13.

Im Kampf gegen die großen Menschen liegt viel Vernunft. Sie sind gefährlich, Zufälle, Ausnahmen, Unwetter, stark genug, um Langsam-Gebautes und -Begründetes in Frage zu stellen, Fragezeichen-Menschen in Hinsicht auf Fest-Geglaubtes. Solche Explosivstoffe nicht nur unschädlich zu entladen, sondern, wenn es irgend angeht, ihrer Entstehung und Häufung schon vorbeugen: dazu räth der Instinkt jeder civilisirten Gesellschaft.

14.

Die Höhepunkte der Kultur und der Civilisation liegen auseinander: man soll sich über den abgründlichen Antagonismus von Kultur und Civilisation nicht irreführen lassen. Die großen Momente der Kultur waren immer, moralisch geredet, Zeiten der Korruption: und wiederum waren die Epochen der gewollten und erzwungenen Thierzähmung („Civilisation“) des Menschen Zeiten der Unduldsamkeit für die geistigsten und kühnsten Naturen. Civilisation will etwas Anderes, als Kultur will: vielleicht etwas Umgekehrtes...

15.

Vor Allem, meine Herren Tugendhaften, habt Ihr keinen Vorrang vor uns; wir wollen Euch die Bescheidenheit hübsch zu Gemüthe führen: es ist ein erbärmlicher Eigennutz und Klugheit, welche Euch Eure Tugend anräth. Und hättet Ihr mehr Kraft und Muth im Leibe, würdet Ihr Euch nicht dergestalt zu tugendhafter Nullität herabdrücken. Ihr macht aus Euch,

was Ihr könnt: theils, was Ihr müßt — wozu Euch Eure Umstände zwingen —, theils, was Euch Vergnügen macht, theils, was Euch nützlich scheint. Aber, wenn Ihr thut, was nur Euren Nöthigungen gemäß ist, oder, was Eure Nothwendigkeit von Euch will, oder, was Euch nützt, so sollt Ihr Euch darin weder loben dürfen noch loben lassen!... Man ist eine gründlich kleine Art Mensch, wenn man ein Tugendhafter ist: darüber soll nichts in die Irre führen! Menschen, die irgendwie in Betracht kommen, waren noch niemals solche Tugend-Esel: ihr innerster Instinkt, der ihres Quantums Macht, fand dabei nicht seine Rechnung; während Eure Minimalität an Macht nichts weiser erscheinen läßt als Tugend. Aber Ihr habt die Zahl für Euch: und insofern Ihr tyrannisirt, wollen wir Euch den Krieg machen...

16.

Der Mensch ist das Unthier und Ueberthier; der höhere Mensch ist der Unmensch und Uebermensch: so gehört es zusammen. Mit jedem Wachsthum des Menschen in die Größe und Höhe wächst er auch in das Tiefe und Furchtbare: man soll das Eine nicht wollen ohne das Andere; oder vielmehr: je gründlicher man das Eine will, um so gründlicher erreicht man gerade das Andere.

17.

Das Leben selbst ist kein Mittel zu Etwas; es ist blos eine Wachsthums-Form der Macht.

18.

Ueber den Rang entscheidet das Quantum Macht, das Du bist; der Rest ist Feigheit.

19.

Bescheiden, fleißig, wohlwollend, mäßig, voll Friede und Freundlichkeit: so wollt Ihr den Menschen? so denkt Ihr Euch den guten Menschen? Aber was Ihr damit erreicht, ist nur der Chinese der Zukunft, der vollkommene Sozialist...

20.

Wessen Instinkt auf Rangordnung aus ist, Der haßt die Zwischengebilde und Zwischenbildner: alles Mittlere ist sein Feind.

21.

Der Kampf gegen den „alten Glauben“, wie ihn Epikur unternahm, war, im strengen Sinne, der Kampf gegen das präexistente Christenthum, — der Kampf gegen die bereits verdüsterte, vermoralisirte, mit Schuldgefühlen durchsäuerte, alt und krank gewordene alte Welt.

22.

Nicht die „Sittenverderbniß“ des Alterthums, sondern gerade seine Vermoralisirung ist die Voraussetzung, unter der allein das Christenthum

Herr werden konnte. Der Moral-Fanatismus (kurz: Plato) hat das Heidenthum zerstört, indem er seine Werthe umwerthete und seiner Unschuld Gift zu trinken gab. Wir sollten endlich begreifen, daß, was da zerstört wurde, das Höhere war, im Vergleich mit Dem, was Herr wurde! Das Christenthum ist aus der physiologischen Verderbniß gewachsen, hat nur auf verdorbenem Boden Wurzel gefaßt ...

23.

Man scheint sich der Historie zu nichts zu bedienen als immer zu dem einen und gleichen Fehlschluß: „Diese und jene Form ging zu Grunde, folglich ist sie widerlegt." Als ob das Zugrundegehen ein Einwand oder gar eine Widerlegung wäre! — Was ist mit dem Zugrundegehen der letzten aristokratischen Gesellschaftordnung bewiesen? Etwa, daß wir eine solche Ordnung nicht mehr nöthig hätten? ...

24.

Der große Stil tritt auf in Folge der großen Leidenschaft. Er verschmäht es, zu gefallen; er vergißt es, zu überreden; er befiehlt; er will.

25.

Der starke Geschmack in psychologicis: wenn alle Maskerade und Moral-Aufputzung unserer Natürlichkeit Widerwillen macht, wenn auch im Seelischen nur die nackte Natur gefällt.

26.

Man ist um den Preis Künstler, daß man Das, was alle Nichtkünstler „Form" nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet. Damit gehört man freilich in eine verkehrte Welt: denn nunmehr wird Einem der Inhalt zu etwas blos Formalem — unser Leben eingerechnet.

27.

Es giebt Morgen-Denker, es giebt Nachmittags-Denker und es giebt Nachteulen. Nicht zu vergessen die vornehmste Spezies: die Mittäglichen, — Die, in denen beständig der große Pan schläft. Da fällt alles Licht senkrecht ...

Friedrich Nietzsche.



Wee Willie Winkie.

Er hieß eigentlich Percival William Williams. In einem Märchenbuche hatte er jedoch jenen anderen Namen aufgegriffen und sich damit endgiltig seines Taufnamens entledigt. Die schwarze Dienerin seiner Mutter nannte ihn zwar Willie-Baba; da er aber Allem, was die Schwarze sagte, auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte, so half ihre Weisheit nicht viel.

Sein Vater war der Kommandeur des 195ten Regiments; und sobald Wee Willie Winkie alt genug war, um den Begriff der militärischen Disziplin zu

verstehen, wurde er ihr unterstellt. Das war das einzige Mittel, das Kind im Zaum zu halten. Wenn er eine Woche lang artig gewesen war, erhielt er ein Abzeichen für gute Führung; war er es nicht, so wurde es ihm wieder entzogen. Gewöhnlich war er unartig; und Indien bietet kleinen sechsjährigen Jungen Gelegenheit genug, Unheil anzustiften.

Kinder haben sehr wohl ein Gefühl für Zu- und Abneigung Fremden gegenüber und Wee Willie Winkie war darin ein ganz eigenartiges Kind. Eines Tages lernte er einen Lieutenant Brandis aus seines Vaters Regiment kennen. Auf den ersten Blick war er für ihn eingenommen und geruhte daher huldvollst, ihm sein Vertrauen zu schenken. Lieutenant Brandis war an jenem Tage zum Thee im Hause des Obersten gebeten. Da that sich plötzlich die Thür auf und Wee Willie Winkie betrat die Stube, stolz im Besitze eines Führungabzeichens. Er hatte es sich verdient, weil er die Hühner einmal nicht im Hofe herumgejagt hatte. Wenigstens zehn Minuten lang sah er Brandis ernst an; dann fällte er sein Urtheil:

„Ich mag Dich", sagte er bedächtig, während er aufstand und zu Brandis hinüberging, „ich mag Dich. Ich werde Dich Coppy nennen, wegen Deines Haajes! Möchtest Du wohl Coppy*) heißen? Wegen Deines joten Haajes, weißt Du!"

Das war eine der überraschendsten Eigenthümlichkeiten des kleinen Wee Willie Winkie. Wenn er mit einem Fremden zusammenkam, sah er ihn eine Zeit lang an und gab ihm dann, ohne ihn im Geringsten darauf vorzubereiten, einen Spitznamen. Und der Name paßte. Keine Disziplinarstrafe konnte ihn von dieser Gewohnheit abbringen.

Er verlor sein Führungabzeichen, weil er die Frau Kommissionärin „Pobs" genannt hatte. Aber es war dem Oberst unmöglich, diesen Spitznamen auf der Station vergessen zu machen, und Mrs. Collen hieß „Pobs", so lange sie dort blieb. So wurde Brandis „Coppy" getauft und stieg dadurch wesentlich in der Achtung des Regimentes.

Wenn Wee Willie Winkie sich für Jemand interessirte, wurde der Glückliche vom ganzen Regiment, in der Offiziermesse wie bei den Mannschaften, beneidet. Und dieser Neid konnte nicht etwa als Zeichen von Selbstsucht gelten. Des Obersten Sohn wurde lediglich seiner eigenen Verdienste wegen verehrt.

Dabei besaß Wee Willie Winkie durchaus keine äußeren Reize. Sein Gesicht war mit Sommersprossen, seine Beine stets mit Schrammen bedeckt und trotz Thränen und Einwendungen seiner Mutter hatte er darauf bestanden, daß seine goldblonden Locken militärisch kurz geschnitten wurden.

„Ich will nun mal meine Haaje so tjagen wie Schesant Thümmil!" sagte Wee Willie Winkie; und da sein Vater auch dafür eintrat, wurde das Opfer gebracht.

Drei Wochen, nachdem Wee Willie Winkie dem Lieutenant Brandis — auch wir wollen ihn kurz Coppy nennen — sein jugendliches Herz geschenkt hatte, sollte er seltsame Dinge erfahren, die weit über seinen kleinen Verstand gingen.

Coppy erwiderte die Zuneigung des Kindes mit aufrichtigem Interesse. Er hatte ihm seinen großen Säbel, der gerade so groß war wie Winkie selbst,

*) Von Copper = Kupfer. Copper-rose = Klatsch-Rose.

für fünf selige Minuten anvertraut, hatte ihm einen jungen Terrier verspr... en und ihm erlaubt, bei der wunderbaren Operation des Rasirens Augenz... u sein. Ja, mehr noch: Coppy hatte sogar gesagt, daß Winkie mit der Z... Inhaber eines Kastens mit blitzenden Waffen, einer silbernen Seifendo... einer mit silbernem Griff versehenen „Schpjitz-Bürste", wie Wee Willie ... sie nannte, avanciren würde.

Jedenfalls gab es außer seinem Vater, der ihm ja nach Belieben ... schlechte oder gute Qualifikation ausstellen konnte, keinen Menschen, der auch n... halb so klug, stark und tapfer gewesen wäre wie Coppy mit seinen afghanisch... und egyptischen Medaillen auf der Brust. Warum sollte sich also Coppy de... unmännlichen Schwäche schuldig gemacht haben, ein großes Mädchen, Miß Allardyce nämlich, geküßt, recht herzhaft geküßt zu haben?

Während eines Morgenrittes hatte Wee Willie Winkie seinen Coppy hierbei beobachtet, als Gentleman aber sofort Kehrt gemacht und war zu seinem Reitknecht zurückgaloppirt, damit dieser Bursche den Vorgang nicht auch sehen sollte. Unter gewöhnlichen Umständen würde er mit seinem Vater über diesen Fall gesprochen haben; aber er fühlte instinktiv, daß es eine Angelegenheit war, über die er zunächst Coppy selbst befragen mußte.

„Coppy!" rief Wee Willie Winkie eines Morgens früh vor der Thür des Lieutenants, „ich möchte Dich schpjechen, Coppy!"

„Komm rein, mein Junge", erwiderte Coppy, der, umgeben von seinen Hunden, frühstückte. „Was hast Du denn wieder ausgefressen?"

Wee Willie Winkie hatte während der letzten drei Tage notorisch nichts Böses gethan und fühlte sich daher auf dem Gipfel der Tugendhaftigkeit.

„Darnichts hab' ich ausbefjessen", sagte er und warf sich auf ein Sofa. Dabei ahmte er die abgespannte Haltung seines Vaters nach einer heißen Parade nach. Dann vergrub er seine Schmutznase in eine Theetasse und fragte, während seine Augen über den Rand hervorglänzten: „Sag mal, Coppy, ist es wohl jecht, ein djoßes Mädchen zu tüssen?"

„Donnerwetter! Du fängst ja früh an! Wen willst Du denn küssen?"

„Teinen. Meine Mutter tüßt mich blos immer, wenn ich nicht stillhalten will. Aber wenn es nicht jecht ist, wajum hast Du denn Major Allardyce sein djoßes Mädchen gestern Morgen getüßt, am Tanal?"

Coppy runzelte die Stirn. Er und Mrs. Allardyce hatten es mit großem Geschick verstanden, ihre Verlobung vierzehn Tage lang geheim zu halten. Es lagen besondere Gründe vor, warum Major Allardyce vor einem Monat nichts von dieser Verlobung erfahren durfte, — und dieser kleine Taugenichts hatte nun schon viel zu viel davon entdeckt.

„Ich sah Euch", fuhr Wee Willie Winkie fort, „aber der Gjuhm sah es nicht. Ich rief ihm zu: Hut Jao!" (Halt da!)

„Da hast Du viel Verständniß gezeigt, kleiner Schnüffler", seufzte der arme Coppy, halb belustigt, halb beunruhigt. „Wie vielen Leuten hast Du es denn schon erzählt?"

„Teiner Seele. Du hast auch nichts wieder djesagt, als ich auf dem Büffel jeiten wollte, wie mein Pony lahm war. Und ich dachte, Du würdest es auch nicht gern mögen!"

„Winkie", sagte Coppy und schüttelte begeistert seine kleine Hand, „Du bist der beste aller Kameraden! Sieh mal: Du verstehst Das noch nicht. Neulich mal — warte, wie kann ich Dir denn Das begreiflich machen? . . . Also ich will Miß Allardyce heirathen und dann wird sie Mrs. Coppy, wie Du sagst. Wenn aber Dein junges Herz so entrüstet darüber ist, daß ich ein großes Mädchen geküßt habe, dann geh' hin und erzähl' es Deinem Vater!"

„Was passirt dann?" fragte Wee Willie Winkie, der fest an die Allmacht seines Vaters glaubte.

„Dann habe ich große Unannehmlichkeiten", sagte Coppy und spielte damit seinen Haupttrumpf mit einem herausfordernden Blick auf seinen Gegenpart aus.

„Dann nicht!" sagte Wee Willie Winkie kurz. „Aber mein Vater sagt, es ist unmännlich, immer drauflos zu küssen, und ich habe nicht geglaubt, Coppy, daß Du sowas thust!"

„Ich küsse ja auch nicht immerzu, mein alter Junge, nur dann und wann. Und wenn Du mal größer bist, wirst Du das Küssen auch schon lernen. Dein Vater meint, nur für kleine Jungen wäre es noch nichts!"

„Ach so", sagte Wee Willie Winkie, nun vollständig aufgeklärt, „dann ist es eben so wie mit der Schpjitz-Bürste?"

„Gerade so", sagte Coppy ernst.

„Aber ich glaube nicht, daß ich jemals djoße Mädchen küssen mag, oder überhaupt Jemand außer meiner Mutter; und die muß ich, weißt Du!"

Dann entstand eine Pause.

Endlich begann Wee Willie Winkie wieder:

„Hast Du das djoße Mädchen lieb, Coppy?"

„Schrecklich", sagte Coppy.

„Lieber als Bell oder die Butscha oder mich?"

„In anderer Weise", meinte Coppy. „Sieh, Miß Allardyce wird eines Tages mein Eigenthum sein, aber Du wirst größer, wirst das Regiment führen und wer weiß noch was werden. Das ist doch ganz etwas Anderes, nicht wahr?!"

„Danz jecht!" sagte Wee Willie Winkie und stand auf. „Wenn Du das djoße Mädchen lieb hast, werde ich es Keinem wiedersagen. Nun muß ich aber gehn."

Coppy erhob sich und begleitete seinen kleinen Gast bis an die Thür. „Du bist ein ganz famoser Junge, Winkie. Ich will Dir was sagen: in dreißig Tagen kannst Du darüber sprechen, wenn Du willst, mit Jedem."

So war das Geheimniß dieser Verlobung von dem Worte eines Kindes abhängig gemacht; aber Coppy, der Willies Begriff von Treue und Glauben kannte, war wenig beunruhigt. Er fühlte: der Kleine würde Wort halten.

Wee Willie Winkie verrieth von nun an ein besonderes und ungewöhnliches Interesse für Miß Allardyce. Langsam und bedächtig schlich er um die junge Dame herum und setzte sie durch ernstes und unverwandtes Ansehen in Verlegenheit. Er versuchte, zu ergründen, warum Coppy sie wohl geküßt hatte. Sie war nicht halb so hübsch wie seine Mutter. Doch war sie Coppys Eigenthum und würde ihm in kurzer Zeit angehören. Deshalb schickte es sich für ihn, sie mit dem selben Respekt zu behandeln wie Coppys großen Säbel oder seine glitzernde Pistole. Der Gedanke, daß er mit Coppy ein wichtiges Geheimniß theilte, ließ ihn drei Wochen ungewöhnlich artig sein. Aber dann brach der

alte Adam wieder durch und er machte in einem entlegenen Winkel des Gartens ein „Biwak-Feuer". Wie konnte er voraussehen, daß die umherfliegenden Funken einen kleinen Heuschober anzünden und den Wochenvorrath für seines Vaters Pferde vernichten würden? Die Strafe folgte auf dem Fuße: Verlust des Führungabzeichens und, das Schlimmste von Allem, zwei Tage Kasernenarrest, der sich auf Haus und Veranda erstreckte, verbunden mit dem Verbot, sich vor seinem Vater sehen zu lassen.

Er nahm das Urtheil als der Mann hin, der er stets zu sein bemüht war. Mit zitternder Unterlippe zog er ab, stand an der Thür stramm ... Dann aber, einmal aus dem Zimmer heraus, rannte er, bitterlich weinend, in die Kinderstube. Sein „Twartier", wie er es nannte. Coppy kam am Nachmittag, um den Sünder zu trösten.

„Ich habe Ajest", sagte Wee Willie Winkie traurig. Ich darf nicht mit Dir jeden!"...

Ganz früh am nächsten Morgen kletterte er auf das Dach — Das war gestattet — und sah von dort aus Miß Allardyce, die gerade einen Spazirritt unternahm.

„Wo willst Du hin?" rief Wee Willie Winkie.

„Ueber den Fluß", antwortete sie und trabte weiter.

Die Garnison der 195er wurde im Norden durch einen Fluß begrenzt, der im Winter meist austrocknete. Schon in seinen frühesten Jahren war es Wee Willie Winkie verboten worden, über diesen Fluß zu gehen, und er hatte bemerkt, daß sogar Coppy, der allmächtige Coppy, niemals seine Schritte dorthin lenkte.

Wee Willie Winkie hatte außerdem einmal in einem großen blauen Buche die Geschichte von der Prinzessin und den Kobolden gelesen, eine höchst wunderbare Erzählung von einem Lande, in dem die Kobolde stets mit den Menschenkindern im Kriege lagen, bis sie schließlich durch den mächtigen Curdie besiegt wurden. Und so schien es ihm seitdem, daß die kahlen, schwarzen und purpurnen Berge jenseits des Flusses von Kobolden bewohnt würden; und wirklich hatten auch die Anderen oft gesagt, daß drüben die bösen Geister lebten. Selbst in seinem Hause waren die unteren Hälften der Fenster mit grünem Papier bedeckt, sicher doch der Unholde wegen, die sonst in die friedlichen Wohn- und Schlafräume hineinsehen und schießen konnten. Das stand jedenfalls fest: jenseits des Flusses, wo die Welt zu Ende war, lebten böse Zauberer und „Major Allardyce sein djoßes Mädchen" war im Begriff, sich in ihre Macht zu begeben. Was würde Coppy sagen, wenn ihr Etwas passirte! Wenn die Unholde sie wegschleppten, wie sie es mit Curdies Prinzessin gethan hatten! ... Sie mußte unter allen Umständen zurückgeholt werden.

Im Hause war noch Alles still. Wee Willie Winkie dachte einen Augenblick daran, wie zornig sein Vater werden würde; und dann ... brach er den Arrest! ... Ein unerhörtes Verbrechen!

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne warfen seinen Schatten so lang und schwarz auf die schön gepflegten Gartenwege, als er herunter zum Stall ging und seinen Pony satteln ließ. In der Stille der Morgendämmerung schien es ihm, als ob die ganze große Welt plötzlich stillstehen müßte, um auf Wee Willie Winkie zu sehen, der in so grober Weise seine Pflicht verletzte. Der schläfrige Reitknecht half ihm beim Aufsteigen; und da die eine große Sünde alle

anderen Bedenken in ihm zurücktreten ließ, gab er vor, er wolle zu Coppy Sahib hinüber reiten. Vorsichtig und lautlos ritt er über die weiche Erde der Gartenbeete aus dem Garten. Die Zerstörung, die der Pony mit seinen Hufen auf den Beeten anrichtete, war die geringste der Unthaten, die ihm die ganze Sympathie der Menschheit rauben mußten. Als er die Straße unter sich hatte, legte er sich vornüber und jagte so rasch, wie der Pony die Beine setzen konnte, hinunter nach dem Fluß.

Aber der muthigste aller Doppelponys vermag nichts gegen den langen Sprung eines Walers. Miß Allardyce war weit voraus. Sie hatte die Felder am Ufer und die Grenzwache, auf der alle Posten schliefen, passirt. Gerade, als sie das jenseitige Ufer erklomm, so daß Steine und Geröll umherflogen, verließ Wee Willie Winkie die Garnison und kehrte Britisch-Indien den Rücken.

Vorwärts gebeugt und die Flanken seines Ponys peitschend, brach er in Afghanistan ein; gerade konnte er noch Miß Allardyce als schwarzen Punkt in der steinigen Ebene schimmern sehen.

Der Grund ihres Wagnisses war einfach genug. Coppy hatte ihr bei Gelegenheit in einem Ton, als ob er bereits ihr Herr wäre, verboten, über den Fluß zu reiten. Nun wollte sie zeigen, daß sie noch einen eigenen Willen habe, und Coppy damit eine Lektion ertheilen.

Dicht am Fuß der unwirthlichen Berge sah Wee Willie Winkie den Waler fehltreten und stürzen. Miß Allardyce fiel ab und verrenkte sich den Fuß, so daß sie nicht wieder aufstehen konnte. Hatte sie auch ihre Geistesgegenwart behalten, so brach sie doch in Thränen aus. Wie überrascht war sie aber, als sie plötzlich ein Kind ihrer Rasse mit weit aufgerissenen Augen, mit der Khaki-Uniform angethan, auf einem fast ermatteten Pony auf sich zu galoppiren sah!

„Hast Du Dich sehr verletzt?“ rief Wee Willie Winkie, sobald er in Hörweite war. „Du hättest aber auch nicht hierher gedurft!“

„Ich weiß nicht“, antwortete Miß Allardyce kläglich, ohne den Vorwurf zu beachten; „aber mein lieber, guter Junge, was machst Du denn hier?“

„Du sagtest doch, Du wolltest über den Fluß jüber jeiten“, keuchte Wee Willie Winkie, der von seinem Pony sprang, „und Teiner, nicht einmal Coppy, darf über den Fluß jüber. Und da bin ich dleich hinter Dir her, aber Du hieltest ja nicht. Und siehst Du, nun hast Du Dir weh gethan und Coppy wird böse auf mich sein — und — und ich habe meinen Ajest gebjochen — meinen Ajest habe ich gebjochen!“

Da saß nun der künftige Kommandeur der Hundertfünfundneunziger und schluchzte. Trotz den Schmerzen in ihrem Fußgelenk war die junge Dame gerührt.

„Den weiten Weg von der Garnison bist Du hierher geritten? Warum denn?“

„Du gehörtest doch Coppy! Coppy hat mir Das erzählt“, klagte Wee Willie Winkie untröstlich; „ich sah, wie er Dich tüßte, und er sagte, er hätte Dich lieber als Bell oder die Butscha oder mich. Und deshalb kam ich. Du mußt dleich aufstehen und mittommen! Du hättest gar nicht hierher gedurft. Dies ist ein böser Ort — und — ich habe meinen Ajest gebjochen!“

„Ich kann mich nicht bewegen, Winkie“, sagte Miß Allardyce seufzend. „Ich habe mir den Fuß verrenkt. Was sollen wir nun machen?“

Wieder traten ihr die Thränen in die Augen und nur die tapfere Haltung

des Kleinen, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, verhinderte sie, laut aufzuschluchzen. Wee Willie Winkie war ganz von dem Gedanken durchdrungen, daß Weinen der Gipfel der Unmännlichkeit sei; obgleich es eigentlich selbst einem Manne erlaubt gewesen wäre, zusammenzubrechen, wenn er ein so großer Sünder geworden war wie Wee Willie Winkie.

„Winkie", sagte Miß Allardyce, „wenn Du Dich ein Bischen ausgeruht hast, kannst Du zurückreiten und zu Hause sagen, sie sollen mich hier abholen. Mein Fuß thut mir fürchterlich weh."

Der Junge schwieg eine Weile und Miß Allardyce schloß die Augen. Die Schmerzen hatten sie einer Ohnmacht nahe gebracht. Als sie wieder aufblickte, sah sie, daß Wee Willie Winkie dem Pony die Zügel auf dem Hals zusammengeknotet hatte und ihn mit einem derben Peitschenhieb laufen ließ. Das kleine Thier raste der Garnison zu.

„Aber Winkie, was hast Du gethan?"

„Ruhig!" sagte Winkie, „da kommt ein Mann ... wohl einer von den bösen Kobolden. Ich muß bei Dir bleiben. Mein Vater sagt, ein Mann muß stets ein Mädchen beschützen. Jack rennt nach Hause und dann kommen sie und holen uns. Dajum habe ich ihn laufen lassen!"

Aber nicht nur einer, sondern zwei, drei Männer tauchten hinter dem Felsen auf und Wee Willie Winkies Muth sank bedenklich, denn unter ähnlichen Umständen pflegten die Kobolde sich hervorzustehlen und den armen Curdie zu quälen. So hatten sie es in Curdies Garten getrieben — Das hatte er auf einem Bilde gesehen — und so hatten sie auch die Amme der Prinzessin eingeschüchtert. Als er sie aber mit einander reden hörte, bemerkte er zu seiner Freude den kleinen Pushto, den Sohn eines kürzlich von seinem Vater entlassenen Reitknechtes, mit dem er zusammen gespielt hatte. Leute, die dessen Sprache redeten, konnten keine bösen Zauberer sein. Es waren sicher ganz gewöhnliche Eingeborene.

Sie kamen an die Stelle, wo Miß Allardyces Pferd gestürzt war.

Da erhob sich Wee Willie Winkie, ein Kind der herrschenden Rasse, sechsdreiviertel Jahre alt, und rief kurz und energisch: „Halt!"

Der Pony war inzwischen über den Fluß gelaufen.

Die Leute lachten; und Gelächter von „nativos" war das Einzige, was Wee Willie Winkie nicht vertragen konnte. Er fragte, was sie wollten und warum sie nicht machten, daß sie fortkämen.

Noch andere Männer mit höchst verdächtigen Gesichtern und krummschäftigen Flinten krochen aus dem Schatten der Hügel hervor, bis Wee Willie Winkie schließlich ungefähr zwanzig dieser Kerle vor sich hatte.

Miß Allardyce schrie entsetzt auf.

„Wer seid Ihr?" fragte einer der Männer.

„Ich bin der Sohn des Colonel Sahib und befehle Euch, daß Ihr auf der Stelle fortgeht. Einer von Euch muß in die Garnison laufen und sagen, daß das weiße Fräulein sich verletzt hat und daß des Obersten Sohn hier bei ihr ist!"

„Der will uns auf den Trab bringen?!" war die lachende Antwort. „Hör' doch Einer den Knirps an!"

„Sagt, daß ich Euch schicke, ich, des Obersten Sohn. Sie werden Euch Geld geben!"

„Was soll das Gerede! Nehmt Beide mit und verlangt ein anständiges Lösegeld für sie. Wir sind die Herren in den Dörfern auf der Höhe!" sagte eine Stimme im Hintergrunde.

Es waren doch böse Zauberer, schlimmer noch als die Kobolde, und Wee Willie Winkie mußte seine ganze Energie zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Aber er fühlte, daß Weinen angesichts eines „native" — ausgenommen höchstens die Dienerin der Mutter — eine größere Felonie gewesen wäre als jede noch so grobe Pflichtverletzung. Außerdem hatte er ja als zukünftiger Kommandeur der Hundertfünfundneunziger dieses schneidige Regiment geschlossen hinter sich.

„Wollt Ihr uns etwa fortschleppen?" sagte Wee Willie Winkie bleich und unruhig.

„Ja, mein kleiner Sahib Bahadur!" erwiderte der größte von den Kerlen, „fortschleppen und dann auffressen!"

„Daß ist Tinderdewäsch", sagte Wee Willie Winkie. „Menschen fjessen teine anderen Menschen!"

Eine Lachsalve unterbrach ihn; aber mit fester Stimme fuhr er fort: „Und wenn Ihr uns fortschleppt, so sage ich Euch, daß mein ganzes Jegiment binnen vierundzwanzig Stunden tommen wird und Euch ohne Ausnahme töten wird! Nun: wer will meine Botschaft an den Colonel Sahib übernehmen?"

Es wurde dem Kinde, das die g's, k's und r's noch nicht richtig aussprechen konnte, leicht, in einem der landesüblichen Dialekte, deren er drei beherrschte, sich verständlich zu machen.

Da trat plötzlich ein anderer Mann zu der Versammlung und rief:

„Oh, Ihr Tröpfe! Was dieser Junge sagt, hat vollkommen seine Richtigkeit! Er ist der Liebling der weißen Truppen. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so laßt die Beiden laufen! Schleppt Ihr sie weg, so bricht das ganze Regiment los und plündert das Thal und unsere Dörfer. An Entkommen ist nicht zu denken, denn sie haben sämmtlich den Satan im Leibe. Khoda Yar haben sie die Brust mit Kolbenstößen eingeschlagen, als er sich mit der Flinte zur Wehr setzte! Wenn wir dieses Kind nur berühren, werden sie brandschatzen, rauben und plündern einen Monat lang, bis nichts mehr übrig ist! Besser, wir schicken Einen zurück, der die Botschaft übernimmt und der dafür eine Belohnung bekommt. Ich sage Euch: das Kind ist ihr Abgott und sie schonen weder uns noch unsere Weiber, wenn wir ihm ein Leid zufügen!"

Din Mahommed, der entlassene Reitknecht des Obersten, war es, der sich ihnen so entgegenstellte. Ein hitziger und aufgeregter Wortwechsel folgte seiner Rede.

Wee Willie Winkie, Miß Allardyces Beschützer, wartete ruhig den Ausgang des Streites ab. Sein „Jegiment", sein eigenes „Jegiment" würde ihn sicherlich nicht im Stich lassen, wenn es von seiner Lage erfuhr.

Der reiterlose Pony brachte die böse Nachricht zu den Hundertfünfundneunzigern, während im Hause des Obersten schon seit einer Stunde große Bestürzung herrschte. Das kleine Thier galoppirte über den Exerzirplatz, an der Hauptkaserne entlang, wo die Mannschaften sich niedergelassen hatten, um bis in den späten Abend hinein Schafskopf zu spielen. Kaum hatte Devlin, der Fahnenträger der Leibcompagnie, den leeren Sattel gesehen, als er durch die Kasernen=

räume stürzte und jeden Stubenältesten, den er traf, mit den Worten aufjagte: „Los, Ihr Kerls! Dem Obersten seinem Sohn muß was passirt sein!"

„Runter gefallen kann er nicht sein! So wahr mir Gott helfe! Der fällt nich runter", brummte ein kleiner Tambour. „Geht, setzt ihm über den Fluß nach! Da ist er, wenn er überhaupt wo ist. Vielleicht haben ihn diese Schufte schon aufgegriffen! Denn Gottes Auge sieht nicht in diese trostlose Gegend! Los! Auf nach dem Fluß!"

„Du kannst Recht haben, Mott!" rief Devlin. „Die ganze Compagnie — Ohne Tritt — Marsch! Und über den Fluß rüber — Vorwärts!!"

So brach die Leibcompagnie, zum großen Theil in Hemdärmeln, auf, um ihren Liebling zu retten. Hinter der Front arbeitete sich der in Schweiß gebadete Sergeant ab und trieb die Leute zu doppelter Eile an.

Die ganze Garnison war mit den Hundertfünfundneunzigern auf den Beinen. Alles jagte hinter Wee Willie Winkie her. Auch der Oberst holte sie schließlich ein. Mühsam kletterte er durch das steinige Flußbett; er war viel zu erschöpft, um dazwischen wettern zu können.

Auf dem Hügel, unter dem Wee Willie Winkies böse Kobolde sich noch stritten, ob man die Beiden wegschleppen sollte, gab ein Schnarrposten zwei Alarmschüsse ab.

„Was habe ich Euch gesagt!" rief Din Mahommed. „Da habt Ihrs! Die Teufel sind schon los! Da kommen sie! Packt Euch fort und laßt Euch nicht bei dem Jungen sehen!"

Einen Augenblick waren die Kerle noch unschlüssig; als aber ein dritter Schuß fiel, verschwanden sie in den Bergen, lautlos, wie sie gekommen waren.

„Das Jegiment kommt!" sagte Wee Willie Winkie zuversichtlich zu Miß Allardyce. „Nun ist Alles gut. Schjei nich!"

Er selbst bedurfte aber dieser Ermahnung am Allermeisten, denn als sein Vater zehn Minuten später die Beiden erreicht hatte, lag er mit dem Kopf in Miß Allardyces Schoß und heulte wie ein Schloßhund.

Und die Hundertfünfundneunziger brachten ihn mit Jubel und Geschrei nach Hause. Unterwegs kam ihnen Coppy auf schäumendem Pferde entgegen und gab Wee Willie Winkie zu dessen größtem Mißbehagen öffentlich vor allen Mannschaften einen herzhaften Kuß.

Dann aber wurde seine Würde glänzend wieder hergestellt. Sein Vater versicherte, daß ihm nicht allein der Arrestbruch verziehen sei, sondern daß er auch sein Führungabzeichen wieder tragen dürfe, sobald es die Mutter auf seinem Blusenärmel befestigt hätte. Miß Allardyce hatte dem Obersten Etwas mitgetheilt, das ihn stolz auf seinen Sohn machte.

„Sie gehörte Dir, Coppy", sagte Wee Willie Winkie und deutete mit einem schmutzigen Zeigefinger auf Miß Allardyce. „Ich wußte, sie durfte nicht über den Fluß jüber jeiten, und ich wußte, das Jegiment würde zu mir tommen, wenn ich Jack nach Hause schickte!"

„Du bist ein Held, Winkie!" rief Coppy.

„Du mußt mich nun nicht mehr Winkie nennen! Ich heiße Percival William Williams!"

Wee Willie Winkie war ein Mann geworden.

Rudyard Kipling.

Aus dem alten Byzanz.

Ein geistvoller französischer Minister hat einmal gesagt: L'Empire byzantin a été chez nous sévèrement jugé. Das hat seine Gründe; aber man vergißt dabei zu gern, was der selbe treffliche Geschichtforscher hinzusetzt: Byzance a été pour le monde slave et oriental ce qu'a été Rome pour le monde occidental et germanique. Ces peuples lui doivent tout: une religion, une langue littéraire, une littérature, un gouvernement. Ein solches Volk, so denkende Menschen werden fortleben, mag auch die geistige Feindschaft der nachgeborenen Geschlechter eine noch so große sein. Das Wort „byzantinisch" ist bei uns stigmatisirt; und namentlich die dortige hohe Geistlichkeit ist in den Augen des Durchschnittsgebildeten der Inbegriff von sklavischer Kriecherei und widerwärtigem Zelotismus.

Ich habe bei langjähriger Beschäftigung gerade mit diesen Vertretern der byzantinischen Welt- und Lebensanschauung diese schlimmen Züge wenigstens nicht ausschließlich in dem Portrait der oströmischen Prälaten wiederfinden können. In einer Zeit, wo der Despotismus von oben her jede freie Meinungäußerung erbarmunglos niedertrat, ist gerade die Kirche das einzige Asyl der Geistesfreiheit gewesen. Während sonst Alles binsenartig vor dem allerhöchsten Herrn sich beugt, sind die Priester die Einzigen, die in erhebender Weise Mannesmuth zeigen, ganz einerlei, ob Gefängniß, Blendung oder qualvoller Tod das ihnen drohende Schicksal war.

Es ist nun eigenthümlich, daß die entschiedenen Gegner der orthodoxen Glaubenslehre und der byzantinischen Kirchenpolitik, die katholischen Gelehrten, eine gewisse Sympathie für diese Männer bei allem inneren und äußern Gegensatze nicht verleugnen können. Kardinal Hergenroether hat dem großen Gegner Roms, dem nationalhellenischen Patrioten Photius, ein dreibändiges grundgelehrtes Werk gewidmet und es dabei verstanden, trotz dem scharf markirten theologischen und kirchenpolitischen Gegensatz doch dem genialen Patriarchen historisch gerecht zu werden. Wenn aber die geschichtlich hervorragendsten Gestalten des waschechten Byzantinerthums selbst dem Gegner Achtung abnöthigen, so zeigt sich, daß die landläufige Anschauung über das verkommene Byzanz einigermaßen der Revision bedarf.

Ein solcher markanter Charakterkopf in einer Zeit des allgemeinen Servilismus war auch der Patriarch Makarius von Antiochien. Kaiser Heraklius (610 bis 641) hatte eine kirchliche Union lediglich aus politischen Gründen zu Stande gebracht. Die Syrer nnd Egypter hielten sich von der Reichskirche fern und streiften damit rücksichtlos alle Loyalität gegenüber dem Kaiserhause ab. Sie sollten moralisch wiedergewonnen werden. Der Einbruch des Islam störte das im besten Gange befindliche Versöhnungwerk.

Heraklius' Urenkel Konstantin der Bärtige (668 bis 685) ließ auf dem ökumenischen Konzil von 680 die Unionlehre von dem Einen Willen in Christo feierlich verdammen, wieder aus politischen Gründen. Der Osten war definitiv verloren, dagegen die sehr rechtgläubigen Provinzen Italien und Afrika aufs Höchste, nahezu revolutionär durch die Kirchenpolitik der Regirung erregt. Vor Allem mußte daher mit dem Papst Frieden geschlossen werden. Der Canossagang des Kaisers sicherte dem oströmischen Gouvernement den Besitz von Italien auf weitere fünfzig Jahre.

Die meisten Prälaten Ostroms besaßen gegenüber Wünschen von oben her nur zu viel Anpassungfähigkeit oder, wie damals der Kunstausdruck lautete, „eine nützliche Oekonomie zur Rettung vieler Seelen." Auf den Wunsch des Kaisers verbrannten der Patriarch und die Bischöfe nach Vorschrift der päpstlichen Legaten, was sie gestern verehrt, und verehrten, was sie gestern verbrannt hatten. Nicht so Makarius. Er war ein überzeugter Anhänger des bisher giltigen Glaubens und wollte die von oben her befohlene Umkehr durchaus nicht mitmachen. Inmitten der glänzenden Bischofversammlung, der der Kaiser selbst, umgeben von seinen Generalen, Patriziern und Excellenzen, präsidirte, erklärte er: „Ich werde Euren neuen Glauben nicht bekennen; auch nicht, wenn ich in Stücke zerhauen und ins Meer geworfen werde." Und dabei blieb er mit unerschütterlicher Festigkeit, die schon Gibbon, kein Priesterfreund, an ihm bewundert hat.

Makarius machte auch der ökumenischen Synode viele Noth; denn er war so schändlich, für seinen Glauben unverächtliche wissenschaftliche Gründe ins Feld zu führen. Harnack hat in treffender Weise dieses Konzil als das „der Antiquare und Palaeographen" bezeichnet. Denn man stellte keine neuen Dogmen auf, sondern arbeitete mit umfangreichen Aktenfaszikeln früherer Synoden und ganzen Bänden von Citaten der Väter. Hier war nun aber Makarius seinen Gegnern über; denn er war der gelehrtere. Er führte für seine These von dem Einen Willen in Christo an: erstens einen Brief des Patriarchen Menas von Konstantinopel an Vigilius, den seligsten Papst von Rom, und zweitens zwei Briefe des Papstes Vigilius von Rom seligen Gedächtnisses, einen an den Kaiser Justinian frommen Andenkens, den anderen an Theodora, die Augusta frommen Gedächtnisses.

Das erregte natürlich große Bestürzung in der Versammlung; allein die päpstlichen Legaten erklärten diese wuchtigen Zeugnisse sämmtlich für gefälscht. Die Legaten waren keine Gelehrten, sondern, wie Papst Agatho (678 bis 681) selbst in seinem Briefe an Kaiser Konstantin bezeugt, fehlte ihnen „die weltliche Beredsamkeit, die so ungebildeten Menschen nicht zu Gebote steht; dafür besaßen sie die Einfalt des apostolischen Glaubens, in dem sie von Kindesbeinen an unterrichtet waren." Der Kaiser und sein Konzil

schauten auch nicht auf Gelehrsamkeit, sondern verfolgten mit Konsequenz nur das eine Ziel, eine aufrichtige Versöhnung mit Rom anzubahnen. Deshalb mußte Makarius Unrecht und deshalb mußten die Legaten Recht haben. Doch es läßt sich nicht leugnen: man verfuhr mit einer für diese Epoche sehr anerkennenswerthen Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit; und dabei ist es die roheste und dunkelste, die absolut literaturlose Zeit des byzantinischen Reiches. Als man in der dritten Sitzung den Brief des Menas verlesen wollte, bemerkten die päpstlichen Legaten: „Der Brief soll nicht verlesen werden; denn er ist gefälscht. Eure Heilige Majestät möge genau zusehen und bemerken, daß der Brief des Menas erst nachträglich dem Aktenfaszikel der fünften Synode vorgeheftet worden ist; auch ist Menas bereits im einundzwanzigsten Jahre Justinians gestorben, die Synode dagegen erst im achtundzwanzigsten abgehalten worden." Sogleich wird eine palaeographische Kommission gebildet, bestehend aus dem Kaiser, den anwesenden Excellenzen und einigen Bischöfen. Sie untersuchen den Aktenband genauer und finden, daß drei Lagen (Quaternionen) ohne die übliche Numerirung vorgeheftet sind. Erst mit der vierten Lage beginnt die Numerirung: Lage 1, Lage 2, Lage 3 u. s. w. Auch zeigen die drei vorgehefteten Lagen eine andere Schrift als die späteren. Sie sind also nachträglich zugesetzt worden und der Kaiser verbietet daher ihre Verlesung. Gegen die Akribie dieser geistlichen Palaeographen läßt sich nichts einwenden. Viel bedenklicher stand es mit den beiden anderen Zeugnissen, den Briefen des Papstes Vigilius. Diese sind nicht äußerlich als nachträgliche Zusätze gekennzeichnet, sondern gehören wirklich den Verhandlungen der siebenten Sitzung der fünften allgemeinen Synode an. In der vierzehnten Sitzung der sechsten Synode findet darum eine noch viel sorgfältigere palaeographische Untersuchung statt, die jeder philologischen oder historischen Kommission Ehre gemacht hätte. Der Archivar (Chartophylax) des Patriarchates, der Diakon Georg, legt zuerst auf den Tisch des Hauses zwei Pergamentbände, welche die Akten des fünften Konzils enthalten, dann eine Papyrushandschrift, die nur die siebente Sitzung enthält. Diese Codices waren schon vorher bekannt gewesen. Außerdem meldet er, daß er bei genauerem Nachsuchen in der Bibliothek des hochheiligen Patriarchates noch eine andere vollständige Papyrushandschrift der Akten der fünften Synode gefunden habe. Dann schwört der Archivar „auf die unbefleckten Evangelien Gottes", daß er diese Handschriften sämmtlich so, wie er sie vorgefunden, hier deponirt und keine Veränderung an ihnen vorgenommen habe.

Von Neuem konstituiren sich die Bischöfe als palaeographische Untersuchungskommission. Sie vergleichen die beiden Pergamentbände und die erste Papyrushandschrift mit der zweiten neu aufgefundenen Papyrushandschrift und einigen anderen alten Papyrushandschriften des selben Konzils; woher

sie diese haben, wird nicht gesagt. Und siehe da: die zwei bedenklichen Briefe finden sich nun in der Pergamenthandschrift und der Papyrushandschrift, die nur die siebente Sitzung enthält. Der zweite Band der Pergamenthandschrift beweist aber wieder, daß die Briefe des Papstes Vigilius nicht zur Zeit der fünften Synode geschrieben worden sind. Denn nach der mit „15“ und vor der mit „16“ bezeichneten Lage ist eine unnumerirte Lage eingeschoben und gerade diese enthält die beiden Briefe des Vigilius. Damit ist der Beweis geliefert, daß Dies nachträgliche Interpolationen sind und daß die Feinde des wahren Glaubens in „teuflischem Thätigkeitdrang“ diese Handschriften gefälscht haben. Sie werden kassirt und über die Urheber der Fälschung wird das Anathem ausgesprochen. So ist 680 die Entscheidung auf palaeographischem Wege gegeben worden. Leider hat sich auch hier, wie so oft, das wissenschaftliche Beweisverfahren als trügerisch erwiesen. Ich kann mich hier auf dogmatisch durchaus tadellose Autoritäten, Kardinal Baronius, Baluze und Bischof von Hefele, berufen.

Der Brief des Menas gehört allerdings nicht den Akten der fünften Synode an. Das sagt aber auch Makarius gar nicht. Es war üblich, kaiserliche Erlasse, dogmatische Briefwechsel hervorragender Praelaten und ähnliche Aktenstücke, die sich auf den selben Gegenstand mit den Konzilsverhandlungen bezogen, den Sitzungakten beizugeben als pièces justificatives. So besitzen wir in den Akten der Synode von Ephesus und Chalcedon zahlreiche nachträglich beigefügte Aktenstücke, die den Sitzungprotokollen nicht angehören. Diese sind in den einzelnen Handschriften je nach dem Belieben des Schreibers oder seines Auftraggebers bald mehr, bald minder zahlreich. So beweist das nachträgliche Beiheften des Menasbriefes gar nichts gegen seine Echtheit. Der Streit über die drei Kapitel, wegen dessen die fünfte Synode berufen wurde, hatte schon ein Jahrzehnt vorher, noch bei Lebzeiten des Menas, seine Wellen gezogen.

Mit Vigilius stand Menas in einem sehr lebhaften, bald freundlichen, bald etwas gereizten Verkehr. Hefele meint freilich, der Brief sei „jedenfalls unecht“; Das ist eine reichlich kühne Behauptung; denn sein Wortlaut ist uns völlig unbekannt, da der Kaiser auf der sechsten Synode die Verlesung des kompromittirenden Schriftstückes zweimal aufs Schärfste verbot.

Dagegen sind nach dem Urtheil der streng katholischen Gelehrten die Briefe des Vigilius echt. Die Akten der fünften Synode sind uns, wenn auch nur in lateinischer Uebersetzung, erhalten; und da findet man die beiden Urkunden dem Texte nach wörtlich mit den in der sechsten Synode verlesenen und verdammten Briefen übereinstimmend.

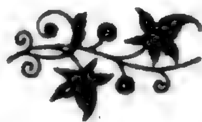
Dazu berichtet die palaeographische Untersuchungskommission des sechsten Konzils einen sehr merkwürdigen Vorfall. Es fand sich auch ein lateinisches

Exemplar der Akten des fünften Konzils vor, das die Patriarchalbibliothek für sechs Goldstücke von der Gattin des Patriziers Innocentius erworben hatte. Ueber dieses erzählte Konstantin, der Professor der lateinischen Sprache: „Wisse, Herr, zu den Zeiten des Patriarchen Paulus (641 bis 654) kam Fortunius, der Erzbischof von Karthago, nach der Residenz und wollte das Hochamt in der Großen Kirche (Hagia Sophia) celebriren. Nun entstand die schwierige Frage, wo man ihm seinen Platz anweisen solle, vor oder nach den in der Residenz als Synodalmitglieder weilenden Erzbischöfen. Der Patriarch suchte deshalb die Akten des fünften Konzils, um ihm nach der dortigen Sitzordnung seinen Rangplatz anzuweisen. Da fand man zufällig diesen lateinischen Band und nach dessen Angaben wies ihm Paulus seinen Platz gleich nach den beiden vornehmsten Metropoliten, dem von Caesarea und dem von Ephesus, an. Nun nimmt der Patriarch den Band und beauftragt den Professor, das lateinische Exemplar mit dem authentischen Papyrusbande der fünften Synode zu vergleichen. Es fehlen im lateinischen Exemplar die Briefe des Vigilius; Konstantinus übersetzt sie ins Lateinische und der Diakon und Kalligraph Sergius, der eine sehr schöne Hand führt, kopirt sie und heftet das fehlende Stück dem lateinischen Exemplar ein. Schon Baluze hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß das authentische vollständige Exemplar, also das offizielle Exemplar des Patriarchates, die Briefe enthalte. Ueber dieses für sie so gefährliche „authentische Exemplar" geht die Synode mit beredtem Stillschweigen hinweg. Der Wortlaut der Vigiliusbriefe ist nun allerdings für Makarius sehr günstig: „Wir verdammen ... wer nicht bekennt, daß der Gott Logos fleischgeworden ist, Das heißt: daß Christus Eine Hypostase, Eine Person und Eine Willensenergie sei." Die katholischen Gelehrten helfen sich damit, daß sie die Worte „und Eine Willensenergie" für eine nachträgliche monotheletische Fälschung erklären; das ist natürlich nur eine Verlegenheithypothese; und sie setzen sich auch dadurch mit dem Konzil in Widerspruch, das ausdrücklich die ganzen Briefe für Fälschung erklärt hat; aber Dies ist, wie sie selbst zugeben, eine völlig unhaltbare Behauptung. Man darf diesen Männern des barbarischen siebenten Jahrhunderts das Zeugniß nicht versagen, daß sie mit der größten Gewissenhaftigkeit und allen wissenschaftlichen Mitteln, welche die damalige Zeit kannte, ihre Untersuchung vorgenommen haben. Wenn ihr Ergebniß trotzdem nicht stimmte, so können sie sich damit trösten, daß Leuchten der Wissenschaft in ungleich aufgeklärteren Jahrhunderten manchmal von ähnlichen Schicksalen betroffen worden sind.

Makarius, dieser Märtyrer philologischer Gründlichkeit, wurde nach Rom geschleppt, wo er im Dunkel eines Klosters verschwand. Allein sein Glaube besaß begeisterte Anhänger in seiner Heimath Syrien: die Maroniten

des Libanon. Zur Zeit der Kreuzzüge haben die isolirten Maroniten sich mit Rom vereinigt und sind heute seine treuesten Anhänger. Ihre Gelehrten, vor Allem der große Assemani, haben gründlich nachgewiesen, daß ihre Ahnen niemas Monotheleten waren, und sie betrachten es heute als die größte Beleidigung, wenn man sie von jenen Ketzern des siebenten Jahrhunderts ableiten will, denen sie doch thatsächlich entstammen, gerade wie die Russen es nicht hören wollen, daß die Gründer und Organisatoren ihres Staates skandinavische Germanen gewesen seien. Die Völker vergessen überraschend schnell.

Jena. Professor Dr. Heinrich Gelzer.



Weibliche Einjährige.

Das Eindringen der Frauen in Berufe, die seit Jahrhunderten Reservatrecht der Männer gewesen sind, beunruhigt viele Gemüther, weil die meisten dieser von Frauen umworbenen Männerberufe heute bereits ohne diesen neuen Andrang an Ueberfüllung kranken. Aerzte, Juristen, Gelehrte haben wir nach allgemeinem Dafürhalten über den Bedarf. Aus anspruchlosen, untergeordneten Gehilfinnen Schaaren von Konkurrentinnen entstehen zu sehen auf Gebieten, wo der Konkurrenzkampf unter den Männern das Vorwärtskommen schon sauer genug macht: Das ist keine erquickende Aussicht. In allen Tonarten hat man darum den andrängenden Frauen Halt! und Zurück! entgegengerufen. Allein all dies Halt! und Zurück! vermag die bedrohliche Bewegung höchstens hier und dort ein Wenig zu hemmen; im Ganzen hält es sie so wenig auf, wie vorgeschobene Planken einen Strom aufhalten würden, der seinen Uferdamm durchbrochen hat. Die angehäuft brachliegende Frauenkraft will und muß sich bethätigen mit der Nothwendigkeit des ihr innewohnenden Naturgesetzes; die gebildete unversorgte Frau bedarf eines Erwerbs- und Berufszweiges, der ihr materielle Unabhängigkeit und eine ihrer Geistesbildung entsprechende gesellschaftliche Stellung ermöglicht.

Hiergegen wird eingewendet: Es giebt höchst ehrenvolle Berufe, die der Frau kein Mann streitig macht, für die die Weibernatur vorzugsweise geeignet scheint und in denen noch keine Ueberfüllung herrscht, vielmehr zum Theil sogar ein beklagenswerther Mangel an ausübenden Kräften. Als zum Beispiel

Krankenpflege, Kinderpflege, der Hebammendienst, die feine Küche. Warum wenden sich die Berufe suchenden gebildeten Frauen nicht zuerst diesen Zweigen zu?

Daß sie dies scheinbar Vernünftigste, Naheliegende unterlassen und dagegen das scheinbar Unvernünftige, schwer Zugängliche mit großer Energie erstreben, hat natürlich seine triftigen Gründe, Gründe analog denen, die unsere zunehmende Dienstboten-Noth und den Mangel an Arbeitern auf Wirthschafthöfen und Aeckern hervorrufen. In allen den gemiedenen Berufen entsprechen die materiellen und gesellschaftlichen Daseinsbedingungen nicht mehr den geistigen und materiellen Bedürfnissen der in Frage Kommenden. Die glatte Oberflächlichkeit, ein breites Tribunal, das stets schnell fertig mit dem Wort ist, pflegt zu sagen: „Heutzutage will eben Alles oben hinaus.“ In gewissem Sinne trifft sie damit das richtige: nach oben wollen, müssen wir Menschen nämlich Alle, im Gegensatz zum Wasser, das nach dem ihm eigenen Gesetz immer nach unten wollen muß. Nur soll man nicht einen Charakterfehler sehen und bekämpfen in einem Zuge, der eins der wesentlichsten Merkmale unseres Menschenthumes ausmacht.

Sobald der Mensch einer Lebensform entwachsen ist, sucht er nach einer neuen, passenderen. Man kann zuweilen durch geschickte Umarbeitung zu eng und kurz gewordene Kleider wieder passend machen und in dieser Richtung haben wir wohl auch das Mittel zu suchen, das allein geeignet wäre, die bedenkliche Verschiebung in den Berufswahlen einigermaßen zurechtzurücken. Ich meine, man muß die gemiedenen, weil nicht mehr annehmbare Lebensbedingungen bietenden Berufsarten so organisiren, daß sie wieder auf den sozialen Zuschnitt der vorhandenen Berufskandidaten passen.

Auf den Gebieten der Arbeiter und Dienstboten vollzieht sich dieser Prozeß bereits; auch unsere reformatorischen Frauenvereine sind in dieser Richtung mit Erfolg thätig. Aber gerade bei den als besonders weiblich anerkannten Berufszweigen für gebildete Frauen bleibt noch fast Alles zu wünschen übrig. Entschlössen sich die maßgebenden Kreise, die Aemter der Krankenpflegerin, der Hebamme, der Kinderwärterin, der Küchenmeisterin so zu heben, daß sie ihren Inhaberinnen an gesellschaftlicher Stellung und materieller Versorgung Das böten, was heute eine gebildete Frau, eine „Lady“, wie der Brite sagt, fordern kann und muß, so würde der Zudrang auch zu diesen Aemtern nicht ausbleiben und das Vaterland gewönne statt überflüssiger Gelehrtinnen höchst erwünschte und geschätzte Kräfte da, wo sie fehlen. Statt den Frauen die Universitäten zu verschließen und die Frage zu erörtern, ob der Frauenorganismus zur Ausübung gelehrter Berufe fähig ist oder nicht, sollten die Gegner des Frauenstudiums versuchen, die mühsamen und schweren Berufe, die sie als der weiblichen Geschlechtsindividualität besonders ange-

messen erachten, in einer Art umzugestalten, daß sie den geistig hochstehenden Frauen einen annehmbaren Ersatz für den Gelehrtenberuf bieten. Es handelt sich nur darum, die Nothwendigkeit und den großen Nutzen einer durchgreifenden Reform dieser Art zu erkennen; die Ausführung liegt im Bereich der Möglichkeit. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg.

Der Frauenberuf, bei dem das Mißverhältniß zwischen den geforderten Leistungen und Opfern und den dafür gewährten Lebensbedingungen besonders augenfällig ist, ist der der gebildeten evangelischen oder konfessionlosen Krankenpflegerin. (Ueber die Lage der katholischen Krankenschwestern kann ich nicht urtheilen). Wenn ich an die Existenz gebildeter Damen als Schwestern in unseren verschiedenen Krankenhäusern denke, so fällt mir das Wort der Braut von Korinth ein:

„Opfer fallen hier,
weder Lamm noch Stier,
aber Menschenopfer unerhört!“

Es ist ein Ring der Nöthe. Wieder und wieder können wir in den Blättern die Aufrufe von Geistlichen an christliche Jungfrauen lesen: „Kommt! Widmet Euch dem Diakonissenberuf um Jesu Christi willen!“ Neulich schrieb ein frommer geistlicher Herr ganz kindlich: „Ich glaubte immer, die Jungfrauen müßten von selbst kommen; nun aber sehe ich, daß ich sie rufen muß.“ Auch auf den Ruf des Guten werden sie nicht herbeiströmen! In allen unseren Krankenhäusern sind die Schwestern knapp und die Wenigen daher über die Kräfte angestrengt, so daß von den ohnehin Wenigen Wenige lange ausdauern können.

Und doch müssen Kranke sachgemäß gewartet werden um ihrer selbst und um der Gesunden willen. Sie sollen womöglich bald genesen, sie sollen die Gesunden nicht anstecken und das Tagesleben nicht allzu sehr belasten. Denn Kranke liegen oft wie ein zerstörender Mehlthau auf dem Leben ihrer Umgebung. Tausendfach werden frische, gesunde Kräfte einfach den Kranken hingeopfert.

Geordnete, geschulte, lokalisirte Krankenpflege ist gewiß eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staates. Aber was Staat, religiöse Gemeinschaften und Private in dieser Lage gethan haben und thun, ist unzureichend. Vor Allem unzureichend ist Das, was für die gebildete Krankenschwester geschieht. Die Krankenpflege — daran zweifelt wohl Niemand — ist einer der aufreibendsten Berufe, nicht nur für den Körper, sondern auch für Gemüth und Geist. Auch ist festgestellt worden, daß Sterblichkeit und Erkrankungen unter den berufsmäßigen Krankenpflegerinnen ziemlich die höchste Ziffer erreichen. Den ungewöhnlichen Strapazen müßten billiger Weise ungewöhnliche Auffrischungen das Gegengewicht bieten. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall.

Die Krankenschwestern sind so überanstrengt und erschöpft, daß sie in den sehr knapp bemessenen Urlaubszeiten der Erholung gar nicht mehr fähig sind. Einmal aus der Tretmühle ihres schweren Dienstes heraus, brechen sie gewöhnlich zusammen. Kein Wunder, daß man die mächtige moralische Unterstützung der Religion nothwendig gefunden hat, um Jungfrauen für einen solchen Beruf zu gewinnen und darin zu halten. Nur der Stimulans fortwährender religiöser Exaltation kann eine lebenslange Mägde-Arbeit mit Verzicht auf Erdenglück und Erdenlust erträglich machen. Darum hat man als Erfahrung verzeichnet, daß nur streng kirchliche Orden und Gemeinschaften bis jetzt dauernd brauchbare Krankenpflegerinnen gestellt haben. Allein die evangelische Kirche unserer Tage besitzt nicht annähernd genug Macht über die Gemüther, um durch ihren Einfluß den Bedarf an gebildeten Krankenpflegerinnen decken zu können.

In den nicht-religiösen Schwesterschaften liegen die Dinge noch schlimmer. Ermüdung, Dienstmägde-Arbeit, Einförmigkeit, Anstrengung sind hier wie dort; dagegen fehlt die belebende Gemüthsnahrung und das geistige Ausruhen während religiöser Erbauungstunden. Enttäuschung, Herzenskummer oder sonst eine Entgleisung auf dem Lebenspfad: Das sind die Beweggründe, die unsere nicht-kirchlichen Krankenschwesternschaften hauptsächlich zusammenbringen. So oft Dieses ausgesprochen wird, erhebt sich freilich im Kreis der Schwestern entrüsteter Protest; dennoch halte ich es für Thatsache. Selbstverständlich sind Ausnahmen vorhanden, Frauen, die hier, wie überall, wo sie stehen würden, sich, kraft ihrer überlegenen Persönlichkeit, zu Herrinnen der Situation machen. Nur darf auf Ausnahmen kein System gegründet werden.

Wenn heute der Beruf der Krankenpflegerin ein so schwerer und trauriger Dienst ist, daß nicht Viele den Muth und die Entsagungfähigkeit aufbringen können, ihn zu erwählen, so liegt Das nur zum kleineren Theil an der Dienstleistung als solcher. Die Hauptschuld trägt sicherlich die Organisation des Dienstes, die das Nothprodukt eines zweifachen Mangels ist: an Menschenkräften und an Geldmitteln.

An und für sich müßte sich der Krankendienst so gestalten lassen, daß er den sich ihm Weihenden ein volles, reiches, Herz und Geist füllendes Menschendasein böte. Das Pflegen ist eine der weiblichen Eigenart sehr gut liegende, ihr geradezu angeborene Beschäftigung. Der damit verbundene unmittelbare, intime Verkehr von Mensch zu Mensch, der eine Fülle persönlichsten Erlebens mit sich bringt, das Bewußtsein, Verantwortung über Leben und Tod in Händen zu haben, die hohe Wichtigkeit der Treue im Kleinsten, das seelsorgerische Moment, die Macht, zu lindern, zu helfen, zu stützen, die Bethätigung von Takt, Geduld, feiner Klugheit: dies Alles müßte die Krankenpflege zum idealen Beruf für eine geistig hochstehende Frau machen.

Um nun das Märtyrerthum des heutigen Krankenhausdienstes in einen erstrebenswerthen Beruf für gebildete Frauen umzugestalten, muß Sorge getragen werden, daß die Krankenpflegerinnen entlastet, möglichst vor Ueberanstrengung geschützt werden, in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Kranken; daß ihnen ferner außerhalb der Dienststunden Freiheit und Gelegenheit zu selbstgewählter Auffrischung gelassen werde und daß man ihnen, last not least, ein ihren Leistungen entsprechendes Gehalt und nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren angemessene Pension zahle. Sobald diese billigen Bedingungen von Staat oder Stadt oder Privatgesellschaften in vollem Umfang erfüllt werden, werden auch gebildete, intelligente Mädchen gern dem männlichen Arzt sein Praktiziren überlassen und sich mit dem Assistentenamt der Pflegerin begnügen. Falls sie wissenschaftliche Neigungen haben, würde ihnen medizinisches Universitätstudium dabei keineswegs hinderlich sein, vielmehr dazu beitragen, das Amt der geschulten Pflegerin zu heben.

Einen ganz eigenthümlichen Einwand vernahm ich, als ich vor Jahren einmal in einer Zeitung die Gehaltsfrage der Krankenschwestern berührte. Die aufopfernde Arbeit im Dienst der Nächstenliebe, so ungefähr sagte ein Geistlicher, sei mit Geld überhaupt nicht abzulohnen, sondern müsse als freiwilliger Dankestribut für das Erlösungopfer Christi dargebracht werden. Ein Entlohnen durch Geld wäre ein Herabziehen des ehrwürdigen Diakonissenstandes. Ich gebe gern zu, daß ein Leben aufopfernder Menschenliebe ohne materiellen Entgelt dem christlichen Ideal am Nächsten kommt. Doch kann ich nicht einsehen, warum in diesem Leben rauher Wirklichkeiten gerade auf diesem einen Gebiet den thatsächlichen praktischen Bedürfnissen nicht Rechnung getragen werden dürfte. Jeder Arzt, jeder Staatsmann, jeder Offizier, jeder Geistliche nimmt Geld für seine dem Gemeinwohl geleisteten Dienste, je mehr, desto lieber, ohne seinen Stand dadurch herabgezogen zu fühlen. Es geht eben nicht anders. Um, wie Graf Leo Tolstoi, seine Zeit und Kraft im Dienste der Menschenliebe *verschenken* zu können, muß man, wie Tolstoi, begütert sein. Auch ist es immer noch etwas ganz Anderes, zu sagen: Ihr *müßt* schenken und opfern!

Also noch einmal: um die sehr wünschenswerthe Umgestaltung des Krankenpflegerinnen-Wesens herbeizuführen, bedarf es erstens bereiten Menschenmaterials, zweitens des Geldes. Wie ist Beides zu schaffen?

Eine der stärksten Persönlichkeiten der modernen Frauenbewegung, Helene Lange, hat in einem auf der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Dresden 1891 gehaltenen Vortrag gesagt: „Wenn ich einen frommen Wunsch aussprechen darf, so ist es der, daß alle jungen Mädchen, wie der Mann sein Militärjahr, ihr Jahr in einem Volkskindergarten oder sonst einer Veranstaltung zum öffentlichen Wohl abdienen müßten." Der

Gedanke einer allgemeinen einjährigen Dienstpflicht für Mädchen ist seitdem an verschiedenen Enden aufgetaucht. Auch Männer, wie z. B. der Rendant des Johanniter=Ordens, Geheimrath Herrlich, haben sich eifrig damit befaßt. Mir scheint die Verwirklichung dieser Idee die Pforte zu einer ganz großartigen Reform, die eine praktische Umgestaltung des Krankenpflegerinnen=Berufes mit einschließen würde. Alle gesunden jungen Mädchen im Alter zwischen achtzehn und zweiundzwanzig Jahren hätten ihr Jahr je nach Neigung in Krankenhäusern, Kindergärten, Waisenhäusern, Volksküchen abzudienen.

Mit dieser Einführung, die wohl noch in keinem Staate versucht worden ist, sollten wir den Anfang machen, denn sie wäre echt preußisch im guten Sinne. Ein Jahr praktischer Thätigkeit im Dienst der Nothleidenden, dabei stramme Disziplin, strenge Pflichterfüllung, persönlicher Kontakt mit Armuth und Leiden, wäre den zukünftigen Müttern ohne Frage förderlicher als das ziellose Herumflattern von einer Zerstreuung zur anderen. Es würde das Mädchen in den Ernst der Berufsarbeit einführen, würde ihm praktische Kenntnisse beibringen, seinen Blick weiter und tiefer machen, Muskeln und Nerven stählen. Daneben würden die alljährlich eintretenden einjährig Dienstpflichtigen eine sehr bedeutende Zufuhr an frischer Arbeitkraft sein und damit die werthvollen geschulten Kräfte entlasten. Den Geschulten, Erfahrenen würde dann mehr und mehr der geistige Theil des Dienstes, die Oberleitung, Anlernung, Ueberwachung, zufallen, während die mehr mechanische und die grobe Arbeit durch die „von der Pike auf“ Dienenden besorgt würde. Und ohne Zweifel fände man unter den Dienstpflichtigen immer Solche, denen der gewählte Dienst so sehr zusagte, daß sie sich aus freiem Antrieb entschlössen, dabei zu bleiben. Diese würden von Dienenden zu Lernenden und dann zu ausübenden Schwestern und Oberschwestern aufrücken. So könnte die einjährige Dienstpflicht der Mädchen mit einem Schlage einer doppelten Kalamität abhelfen. Die Mittel (aus denen auch die Gehälter sämmtlicher Lehrschwestern, Oberinnen, Anstaltärztinnen, Rendantinnen u. s. w. zu bestreiten wären) müßten durch eine mäßige, nur die vermögenden Staatsbürger treffende besondere Steuer eingebracht werden.

Frieda Freiin von Bülow.



Semesterwechsel.

Schulschluß, Ferien, Ultimo, Badereise: in diesen Zeichen steht jetzt die Börsenwelt. Wie der Privatmann eine Unfallversicherungpolice erwirbt, bevor er zur Weltausstellung nach Paris fährt, so erkauft sich der den Börsensälen Entweichende wenigstens für ein paar Wochen Ruhe durch Lösung seiner Verpflichtungen.

Die Abgaben, die in Spielpapieren vorgenommen wurden, sind zum großen Theil auf solche Vorbereitungen zur Badereise zurückzuführen und dürfen daher nicht sämmtlich der Abneigung gegen industrielle Werthe zugeschrieben werden. Das Erholungbedürfniß ist riesengroß; es entspricht dem Maß der Anstrengungen, die nothwendig waren, um bei dem letzten Ultimo mit heiler Haut davon zu kommen. Es gewitterte mehrmals gar zu vernehmlich; und auch der Blitz schlug ein. Berlin blickt ängstlich nach der Provinz und die Provinz nach Berlin, um zu sehen, wo der Schaden größer ist. In den ersten Julitagen mußte sich die Bescherung enthüllen. Der Feuerbrand trifft mitunter auch den Rechten. Herr Märker mußte sich seinen Gläubigern offenbaren, die ihn freilich längst kennen. Welches Unheil konnte dieser Mann anstiften, ehe ihn das Schicksal ereilte! Die schlimmste Kundengesellschaft wurde systematisch auf das Börsengeschäft, das ihr so fremd ist wie ein gutes Gewissen, dressirt. Sehr oft vergaßen diese Leute das Bezahlen oder erhoben den Differenzeinwand. Herr Märker ließ sie ruhig gewähren, denn ihm blieb noch genug Gewinn; nie plante er einen Appell an die Oeffentlichkeit, die er wohl mit Recht scheuen mochte. Jetzt aber, da er wieder einmal Kundenverluste erdulden muß, benutzt er den willkommenen Anlaß, um seine eigenen Verpflichtungen loszuwerden. Herr Laband, weiland Direktor der Berliner Maklerbank, hat zur rechten Zeit sich polnisch empfohlen, — und so muß dieser Flüchtling, der sich nicht mehr vertheidigen kann, noch seinen Rücken dazu hergeben, daß Herr Märker ihn als Deckung vorschiebt und auf sein Konto Verluste schreibt, die aus ganz anderer Quelle stammen. Das Mißtrauen gegen die Thätigkeit neuer Geschäfte ist leider nur allzu berechtigt. Die Zahlungeinstellungen, die öffentlich bekannt wurden, sind nicht die einzigen. Es liegt auch kein Grund vor, jede kleine Verlegenheit an die große Glocke zu hängen, wenn die Möglichkeit, dadurch weitere Schädigungen zu verhüten, nicht mehr vorhanden ist. Es wäre traurig, wenn der journalistische Beruf nur den Zweck hätte, Dem, der ihn ausübt, die Glorie des Vielwissers zu sichern. Neulich gab es einen förmlichen Tumult an der berliner Börse, als diese Schande des Journalistenstandes sich in die Toga der Unschuld zu hüllen suchte, nachdem sie leichten Herzens einer ehrlichen, strebsamen Firma ohne jeden Grund ein Brandmal aufgedrückt hatte. Der Heros eines solchen Tageblattes fühlt sich, wenn er in die Welt hinausschreien kann: „Ich weiß mehr als die Anderen!" Die Anderen sind freilich weniger erfinderisch. Ein kleiner Makler war in Schwierigkeiten gerathen, hatte aber die besten Aussichten, bald wieder auf festen Boden zu kommen. Jeder, den es anging, wußte davon und bemühte sich, das gute Werk zu fördern. Da ereilte den Aermsten der journalistische Henker, — und es war um ihn geschehen.

Die Zahl der Opfer dieses bösen Ultimo ist groß genug. Selbst die Rheinische Bank in Mülheim hat ihren Aufsichtrathsvorsitzenden, den berühmten Herrn Leo Hanau, der immer noch den Montanaktienmarkt beherrschen wollte, preisgegeben, als ob sie und nicht er der Gebieter wäre. Auch Herr Wittgenstein, der kluge Förderer der österreichischen Montanindustrie, dem sie die Einführung moderner Technik verdankt und der ein paar Jahre lang den dortigen Eisenmarkt in der Gewalt hatte, wird alt und vergißt die Gruppirung der Parteien. Das Wittgenstein-Syndikat ist zu einem stehenden Begriff in der Börsensprache geworden, und wenn Herr Feilchenfeld, der einstige Direktor der Böhmischen Escomptebank, die

wiener Börse für seine großen Unternehmungen in Montanpapieren in Anspruch nimmt, so muß sich Herr Wittgenstein gefallen lassen, daß er nach wie vor als Hintermann des alten Freundes betrachtet wird, des Mitwissers aller Börsenkünste, in denen Wittgenstein die unbestrittene Weltmeisterschaft besitzt. Diesmal war der Schüler ohne Hilfe des Lehrers vormarschirt. Das verdroß den Meister so sehr, daß er laut seine Schuldlosigkeit an den Herrschergelüsten Feilchenfelds betheuerte. So hat die wiener Börse endlich wieder einen Gesprächsstoff. Auch um die Kreditaktie erhebt sich ein niedliches Geplänkel. Die Herrschaft über dieses Papier ist den gemüthlichen Wienern von den ernsthafteren berliner Bankiers aus den Händen gewunden; doch die Berliner wittern Unheil und würden gern ihren Besitz verschleudern. Die Wiener wissen sich diese Abgabelust nicht zu erklären; und doch hätten sie es so leicht, sich nach dem Ergehen der hirtenberger Patronenfabrik zu erkundigen. Zunächst wird ihnen die Verwaltung zwar, wie üblich, mittheilen, daß Verhandlungen mit einer ausländischen Macht wegen umfangreicher Patronenlieferungen angeknüpft seien. Da jede Patronenfabrik sich um den Absatz ihrer Erzeugnisse kümmern muß, schweben stets solche Verhandlungen. Es kommt darauf an, ob die Werkstätten wieder beschäftigt sind und ob die entlassenen Arbeiter wieder angenommen werden können, und damit hat es noch gute Wege. Um dem groß angelegten Unternehmen auch nur eine bescheidene Rentabilität zu sichern, muß der Versuch unternommen werden, Geschoßzünder, Sprengkapseln, Jagdhülsen und ähnlichen Kleinkram in einer neuen Fabrik herzustellen, bis vielleicht nach ein paar Jahren wieder ein Patronenauftrag eintrifft. Seit dem spanisch-amerikanischen Kriege ist nämlich noch nichts verdient worden, und da die jedesmalige „Kriegsdividende" für das laufende Jahr allein in Betracht kommt und nicht auch zu ausgiebiger Dotirung eines besonderen Dividendenfonds benutzt wird, so folgt auf ein fettes Jahr eine Reihe von mageren. Aber die Kreditanstalt bleibt gern in alten Bahnen, auch wenn sie sich nicht bewährt haben. Ihre Semestralbilanz wird den Erfolg zeigen. Sie bleibt auch in der Betheiligung an anderen Unternehmungen bei der alten, verderblichen Unvorsichtigkeit; aber sie will eben glänzen. Wie schön klang es, als sie vor einigen Jahren verkünden konnte, es sei ihr „geglückt", einen bisher wenig beachteten Industriezweig zu „gründen"! Sie hatte sechs böhmische Fezfabriken dadurch, daß sie die Leiter gehörig spickte, unter einen Hut zu bringen vermocht. Die drei Millionen, die diese „Gründung" kostete, betrachtete die Verwaltung sicher als eine vorzügliche Anlage, zumal durch die Vereinigung der Fabriken die Konkurrenz aus dem Lande geschlagen war. Die Fezfabriken verfochten nur noch das Interesse der Kreditanstalt, und um sich ihr gefällig zu erweisen, erhöhten sie die Preise. Aber die beabsichtigte Erweiterung der Fabrikation und die Vertheuerung der Waare brachte nicht den erhofften Gewinn. Die böhmischen Herren hatten nämlich nicht mit ihren Abnehmern, fast ausschließlich türkischen Händlern, gerechnet. Diese beschlossen, sich von den alten Lieferanten abzuwenden und eine eigene Fezfabrik zu errichten. Ein belgischer Unternehmer lieh ihnen hierzu gern seine Kräfte. Er ließ sich in Böhmen Maschinen bauen und miethete geübte böhmische Arbeiter zu ihrer Bedienung. Nun haben die böhmischen Fezfabriken das Nachsehen. Die Bilanz des am dreißigsten Juni beendeten Geschäftsjahres wird diesen Mißerfolg vermuthlich erläutern; schon jetzt wird eine Einschränkung der Produktion nöthig werden.

Die Kreditaktie verdient also nicht den Rang des Favoritpapiers und die berliner Bankiers haben Grund, ihre Beziehungen zur österreichisch-ungarischen Monarchie zu lösen. Siemens & Halske scheinen auch schon des Spiels mit der wiener Stadtverwaltung müde. Sie haben an der blauen Donau eine eigene Gesellschaft gegründet, die sich nun vergeblich um die Genehmigung zur Erfüllung ihrer natürlichsten Pflichten bemüht. Die wiener Elektrizitätgesellschaft hat werthvolle Grundstücke zum Bau einer Centrale erworben. Aber die Kommune vergißt einfach, die Erlaubniß zur Errichtung zu ertheilen, obwohl die städtische Kommission, die den Antrag geprüft hatte, keine Ausstellungen zu erheben vermochte. So können die theuren Terrains nicht nützlich verwerthet werden. Auch neue Kabel möchte die Gesellschaft legen, aber die Kommune vergißt wieder, die Genehmigung auszusprechen oder sich auch nur zu irgend einem Bescheide zu bequemen. Dabei leitet sie keineswegs lokale Engherzigkeit. Der wiener Tramway-Gesellschaft geht es noch schlimmer. Ihr ist ein drückender Kontrakt aufgezwungen worden, der sie zu unrentablem Betrieb geradezu nöthigt. Sie muß den Strom theurer als jeder Andere bezahlen und genießt außerdem nicht das Privilegium der Steuerfreiheit, das ihre Rechtsvorgängerin, die Stadt selbst, besessen hatte. Dabei haben die Aktionäre innerhalb der Verwaltung nicht mehr mitzureden. Nur die Vertreter der früheren Aktienbesitzer führen die Geschäfte, und zwar in Gemeinschaft mit den Gegenkontrahenten der Tramway-Gesellschaft selbst; daraus entsteht das liebliche Verhältniß, daß die Leute, die mit dem Unternehmen Geschäfte machen, namentlich also alles für den elektrischen Betrieb Nöthige liefern, einseitig die Vorschriften erlassen, die dann die Gesellschaft, also die Aktionäre, binden. Noch hoffen die Aermsten, durchzusetzen, daß wenigstens ein Vertreter ihrer Interessen einen Platz im Aufsichtrath erhält.

Manche Elektrizitätgesellschaft wird noch die Macht preisen, die der Entfaltung ihrer Kräfte Schranken setzte. Den meisten Unternehmen dieser Art ist allmählich der Athem ausgegangen; das Geld ist verbraucht und die Banken geben keine neuen Vorschüsse her. Sogar die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die große, gebenedeite, über der Emil Rathenaus sorgsames Vaterauge weise wacht, hat in einem Theil ihrer Gebiete eine Verlangsamung der Arbeit eintreten lassen und wird zum früheren Tempo erst zurückkehren, „wenn die in Finanzkreisen vielfach gehegten Befürchtungen sich als unberechtigt erwiesen haben". Am Meisten haben die Städte unter dieser Zurückhaltung zu leiden. Sie hoffen und harren auf elektrische Licht- und Kraftanlagen, und da sie die zu diesem Zwecke nöthigen Kapitalien nicht durch Stadtanleihen aufbringen können, weil sich für sie kein Liebhaber mehr einstellt, so wählten sie bisher den bequemsten Weg: sie überließen die Sorge für die Geldbeschaffung den Unternehmern selbst. Die aber können nicht mehr, — und auf die elektrischen Straßenbahnen und die elektrische Beleuchtung muß einstweilen verzichtet werden.

Da selbst zu niedrigen Kursen die Stadtanleihen nicht mehr unterzubringen sind, wird der Blick sehnsüchtig nach dem fernen Amerika gerichtet. Vergeben und vergessen ist, daß die Vereinigten Staaten sich auf die Versorgung der deutschen Eisenverbraucher einrichten und, sobald nur irgend ein Schifflein Bedarf an Ballast hat, ihm Eisenfrachten anvertrauen; dann nämlich kostet der Transport nichts und die Beschwichtigungversuche, daß der Frachtzuschlag den Bezug

des amerikanischen Produktes für unsere Werke unrentabel mache, müssen verstummen. Aber deshalb keine nationale Feindschaft! Selbst unsere vielgeliebten englischen Vettern dürfen jetzt eine der bedeutendsten deutschen Maschinenfabriken, die bisher nur deutsches Eisen verarbeitet hatte, mit englischem Material versorgen, weil sie es billiger anbieten als die inländischen Hütten. Die Bande nationaler Scheu zerreißen eben im Geschäftsgetümmel. Und wenn die newyorker Bankiers unsere Rentenpapiere aufnehmen, so begrüßen wir sie gern mit dem Bruderkuß. Aber wir guten Deutschen sind wieder einmal etwas zu spät aufgestanden. Herr Rothstein, aus guten Gründen freiwilliger Agent des Herrn von Witte, hat eine Vergnügungfahrt nach Amerika unternommen und die Folge dieser harmlosen Freude ist, daß die Thür, die sich uns eben noch öffnen wollte, verschlossen bleibt. Nur einzelne amerikanische Versicherungsgesellschaften werden ein paar Millionen deutscher Reichs- oder preußischer Staatsanleihen in ihre eisernen Bestände aufnehmen. Deshalb soll man sich nicht wundern, wenn den fremden Unternehmern der Geschäftsbetrieb bei uns wieder gestattet wird. Do ut des lautet die Devise, auf die in finanziellen Fragen streng gehalten wird.

Lynkeus.



Notizbuch.

Herr von Miquel mußte, wie schon so oft, in der vorigen Woche wieder einmal Spießruthen laufen. Am Johannistage 1890 ist er Minister geworden und die Presse hat die zehnte Wiederkehr dieses Tages benutzt, um dem Jubilar allerlei unangenehme Dinge zu sagen, — die selbe Presse, die für Staatsmänner vom Range des Fürsten Hohenlohe stets Loblieder hat. Eine gute Censur bekam er nur von den Agrariern; aber auch ihnen merkte man die Angst an, durch zu freundliche Weisen am Ende dem Gelobten schaden zu können. Seine früheren Parteigenossen mögen Herrn von Miquel nicht mehr — die alte Liebe ist wenigstens in den nationalliberalen Blättern arg erkaltet —, das Centrum will nichts von dem Manne wissen, der Herrn Lieber die schlimmste Blamage seines Lebens beschert hat, und die Freisinnigen hassen ihn, Die um Rickert noch mehr als Die um Richter. Eine Satire, die Bamberger verfaßt hatte, für deren Autor aber Herr Alexander Meyer galt, hat vor Jahren schon Unfrieden zwischen Miquel und Meyer gesät; und seitdem hetzt der fette Alexander mit nie ermattendem Eifer gegen den jetzigen Finanzminister. Ein Blick auf diese Gegner zeigt schon, daß der Befehdete nicht von gewöhnlichem Schlage sein kann. Eine dumme Durchschnittsexcellenz würden solche Leute nicht angreifen; und wenn Herr von Miquel so eitel und ehrgeizig wäre, wie ihm nachgesagt wird, dann könnte er in der Presse leicht begeisterte Lober finden. Hier ist sein komplizirtes Wesen sehr häufig geschildert worden. Er wurde neulich „genial" genannt. Das ist merkwürdig falsch. Der Genius ist immer naiv und Herr von Miquel ist nur durch seine Verstandesschärfe stark. Daß er diese Kraft viel seltener zu positivem Wirken als zum Vertuschen benutzt, daß er keine muthige Politik treibt und fast immer nur von dem Wunsch erfüllt scheint, Schwierigkeiten zu verschleiern, Konflikte zu meiden und „die

Sache zu halten“: Das wird in der Geschichte unserer Zeit einst wohl seinen Ruhm recht empfindlich schmälern. Aber er hat die preußischen Finanzen in Ordnung gebracht, ist klug, gebildet und arbeitsam und wir sind an solchen Männern heute zu arm, als daß wir nicht froh sein müßten, wenigstens einen an wichtiger Stelle zu sehen. „Liberal“ ist er freilich nicht; und zum mindestens hundertsten Male hat ihn Herr Meyer jetzt an das Wort Wilhelms von Humboldt erinnert: „Wenn man einen Liberalen zum Minister macht, so hat man darum noch keinen liberalen Minister.“ Manche Leute werden dem malitiösen Sätzchen des schlechten Politikers Wilhelm von Humboldt die Sätze vorziehen, die der gute Politiker Paul de Lagarde einst schrieb: „Als Führer einer Lokomotive, als Verwalter eines Bahnhofes oder eines Schienenweges ist Niemand konservativ und ist Niemand liberal: Jedermann ist als Beamter dieser und jeder anderen Art Techniker, Sachverständiger. Wir müssen den Staat als Das ansehen lernen, was er ist, als eine dienende Maschine, der gegenüber es sich um konservativ, liberal, freisinnig gar nicht, sondern nur darum handelt, ob sie zu unserer Zufriedenheit und mit thunlichst geringen Kosten arbeitet.“

* * *

Auf diese Sätze könnte sich auch Herr Millerand, der französische Handelsminister, berufen. Ich war Sozialdemokrat, könnte er sagen, jetzt aber bin ich Minister, muß also parteilos sein. Das klingt nicht übel. Aber ... est modus in rebus. Neulich wurde in Chalon-sur-Saône auf strikende Arbeiter geschossen. Die Weisung ging, wie man annehmen mußte, von der Regirung aus, der Herr Millerand angehört. Diese Regirung hat wenigstens kein Zeichen ihrer Mißbilligung gegeben und wurde von den Sozialisten deshalb un gouvernement soutien des fusilleurs genannt. Das genirt den Genossen Millerand nicht. Früher, als in Fourmies auf Strikende geschossen worden war, schäumte sein Zorn wüthend auf. Aber damals war er noch nicht Minister. Jetzt erklärt er, es sei ihm ganz gleichgiltig, ob die Regirung eine Tagesordnung annehme, in deren Schlußsatz „die kollektivistischen Lehren, mit denen man die Arbeiter betrügt“, heftig getadelt werden. Jetzt trägt er stolz den Großcordon des Gustav Wasa-Ordens, den ihm der Schwedenkönig verliehen hat, dienert vor europäischen und exotischen Fürsten, giebt Diners, deren Menus selbst bei den Gästen des Hotel Ritz Neid erwecken, und läßt ein kostbares Armband seiner Frau auf der Weltmesse ausstellen. Die Kammersozialisten, die mit der Möglichkeit rechnen, es später vielleicht auch einmal so gut zu haben, wollen dem wunderlichen Vertreter des Proletariates die Heerfolge noch nicht versagen. Der Parteivorstand aber hat eine Resolution veröffentlicht, in der von der Regirung gesagt wird, sie sei un gouvernement ennemi autant et plus même du prolétariat que tous les gouvernements ayant jusqu'ici passé au pouvoir. Der Sozialdemokrat Millerand bleibt Mitglied einer Regirung, die von der offiziellen Vertretung der sozialdemokratischen Partei mit diesen Koseworten charakterisirt wird. Und seine Kammergarde hat, Mann für Mann, um ihrem Meister und Herrn das ministerielle Leben zu retten, für die Tagesordnung gestimmt, die die „Betrügerlehren des Kollektivismus“ verdammt.

* * *

Aus Oesterreich kommen seit Jahren fast täglich Berichte, die den Zustand des Reiches und der Verwaltung höchst ungünstig schildern. Da ist es nur gerecht,

auch einmal etwas Gutes aus Cisleithanien zu melden. Der Statthalter von Böhmen hat an die Bezirkshauptleute ein Rundschreiben erlassen, dessen vernünftiger, im besten Sinn moderner Inhalt in Deutschland Staunen erregen muß. Da heißt es: „Es kann nicht die einzige Aufgabe der Verwaltungorgane sein, in den ihnen übertragenen Angelegenheiten nach dem Gesetz zu entscheiden; neben dieser allerdings wichtigen Thätigkeit der Verwaltungjudikatur ist ihre erste Pflicht, mit Herz und Verstand für das Gedeihen von Industrie und Gewerbe sowie für das Wohl der Arbeiterschaft mit vollem Verständniß und aus eigener Initiative reformirend und aufmunternd in das gewerbliche Leben einzugreifen. Dazu ist vor Allem nöthig, daß sich die Organe der Gewerbebehörde eine gründliche und ausgedehnte Kenntniß der industriellen, gewerblichen und Arbeiterverhältnisse ihres Bezirkes aneignen, was nur durch steten regen Verkehr mit den betheiligten Kreisen erzielt werden kann. Der häufige Besuch von Fabriken, Werkstätten und Arbeiterwohnungen wird sie nicht nur über das Wesen der Produktion und über die wirthschaftliche Lage der Arbeiter belehren, sondern ihnen auch die Gelegenheit verschaffen, sich um die verschiedenartigen belastenden Mißstände umzusehen und auf ihre Beseitigung zu wirken. Die Intervention bei Arbeiterversammlungen soll keineswegs ausschließlich vom polizeilichen Standpunkt erfolgen, sondern es ist nöthig, daß auch auf den sachlichen Inhalt der Reden und auf die vorgebrachten Beschwerden geachtet werde, damit sie auf ihre Richtigkeit geprüft und zu geeigneten Maßregeln verwendet werden können. Bei allen Amtshandlungen und bei Entscheidungen in Gewerbesachen soll mit der größten Raschheit vorgegangen werden, denn es handelt sich da immer um wichtige öffentliche Interessen oder um private Eigenthumsfragen, deren Schutz keine Verzögerung verträgt. Der bureaukratische Geist im schlechten Sinn dieses Wortes muß in Gewerbeangelegenheiten auf jeden Fall eingeschränkt werden und muß einer weitreichenden, freien und befruchtenden Thätigkeit der Gewerbebehörden weichen." Ob ein solcher Erlaß nicht auch in unseren Präsidien und Landrathsämtern recht nützlich wirken könnte? Oder kann aus Böhmen nichts Gutes kommen?

* * *

Die Oldenburger sind glückliche Leute. Ihr alter Großherzog, Peter, der neulich gestorben ist, war ein gutmüthiger, ruhiger, bescheidener Herr, der nicht daran dachte, sich für ein Wesen von besonderem Stoff zu halten, und sein Erbe, Großherzog Friedrich August, scheint dem Beispiel des Vaters folgen zu wollen. Peter lebte mit den Bürgern und hielt es für seine Fürstenpflicht, die Stimmungen, Wünsche und Wallungen des Volkes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Als andere souveraine Herren in der Sozialdemokratie noch eine Horde wüster und sittenloser Gesellen sahen, interessirte er sich schon für diese Bewegung — der ein Volkswirth vom Ruhm Bambergers damals eine höchstens zehnjährige Dauer prophezeite — und ließ sich während des Sozialistengesetzes das von Bernstein redigirte Parteiorgan im verschlossenen Couvert aus Zürich schicken, um zu wissen, was die Leute eigentlich wollen. Vielleicht hat die posthume Enthüllung dieser Thatsache bewirkt, daß die offiziellen berliner Blätter kein armes Wörtchen für den toten Bundesfürsten fanden. Als Peter im Franzosenkrieg mit seinem Truppentheil vor Metz lag, wurde ihm und seinem Sohn, dem jetzt regirenden Großherzog, vom König Wilhelm das Eiserne Kreuz verliehen. Die Oldenburger hatten in einem Gefecht mitgekämpft, das einen Ausfallversuch

der Belagerten zurückschlagen sollte, die Fürsten waren natürlich aber nicht ins Getümmel gekommen. Peter telegraphirte an seine Frau: „Der König hat mir und August das Eiserne Kreuz verliehen. Ich kann in dieser Auszeichnung nur eine Anerkennung für die oldenburger Truppentheile finden, da wir Beide keine Gelegenheit hatten, uns auszuzeichnen." Die schlichten Sätze schildern den ganzen nüchternen und bescheidenen Mann. In Berlin war er selten zu sehen; der Glanz höfischer Feste muß ihn wohl nicht an die Spree gelockt haben. Und sein Sohn hat gleich nach der Thronbesteigung gesagt: erstens wolle er keine Reden halten, zweitens wünsche er, die Wahrheit, auch die unangenehmste, zu hören, und drittens verbitte er sich alle festlichen, kostspieligen Empfänge und werde sich über ein paar einfache Blumen mehr freuen als über jede prunkvolle Aufwendung. Die Oldenburger sind glückliche Leute.

* * *

Die größte Freude hat das Versprechen des Oldenburgers erregt, keine Reden halten zu wollen. Im deutschen Süden war man der undämmbaren Redseligkeit unserer Staatsmänner längst schon satt; jetzt hat dieses Gefühl sich auch im Norden durchgesetzt und sogar die gute Tante Voß glaubt, mit Rücksicht auf ihre Abonnenten alle paar Tage gegen die Rednerei zu Felde ziehen zu müssen. Leidlich freie Kritik darf man in dem herrlichen Rechtsstaat Preußen ja nur an den Reden üben, die von Ministern, Staatssekretären, Präsidenten und Stadttyrannen geleistet werden. Und was diese Würdenträger bei Festen und Schmausereien vorbringen, interessirt längst keinen Menschen mehr. Soll man etwa noch umständlich von den Bratenreden der Herren von Thielen und von Hammerstein-Loxten berichten? Die Herren finden es passend, private Aeußerungen des Kaisers ans Licht zu zerren; sie würden sich vielleicht wundern, wenn sie hörten, was über hohe Beamte in Rominten und Kiel gesprochen wurde. Bismarck hat gesagt, ein guter Redner sei selten ein guter Schachspieler und noch seltener ein guter Politiker. Wir sehen heute entsetzt, wie richtig dieses Urtheil war. Da die eloquenten Würdenträger offenbar nicht begreifen wollen, daß sie sich, um zu wirken, rar machen müßten, wäre es am Besten, ihre Sectoratorien einfach totzuschweigen. In dieser Kunst leistet unsere Presse sonst doch so Großes: hier könnte sie einmal nützlich werden. Will man aber die Toaste durchaus drucken, dann empfiehlt sich als Motto der gute Spruch Franzens von Kobell:

Das merkt, Ihr Jagdgenossen:
Eine Rede, wie schön sie sei,
Hat nie ein Gambs erschossen.
So ists und bleibt dabei.



Chinarinde.

Der letzte Adventsonntag des Jahres 1897 brachte aus Kiel eine Kunde, die in die stille Zeit des germanischen Julfriedens und der christlichen Weihnachtstimmung nicht passen wollte. Deutschland, so wurde gemeldet, fuhr, während die Salutschüsse über die Föhrde dröhnten, in Pulverdampf

und Nebel hinaus. Die Botschaft sprach von einem Schiff, von dem Kreuzer, der, an der Spitze einer Marinedivision, den Prinzen Heinrich von Preußen nach Ostasien trug. In China waren zwei deutsche katholische Missionare ermordet worden, die chinesische Regirung konnte oder wollte die vom Vertreter des Deutschen Reiches geforderte Genugthuung nicht gewähren und so hatte am vierzehnten November 1897 der Admiral von Diederichs die Forts von Kiautschou besetzt. Ein anderer Admiral, der damals noch nicht adelige Herr Tirpitz, hatte im März des selben Jahres aus Ostasien, wo er Kommandant der Kreuzerdivision gewesen war, in das Reichsmarineamt den Plan mitgebracht, die 480 Quadratkilometer umfassende Kiautschoubucht zur deutschen Kolonie zu machen. Der Plan fand den Beifall des für die Reichspolitik verantwortlichen Kanzlers und wurde ausgeführt, als die Ermordung der Missionare den Vorwand bot: im Januar 1898 wurde die Bucht nebst dem Nachbargebiet auf neunundneunzig Jahre von Deutschland „gepachtet". Der Pachtvertrag mußte den vom Anblick deutscher Marinetruppen verängsteten Chinesen abgezwungen werden. Und um etwa sich regenden Widerstand niederzuzwingen, wurde Prinz Heinrich mit einem Geschwader hinausgeschickt. Er sollte, nach dem Wort seines Bruders, die in Ostasien lebenden Europäer und die Menschen der gelben Rasse lehren, „daß der deutsche Michel seinen mit dem Reichsadler geschmückten Schild fest auf den Boden gestellt hat, um Dem, der ihn um Schutz angeht, ein- für allemal diesen Schutz zu gewähren." Er sollte, wenn es nöthig sein würde, „mit gepanzerter Faust dreinfahren" und sich „den Lorber um die junge Stirn flechten." Die feierlichen Reden, die in Kiel von den scheidenden Brüdern gewechselt wurden und den Hörer an die dunklen Tage erinnerten, da Friedrich Wilhelm der Vierte rednerisch für die Befreiung des Berges Zion von islamitischer Herrschaft stritt, weckten in den Gesindezimmern der Ministerien lauten, bis in die Schreibstuben der Zeitungmacher fortklingenden Widerhall. Der Volkssinn aber, der in Schicksalsstunden eine öffentliche Meinung erzeugt, dachte still der tieferen Bedeutung der kieler Botschaft von der Nebelfahrt des Kriegsschiffes nach und sah vor dem inneren Auge erbebend das düstere Bild: Deutschland steuert im Nebel, von dichtem Pulverdampf umdunstet und von ungeübter Hand geleitet, in eine unbekannte, ungewisse Zukunft hinaus... Dieses bange Gefühl mußte beseitigt werden. Deshalb wurde den Deutschen die am Gelben Meer ihrer harrende Herrlichkeit eifrig gepriesen, der Feuilletonist des Auswärtigen Amtes rühmte in pointenreicher Rede den Platz an der Sonne, den Deutschland ohne Waf-

fengewalt — o cant! — erworben habe, und die trunken im Taumel der Aufschwungszeit schwelgende Händlerpresse erklärte, der neue Besitz sei unendlich werthvoller als die afrikanischen Wüsten. Prinz Heinrich landete nach langer Meerfahrt im Reich der Mitte, wie eine Siegerthat wurde gemeldet, er habe mit der Hilfe des deutschen Gesandten nach langem Mühen einen Bruch des geheiligten chinesischen Hofceremoniells durchgesetzt, und als er zurückkam, vernahmen wir staunend, er habe in Ostasien „eine große, gewaltige Aufgabe gelöst." Jetzt, dreißig Monate nach der kieler Botschaft, die hier ein Dysangelium genannt wurde, steht China in hellen Flammen. Der deutsche Gesandte ist in Peking getötet worden, das Leben aller Europäer ist bedroht, das Blut tapferer deutscher Soldaten geflossen, neue, an das asiatische Klima und die Beschwerden eines Kolonialkrieges nicht gewöhnte Truppen werden hinausgesandt, um, nach der wilhelmshavener Rede des Kaisers, „exemplarische Rache zu üben" und — zugleich — mit Muth und Blut für die christliche Sittenlehre zu zeugen, die Russen schieben die Schuld am Entstehen des Brandes der unbedachten Hast der deutschen Politik zu und Wilhelm der Zweite verkündet dem aufhorchenden Erdkreis, er werde nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen auf Pekings Mauern gepflanzt sind und er als Sieger den Chinesen den Frieden diktiren könne. Noch sind der chinesischen Gesandtschaft in Berlin nicht die Pässe zugestellt worden, noch hat der Bundesrath nicht die Zustimmung zu einer Kriegserklärung gegeben und Düftler beweisen mit spitzfindigen Sophismen, von einem Krieg gegen das „amtliche China" könne einstweilen nicht die Rede sein. Wer aber vermag heute zu sagen, wo das amtliche China zu finden und was seit einem Monat in Peking geschehen ist, wer gestern dort herrschte und morgen dort herrschen wird? Das nur wissen wir: chinesische Soldaten, nicht Aufrührer vom Boxerbund der patriotischen Faust, haben den deutschen Gesandten getötet und seinen Leichnam zerstückt, chinesische Truppen bedrohen das Leben unserer Landsleute und gegen diese Truppen und ihre politischen Befehlshaber rüstet der Deutsche Kaiser den Rachezug. Die Lehrer des Staats- und des Völkerrechtes mögen noch so haarscharf nachweisen, daß ein Kriegszustand zwischen den beiden Reichen nicht gegeben sei: für den schlichten Menschenverstand hat der deutsche Krieg gegen China seit Wochen begonnen.

In dieser schweren Stunde ziemt es dem Deutschen, mit dem Briten zu sprechen: Right or wrong, my country! Er darf nicht, weil er den Krieg für unchristlich, für das Ergebniß einer unachtsam vorwärts hastenden Politik hält, der nationalen Willenswallung seine Kraft versagen. Wenn in

der Adventzeit des Jahres 1897 die Deutschen befragt worden wären, ob sie eine imperialistische Expansion nach Ostasien wünschten: die überwiegende Mehrheit hätte sich dagegen erklärt. Heute giebt es eine solche Frage nicht mehr. Heute sieht Jeder ein, daß die Großmachtstellung des Reiches gefährdet wäre, wenn der an dem Platzhalter des Kaisers verübte Mord, wenn die Gewaltthaten, denen Deutsche zum Opfer fielen, ungeahndet blieben. So würde auch Bismarck denken, in dem der empfindlichste Sinn für nationale Größe lebte und zu dem deshalb in Fährlichkeiten der deutsche Geist stets, Rath und Rettung erhoffend, zurückschweift. Er hat als Kanzler vorsichtig immer gezögert und jede mögliche Folge erwogen, ehe er auch nur eine Kohlenstation mit dem Recht der Gewalt erwarb. Er war von dem deutsch-chinesischen Abenteuer, schon weil es die Reibungsfläche zwischen dem Deutschen Reich und Rußland zu verbreitern drohte, durchaus nicht entzückt und Freunde hörten ihn mit trübem Lächeln sagen: „Kiautschou ... Man muß sich an den Namen gewöhnen. Aber ich fürchte, daß dieser Kautschuk sich ins Unabsehbare dehnen und uns vielleicht noch sehr böse Stunden bereiten wird." Trotzdem würde er heute nicht eine Minute schwanken. Denn er hielt es stets mit Hamlets Wort: „Wahrhaft groß sein, heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen, doch einen Strohhalm selber groß verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel." Der chinesische Besitz galt ihm nicht viel mehr als ein Strohhalm, galt ihm vielleicht weniger; wo aber deutsche Ehre ins Spiel kam, kannte er kein zauderndes Bedenken. Der ohne Wank bis zum Tode getreue Magister Germaniae soll uns auch diesmal Lehrer und Vorbild sein.

Doch dieser Lehrer hätte uns, wenn er noch wachte, nicht die Frage verwehrt: Mußte es wirklich so weit kommen und ist der Gegenstand groß genug, um das Opfer deutscher Leben zu lohnen und für die Bedrohung der politischen Ruhe des Reiches Ersatz zu bieten? Seit Jahrzehnten haben wir den französischen, seit Jahren den englischen Chauvinismus verhöhnt und triumphirend gerufen, solche Wucherpflanze habe im deutschen Land keine Wurzel. Wir dürfen jetzt nicht schweigen, dürfen nicht ruhig, nicht ohne entschiedenen Widerspruch zusehen, wenn eine kurzsichtige Staatskunst, die sich au cœur léger geräuschvoll selbst ihre Erfolge bescheinigt, dem künstlichen Reichsbau das starke Fundament zu zerstören droht.

Der Kaiser hat beim Abschiedsgruß an die nach China gesandten Truppen gesagt, ihm sei der Krieg — er gebrauchte dieses unzweideutige Wort — nicht unerwartet gekommen. Auch auf diesen Blättern konnte man schon vor drei Jahren lesen, der nach Ostasien übergreifende Imperialismus müsse nach menschlicher

Voraussicht in einen Weltkrieg führen. Leider reicht die Uebereinstimmung des Urtheils nicht weit. Des Kaisers Wort sollte wohl an das Bild erinnern, das er 1895 von einem Kunsthandwerker malen ließ, das bekannte Amazonenbild vom Schutz der heiligsten Güter, das schlaue Schmeichler in England jetzt als einen Beweis für die Prophetengabe Wilhelms des Zweiten reproduzirt haben. Die Briten wissen, zu welchem Zweck sie ihre Guirlanden verwenden. Aus Rußland aber dringen andere Weisen an unser Ohr. Da ruft der Fürst Uchtomski, ein Günstling des Zaren und ein Mann, der China aus eigener Anschauung kennt, die Deutschen nicht haßt und nie panslavistische Neigungen gezeigt hat, nur der hastig zufahrende Eingriff der deutschen Politik habe die chinesischen Wirren verschuldet und Europa vor die Aufgabe gestellt, einem Volk von vierhundert Millionen Menschen eine Regirung zu schaffen, — Europa, dessen asiatische Politik durch die Verschiedenheit der Interessen zerklüftet und gelähmt ist. In Petersburg und Paris, in New-York und Tokio sprechen Andere dieses Urtheil nach. Dürfen wir es mit gutem Gewissen ungerecht nennen, weil es von einem Fremden stammt? Die Chinesen hielten sich ruhig und erholten sich sacht von den Niederlagen, die Japan sie erleiden ließ. Dem deutschen Handel bot Ostasien die beste Aussicht, denn die pekinger Regirung hatte den natürlichen Wunsch, ihre Aufträge einem Industrievolk zuzuwenden, dessen Leistungen überall gerühmt werden und von dem sie keine politische Bedrängniß fürchten zu müssen glaubte. Von Unruhen hörte man nur, wenn gegen den frommen Uebereifer christlicher Missionare sich die Volkswuth regte. Der Chinese hat eine uralte Kultur, eine bis in die Tiefe reichende, wenn auch nur dürftige Volksbildung und eine Religion, die sich mehr an den Verstand als an Phantasie und Gefühl wendet. Es ist begreiflich, daß er sich gegen einen Bekehrungeifer empört, der in wilden Ländern, nicht aber in civilisirten Gegenden angebracht sein mag. Der gute Märker Theodor Fontane schrieb vor fünf Jahren: „Wenn ich lese, daß wieder Missionare gemordet sind, thun mir die armen Kerle furchtbar leid; aber von Prinzips wegen kann ich sie nicht bedauern. Ich finde es anmaßlich, wenn ein Schusterssohn aus Herrnhut vierhundert Millionen Chinesen bekehren will." Würde der Kultusminister und der Oberkirchenrath in Berlin das Werben buddhistischer Missionare dulden, ihrem öffentlichen Wirken freien Spielraum verbürgen? Der Chinese ist ein völlig phantasieloser, kühler Materialist, dem die confucianische Religion besser als die nazarenische behagt. Doch der Eifer der Missionare hätte ihn kaum zum Aufruhr getrieben. Auch in den Gedanken hatte er sich gewöhnt, daß Russen, Briten,

Franzosen ihm von Jahr zu Jahr näher auf den Leib rückten. Das war nun einmal nicht zu ändern; und das Reich des Himmelssohnes blieb trotzdem ja noch groß genug. Jetzt aber griff Deutschland zu, plötzlich und ohne den Chinesen einleuchtenden Grund, — und damit war das Signal zur Zersetzung des Landes gegeben. Jeder heischte herrisch seinen Theil von der Beute, den Großen folgten die Kleinen und die schwache Regirung sah sich gezwungen, jedem Anspruch, auch dem keckſten, nachgiebig zu weichen. Daß diese Länderjagd die christlichen Völker in seltsamem Licht erscheinen ließ, ist natürlich; und nicht minder natürlich, daß die Mandschu-Dynastie, die wehrlos alle Wünsche der weißen Barbaren erfüllen mußte und sich ohnmächtig zeigte, im Lande um Autorität und Achtung kam. Die Macht der chinesischen Kaiser ist nicht in der Theorie, wohl aber in der Praxis beschränkt; und die Einrichtungen des Riesenreiches sind demokratischer, als man im Westen ahnt. Schon vor fast dreitausend Jahren wurde der Kaiser Yeu-Wang entthront, weil er gegen den Willen des Volkes dem Sohn seiner Favoritin das Erbrecht sichern wollte, und mit ihm versank sein ganzes Geschlecht. Auch jetzt scheint das Ende einer Dynastie gekommen zu sein. Die Mandschus haben das Land nicht vor der Zerstückung zu wahren vermocht, der gepanzerten Faust, die über den Ozean drohte, hat sich die Patriotenfaust der Boxer entgegengeballt und die nationale Leidenschaft hat selbst die Reichstruppen in den Dienst der Anarchie gezwungen. Dem deutschen Handel ist auf Jahre hinaus die ostasiatische Hoffnung zerstört, Russen und Yankees haben via Witte einen Pakt geschlossen, der ihnen den Löwentheil des chinesischen Geschäftes zuschanzt, und am Gelben Meer wird aus deutschen Kanonen und Gewehren jetzt auf deutsche Menschen geschossen. Das ist die traurige Folge unheilvoller Uebereilung. Die Russen, denen die reiche Beute nicht entgehen konnte, hätten ohne das deutsche Beispiel 1897 ruhig gewartet ... Mußte es wirklich so weit kommen?

Lord Robert Clive wollte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Generalgouverneur der Ostindischen Compagnie mit einem Heer von dreißigtausend Mann China erobern. Der kühne Plan wurde nicht ausgeführt, weil Clives Kollegen die unberechenbaren Kosten des Feldzuges scheuten und fürchteten, der Ehrgeizige, der Spekulant und Feldherr zugleich war, werde sich nach dem Sieg selbst auf den mit ihrem Gelde eroberten Thron setzen. Seitdem ist die Volkszahl der gelben Männer um hundert Millionen gewachsen, das Chinesenheer ist, wie auch unser Kaiser erwähnte, von europäischen Offizieren ausgebildet worden und im Gebrauch der Europäerwaffen geübt. Um den Aufstand niederzuzwingen, können mehr als dreißigtausend Mann nöthig

sein; und im Großen wird sich jetzt wiederholen, was damals im kleinen Bezirk einer Welthandelsfirma sichtbar wurde: jede Regirung wird vor ehrgeizigen Plänen der lieben Nachbarn zittern. Mit allen Künsten der List und des Truges wird ein Kampf begonnen werden, in dem das Deutsche Reich sehr wenig zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren hat. Es ist von eifersüchtigen Feinden und in ihrer Zuverlässigkeit unerprobten Freunden umringt, muß in jedem Augenblick zum Kampf um sein Daseinsrecht in Europa gerüstet sein und darf sich deshalb nicht mit Macht und Ehre in fernen Weltwinkeln festlegen lassen, wo der leiseste Anstoß zu ungeheuren Erschütterungen des Erdkreises führen kann. Mit erschreckender Schnelle haben die Folgen einer allzu laut gepriesenen Politik sich enthüllt und die Verantwortlichen mögen vor dem Tag der Abrechnung beben. Es wird Zeit, daß der wache Deutsche sich auf sich selbst, seine Pflichten und Rechte und auf den Ursprung seiner Macht besinnt und als ein Mündiger entscheidet, ob er den Weg eines Imperialismus nach römisch-britischem Muster weiter wandeln will. Er wird gewissenhaft zu prüfen haben, ob es nöthig war, wegen einer Kolonie, deren klimatische und wirthschaftliche Vorzüge jetzt schon von Kennern recht gering geschätzt werden und die einstweilen nur ein paar Syndikaten Vortheile verheißen, das Leben deutscher Männer aufs Spiel zu setzen, die für solche Kämpfe nicht gerüstet sind und, wenn sie fallen, nicht als Vertheidiger heimischen Bodens sterben, ob es nöthig war, sich in einen Welthader zu mischen, dessen Gefahren Bismarcks tapfere Staatskunst weise stets mied, und ein Mißtrauen zu wecken, das in kritischen Tagen verhängnißvoll werden kann. Noch ist es Zeit, sich mit einer weithin sichtbaren Genugthuung zu begnügen und Briten und Russen dann ihre chinesischen Händel allein ausfechten zu lassen. Eine deutsche Regirung hat zu Hause genug zu thun, kann im Deutschen Reich Ruhm in Fülle erwerben, ohne sich, nach üblem Vorbild, in imperialistische Räusche zu stürzen. Das aus der Chinarinde gewonnene Alkaloid befördert in kleinen Dosen und in leicht löslicher Form die Verdauung, große Dosen aber bewirken Ohrensausen, Schwindel, schweren, schmerzenden Rausch, Blindheit und Taubheit und können, da sie die Herzthätigkeit lähmen, zu jähem Tod führen. Es wäre ein Glück für Deutschland und eine Mehrung, nicht eine Minderung seines Ansehens, wenn die Regirenden es bei der ersten, winzigen Dosis bewenden ließen, die, wie man in medizinischen Lehrbüchern lesen kann, die Körpertemperatur des Leidenden kühlt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 14. Juli 1900.

Tsin-Schi-Hoang-Ti.

Die deutsche Kriegsflagge weht auf dem Weltmeer und fünfzehntausend Männer, deren rüstige Kraft auf heimischer Flur die Arbeit fördern könnte, sitzen, wenn der Dienst oder die Neugier sie nicht auf Deck ruft, in der engen, dunstigen Koje und denken zurück ins Land ihrer Lieben, sinnen vorwärts ins Unbekannte, dem das gepanzerte Schiff sie entgegenführt. Ihr Kaiser und Kriegsherr hat für Alles gesorgt, für Khakikleider und Tropenhelme, Mundvorrath, Waffen und Munition, und in der Aufwallung eines Rache heischenden Zornes sogar daran gedacht, aus Berlin den Kinetographen nach Wilhelmshaven kommen zu lassen, der die Abschiedsparaden und die Einschiffung der Rächerschaar für das Kinetoskop aufnehmen sollte. Nun haben sie Muße und können dem Zweck ihrer Reise nachdenken. So oft und so lange schon hörten sie von Kameraden das Ende der faulen Friedenszeit herbeiwünschen; jetzt ist der ersehnte Krieg da, ein Krieg, der Ehrenzeichen und rasche Rangerhöhung verheißt, und ihnen ward mitzukämpfen gegönnt. Wofür er kämpfen soll, darüber grübelt der gemeine Mann nicht; er ist froh, den eintönigen, ermüdenden Garnisondienst hinter sich zu haben und ein fernes Märchenland betreten zu dürfen, von dem er in alten Kalendern Wundergeschichten las. Nicht als Vertheidiger des Vaterlandes zieht er hinaus, wie vor dreißig Jahren der Vater oder der ältere Bruder; die heimischen Grenzen sind nicht bedroht und kein geraubtes Glied ist dem verstümmelten Leib der Mutter Germania zurückzugewinnen. Doch unter heißerer Sonne harren weiße Menschen der Retter aus Todesgefahr. Nur ein dünnes Gebälk trennt sie, Männer, Frauen und Kinder, von ihren Feinden, deren wüthender Wahn

grausamste Vernichtung sinnt. Wochen lang warten sie schon. Leichengeruch verpestet den schwülen Raum, Kranke und Verwundete heulen durchs enge Haus, die Nahrung ist knapp geworden und unten, vor den angstvollen Blicken blasser Jungfrauen, tobt das gelbe, schlitzäugige Gesindel. Noch ein Tag, eine Stunde vielleicht, — und die Horde erzwingt den Eingang und feiert auf den kaum erkalteten Kadavern der weißen Männer ein wüstes, orgiastisches Siegerfest, dessen Lust weiße Mädchen würzen müssen. . . Der Mann im Khakirock greift nach seinem Gewehr. Wenn er den verwaisten Kindern seiner Rasse als Retter erscheinen könnte! Aber sein Sehnen treibt das Schiff nicht schneller durchs Weltmeer; und ehe er in Reihe und Glied durch Pekings Thor marschirt, werden die Weißen geschlachtet oder geborgen sein. Der deutsche Soldat streckt sich auf sein schmales Lager. Ueber und unter ihm schnarchen schon längst die vom Wachtdienst ermatteten Kameraden. Nun sucht auch er den Schlummer. Er folgt dem Befehl und hat nicht zu fragen, warum sein Kaiser ihn übers Meer in die Ferne schickt.

Die daheim Gebliebenen aber, die kein Matrosenhemd und keinen Khakirock tragen, haben das Recht nicht nur, haben die Pflicht zu der Frage, was nun geschehen soll und welche Aufgabe den fünfzehntausend deutschen Männern gestellt ward, die jetzt der Ozean trägt. Während der ersten Juliwoche ist viel geredet und geschrieben, telegraphirt und photographirt worden; doch weder Worte noch Bilder haben das Ziel der Reichspolitik und den Zweck des Reichskriegszuges der Menge zu klären vermocht. Der Kaiser hat von „Mobilmachung“ und „Krieg“ gesprochen und mit zorniger Geberde gesagt, er werde „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat“, und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren.“ Diese Worte waren kaum verbreitet worden, da ließen sämmtliche Großmächte auch schon erklären, sie dächten nicht daran, einen Krieg gegen China zu führen, und würden zufrieden sein, wenn für die Ermordung und Beraubung der Weißen Sühne gewährt und im Reich des Himmelssohnes die Ruhe wiederhergestellt werde. Das feierliche Wort eines Deutschen Kaisers kann nicht ins Leere gesprochen sein. Wir müssen also annehmen, das Deutsche Reich führe allein Krieg gegen China; nur dann ist auch der Satz des Kaisers von dem „historischen Augenblick“ verständlich, „der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeutet“. Aber der Kaiser ist nach Norwegen abgereist, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der einzige verantwortliche Reichsbeamte, sitzt seit Wochen, den Geschäften fern, in der Schweiz und die Offiziösen verkünden, man dürfe

nicht von einem Kriegszug, sondern nur von einer Strafexpedition nach China sprechen. Hat der Kaiser, der den Krieg nur erklären kann, wenn das Bundesgebiet oder dessen Küste angegriffen worden ist, die Zustimmung des Bundesraths nicht gefunden? Die Unklarheit geht noch weiter. Der Kaiser will einen Rachekrieg führen und zugleich die Asiaten die milde Wunderkraft des Christenkreuzes kennen lehren; und nun scheint, mit deutscher Einwilligung, den japanischen Buddhisten und Shintoisten das Mandat anvertraut, in China Sühne und Ordnung zu schaffen. Dagegen wäre, wenn die Russen zustimmen, nichts einzuwenden; nur wird die rothe Sonnenscheibe der japanischen Kriegsflagge nicht einem Sieg der Christenlehre leuchten. Aus dieser Wirrniß führt kein erkennbarer Weg; und ein mündiges Volk darf doch fordern, daß man ihm sagt, welchem Ziel es entgegenwandern und wofür es kämpfen soll. Wenn die deutschen Soldaten in Ostasien landen, wird die alte Maha-Tsin, das Reich der Erdmitte, wahrscheinlich wieder ruhig sein. Entweder bleibt die Rebellion siegreich, eine neue Dynastie wird eingesetzt und die Mehrheit des Vierhundertmillionenvolkes schließt sich den empörten Patrioten an: dann wird ein Rassenkrieg nöthig, den nur ein nach Hunderttausenden zählendes Heer wagen kann und der Russen, Briten, Franzosen und Nordamerikanern eben so ungelegen käme wie den Japanern. Oder der Aufruhr wird unterdrückt und die Mandschus kehren auf den Thron Yaos zurück: dann wird die an Weißen verübte Unbill durch eine Massenhinrichtung gesühnt, Schadensersatz angeboten, demüthig Entschuldigung erbeten und dem von abgestraften Rebellen Beleidigten bleibt nichts mehr zu fordern. Im ersten Fall ist das deutsche Aufgebot zu schwach, um entscheidend eingreifen zu können, im zweiten findet es für seine Schlagkraft eben so wenig Verwendung wie vor drei Jahren die gepanzerte Faust des Prinzen Heinrich von Preußen; und in beiden Fällen kann der Hader der in Asien am Meisten interessirten Großmächte plötzlich zu sehr schlimmen Verwickelungen führen. Das erkennt in Europa auch der Laie. Was also soll geschehen?

In dem korrigirten und gedruckten Text einer Tafelrede des Kaisers steht ein merkwürdiger Satz, dessen Sinn uns vielleicht das dunkle Räthsel lösen kann. Nachdem Wilhelm der Zweite von dem historischen Augenblick gesprochen hatte, der in der deutschen Geschichte „einen Markstein bedeute", fuhr er fort: „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf." Man könnte erwidern, daß Deutschland ohne die Herrschaft über ein Weltmeer

groß und mächtig geworden ist, daß ozeanische Beweise nicht sehr haltbar sind und daß auch künftig, wie bisher, auf dem Rund der bewohnten Erde manche Entscheidung fallen wird, an der ein Deutscher Kaiser, und hätte er eine moderne Armada, nicht mitzuwirken vermag. Doch wichtiger als die Kritik eines Programmes ist zunächst die Aufhellung seines Sinnes. Und über diesen Sinn ist, wenn man ihn aus den Schleiern hebt, kein Zweifel mehr möglich. Er ist im Ausland verstanden worden und das Bemühen, ihn den Deutschen zu verhüllen, ist thöricht und unanständig. Der Kaiser will Weltpolitik größten Stils treiben, in den asiatischen Machtstreit eingreifen und bei jeder Entscheidung seiner Stimme Gehör sichern. Deshalb hat er die Karawanenstraße einer imperialistischen Industriepolitik beschritten, deshalb schnell die Verdoppelung der Schlachtflotte durchgesetzt, deshalb einen Heerhaufen von der Stärke einer Division nach China geschickt. Denn er will nicht nur die Ermordung seines Gesandten rächen, Leben und Eigenthum deutscher Bürger vor weiterem Schaden bewahren, sondern, wenn es zur Theilung des Mandschuerbes kommt, den deutschen Besitz in Ostasien beträchtlich mehren und schon jetzt den Chinesen zeigen, was er an Kriegsschiffen und bewaffneter Mannschaft aufbringen kann. Die Stunde, da diese Entscheidung fiel, durfte er einen historischen Augenblick und einen Markstein in der deutschen Geschichte nennen; sie hat uns, wenn dem Wort die That folgt, den nie mehr zu kittenden Bruch mit der deutschen Vergangenheit und mit der Politik Bismarcks gebracht. Der erste Kanzler glaubte, das junge Reich habe mit der Wahrung seiner europäischen Machtstellung genug zu thun; er freute sich, als Frankreich sich in Tongking festlegte, sah die günstigste Chance der stets von einer übermächtigen Koalition bedrohten deutschen Stämme darin, daß sie in dem zwischen Rußland und Großbritannien schwebenden Streit um die Herrschaft über Asien neutral bleiben könnten, unterstützte still, so weit das deutsche Interesse es irgend gestattete, die russische Politik und hielt bis zu dem Tage, wo Nordamerika und Rußland das großbritische Weltreich überwachsen haben würden, England für den der deutschen Entwickelung gefährlichsten Feind. Die kleinste Kolonie, sagte er nach dem Abschluß des deutsch-chinesischen Pachtvertrages, ist groß genug, um „Dummheiten zu machen“; und er hörte bis zu seinem letzten Lebenstage nicht auf, eindringlich vor einer Verzettelung deutscher Kraft an überseeische Abenteuer zu warnen, die bei neidischen Nachbarn Mißtrauen wecken und die Fähigkeit zur Vertheidigung des heimischen Bodens schwächen müßten. Dem dritten Kaiser sind solche Bedenken offenbar völlig fremd. Ihm ist das Reich Bismarcks zu klein

und er hält das Volk, dessen Vertrauensmann er sein soll, für so stark und so reich, daß es mit den älteren Weltmächten den Wettkampf wagen kann. Diesem Gefühl fand er in Wilhelmshaven weithin klingende Worte, — und das Echo brachte aus Petersburg, London, Paris und New York die Erklärung: Wir führen nicht Krieg gegen China, wir wünschen keine Machtverschiebung im Reich der Mitte. Vorher hatten die Russen sich geweigert, den England allzu befreundeten Japanern freie Hand zu lassen; nach den Reden des Deutschen Kaisers wich dieser Widerstand. Oft schon sah man, daß zwei Gäste, die, so lange sie allein am gedeckten Tisch saßen, einander mit feindlichen Blicken gemessen hatten, schnell Frieden schlossen, wenn ein Dritter sich anschickte, mit aus der Schüssel zu essen.

Heute noch, wie vor Humboldts Tagen, ist China den Deutschen ein unbekanntes Land. Mancher Gelehrte hat in der Sammlung der Sacred Books of the East den Tao-Te-King gelesen, Lao-Tses ehrwürdige Chinesenbibel, und mit heißem Bemühen die confucianische Sittenlehre studirt, mancher Politiker hat, wie Andrassy vor dem bosnischen Feldzug, geglaubt, dieses wilde Land könne eine Militärkapelle mit klingendem Spiel kampflos erobern. Das Wesen des gelben Volkes blieb, trotz Gaubil, Ritter und Gobineau, auch gebildeten Deutschen verborgen; und so konnte der Glaube aufkommen, die Chinesen seien Barbaren, denen mit Pulver und Blei die Grundbegriffe civilisirter Menschheit beigebracht werden müßten. Das ist ein gefährlicher Irrthum. An die Tao-Mären von den drachenköpfigen Mythenkaisern und von Pan-Ku, dem ersten, eine Heerde von Affensprossen beherrschenden Menschen, wird kein Europäer glauben; das hohe Alter der chinesischen Kultur aber ist durch unwiderlegliche Zeugnisse bewiesen und sicher ist auch, daß sich schon lange vor dem ersten Christenjahrhundert Fremde im Lande des gelben Volkes angesiedelt hatten. Gobineau citirt aus dem Schu-King die Sätze: „Die Fremden erregen Unruhen. Wenn Ihr aber fleißig Eure Geschäfte betreibt, werden die Fremden sich Euch gehorsam unterwerfen." Von dieser frühen Epoche asiatischen Staatenlebens wüßten wir mehr, wenn nicht einer der Herrscher Chinas jäh mit der Vergangenheit und ihrer überlieferten Lehre gebrochen hätte. Tsin-Schi-Hoang-Ti, der zwei Jahrhunderte vor Jesu Geburt lebte, wollte die Macht nicht mit den reichen Familien des alten Hochadels theilen, sondern als ein Caesar des Ostens auf einsamer Höhe über der Masse thronen. Um die Gewalt der adeligen Lehnsherren zu entwurzeln, ließ er die Bücher verbrennen, in denen der Ruhm ihrer Ahnen und ihr ererbter Anspruch auf Souverainetät aufgezeichnet war, und nur die Familienchronik der Tsin-

Dynastie, der er selbst entstammte, vor dem Feuer bewahren. Dann suchte er alle Verschiedenheiten der Stämme, Provinzen, Bezirke wegzuwischen, ernannte neue Beamte, die nie lange im Dienst bleiben durften, theilte das Reich in sechsunddreißig Departements und that kund und zu wissen, daß die alte Zeit und die alten Gedanken nun für immer begraben seien. Ein Neues sollte werden und Jeder aus dem gelben Volk erkennen, daß fortan nur ein Herrenrecht galt, nur ein Wille gebot. Damit war die organische Entwickelung des Volkskörpers unterbrochen und der Feudalstaat zum Imperium umgewandelt. Der Chinese blieb als Individuum, was er gewesen war: ein nüchterner, nur den greifbaren Gütern der Erde nachstrebender Mensch, ohne Phantasie, ohne übersinnliches Bedürfniß; das politische Leben aber erstarrte, wie immer in Despotien. Der Kaiser von China durfte nicht, wie andere Tyrannen des Orients, jeder raschen Laune, jedem Ueberschwang seiner Gefühle nachgeben und in wollüstiger Grausamkeit schwelgen; solches Wüthen hätte ihn um die Achtung der kühlen, verständig rechnenden Unterthanen gebracht. Doch er galt und gilt heute noch als ein geweihter Vertreter der Gottheit, als ein gestrenger Vater, dem man nur knieend nahen darf, und in der Theorie ist seiner Gewalt keine Schranke gezogen. In der gemeinen Wirklichkeit des Alltagslebens sieht die Sache freilich ganz anders aus. Wer ein nur auf Gütermehrung und schnellen Gewinn bedachtes Volk beherrscht, muß sich der Forderung fügen, daß dem Lande die Ruhe und die bewährten Geschäftsbedingungen erhalten bleiben und die Erwerbsmöglichkeit dem Händler nicht durch fremde Konkurrenz geschmälert wird. Ein solches Volk kann sich unter der monarchischen Spitze demokratische, sogar sozialistische Einrichtungen schaffen — und wirklich giebt es in China, wo beinahe Jeder lesen und schreiben kann und die Gesetze kennt, eine Volksabstimmung über wichtige Fragen des Rechtes und der Wirthschaft und dem Staatssozialismus des europäischen Westens nah verwandte Tendenzen —, aber es ist als politische Persönlichkeit zu unfruchtbarem Siechthum verdammt und wird früh oder spät die Beute des Starken, der sich nicht leichtfertig von der Wurzel des Stammes löste. Tsin-Schi-Hoang-Ti trennte China mit jähem Griff von der Tradition. Sein Geschlecht ist verschollen, die im Waffenhandwerk geübten Mandschus haben den Chinesen, die auf allen Märkten die billigste Arbeit anbieten, den Fuß auf den Nacken gesetzt und das Reich des Himmelssohnes hat seit Jahrtausenden kein die Menschheitgeschichte bestimmendes Wort mehr gesprochen.

Im Deutschen Reich sind der Macht des Einzelnen, auch des Kaisers, der hier kein Monarch, sondern unter Gleichen nur der Erste ist, von der

Verfassung enge Grenzen gezogen, und so lange Wortlaut und Sinn dieser Verfassung getreulich beachtet werden, kann nichts Wesentliches gegen den Willen der Volksmehrheit geschehen. Fürsten und Volk haben das Recht, in offener Rede das Ziel ihres Wollens zu zeigen, und man kann dem Kaiser nicht vorwerfen, daß er seine Absicht verborgen hat. Als er seinen Bruder nach China sandte, sprach er so laut, daß man ihn in Peking verstand und erschreckt auffuhr; denn Pächter pflegen nach dem Vertragsabschluß nicht von der Möglichkeit zu reden, ihr Platzhalter könne im Pachtgebiet blutigen Lorber ernten und zum Schlag mit gepanzerter Faust gezwungen sein. Nur in Deutschland verschloß sich dem Sinn dieser Sätze das Ohr, sträubt sich noch jetzt das nationale Empfinden gegen die vom französischen Konsul in Tientsin, vom Fürsten Uchtomski und vom Bischof Anzer vertretene Meinung, daß die chinesischen Wirren als Folgeerscheinung des Kiautschouhandels zu betrachten sind. Bismarck fürchtete damals, der Asiatenzorn könne sich gegen den preußischen Prinzen waffnen; ihn hätte die Ermordung des kaiserlichen Gesandten sicher nicht überrascht und er hätte den Beschwichtigern nicht geglaubt, die geschäftig erzählen, die Sache sei nicht so ernst gemeint. Worte, die der Deutsche Kaiser in die lauschende Welt hineinspricht, können nur ernst gemeint sein und müßten, wenn ihnen nicht die That folgte, ohne Echo künftig ins Leere verhallen. Noch einmal hat jetzt der Kaiser gesprochen, so deutlich und laut, daß nur der böse Wille ihn nicht verstehen kann, — und laut und deutlich muß ihm geantwortet werden. Nie ist bisher das Volk gefragt worden, ob es von der aus ruhmreicher Zeit überlieferten Politik scheiden und den steilen Pfad des Imperialismus beschreiten will. Zu solcher Frage ist nun die Stunde gekommen. Man löse, noch ehe über die Handelspolitik der Streit beginnt, den Reichstag auf und rufe die Wähler zur Entscheidung; dann muß es sich zeigen, ob die Mehrheit eine ins Weite schweifende Weltpolitik wünscht, zu deren dem Auge sichtbaren Zielen die Begründung einer deutsch-asiatischen Kolonialmacht gehört. Tsin-Schi-Hoang-Ti konnte vor zweitausend Jahren selbstherrisch mit der Stammesvergangenheit brechen. Ein Deutscher Kaiser wird sich nicht wundern, wenn das mündige Volk, das er vor dem Ausland vertritt, an der Gestaltung seines Schicksals mitzuwirken begehrt und wenn die daheim Gebliebenen anders denken als der in Khakistoff gekleidete Mann, der dem Befehl zu folgen und in der engen, dunstigen Koje nicht zu fragen hat, warum sein Kriegsherr ihn übers Meer in die Ferne schickt.



Shakespeare und der Krieg.

In einer Gesellschaft von Poeten und von Friedensfreunden wurde jüngst, ausgehend von dem eben tobenden Krieg, über den Geist des heutigen England debattirt; und wie das Gespräch sich weitete, richtete man an mich zuerst scherzhaft, dann allen Ernstes die Frage, welches das Glaubensbekenntniß Shakespeares in der Frage des Krieges gewesen sei. Der Scherz war etwas bitterer Natur; er erinnerte an die unbeträchtliche Wirkung moralischer Wahrheiten auf Mitwelt und Nachwelt und in letzter Linie also an den geringen praktischen Werth solcher Fragen. Mich als Einen von der Zunft aber mahnte er daran, daß die Shakespearekritik den Dichter noch immer sportmäßig nach neuen Noten durchstöbert und in ihn dabei selten mehr als im Schwange befindliche Stimmungen und Fragen hineininterpretirt: Hegelianismus in einer Epoche des Hegelianismus, Weltschmerz in einer Epoche des Pessimismus, Freiheitjubel in einer Zeit, da die Freiheit in Mode war. Und so gleichen wir Alle dem Knaben, für den nur die Augenblickserscheinung gilt und der auf der Wiese nach den Blumen greift, die die Jahreszeit hervorbringt. Hätte sich das öffentliche Bewußtsein je ernstlich der Frage vom Krieg und von der Möglichkeit seiner Abschaffung zugewendet: sicherlich hätten wir auch in der Shakespeareliteratur Zeugnisse von der Beschäftigung mit dem schönen Traum. Allein die Frage ist jung, sie galt nicht als vorhanden; und an utopistische Visionen verschwendet sich die Kritik nicht gern. Das heißt: sie wußte wohl Verse aus Shakespeare anzuführen, in denen der Krieg verdammt wird; aber indem sie Das that, lag ihr nicht die Hauptfrage selbst, sondern das Handwerkmäßige des Dichters am Herzen, die Schönheit, der pittoreske Ausdruck, das Pathos, die Bilderpracht. Und dann: was bewiesen die Citate für Shakespeares Gesinnung? Was für Worte sollte er seinen Menschen auf die Lippen legen, wenn in Rom der Bürgerkrieg ausbricht, wenn der Krieg zwischen den Häusern York und Lancaster England durchwüthet und Mordlust, Treulosigkeit, blutigste Knechtung durch seine Jahrhunderte ziehen? Wenn die Sehnsucht das Wort führt, daß dieser Dichter, den man den Weisesten aller Menschen nennt, auch in dieser Frage sich als den Weisesten erwiesen haben möchte, dann freilich werden wir Vieles in ihm finden, das unserem liebevollen Wunsch entspricht. Allein jedem die Kriegsfurie verfluchenden Wort antworten zehn andere, in denen die Muse desselben Dichters die Glorie des Krieges preist; und noch mehr: nicht nur die Sieger, die in sich den Antrieb dazu haben, sondern auch die Besiegten stimmen in den Chor ein. Denn vergessen wir nicht: ob auch die jeweilige

Fabel in entlegensten zeitlichen und räumlichen Fernen spielte, die Zeit, aus der Shakespeare sich seine Gestalten holte, war ja doch die eigene Zeit, wie er sie vorfand, als er in die Welt hinaustrat. Da sah er mit seinen eigenen Augen Coriolane, die empörerisch gegen die geschlagene Heimath zogen, und Modelle zu jenem unbeschreiblich glanzvollen, verwegenen und grundsatzlosen Parvenu, der, hochgekommen, die Länder gleich Juwelen verschenkte und in einer Nacht die ganze Herrlichkeit verspielte, um eine Kleopatra. Blos ihre Namen waren Vergangenheit; die Charaktere und Lebensläufe aber, die Ueberzeugung, daß dem Starken Alles erlaubt und verziehen wird und daß die entrechteten Völker nur da sind, um den Schemel für den Siegreichen abzugeben: das Alles war in der shakespearischen Zeit eben so geltender Artikel wie nur je in der Vergangenheit. Wie viele Doppelgänger hatte in ihr das mephistophelische Genie jenes Edmund aus der scheinbar nur in sagenhafter Vorzeit spielenden Lear-Tragoedie! Und auf den Thronen sah man Mörder, in denen der Erfolg, ganz wie in Macbeth, die Ueberzeugung wachgerufen hatte, daß die Fähigkeit, zu siegen, die Absolution für den Königsmord enthalte. Ja, die Verbrechen einer Zeit haben Beweiskraft und es geschieht nicht ohne Grund, daß es in den Gedichten der Shakespearezeit meist Schwertverbrechen gab. So wie man heute nach dem Golde jagt und die ungeheure Mehrzahl der Verirrungen auf dem Gebiet des Gelderwerbes stattfindet, so gab es damals Verbrechen mit dem Eisen in der Hand um den Besitz der Macht. Denn Macht: Das war die große und allgemeine Sehnsucht; vor ihr verstummte das Gesetz, unterwarf sich die Gesinnung, duckte sich lautlos das Volk, die Heerde, die man nahm und verschenkte, die man beraubte, gegen die man keine Verpflichtung hatte und der man das Mark aus den Gebeinen sog. Und die Kirche, die das Gotteswort in ihrer Hut hatte, schloß ihre Bündnisse ebenfalls nicht mit der Unschuld, dem Recht, der guten Absicht und den armen Phantasten, die ihren Nächsten wenigstens ein bergendes Jenseits erträumten, sondern mit den Inhabern des Eisens, mit der Macht. Und da also Shakespeare sie bei seinem Eintritt in die Welt allherrschend vorfand: wie konnte sich die junge Unerfahrenheit über ihre Berechtigung gleich den Kopf zerbrechen? O, wir dürfen überzeugt sein, er sang Gloria, wenn die Anderen Gloria sangen, und stand wohl mitjubelnd in den Straßen des grauen, finsteren London, wenn einer der Lieblinge seiner jungfräulichen Königin in silberner Rüstung zurückkam, voran auf Stangen blutige Köpfe aus einem Krieg, aus einer Rebellion. Freilich: das Spätere bürgt oft für das Frühere und so ist es wohl wahrscheinlich, daß eine Seele von so zarter Empfindlichkeit, ein Geist, der rascher als andere der Kontraste und der stumm in den Erscheinungen lauernden Tragik sich bewußt ward — es ist mehr als wahrscheinlich, sage ich, daß ihm mitten im Jubel oft plötzlich der Laut

der Freude auf den Lippen erstarb. Aber zu einer Folge führte es anfangs noch nicht. Denn wie sollte es dem Jüngling vor dreihundert Jahren in den Sinn kommen, daß die blutige Trauer, in der jeder Krieg endet, denn doch keine „gottgewollte“ Institution sei? Man nimmt so Etwas hin, wie wir die Luft hinnehmen, man nennt es ein unabwendbares Naturgesetz, gleich Krankheit und Tod. Und ist uns diese Erde nicht die beste aller Welten, trotz der Unvernunft, die sie durchpestet, trotz allem Elend, aller Wildheit und trotz Krankheit und Tod? Ja noch mehr! Nehmt die getöteten Franzosen her, die bei Azincourt fielen, den schwarzen Clifford, den Knabenmörder, der auf dem Schlachtfeld umkam, den Warwick, dessen Traum Königsgrüfte waren und der dann elend in einer kleinen Schlacht fiel. Und weiter einen Antonius, der die Welt verspielte, einen Richard, den schließlich Träume und Gesichte ängstigten, einen Macbeth, der schauerlich flüstert: „Aus! aus! aus!“ — nehmt sie Alle, denen das Schwert zum Verderben ward, so wie es in ihrer Hand zum Verderben Anderer geworden: selbst im Sturze noch vergoldet sie der mächtige Muth, mit dem sie dem Tode trotzen, wie mit einer hellen Aureole und macht zum tragischen Ereigniß, was sonst oft nur die Zertretung eines elenden Gewürmes ist. Und denket, sie und die Jagos, die Meuchelmörder und Verleumder, und die Edmunde, die im Untergange noch ein letztes Wort grellen Hohnes fanden, würden wieder zum Leben erweckt und eine Gottheit richtete an sie die Worte: „Nichts bleibt Dir aus dem früheren Dasein als die Erinnerung an Dein schauerliches Ende, — und nun lebe wieder und triff eine Wahl!“ Sie würden insgesammt aufschreien, trotz allem Durchlebten: Die blutgedüngte Welt ist des wahren Mannes Wohnstatt, es giebt keine andere Seligkeit, ich wähle weiter das Schwert.

Nun frage man sich einmal, worin eigentlich Das besteht, was man die Einsicht eines dichterischen Genius nennt. Heißt es, daß der Dichter von Anbeginn alle Weisheit Himmels wie der Erden hat? So leicht hat es uns die Natur, die nichts Fertiges, sondern nur Werdendes und Reifendes kennt, nicht gemacht. Nichts Großes ist, alles Große wird; Niemand lernt, Niemand arbeitet mit so ungestümem Drange wie der Dichter; und als Shakespeare den nie vorher begangenen Welten entgegenging, boten sich ihm von dem ersterklommenen kleinen Hügel nur engere Horizonte und andere Anlässe zu Klagen und Fragen dar. Woher kam es, daß der Knabe Goethe Stoffe nach klopstockischem Muster versifizirte oder daß der Knabe Schiller von einem Stuhle herab Predigten hielt? Doch wozu die Fragen? Jugendlichkeit kann nicht führen und finden; immer ist es das Lied der Zeit, das sie mit ihrer ersten Leidenschaft nachsingt, und immer ist die erste Frage: Kann ich Das, was ein Anderer kann, und die erste freie That eine Messung, zu deren Vornahme man sich eben auf das Gebiet der Anderen, Aelteren begiebt.

Was Shakespeares Vorgänger zurückgelassen hatten, war eine Auslese des Schrecklichen aus aller Welt: blutig der Jude von Malta, blutig die gigantische Streitaxt, die sich Tamerlan nannte, von Blut und Thränen übergossen Marlowes Eduard und jener erste Faust, von dem man noch nicht sah, was er in der Welt sollte, sondern nur das Eine, daß er schreckhaft und riesengroß war. Und so ging auch Shakespeare beim ersten Schritt dem Blutgeruch nach und schrieb den Titus Andronikus, durch Furchtbarkeit als Selbstzweck Alles überbietend, was vor ihm lag. Aber schon beim zweiten Schritt überkam ihn der tiefe und leidenschaftliche Drang, nicht nur es furchtbarer zu machen als Andere, sondern der Zeit ihr Spiegelbild, ihre Schrecken und, was dagegen Noth that, vorzuhalten; und er begann seine Bücher vom Königthum. Denn woran hatte dieses England gelitten? Seine Könige und seine Rebellen waren sein Leid. Da war hundert Jahre vorher in Florenz ein dämonischer Genius erstanden, der den Schwertträgern zum Lehrer im Geschäfte des Eroberns und Unterdrückens ward; aber wie alle Systematiker hatte Machiavell seine Lehre erst in ein System gebracht, als sie lange vorher schon bittere Wirklichkeit gewesen war; und mehr selbst als in Deutschland hatte in England die Rebellen- und Kronenkrankheit getobt. Nun, nach langer, langer Zeit, nach der blutigen Maria und dem heftigen, launenhaften und tyrannischen achten Heinrich, nach dem grauenhaften Richard und der Wölfin von Neapel, Margarethe, war endlich ein Augenblick der Ruhe gekommen; aber auch nur ein Augenblick. Denn wieder gab es Anschläge. Zu Gunsten einer gefangenen Königin wurde von der ungeheuren Mehrzahl der Welt Elisabeths Königsrecht angefochten, und auch als der Scharfrichter im rothen Gewande dort in Fotheringay sein Beil fallen ließ, verstummte der Kampf noch immer nicht, sondern die Legitimität rief noch lauter als früher, wer König sein sollte, im Gegensatze zum Volk, das mit seinem Herzen und seinem Kopfe dabei beharrte, zu fragen, wie ein König beschaffen sein soll. Und da wandte der Dichter den Blick in die Vergangenheit seines Landes zurück und begann die Folge seiner Königsdramen.

Man nennt sie Historien und betrachtet sie als minderwerthig; man vermißt in ihnen die Kunstvollendung und findet, daß sie zum größten Theil eine lose und willkürliche Aneinanderreihung mehr oder weniger wirkungvoller Szenenbilder sind. Mag sein! Verderbet Euch also ja Eure Bühnen nicht durch die Aufführung solcher Unkunst. Aber ob von Euch zugelassen oder verworfen: in diesen Stücken ist der Ausdruck des lebendigen Schmerzes einer Zeit enthalten; und dafür war Eure wundersame Aesthetik blind. Der Politiker kämpft mit Armeen, der Dialektiker mit Schlüssen, der Philosoph mit Wahrheiten, der Dichter damit, daß er das Leben mit den sich daraus entwickelnden Nothwendigkeiten auf die Bühne stellt; und so sind auch die Königs-

dramen die dramatische Widerlegung des Machiavellismus, dessen verschiedenartige Träger hier erscheinen und nach Nothwendigkeit durch sich selbst zu Grunde gehen. Kennt Ihr den Inhalt des „Königs Johann“? Das ist der Mann, der einem sterbenden Bruder ein Testament und darin ein Königreich als Geschenk ablistet; Das ist der Mann, der die Jugend des rechtmäßigen Erben benutzt, um ihn zu berauben; Das ist Einer, der einen Pakt mit Frankreich schließt, den beide Theile schleunigst verrathen, und der sich dann mit dem römischen Papst verbündet, mit dem selben Ergebniß. Seht dann, wie, bald entzweit, bald vereint, Thronräuber, legitimes Papstthum und legitimes Frankreich einander und die übrige Welt gleich einer Sippe von Roßtäuschern verhandeln. Und zum Schlusse Untergang des Schwächsten: die Untreue als politisches Prinzip rächt sich einmal doch. Hier ist Alles Machiavellismus und schleichende Rebellion, Rebellion gegenüber dem Recht, dem eigenen Blut, dem beschworenen Eide. Der Mann, der die Inkarnation der Gesetzlichkeit sein soll, mordet das Recht, der Diener des Himmels verleugnet Treue und Glauben und sät Blut aus; der fürstliche Bube, der vom Heiligen Grabe kommt, verschachert einen König, über den ihm keine Macht zukommt, an einen Totfeind; und der einzige Redliche in dieser vergifteten Welt, Faulconbridge, wird nach den Gesetzen der so repräsentirten Kirche und des so repräsentirten Königthums Bastard genannt! . . . Dann ein zweites Bild, nach einer längeren Reihe von Königen wieder Machiavellismus und Rebellion: Richard der Zweite heißt das Stück, der eigentliche erste Theil von Heinrich dem Vierten ist es. Dort im ersten Werk ein nichtsnutziger König an der Macht; und Thron und Recht preisgegeben allen Schlichen und Dolchen der Ehrsucht; hier in Richard dem Zweiten andere Bedingungen des Unheils: der Jüngling auf dem Throne, der sein Recht unumschränkt glaubt, der von Schmeichlern Vergiftete, der Alles weiß und Alles kann und des faszinirenden Eindruckes seiner Persönlichkeit gewiß ist; der Uebermüthige, der noch dem sterbenden Vormund und Warner Johann von Gaunt Thränen erpreßt und nebst den anderen Schätzen schließlich auch noch das Herz seines Volkes verspielt und so dem schlauesten Machiavellisten der Zeit, dem nickenden, winkenden, demüthig grüßenden Bolingbroke, der nie Raub noch Unrecht begeht, sondern immer nur knieend und dankend empfängt, selbst die Wege zum Throne ebnet. Und nun Fluch der eigenen Politik! Mit dem Tode Richards hat Heinrich Bolingbrokes machiavellistische Methode ein Ende und er wird der gute und wohlmeinende König, der bestrebt ist, dem Lande Ordnung, dem Recht seine Geltung zurückzugeben, so daß jeder redliche Engländer aufstehen und sagen darf: Die That, die Du begingst, als Du einem Pflichtvergessenen die Krone vom Haupte rissest, ist gesühnt, sie war gerecht und Du hast sie gleichsam in unser Aller Auftrag vollzogen. Und

doch: ein Unrecht ist geschehen! Mag der Prediger es hinwegzusingen versuchen und die Historie, der das Interesse des Volkes Zweck sein muß, es gnädig mildern: Zeit Deines Lebens ist doch die ἀνάγκη, diese strenge Richterin, da, die fortwährend auf die Geburt Deiner Größe hinweist. Denn die Zeit, die ein großes Abenteuer siegreich gesehen, gebiert auch kleine Abenteurer, die gleich Owen Glendower ebenfalls von Aufschwung und Ergatterung träumen; und sie schafft die Gruppe der Helfer und Theilhaber an Deinem Werke, die nun ihren Lohn fordern. Und weigerst Du ihre Ansprüche, dann nennen sie ihr früheres Thun heute selbst Rebellion und verbinden sich, um es gut zu machen, mit Jedermann, um nun gegen Dich zu rebelliren! Und siehe, noch ist damit die wahre Tragik Deines Lebens nicht erfüllt. Diese kommt erst; denn hast Du den Verrath und die Treulosigkeit besiegt und ist endlich Ruhe ringsum, so bleibt Dir allein doch die Ruhe fern und die nagende Angst läßt Dich Treulosigkeit selbst von dem eigenen Sohn befürchten, gleich wie Du selbst, mit allem Anschein der Gradheit und demüthig in Wort und Geberde, Untreue begangen hast.

Also häusliche Intrigue und Perfidie, die alle Skalen der Treulosigkeit durchläuft; dann Thorheit, die sich für den Staat hält, und dann — selbst bei redlichem Willen — die Gewalt unreinen Ursprunges: Das sind die Krankheiterreger; sie rufen und schaffen das Unheil und die Friedlosigkeit begleitet sie selbst im Erfolg. Wie wird es nun aber erst, wenn man in einer Epoche solcher Ichheit und Barbarei die Regirung einem Idioten wie Heinrich dem Sechsten überläßt! Sitzt er als Kind auf dem Thron, dann giebt es Streit der Vormünder, Zerrüttung im Inneren und außen Verlust; wächst er heran, dann ist Weiber- und Günstlingswirthschaft die Folge, man betrügt den Puppenkönig bis in sein Ehebett hinein und des Gedankens an die Allgemeinheit ledig geht Jeder für seinen Theil auf Raub aus. Mehr als jedes andere Drama wird der dreitheilige Heinrich der Sechste von den Aesthetikern eine wirre und oft rohe Historie genannt; und es ist wahr, das Stück liegt in großen Theilen wie ein vom Meißel noch nicht berührter Thatsachenblock da. Aber dieser Block ist Granit und ist vom Dichter in der Hauptsache bereits deutlich gegliedert. Und verräth es nicht eine thörichte Enge der Betrachtung, wenn man um des Mangels der letzten Schönheitlinien willen ein wahres Schicksalsbuch verwirft? Seht einen nicht vor Gericht zu stellenden Verrath: wahre Preisgebungen, damit eine Bettlerin Königin werde; und den Geliebten, dessen Haupt die Idee entsprang, macht sie dann aus Dankbarkeit zum mächtigsten Mann im Lande. Und dem Verbrechen, das zum Thron hinaufstrebt, folgt bald das Verbrechen, das vom Thron herabwirkt, der Anschlag gegen den redlichen Humphrey Gloster, den Einzigen, der dem neuen Regiment noch wehrt: man stellt seinem Weib eine Falle, läßt sie sich

entehren, und da er gebrochenen Herzens sich zurückzieht, geben ihm hochstehende Mörder den Tod. Also Hofintriguen, die zu blutigen Palastrevolutionen führen; schandvolle Rivalitäten selbst auf den Schlachtfeldern, wo Einer boshaft die Armee des Anderen zu Grunde gehen läßt, statt ihr Hilfe zu bringen; wohin man blickt, wilde Zerfahrenheit und Ziellosigkeit ohne Gleichen, — bis endlich Einer auftaucht, der ein Ziel hat: Richard, Herzog von York.

Aber wohlgemerkt: hier ist nicht von Richard dem Dritten die Rede, sondern von seinem Vater und großen Lehrmeister, dem an Kühnheit der Konzeptionen von Keinem übertroffenen und nur seinem Sohn Richard an Muth und Schwung nachstehenden großen Rebellen und Machiavellisten, der die wahre Hauptperson der Heinrich-Trilogie ist. Hätte Shakespeare nur diese eine Figur geschaffen, sein Charakter als politischer Dichter wäre unverkennbar; und doch — Denkmal des Geistes, mit dem bisher Shakespearekritik getrieben wurde! — konnte es geschehen, daß dieser York bisher so gut wie übersehen ward. Mit ihm beginnt der Dreisonnentag seines Hauses. Wie naiv ist Heinrich der Vierte mit seinen Schmeichlerkünsten gegenüber diesem aus dem Dunkel sich emporwühlenden Geiste, diesem Meister unglaublich langer und tückischer Vorbereitung, der an Netzen, Fallen, Mitteln und Listen reicher und erfinderischer als ein Borgia ist! Mit der Leidenschaft eines Dämons arbeitet er an dem Sturze der Lancasters; doch mit der Kälte eines Dämons auch verheimlicht er seine Ziele und ordnet Alles, was Gefühl heißt, seinem Kronentraum unter. Niemand versteht es gleich ihm, Situationen auf die Spitze zu treiben; bei unbedeutendem Anlaß gewinnt er für sich Männer von weit reichendem Einfluß, benutzt Glosters Gunst und ist schon bereit, ihn zu verrathen, und verräth ihn auch später. Allein Das ist nur Parketpolitik, gut für Schleppträger und für Portefeuillejäger; York ist von anderer Art: ihm geht es um ein Kommando. Und wißt Ihr nicht, was ein Armeekommando ist? Eine Schwimmblase, die einen ehrgeizigen und opferwilligen Knecht mehr in der Schaar der Millionen emportreibt, ist es furchtbarer Flügel und Fittig für einen nach Herrschaft gierenden Geist. Im Besitz eines Kommandos kann man ehrenvoll und unauffällig alle Erfolge einheimsen, so daß Schuld und Mißerfolg den Todfeind Somerset trifft; an der Spitze eines Kommandos im Ausland kann man sich mit Ruhm bedecken, so daß man schließlich auch zur Niederwerfung innerer Unruhen allein berufen erscheint. Und ist man dann endlich der Prädestinirte und erhält den Ruf, o, dann gilt es nur eine geschickte Kombinirung des Angriffsspieles. York legt zwei Zündschnüre, eine kürzere und einen längere; die kürzere heißt Hans Cade, auf der längeren, dem Casus Somerset, läuft dann der Funke bis zur eigentlichen Explosion. Also Hans Cade, — was ists mit der Episode?

Sie wird von der Kritik als Meisterstück der Ausmalung eines Volksaufruhrs bewundert. Also wieder Ausmalung und immer nur Ausmalung; etwas Anderes sieht man in den Dingen nicht! Und doch schlingt hier York, unmittelbar bevor er nach Irland abmarschirt, eine der wundervollsten Maschen, die der Macchiavellismus je geknüpft hat, indem er Hans Cade zur Anstiftung des Aufruhrs bestellt. Denn nun wird er kurz nach dem Abmarsch in England wieder nothwendig werden und wird als Friedensbringer wieder zurückkehren, im öffentlichen Interesse, nicht als Egoist. Aber freilich, an dieser Spekulation ist nichts so Besonderes. Das gehört zu den groben Hausmitteln perfider Künste; und richtig ist es auch nur die Außenseite das Planes. Denn nicht blos die Erwünschtheit der Zurückberufung Yorks soll Hans Cade herbeiführen, sondern selbst einen falschen Herzog von York mit Ansprüchen auf die Krone abgeben, — und damit ist, ohne daß Jemand dem echten York daran Schuld geben kann, das Thronrecht seines Hauses in Diskussion! Ja, darum geht es; und welcher Erfolg des unerhörten Experimentes, da nicht nur das Ohr des Volkes sich an die Frage gewöhnt, sondern Tausende und Tausende dem falschen York zulaufen, dem selben Mann, der ihnen von früh auf als Hans Cade bekannt war! Wie wirds also sein, wenn der echte, fürstliche York seinen Ruf erschallen läßt! ... Und da er nun zurückkehrt und das Experiment über alle Maßen geglückt findet, schickt er sich an, die lange geduldig zurückgehaltene Forderung auszusprechen, und es tritt die zweite Zündschnur in Aktion. Nämlich, als Herr der Situation hatte er vor Uebernahme des irischen Oberbefehls Bedingungen diktirt, die den Leuten am Hofe sicherlich ein überlegenes Lächeln entlockten; denn — wie wenig verstand er doch seinen Vortheil — nichts, als daß die Null Somerset gefangen gesetzt werde, verlangte er. Das ist so gar nichts, es ist so leicht erfüllbar; und dann, wie York den Rücken gekehrt, dreht man den Schlüssel wieder um und der Gefangene ist frei! So dachte man bei Hofe und handelte danach und ging damit wieder in eine Falle; denn eben Das hatte York beabsichtigt. Undankbar, treulos und wortbrüchig sollte der Hof erscheinen; immer muß man daran denken, daß der Gegner in den Schein des Unrechtes versetzt werde, und wer einen Anlaß zu Händeln offen haben will, Der streue nur ja unter die Bedingungen eine, die der Andere voraussichtlich brechen wird, die aber leicht zu erfüllen ist. Und so steht denn York plötzlich, der Einzige, der in England eine Armee hat, inmitten eines für seine Sache wohl vorbereiteten Volkes, als unschuldig Gekränkter und Beleidigter mit dem Schwert in der Hand vor dem Throne ... Ja, das Alles steht in Heinrich dem Sechsten. Was wissen aber die Leute in unseren ästhetischen Kinderstuben von den ungeheuren Dingen, die bei Shakespeare vorgehen, der, die Zeiten durchwandernd, die fortschreitende Einbürgerung der macchiavellistischen Methodik, ihre Verfeinerung und Ausbildung

zu nie geahnter Höhe verfolgt! Er schreitet vorwärts von furchtbarer zu furchtbarer Erscheinung, von Generation zu Generation, von Vater zu Sohn, bis zu dem dritten gekrönten York, Richard dem Dritten, bei dem das bemäntelnde Wort „Politik“ nicht mehr ausreicht und der, Rebell gegen das eigene Fleisch und Blut, nur noch mit Mord operirt. Aber unterschätzt ihn darum nicht; auch der Mord hat sein Genie und seine Künste; und namentlich, wie er, selbst unsichtbar, dem totkranken Eduard die Furcht vor Clarence einflößt; wie er ihm den Haftbefehl und das Todesurtheil gegen den eigenen Bruder ablistet; wie es also ein vom König selbst unterschriebenes Urtheil ist, das man im Tower an Clarence vollstreckt, und wie der furchtbare Mörder dann selbst unter Thränen gegen Eduard Anklage wegen Brudermordes erhebt: Das ist ein das Genie eines Borgia überflügelndes Raffinement, sublimste Verfeinerung des Handwerks, und eben so, was darauf folgt, nämlich die Beschleunigung des Todes Eduards. Ja, denn auch Das gehört zu Richards „tiefen Plänen“; denn nicht nach dem Gange der Natur stirbt ja Eduard, sondern in Folge der von Richard ihm ins Angesicht geschleuderten Anklage, also durch das aus den „Räubern“ bekannte und nicht vor Gericht zu stellende Mittel: Erweckung wildester Reue und Verzweiflung in der Seele des Kranken... Und zum Schluß aller der Gewalt und des Raffinements bricht dann doch die Gerechtigkeit herein und York stirbt einen schauderhaften Tod, gepfählt und unmenschlich gemartert, und Richard stirbt auf dem Schlachtfelde, durch Richmonds Schwert von den Verfolgungen entsetzensvoller Träume und Gesichte befreit. Denn wisse, Mörder: mögest Du Deine Unthaten noch so fein begehen, endlich kommt doch der Augenblick, da die Schleier fallen und die Welt Dein Mörderangesicht gewahr wird, und von da an zehrt es an Deiner Größe wie Gift. Denn nun mußt Du Hastings, Rivers, Buckingham hinrichten lassen, ohne sagen zu können, Du seiest daran unschuldig, und nun müssen Anna und die beiden Kinder durch Dich sterben, ohne daß noch Jemand im Zweifel sein kann über den Urheber ihres Todes. Nein, Dir hilft nichts mehr, vorbei ists mit Deinen Methoden und Ränken, Du selbst mußt nun für Deine Handlungen einstehen. Und was, Diplomat und Mörder, was hast Du nun von Deinem Königthum?

Das also waren die Erscheinungen, die der Dichter auf der Pilgerschaft durch die Geschichte seines Landes gewahrte; und wie viel Tand und Flitter war in diesem Königthum! Immer das Ich, niemals das Du; und Einsicht, Würde, Pflichtgefühl und Sorge um das Allgemeine eine Seltenheit, wie aus einer Märchenwelt. Da erscheint plötzlich mitten in so langer, banger Zeit eine Lichtgestalt, an die sich der Dichter mit heißer Liebe anklammert, Einer, der die Sehnsucht der treuen Royalisten befriedigt, ein heiterer und zugleich gedankenvoller Geist, schlicht, uneigennützig und weise,

demüthig gegenüber dem Rechte, bezaubernd durch sein Lachen, seine Logik, seine Beredsamkeit, seinen Heldenmuth, seinen wahren Herrscherwerth. Und so folgt ihm der Dichter von den übermüthigen Spielen der Jugend, die er in Falstaffs Gesellschaft treibt, zum Throne hinauf und über das Meer nach Azincourt und sieht ihn dort Siege erfechten, nicht nur über die Feinde, sondern auch über die Herzen der Eigenen. Wie ein zartes Frühlingslied muthet dieses Gedicht von Heinrich dem Fünften an; es ist wie die Erfüllung eines heißen Traumes. Wonach sehnte sich die Zeit? Nach Macht; und siehe: hier ist Macht. Und welches war ihr zweites Verlangen? Ruhm und Ehre; und siehe: hier ist Ehr' und Ruhm. Und das Dritte, wonach der Engländer so lange schmachtete, daß endlich von Blute verschont werde sein durch so viele Generationen mit Blut gedüngter Boden: auch Das ist erfüllt, denn kein Fleckchen englischen Bodens seufzt mehr unter den Tritten feindlicher Parteien. Man denke, welches Glück! Kein Bürgerkrieg, kein innerer Krieg, kein Krieg mehr zwischen Brüdern, Gatten, Eltern und Kindern, sondern ein ruhmvoller auswärtiger Krieg, eine Glorie webend um den jungen Helden auf dem Thron: darf man sich da über den sonnigen Jubel wundern, der dieses Gedicht erfüllt?

* * *

Allein wobei ertappen wir uns? Wir sind ausgezogen, einen Dichter zu suchen, der über die Gräuel des Krieges wehklagt, und haben einen gefunden, der als Juwelenschließe in der Kette der Königsdramen die großartigste Verherrlichung des Krieges schafft. Ja, es ist so; aber man weiß, daß Shakespeare bei Schaffung dieser Dramen nicht in chronologischer Folge die Reihe der Könige ablief, sondern sie entstanden bunt durch einander und es war Shakespeares glücklichste Zeit, aus der sein fünfter Heinrich stammt. König Johann, Richard der Dritte und Richard der Zweite waren vorausgegangen; dem Dichter war nun zu Muthe wie nach der Entdeckung eines Lichtstreifens zwischen dichten Nebeln; und befreit und erquickt schritt er wieder hinaus in die Welt. Nein, keinen Blick mehr rückwärts, wo von den Blachfeldern der Politik schauriger Leichenduft aufsteigt; hinab von den Kronenträgern ins Thal, zu den einfacheren Menschen, — und zu beiden Seiten des Weges blühen dem Wanderer die süßesten Gedichte auf. Ja, seine köstlichsten und graziösesten Lustspiele stammen aus dieser Zeit. Aber jählings ändert sich der Ton; es ist, als sähe der Blick von der zart und kühn geschwungenen Lustspielbrücke wieder hinab in schaurige Tiefen, auf deren Grunde die selbe Angst und Noth und der selbe Mißgestank wie vorher. Weltelend und Weltkrankheit hüben, Weltelend und Weltkrankheit drüben, Gift in dem politischen, Gift in dem Einzel- und Familienleben, in dem der Dichter, dieser

ewige Pilger, der nach dem verlorenen Paradiese sucht, ausruhen gewollt. Denn Das ist seine unermeßliche Wahrheitsehnsucht und seine nie zu täuschende Seherkraft, daß ihm keine Blume die Schlange verdeckt. Was für Stoffe in diesen Lustspielen! Vorbei der kurze Sonnenblick, wo die reizende Viola in Männerkleidern unerkannt ihrem geliebten Herzog dient, vorbei der Elfenspuk, das Lachen von Windsor, das Capriccio der vier liebenswürdigen Narren, denen durch die vier liebenswürdigen Närrinnen der Bruch eines drolligen Eides abgelistet wird. Nein, nun giebt es Anderes. „Was Ihr wollt", „Wie es Euch gefällt", „Verlorene Liebesmüh" und Anderes. Welche Stoffe! Ein Bruder, der verrätherisch den anderen vom Throne stößt, ein Bruder, der den anderen verrätherisch um das Erbe betrügt; sie kommen im Walde zusammen, fern vom trugvollen Glockengeläute und der blutbefleckten Kultur. Oder ein Bruder auf Mord sinnend, der andere Bruder als Richter; oder auf dem Schiffe, das an Prosperos Zauberinsel scheitert, zwei Menschen, deren Jeder auf seinen Bruder einen Anschlag gemacht hat. Und dann andere Bilder: eine entartete Tochter auf der Seite der Todfeinde ihres Vaters, der seinen Quälern das Messer im Leibe umdrehen will, weil sie ihn bis zum Wahnsinn verfolgt haben, und in „Maß für Maß" ein Richter über Tugend und Treue, der das schauderhafteste Verbrechen an Tugend und Treue verübt. Und wohin ist also der Scherz und die Harmlosigkeit entflohen! Der Dichter hat sie in der Kinderstube seines Menschheitglaubens zurückgelassen und seine Lustspielblumen wachsen jetzt auf blutigrothem Gestein. Und es ist nur noch eine Weltanschauung: bald stehen die Blumen im Vordergrunde und die unerbittliche Erde, aus der wir Thierheit saugen, ist die Folie und dann schreibt der Dichter seine Komoedien; oder der alte Stoff, aus dem wir bestehen, steht im Vordergrunde und wir sehen alle Blumen auf ihm welken und dann entsteht das shakespearische Trauerspiel: Romeo und Julia, gestorben in Folge des Schwerterkampfes zweier Geschlechter; König Duncan und König Hamlet, ermordet durch den Ehrgeiz ihrer Diener; Othello, der große Heimathlose, verrathen in dem Augenblick, da er sich endlich eine Heimath errichtet zu haben glaubt; und Krieg, ewiger Krieg, das Eisen, das furchtbare Eisen auch hier: der Gatte gegen die Gattin, der Bruder gegen den Bruder, Herren gegen Diener, Diener gegen Herren, eine blutige, blutige Welt; und als die Summe ihrer Tragik das ungeheure Leargedicht, wo Töchter und Söhne zu Harpyen werden; und als Summe aller Forderungen an die Menschen im Hamlet der Aufschrei: Erbarmen, Himmel, und wirke ein Wunder, nimm, der Du Geister herabsendest, dieser irregeleiteten Thierheit, die sich immer nur zerfleischt, die allgegenwärtige Leidenschaft des Ich und gieb ihr endlich Vernunft!

Ich kann nicht alle die unzähligen Krankheiten nennen, die Shakespeare

auf seiner Wanderung durchs Leben erkannt und beschrieben hat. Er sah das Unrecht der Könige und forderte gute Herrscher; er sah die Wildheit der Menschen in allen ihren Auswüchsen, als Parteisucht, Undankbarkeit, Untreue, Unväterlichkeit, Kinder ohne Kindesliebe, grimmigen Ehrgeiz, Knechtessinn, mörderische Lust, und forderte mit als eine der Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt innere Befreiung von Leidenschaften, menschlichen Sinn, Vernunft. Aber er hoffte und forderte vergebens, und als er zu den Römern floh, die einst die Freiesten der Freien gewesen, da sah er mit seinem die Generationen umfassenden Auge die Stufen, die der römische Charakter abwärts gegangen, vom Volke Coriolans bis zu dem schwankenden Pöbel Caesars, und von da zu der stumpfsinnigen Masse, die im Antonius überhaupt nicht mehr mitspielt, weil das mächtig niederwerfende, immer wache, nicht einzuschläfernde und geschärfte Freiheitgefühl erstickt und erloschen ist und unter der Asche auch der schwächste Funke nicht mehr glimmt. Und wie weit hat er sich nun von jenen goldenen Heinrichtagen entfernt! Gab es keine Glorie, keine Siege mehr zu feiern? War keine Sage vom König Artus mehr vorhanden, die man besingen konnte, und Lancelot vom See, Garwein mit der gespaltenen Lippe, Amadis von Gallien und der stolze Belleramont oder Richard Löwenherz, Eduard, der stürmische Schwarze Prinz, und der ganze Reichthum der Kreuzzüge, boten sie denn gar keinen Stoff für einen Dichter? Nein, für den Dichter Shakespeare nicht, denn ihn ekelte vor diesen schönen ritterlichen Gestalten mit ihrem Nur-Heldenthum, ganz wie sich zu der selben Zeit der Schöpfer des Don Quixote von ihnen angeekelt fühlte; ihn dürstete nach einer anderen Welt, nach anderen Menschen; und wenige Jahre, bevor er seine Feder für immer hinlegte, schrie er den ganzen Jammer noch einmal in einem mächtigen Gedichte aus. Dieses Gedicht ist „Troilus und Cressida.“ Man nennt es wunderlich, beleidigend, Hohn auf Alles, was uns theuer ist. Also selbst wir heute sind noch in wahrer Kultur und im Gewissen so weit zurück, daß wir den furchtbaren Sinn dieses flammenden Werkes nicht begreifen, und man wundert sich, daß das England vor dreihundert Jahren es nicht verstand? Es war ja ein schreiender Protest gegen den ewigen Krieg, darum ward es von der wilden und kriegerischen Zeit nicht verstanden; es gefiel nicht, wurde nicht oft aufgeführt. Und am Abend seines Schaffens, wo die Sonne seines Genius am Mildesten und Zärtlichsten auf die unglückliche Erde herableuchtete, erging es darum dem Dichter, wie es der Sonne immer ergeht: Die auf der Erde waren im Dunkel und klagten ihn deshalb natürlich der Flucht seines Geistes an.

Wien. Adolf Gelber.



Münchener Kunstausstellungen.

Mit dem Rücken gegen den Zuschauer, aber das Gesicht in halbem Profil, wandert ein junges Mädchen in das Bild hinein. Sie hat ein weiches Gesicht mit dem zarten und pflaumigen Teint der frischen und unberührten Jugend und hält in der schwarzbehandschuhten Hand ein Büchlein. Sie trägt einen blumigen Rock und darüber einen blumigen Kragen; und von der holländischen Haube fällt ein feiner, durchsichtiger blauer Spitzenschleier herunter über Nacken und Rücken. Auf dem gelben Weg, wo sie schreitet, und auf den grünen Wiesenmatten links und rechts spielen Sonnenschein und Schatten; und Beide sind mit den ersten gefallenen braunen und gelben Blättern des Herbstes übersät. Tiefer im Hintergrund führt eine Brücke mit hölzernem Geländer über einen Bach; die Weiden und Erlen fangen auch schon an, sich zu verfärben, und leuchten gelb und roth in der Sonne; zwischen ihnen liegt ein Haus mit rothem Ziegeldach; und am Horizont, gegen den Himmel, steht eine Mühle. Es ist schon Nachsommer, aber noch nicht Herbst; die Sonne brennt nicht mehr, aber ihr Licht ist noch nicht blaß geworden; die Stille naht schon in der Natur, aber sie ist noch nicht stumm und starr und tot, sondern wie eine helle, leichte Ruhe. Das Bild ist ein vollendetes Poem, in den hellsten und leichtesten Farben hingemalt; die Stimmung, die es in Einem erweckt, wird zu einem Traumbild, in einem leichten, kühlen, ruhigen Schlaf an einem Herbstmorgen empfangen, während der Thauduft durch das offene Fenster strömt und der Sonnenschein auf die Diele hereinfällt (George Hitchcock: „Beim Vesperläuten“; Sezession).

Der Spätherbst ist da; es ist schon November. Der Abend fällt; der Himmel wird immer heller, die Erde dunkler. Der Wald steht beinahe kahl; die Blätter sind gefallen und bedecken den Boden wie eine einzige dunkelbraune Masse, die bald faulen und unter Schnee begraben sein wird. Alles leer, erlöscht, ausgestorben; es geht wie ein Todesschauer durch die Natur und es ist Etwas wie der brechende Glanz in einem Auge; nur die dunkle Erde; und die gewaltigen, geraden, schwarzen Baumstämme gegen den weißen, hellen Abendhimmel; und ein einsames Menschenpaar, auf dem Waldwege wandernd. Er ist eben stehen geblieben und die Frau hat den Kopf zurückgelehnt und blickt hinauf; und die Helle des nächtigen Novemberhimmels fällt auf das Gesicht. das auch weiß leuchtet mitten im Walddunkel (Auguste Bréal: „Novemberabend“; Sezession).

Eine Frauenstudie; ein Frauengedicht. Sie ist nicht mehr ganz jung, aber voll Grazie und Reiz; es ist eine Grazie, die kein junges Mädchen hat, ein Reiz, wo Seele und Sinnlichkeit Eins sind. Zwei blasse, graue Augen

in einem weichen, schmalen, blassen Gesicht; lange, schmale, weiße Hände mit langen, schmalen, weißen Fingern; die eine Hand hängt etwas schlaff und lose herunter und die ganze Haltung des weichen Körpers verräth eine gewisse stille und müde Trägheit. Und wie diese Haltung, so ist auch der Ausdruck ihres Gesichts und der etwas verschleierte Blick ihrer Augen. Sie ist gemalt in dunkler Tracht gegen einen grauen Hintergrund. Die Farben schmiegen sich dicht an das Wesen dieser Frau, ganz wie es der Sprachklang und der Rhythmus eines Gedichtes oder einer Novelle über sie thun würde: erlesene Einfachheit, das Allerleiseste, ein Ton, der nicht viel steigt und nicht viel sinkt. Das Bild bleibt Einem in der Erinnerung wie ein einsamer, lang ausgezogener Ton, der nicht abbricht, aber langsam verhallt, von dem man nicht weiß, wann er zu klingen aufgehört hat, und den man lange vibriren hört, nachdem er weit in der Ferne gestorben ist, leise und spröde und etwas verschleiert, wie der Blick aus den blassen, grauen Augen (Adolf Heller: „Bildniß"; Glaspalast).

Ein Dienstmädchen, ein ganz junges Ding, das noch halb Kind ist. Das Bild ist durch und durch in blassen, matten Farbentönen gehalten, — die Gestalt, der Hintergrund. Das Mädchen steht da in voller Figur und hält mit beiden Händen eine Zeitung aufgeschlagen, in die sie herunter schaut. Sie ist in Arbeitstracht: schmutzbraunem Rock, schmutzgrauem Leibchen; um die Schultern und über die Brust quergelegt ein sauberes weißes Fichu, das die obere Partie der Brust und den Hals frei läßt. Die mageren Formen dieser Partie, wo die Knochenbildung sich zeichnet unter der blassen, zarten Haut, die ernsthafte Miene des wie mit einer bleichen, zarten Unschuld überhauchten Gesichts, das von der Stirn nach oben gekämmte, matt aschblonde Haar, das, von einer blassen Sonne beleuchtet, wie eine lichte Nebelwolke um den Kopf steht, — Alles zusammen ist ein Poem der weißen Rosenknospe, ein delikates, beseeltes Gedicht über jenes empfindliche Alter eines Mädchens, wo es nicht mehr ganz Kind und noch nicht ganz Weib ist und wo es in körperlicher Unentwickeltheit und seelischer Unberührtheit nicht mehr ganz schläft und zugleich noch nicht ganz wach ist, sondern in einem leichten, blaßgetönten Morgenschlaf kühl und still träumt, im Augenblick vor dem Erwachen (Anna Hillermann: „Lesendes Mädchen"; Glaspalast).

Junges Mädchen, auf einem Stuhl sitzend, in einer kleinen, nackten Stube, gegen den Hintergrund einer grauen Wand mit Holzpaneelirung und mit einer Art großem Wappen in der einen Ecke. Sie trägt eine rothe Taille und einen rothen Rock, schwarze Schürze und weiße Unterärmel, einen weißen Shawl über der rothen Taille und eine weiße, weite Mullhaube auf dem Kopf. Dieses junge Mädchenkind mit der unnachahmlichen Haltung des selbstsicheren Wohlbehagens und einem Ausdruck in dem großgeschnittenen, hübschen, gesunden Gesicht, der nur der Stolz der Geradheit ist, nennt der

Maler eine „Amsterdamer Waise“. Das Bild — ein Meisterstück der einfachen, soliden und stilvollen Kunst Hollands — strömt nicht nur den süßen, kühlen Duft der Tulpe der Heimatherde aus; in den Gesichtszügen und in der Körperhaltung dieses armsäligen jungen Mädchens liegt ein gutes Stück von jenem Gesammttemperament eines ganzen Volkes, das holländische Geschichte schuf (Nicolaas van der Waay: „Amsterdamer Waise“; Glaspalast).

* * *

Die besten Stunden, die man in einer Kunstausstellung wie im Leben — von dem sie ja nur ein Abbild darstellt — verbringt, sind die, in denen man auf ein Stück Poesie oder ein Stück Menschenindividualität stößt, das man in sich aufnehmen kann. Man geht in eine Kunstausstellung hinein, um zu genießen. Und genießen heißt doch nur: intenser leben; und Jeder genießt in seiner besonderen Weise, seiner Veranlagung und seinem Temperament nach. Bei dem Einen werden die individuellen Lebensfunktionen durch die Farben und Formen an und für sich in erhöhte Thätigkeit gesetzt; der Zweite dringt hinter sie vor und tiefer hinein, um das Wesen unserer Zeit und die eigenthümliche Art der zeitgenössischen Menschheit entdecken und formuliren zu können. Aber Beide, der Sensualist sowohl wie der Zeitpsychologe, verfolgen den selben Zweck; sie wollen genießen, sich leben fühlen, Dem, was in ihnen das persönliche Leben ist, Nahrung verschaffen. Man kann die Erinnerung, die Vorspiegelung zukünftiger Geschehnisse genießen; man kann das Licht und das Dunkel, die Freude und den Schmerz genießen; das Wesen des Vorganges bleibt dabei jedoch immer das selbe. Deshalb sieht man auch, daß der Geist der Unduldsamkeit sich nie nur gegen eine bestimmte Form des Genießens, sondern in naturbedingter Weise immer gegen das Wesen des Genusses in dem erwähnten weiteren und tieferen Sinn des Wortes und des Begriffes wendet. Das Sichentfalten und Sichbethätigen ist ihm gleich verhaßt und gleich verdächtig, ob es sich auf dem Gebiet der sinnlichen oder dem der intellektuellen Fähigkeiten zeigt. Es ist nicht viel mehr Sinn darin, von einer „moralischen Strenge“ zu reden, als wenn man von einer „intellektuellen Strenge“ reden wollte; es sind die selben Eselsohren, die hervorgucken. Der Maler braucht die Farben, um malen zu können; der Dichter braucht die Stoffe, um dichten zu können; sie müssen dem Leben und den Menschen Etwas abfordern, um schaffen zu können; sie müssen selbst genossen haben, in Freude und in Schmerz, ehe sie durch ihre Werke ihre Mitmenschen dieses Genusses theilhaftig machen können; sie nehmen ja nur, um geben, um den Genuß vermitteln zu können. Es herrscht auch auf dem rein künstlerischen Gebiet ein inniger Zusammenhang und eine tiefe Solidarität zwischen den Menschen, zwischen Produzenten und Konsumenten, zwischen Gebenden und Nehmenden.

Unsere Zeit hat ja bekanntlich das Materielle viel zu viel überschätzt. Eine solche Ueberschätzung führt sehr leicht zu einer anderen Ueberschätzung, die wie ihr Gegensatz aussieht und doch nichts Anderes ist als sie selbst wieder. Die Genußsucht — im vulgären, geläufigen Sinne, als Geldgier, als rein fleischliches Schwelgen u. s. w. — entspringt einer Ueberschätzung der Materie; aber auch die Entsagung entspringt einer Ueberschätzung der Materie; ihr wird in beiden Fällen zu viel Werth, zu große Bedeutung zugetheilt. Die Askese und die Schweinerei liegen einander nur allzu nah und decken sich sogar zuweilen; dieses Phänomen ist nun einmal in der unvollkommenen menschlichen Natur tief begründet. Der „aristokratische Individualist", der nicht selbst ein Packet auf der Straße tragen kann und dessen Menschenrecht von Regenschirm-Haben oder nicht-Haben abhängt, ist gewiß ein lächerliches Thier; aber wenn die „christliche Demokratie" aus allen Fenstern guckt, um zu kontroliren, ob man vielleicht eine Droschke nimmt, statt zu Fuß zu gehen, so ist Das nicht viel besser. Die Vereinfachung der Lebensformen bedeutet gern zugleich eine Verarmung des Lebens; das Ausschalten der Nuancen ist oft eins mit einer lächerlichen Oede; ein „schwarzes Haar auf einem weißen Kopfkissen" als Endinhalt des Liebestraumes eines jeden Mannes aufzustellen, ist doch ein Bischen zu dyspeptische Reaktion gegen einen Jacobsen.

* * *

Ich habe die leitenden Herren der „Sezession", so wie sie sich in ihren eigenen Werken bethätigen, nie recht verstehen können. Ihre künstlerischen Absichten blieben mir unklar; was wollten sie geben? Wie waren Habermanns wiehernde Damen, die in unerschütterlicher Monotonie und ohne jede individuelle Veränderung von Jahr zu Jahr in den Sälen der Ausstellung wiederkehrten, aufzufassen? Als das Schönheitideal des Künstlers? Oder als ein Beitrag zur Physiognomie unserer Zeit? Das Eine erschien eben so wenig wahrscheinlich wie das Andere. Die Linie als Schönheitform hat in der Portraitkunst ihre Berechtigung; die Linie als psychologisches Charakteristikum, als synthetische Ausdrucksform hat ihre Berechtigung; aber was hat die Linie der leeren Grimasse, die Linie der ausdruckslosen Verrenkung da zu thun? Und Stucks Frauen, die jedes neue Jahr alle gleich dekorativ und parzenhaft aussehen? Und Sambergers Männer, die immer verwilderter in den Haaren und den Gesichtszügen dasitzen und in irgend eine wüste Welt hinausstarren, obgleich die Modelle, wenn man zufällig eins von ihnen kennen lernt, wie sehr gewöhnliche und nüchterne Bürger ohne jeden satanischen Anstrich aussehen? Uhde, der einmal in längst vergangenen Jahren Bilder von einem Stimmungwerth schuf, der viel schwerer wog und viel tiefer wirkte als der „religiöse" Geist in seinen späteren „christlichen" Gemälden, der sich allmählich ganz verflüchtete, bis er nur noch aus den Titeln herauszulesen war, hat

diesmal selbst diese pietistisirende Mache ein Bischen aufgedeckt. Er hat eine „Ruhepause im Atelier“ ausgestellt, wo die christlichen Modelle aus allen Altern und Geschlechtern sich wieder menschlich und natürlich geberden dürfen. Die Maria mit dem Kinde auf dem Arm scheint mit einem gewissen Interesse ihr eigenes Bild zu betrachten, — mit welchem Resultat, darüber wird vielleicht Uhdes spätere Kunst Auskunft geben.

Es giebt sonst eine ganze Reihe ausgezeichneter Portraits in der kleinen Ausstellung der „Sezession“. Da ist ein Kniestück „Angelina“ von Olga von Boznanska, ein junges Weib mit den typischen Rassezügen der Keltin. Nach der Tracht zu urtheilen, gehört sie wahrscheinlich irgend einem religiösen Frauenorden an. Die etwas gedrückte Haltung, die nicht nur von einem ermüdeten Körper, sondern vielleicht noch mehr von einer ermüdeten Seele spricht; der Ausdruck des trotz der Jugend früh abgemagerten Gesichts mit den eingefallenen Wangen und den rothen Flecken über den Backenknochen und dem wunderlich zusammengekniffenen Zug um den Mund; der Blick der blaugrauen Augen schließlich, stechend und wie nichtsehend zugleich, forschend und doch abwesend, stierend, aber mehr nach innen, — Alles giebt ein vortreffliches Charakterbild eines in streng bigotten Vorstellungen befangenen jungen Weibes mit ausgeprägtem Hang zum Fanatismus. Eine verwandte Erscheinung, aber dabei zugleich von ganz anderem Temperament, ist die „Alte Bretonin“ von Victor Scharf. Sie steht in einer kleinen Stube; hinter ihr an der Wand der Gekreuzigte, vor ihr auf dem Tisch das aufgeschlagene Gebetbuch. Sie ist auch eine Bigotte von der strengsten Sorte, aber sie ist es offen und geradeaus, nicht versteckt nach innen wühlend. Sie hat gewiß auch ihren Fanatismus; aber er schlägt bei ihr nach außen, bohrt nicht nach innen, ist explosiver, aber ungefährlicher für sie selbst wie für Andere.

George Henry aus Glasgow hat ein niedliches und amusantes Mädchenportrait, „Der graue Hut“. Das Bild wird mit Fug so genannt; denn der graue Hut ist die Hauptsache, nicht gerade für uns Beschauer, für den Maler eigentlich auch nicht, aber wohl für das junge Ding selbst, das sich diesen schönen Hut hat kaufen können. Das sagt uns eben das kleine Kunstwerk; das Mienenspiel ist vorzüglich getroffen. Man sieht es der etwas hochnäsigen Miene der jungen Person an, daß sie sehr gut weiß, wie gut der neue Hut ihr steht; sie fühlt sich.

Unter den plastischen Arbeiten in der „Sezession“ giebt es eine sehr lebendige Portraitbüste eines jungen Mädchens von Adolf Hildebrand. Sie sitzt mit dem Kopf gegen ihre eine Hand gestützt und blickt vor sich nieder mit einem von dem Künstler bis in die Nuance treffend wiedergegebenen Gesichtsausdruck von nachdenklicher Unschuldigkeit und Mädchenvernünftigkeit.

Die Landschaftkunst nimmt den größeren Platz ein. Es giebt eine

ganze Gruppe von Malern, die nach der Malmethode der altdeutschen Landschaftkunst, wie sie in unserer Zeit Thoma, Haider und Andere wieder angewandt haben, in ihren Bildern vorgehen. Sie malen — dem Charakter der binnenländischen Natur gemäß — schwer, massiv; die Zeichnung ist bis ins Kleinste sorgfältig ausgeführt, die verschiedenen Pläne des Gemäldes sind deutlich und scharf von einander geschieden. Eine andere Gruppe von Malern schließt sich den ausländischen Meistern aus den Seeländern an; die Zeichnung tritt in den Hintergrund und wischt sich aus unter den abgetönteren, in einander überfließenden Farben. Sie entnehmen der Meeresnatur ihren zarten Farbenschmelz und wollen die harte, kompakte Binnenlandschaft mit Mitteln wiedergeben, die nicht ihr selbst entstammen. Im einen wie im anderen Falle wird der Weg der persönlichen, unmittelbaren Kunst leicht verloren und man gleitet in die Manier oder das Schema hinein. Dann schmeckt das Ganze nach Mache; der Duft, den jede Landschaft hat, ob schön oder häßlich, ob reich oder arm, strömt nicht mehr aus den Bildern aus. Der Titel im Katalog — „Thauwetter", „Abendruhe", „Herbst", „Feierabend", „Kein Laut" u. s. w. — erweckt in uns Vorstellungen, Empfindungen, Erinnerungen, Gefühle, die im Bilde selbst nicht vorhanden sind. In Karl Haiders „Abendlandschaft mit heimkehrendem Ritter" ist freilich die ganze Stimmung des Abends, voll, schwer und ruhig.

Und wie kann nicht das einfachste, nackteste Bild, wenn es nur echt ist, den vollsten und tiefsten Gefühlswerth unter seiner äußerlichen Armuth verbergen und den entsprechenden Gefühlswerth in uns auslösen! In der „Sezession" hängt ein Gemälde von van Damme-Sylva, das „Sandiger Weg" heißt. Es enthält auch äußerlich nicht viel mehr als Das, was der Titel angiebt, einen sandigen Weg über einen Sandhügel, mit einigen Bäumen und einem Gespann, glaube ich. Aber man wittert hinter dem Bilde Etwas, das man nicht sieht; man riecht es, man fühlt es; die Luft, der Himmel, die Beleuchtung, der Sand, die Bäume sagen uns, daß das Meer nah ist, sich gleich hinter diesem sandigen Hügel ausdehnt, wie, wenn man nach langer Abwesenheit mit dem eilenden Eisenbahnzug, von Süden kommend, sich dem Meere nähert, man es in seiner Seele und mit allen Sinnen lange ahnt und fühlt, ehe man es mit seinen körperlichen Augen sieht. Wie wenig Aufwand von Mitteln ist nöthig, um jenes Vibriren in uns hervorzurufen, in dem der Genuß zu einem süßen Schmerz wird und das die Wirkung jedes echten Stückes poetischer Schöpfung in Worten, Tönen oder Farben ist! Ein rother Schein, der durch die Fenster eines Dampfers in die blaue Morgendämmerung hinausfällt, genügt, um eine ganze Fülle von sinnlichen und seelischen Gefühlen aus ihrem Schlummer zu wecken und in ein harmonisches Zusammentönen zu bringen, wie zu einem leisen Lied, unbestimmte Erinnerungen, halb oder ganz

vergessene Erlebnisse, der Klang einer Stimme, die uns einst lieb war, ein Lichtstreif über einem Gesicht, das jetzt wie früher einmal dicht bei dem meinen war, um gleich wieder in das schwarze Nichts unterzutauchen, vielleicht für immer. (Hans von Bartels: „Dampfer im Morgengrauen", Aquarell).

Walter Leistikow hat zwei Bilder ausgestellt, die jedenfalls als Ausdruck eines märkisch-preußischen Künstlernaturels sehr interessant und in gutem Sinne typisch sind. „Im Grunewald" heißt das eine: ein Fichtenwald mit Teich, Sonnenschein über den Pfaden und Baumstämmen. Die so verlästerte Umgegend der Spreestadt ist gar nicht ohne Weiteres als reizlos zu bezeichnen. Ich denke dabei nicht etwa an den barocken Einfall, der Werder heißt, diese weiße Blüthenoase mitten in der gelben Sandwüste. Ich habe bei Frühlingsgewitter über dem Müggelsee Beleuchtungen gesehen, die mir ganz exotisch vorkamen. Und ich erinnere mich noch des Staunens, das mich ergriff, als ich vor zehn Jahren nach Berlin kam und eines Frühlingstages außerhalb der Stadt spaziren ging: Alles leuchtete und brannte, trocken und flimmernd, — rothe Dächer, weiße Wände, heißblauer Himmel; es mögen wohl die Reflexe von den Sandkörnern gewesen sein, die diese trockene, stechende Farbengluth bewirkten. Leistikow hat in seinem Landschaftbild eben dieses Trockene und Magere mit den einander schroff und unvermittelt gegenüberstehenden, sehr finsteren und sehr hellen, gleich starken und gleich dünnen Farben gut getroffen. Auch in dem zweiten Bilde, „Hafen", ist die Vereinigung von Dünne und Praezision in der Malmethode ungemein charakteristisch. Man muß Kleist lesen — seinen Michael Kohlhaas und seine Dramen —, um dieses Volksnaturel, in einer Dichterindividualität zugespitzt, in seiner höchsten Potenz ausgeprägt vorzufinden.

Wie verschieden von dieser Malerei ist die der Worpsweder, wo Alles von der feuchten, saftigen Fülle einer Meergegend durchsättigt ist! Von den Worpswedern ist nicht viel in München zu sehen; nur Overbeck und Vinnen sind mit ein paar Werken in der „Sezession" vertreten. Die beiden Bilder Overbecks zählen unter die besten des Künstlers: „Ein stürmischer Tag", wo alle Farben unter den gefallenen Regenschauern blühen und schwellen, das Helle und Klare doppelt klar und hell, das Dunkle doppelt dunkel und feuchtschwer; und „Sommerwolken", ein Sommer- und Sonnenstück mit reifenden, im Winde wogenden Kornfeldern.

Mit den Worpswedern verwandt, wie eine dänische Landschaft mit einer friesischen, ist in seiner Kunst der Däne Achen. Sein Gemälde „Beim Dorfe" schildert in einer weichen Note von liebevoller Vertiefung und Zuhausesein einen dänisch-schonensischen Bauernhof der alten Sorte: das zusammengebaute, gegen Wind und Wetter geschützte Viereck, das jetzt leider im Verschwinden begriffen ist. Es tobt eben hier auf dem Bilde so ein Wind und Wetter, bei dem es in einem meerumgebenen Flachlande noththut, sich gut zu schützen.

Die Intimität ist eine große, in der Empfindung wie in der Ausführung; der grauviolette Regenhimmel, das durch die Feuchtigkeit wie geschwollene und hell leuchtende Grün der verwehten Bäume um den Hof, der niedrige Hof selbst mit seinem Strohdach und seinen weißgekalkten Wänden, die Strohschober, der Steinwall, wo wahrscheinlich die Stieglitze hausen: Alles ist heimisch und traulich mit all den Einzelnheiten und Geheimnissen, wie es nur dem durch Geburt Eingeweihten zu empfinden und wiederzugeben vergönnt ist.

* * *

Die kleine Sammlung der „Sezession“ macht einen stilvolleren Eindruck als die Massenausstellung im „Glaspalast“; hier werden die wenigen Werke, die sich über das gewöhnliche Mittelniveau erheben, fast gänzlich von den welken Blättern alter Kunstjahrgänge und den Wisbyrosen toter Kunst überschüttet und bedeckt. An beiden Stellen fehlt es an Größe; es fehlt auch an Jugendlichkeit. Man sucht vergebens in diesen monotonen Farbenmassen nach jenen großen Zügen, in denen sich die organische Gliederung eines Gesammtorganismus oder der lebendige Ausdruck einer Physiognomie zeichnet. Man sucht auch vergebens nach einer oder der anderen individuellen Größe, nach den Zeichen eines jugendlichen Temperaments, das die Wachsthumskraft besäße, diese harte, schnürende Farbenkruste zu sprengen. Die großen Meister deutscher Kunst halten sich in diesem wie im vorigen Jahre — es sieht wie Absicht aus — ganz im Hintergrund. Thomas drei Bilder sind schon Thoma alle drei; mehr aber ist über sie nicht zu sagen. Boecklin hat eine Madonna ausgestellt; wenn man das Bild mit der Ehrfurcht, die man dem Altmeister schuldet, eine Weile betrachtet, erinnert man sich, daß der alte Herr immer ein unverbesserlicher Humorist gewesen ist.

Verblüffend wirken im „Glaspalast“ die Bilder von Julius Exter. Zuerst gellen diese schreiend grellen Farben Einem entgegen, wie eine Trompetenfanfare. Dann aber wird man plötzlich und unerwartet gefangen genommen und findet die Hauptnote dieser kühnen Kunst echt. Man denkt nicht mehr daran, sie herausfordernd und aufdringlich zu finden, noch weniger giebt man seiner ersten Neigung Gehör, sie unter die Reklamenplakate zu verweisen. Das Triptychon „Weihnachten“ ist wirklich „religiöse“ Kunst, was man von den meisten Sachen in der Abtheilung „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“ nicht sagen kann, sintemalen sie weder christlich noch Kunst sind. Die Poesie der Weihnacht ist in diesem Bilde; die Poesie des Zauberwortes Weihnachten webt seine zarten Märchenschleier über diese Winterlandschaft mit dem eingeschneiten Dorf und den hell beleuchteten Fenstern der niedrigen Häuser und der hell beleuchteten Kirche droben im Hintergrunde. Aber es ist noch Etwas in dem Bilde: auf dem einen Seitenflügel die Realität des kleinen, armen Mannes, der da in der offenen Thür

eines Ziegelhauses steht und die Hand über die Augen hält und in die strahlende Christnacht hinausblickt, während seine Frau mit dem Kinde drinnen in der beleuchteten Stube sitzt, — die Realität einer Bahnwärterfamilie. Und diese alltägliche Gruppe, wie die Bauerngestalten auf dem zweiten Seitenflügel, Beide mit derber, realistischer Kunst ausgeführt, sind zugleich mit einem unsichtbaren Etwas so umsponnen und umwoben, daß sie gar nicht mehr diese Leute nur sind, sondern mit dem religiösen und poetischen Weihnachtmysterium ganz und unauflöslich verschmolzen sind. Ein zweites Bild, „Lichtmeß", ist voll innigster Andachtstimmung mitten in einer voll aufgetragenen Realistik; ein drittes, die „Bauern von Uebersee", die mit ihren Sensen über den Schultern zur Arbeit marschiren und deren festen Marschtakt man förmlich hört, schmettert wie eine Hymne an die bezwingende Volkskraft, von einem Blechinstrumentenorchester ausgeführt.

Ich habe nur noch einige Landschaften im „Glaspalast" zu erwähnen. August Fink hat einen „Novemberabend", der ganz vortrefflich ist in seiner weichen, fast lauen Stimmung, in der die Stille beinahe hörbar ist, und einen „Winterabend vor Sonnenuntergang", wo die Aeste der Bäume ganz schwer unter der Schneelast herunterhängen und der winterliche Abendhimmel kalt und frostgelb leuchtet hinter dem schwarzen Inneren des Waldes. Von Louis Douzette ist ein „Vorfrühling" da, eine sumpfige Ebene in der Meeresgegend; am Bach entlang stehen Birken, noch nicht belaubt, aber in einen violetten Schleier wie in eine Vorahnung eingehüllt; weit draußen in den rauchigen Horizonten zeichnet sich die Silhouette einer Stadt mit ihren Dächern und Kirchthürmen; milde, laue, feuchte Farbentöne, blaßgelb und mattviolett, auf der Erde und in der Luft. Ferner die „Winterlandschaft" von Karl Heffner: wolliger, weißer Schnee, wollige, weiße Wolken und eine blasse, untergehende Sonne; und durch die Landschaft eine Reihe nackter, schwarzer Bäume an einem Bach entlang, worin sich Alles spiegelt: der wollige Schnee, die wolligen Wolken, der bleiche, glanzige Sonnenschein und die nackten, schwarzen Aeste der Bäume. Wilhelm Nagel: „Wintermorgen"; es ist noch hübsch kalt, weil noch früh am Morgen, die Weiden werfen scharfe, bläuliche Schatten und die Wake in der Mitte des Bachs ist zugefroren; aber es ist nur Nachteis, und sobald die Sonne kommt, wird es Thauwetter werden. Auch „Deutsches Fischerdorf" von Max Eduard Giese ist ein Stück lebendiger Landschaft mit der dunkel schmutziggrauen Farbe des Wassers und dem nassen Schnee über der Ebene, den schweren, schneenassen Wolken und dem sich aufhellenden, grünen Horizont.

München. Ola Hansson.



Gutzkows Apostata.

In Karl Gutzkows Entwickelung hat kaum ein anderes Element eine so entscheidende Rolle gespielt wie das religiöse. Religion, „dies seltsame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen", wie es in seinem Jugendroman „Maha Guru" heißt, war das erste große Problem, das dem Knaben, der nach Erkenntniß gierig sich aus der Enge seiner elterlichen Stube in die weite Welt des Geistes mit bewundernswerther Ausdauer hinausarbeitete, Lösung heischend entgegentrat, — nicht als milde und versöhnende Göttin, sondern mit der strengen Miene verdammender Unduldsamkeit. Sein Vater, ursprünglich ein wilder, leichtlebiger Soldat, war in der trägen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen, in der Stickluft einer beschränkten Häuslichkeit, unter dem Eindruck trüber Ereignisse und unter dem Zwang einer frömmelnden Herrschaft aus seinem Leichtsinn in religiösen Dingen in das entgegengesetzte Extrem verfallen, wie es oft geschieht: er wurde Pietist. Eine schwüle theologische Atmosphäre wehte durch das Heim am Kastanienwäldchen in Berlin, fromme Gespräche waren der Hauptstoff häuslicher Unterhaltung; und Verwandte, die ab und zu gingen, hafteten noch im Gedächtniß des herangereiften Dichters als religiös geprägte Typen. Sonntags ging es von einer Kirche in die andere, ohne Unterschied des Bekenntnisses. Gerade dieses Uebermaß von Religion mußte zum Skeptizismus führen. Der junge, allmählich aufthauende Verstand, der schon früh gern einsamen Grübeleien nachhing, aber zum Glück sehr bald den Einfluß eines freidenkenden Mannes erfuhr, lernte so die Verschiedenheit der einzelnen Meinungen kennen und hörte den Einen als unrecht verdammen, was der Andere für recht hielt. So entstand in ihm schon zeitig das Bedürfniß, sich „das Bessere von dem Guten auszuwählen," wie es in einem seiner Dramen heißt. Die anfängliche Scheu des Studirenden vor zu weit gehendem Zweifel wurde, merkwürdig genug, wie es Gutzkow selbst erzählt, durch F. A. Wolfs Homerkritik durchbrochen. „Sie warf mit Begeisterungschwingen den Zweifel in die Brust als Führer fürs ganze Leben." Vor Allem den Zweifel an der Bibel. Und dabei sollte Gutzkow, nachdem er es mühsam dahin gebracht hatte, studiren zu dürfen, nach dem Willen der Eltern und mit Rücksicht auf ein Stipendium Theologe werden. Er selbst glaubte nicht an seinen Beruf, gab aber, dem Zwang sich beugend, seinen ersten Universitätstudien einen theologischen Charakter. Zweimal schon hatte er als Prediger auf der Kanzel gestanden, sein Lebensweg schien vorgezeichnet zwischen Kirche und Pfarrhaus; daß er sich endlich entschloß, der Theologie zu entsagen, war das Resultat schwerer Kämpfe mit seiner Umgebung und in seinem eigenen Innern. „Ein Stück Priesterthum aber blieb all seinem Wirken eigen."

Als beleidigte Gottheit trat ihm die verlassene Religion sofort in seiner Schriftstellerlaufbahn entgegen. Seiner Parteinahme in religiösen Fragen verdankte er sein wechselvolles Literatenschicksal; die Vorgänge des Jahres 1835 gehören nicht nur der Literaturgeschichte an.

Wir finden fast alle Werke Gutzkows mit einer reichen Fülle religiösen Stoffes belastet. Die einzelnen Perioden seiner inneren religiösen Entwickelung treten in seinen Werken scharf abgegrenzt hervor. Der ersten Zeit, wo der Zweifel ihm bodenlos erschien, abgrundtief, und wo er in Angst und Qual nach

einer positiven Wahrheit sich sehnte, entstammen „Maha Guru, der Roman eines Gottes“ und die Novelle „Der Sadduzäer von Amsterdam.“ „Immer angeregt vom Zusammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, sich in Gott und göttliche Dinge zu versenken, oft beglückt von einem milden Hauche der Gläubigkeit, viel öfter aber noch zerrissen von Zweifeln und ergrimmt über die irdischen Entstellungen des Ewigen“: so hat der Dichter selbst in der Vorrede zu jenem Roman seinen damaligen Zustand geschildert. Der heute so harmlos erscheinende, im Jahre 1835 öffentlich proskribirte Roman „Wally“ ist dann der verstandesmäßige Niederschlag jener ersten Epoche; nicht die nothdürftige künstlerische Umhüllung, sondern der philosophisch-theologische Kern ist für die Entwickelung des Dichters bedeutsam.

Die feste Ueberzeugung, deren Fehlen dem Helden im „Sadduzäer von Amsterdam“ und der Zweiflerin Wally verhängnißvoll wird, — der Held des Dramas „Uriel Acosta“ (1846) hat sie errungen. Allerdings beugt er sich keinem Dogma, keinem Wortglauben; die Denkfreiheit ist ihm zur Religion geworden, in ihr hat er seine Ruhe und seine Kraft gefunden; er predigt das Evangelium der Duldung:

„Nicht, was wir glauben, siegt, de Santos! Nein,
„Wie wir es glauben, Das nur überwindet.“

Der religiöse Konflikt wird in einen menschlichen aufgelöst: der Held soll die Stärke und den Muth seiner Ueberzeugung erproben. Diesem einen Dogma der Denkfreiheit, das Gutzkow hier mit der Begeisterung eines Propheten verkündet, ist er immer treu geblieben. Ob er selbst in religiösen Dingen schließlich doch zu einer Ueberzeugung gelangte, mit der sich, etwa wie mit einer Hausfrau, die man nach langem Bemühen errungen und der man auch nachträglich wahrgenommene Fehler verzeiht, einigermaßen leben läßt, kann hier nicht erörtert werden. Die Kritik, die in ihm nie ruhte, sondern immer von Neuem Alles prüfend betastete und zu durchdringen suchte, erstreckte sich auch auf seinen eigenen Glauben; zu allen kirchlichen Fragen seiner Zeit nahm er in Schrift und Wort eifrig Stellung und das häufig unkünstlerische Hervortreten des religiösen Problems — selbst in seinen späteren Werken — zeigt, daß er nie ganz Frieden schloß, daß immer wieder Fragen in ihm aufstanden, die er durch poetische Gestaltung zu beantworten versuchte. In dem großen Roman „Der Zauberer von Rom“ giebt er uns eine umfassende Schilderung der religiösen Strömungen seines Zeitalters und noch in seinen letzten Werken werden ähnliche Themen angeschlagen.

Dem religiösen Problem eine neue dichterische Lösung zu geben, ist ihm aber nach dem „Uriel Acosta“ nicht mehr gelungen. Viele Jahre zwar hat er das Bedürfniß empfunden und sich mit dem großen Plan getragen, Julianus Apostata zum Helden eines Dramas zu gestalten. Karl Frenzel spricht davon in seinem Gutzkownekrolog und verweist uns auf die Jahre 1855 bis 58. In der That finden wir denn auch in den Aufzeichnungen des Dichters aus jener Zeit den fragmentarischen Entwurf zu einem Drama „Julianus Apostata“. Umfangreich ist er nicht, aber er giebt uns doch eine Vorstellung davon, in welcher Weise Gutzkow die gewaltige Figur des „letzten Heiden im Kaisermantel“ zu behandeln gedachte. Zunächst haben wir da zwei Seiten zusammenhangloser historischer Notizen, von denen uns nur zwei interessiren. Die eine dient zur Charakterisirung des Jovianus, des Nachfolgers Julians, und lautet: „Vielleicht sein Prinzip: daß

diese Reaktion gut wäre, um dem Christenthum den Geist zu erhalten." In einer Anmerkung wird diese „Reaktion" erläutert als „die christliche Sucht, apostolisch und handwerksmäßig zu sein, zu leben und zu denken."

Die andere Notiz betrifft den Schluß des geplanten Dramas. Der Dichter zeichnete sich auf: „Schluß: Wahl zwischen Jovianus Christ oder Prokopius Heide. Abstimmung kommt: Jovianus! Julianus: Νενίκηκας Γαλιλαῖε! und stirbt." Daß der Dichter den Schluß des Dramas fast zuerst fixirt, ist keine ungewöhnliche Erscheinung und außerdem war sie hier durch die Sage vom Tode Julians gegeben. Bei Gutzkow tritt sie allerdings in ganz besonders auffallender Weise hervor.*) Seiner charakteristischen Neigung, Aktschlüsse durch eine „epigrammatische Wendung zuzuspitzen", kam hier die Geschichte entgegen.

Hierauf folgt dann der Entwurf des ersten Aktes und die Einleitung des zweiten:

Erster Akt.

Szene: Konstantinopel oder Antiochia?

1. Eusebia, die Gemahlin, die Wittwe Konstantius', die Retterin Julians. Prokopius.

Warum, o Fürstin, noch immer traurig? Hat nicht der alte Glaube gesiegt? Wird nicht Julian, dem Du das Leben rettetest, Dein Vetter und Freund, Dir seine Hand reichen?

Ich finde, daß er zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Ueberzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert: er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe.

Er hofft, sie zu überzeugen. Euer Schmerz ist ein anderer. Ihr seht sein Versprechen, Euch zum Weib zu nehmen, nicht gelöst.

2. Theodora und Hippolytos, Priester des Trophonius, kommen aus Böotien, aus der Höhle des Trophonius.

Man meldet das Kommen des Kaisers. Sie treten zurück.

3. Julian mit Jovian, der im Geheimen Christ. Gesandte der Perser. Hormisdas, der Flüchtling. Die Religion des Ormuzd. Licht. Helios. Die Götterlehre. Daß jeder Gott ein Symbol sei und in seiner Wesenheit gleiche Bedeutung hätte mit Dem, was er bedeutet. Man übergiebt ihm goldene Statuen der Minerva. Hat sie in der Hand. Da ertönen Gesänge der Christen.

Woher? Es ist verboten.

Zwei Hauptleute wiegelten die Soldaten und die Bürger auf. Darauf steht der Tod. Man führe sie vor.

Basilius und Cyrillus; es sind zwei Brüder, die Theodora liebten und sich von ihr losrissen, um sich nicht darüber zu verfeinden. Ihre Geistes- und Herzensstimmung führt sie auf das Christenthum. Sie haben den Tod zu erwarten.

Julian will ihnen das Leben schenken, wenn sie der Minerva opfern. Julian schildert alles Schöne, was sich an Minerva knüpft. Vergebens. Sie gehen zum Tode. Singen draußen. Sie stimmen ein.

Julian vergiebt ihnen. Er ist zu schwach, Fanatiker seiner Ueberzeugung zu sein. (Die alten Götter haben ausgelebt! spricht für sich Jovianus.)

---

*) S. meine „Studien über die Dramen Karl Gutzkows. 1. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. 2. Ein weißes Blatt." Jena, Verlag von Herm. Costenoble.

Eusebia: Siehst Du seine Schwäche! Rekurs an Theodora und den Priester des Trophonius. Theodora schön, Nachkomme aus altem mazedonischen Königsgeschlecht, und Eusebia muß den Eindruck auf Julian fürchten.

(Anmerkung: Julian will nach dem Tode seiner Frau nicht mehr heirathen und hat alle Frauen aus seiner Nähe verbannt. Man muß aber seine Vermählung wünschen).

Zweiter Akt.

1. Eusebia spricht mit Hippolytus, dem Vater Theodorens. Sie billigt die Verbindung, um Julians Kraft zu beleben.

2. Theodora hat die Brüder von fern gesehen, ihr Schicksal gehört: des Kaisers Hand.

3. Kaiser kommt. Sie stürzt vor ihm nieder, dankt.

4. Julian hebt sie auf. Sie erzählt ihr Leben, die Sagen ihres Geschlechts, Julian erfährt ihre Beziehung zu den Brüdern. Sie will sie vom Christenthum bekehren. Man hofft auf die Heirath. Alles spricht dagegen.

So fürchtet Ihr schon die Macht der Galiläer? Man soll die Brüder rufen. Die Szene der Begegnung.

Damit bricht der Entwurf ab. Ein paar noch folgende historische Notizen geben keine Anhaltspunkte mehr für den weiteren Verlauf des Stückes. Zur Erläuterung des gutzkowschen Entwurfes ist es interessant, zu vergleichen, wie ein anderer Dichter, der große Skandinave, der Gestalt des Apostaten gerecht geworden ist.

Ibsen hat den gewaltigen Stoff in seinem Doppeldrama „Kaiser und Galiläer" bewältigt. Im ersten Theil entwickelt sich Julian vor unseren Augen. Er ist im Glauben an den Nazarener erzogen, nur der Zufall hat ihm eine heidnische Bildung verschafft. Seine Seele lechzt nach griechischer Schönheit und in dem Christenthum, das ihn umgiebt, fühlt er dieses Sehnen nicht gestillt. Im Gegentheil: sein Empfinden wird abgestoßen und beleidigt. So wird denn mit zunehmender Freiheit Stück für Stück das Christenthum von ihm abgelöst; was aber übrig bleibt, ist kein echter Grieche, sondern gleichsam ein Heide mit den Wundmalen Christi. Er hat sich eine große Aufgabe gestellt und in seinem christlichen Wunderglauben unzählige Zeichen in diesem Sinne ausgelegt: er will den Widerspruch zwischen Kaiser und Galiläer aus der Welt schaffen, das verhängnißvolle Räthsel „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist" meint er durch eine geniale Verschmelzung beider Elemente in einen Gott-Kaiser oder Kaiser-Gott zu lösen, er will das „dritte Reich" schaffen, das „auf den Baum der Erkenntniß und den Stamm des Kreuzes gemeinsam gegründet ist". Mit diesem Vorsatz tritt er die Herrschaft seines Vorgängers an.

In diesem heißen Bemühen Julians symbolisirt Ibsen in grandioser Weise die zerreibende Kraft zweier mit einander ringenden Weltanschauungen. Was Julian über Büchern nächtlich geträumt hat, was er in visionärer Begeisterung glühend vor sich sah, Das läßt sich im Leben nicht verwirklichen. Die Lebenskraft des Heidenthumes ist gebrochen und keine künstliche Pflege vermag ihr mehr einen frischen Keim zu entlocken. Julian ist aber selbst zu sehr ein Sohn seiner Zeit, als daß er die übernommene Rolle folgerichtig durchzuführen im Stande wäre. An die Stelle der „Schönheit", die er in der heidnischen Lebensführung, in Athen selbst vergeblich suchte, schiebt sich allmählich der Begriff der „Weisheit",

und zwar nimmt er eine Form an, die ihre Linien sowohl von der heidnischen Philosophie eines Diogenes wie von der Entsagungtheorie des Nazareners entlehnt hat.

Julian glaubt, mit dem Christenthum einen Waffenstillstand geschlossen zu haben. Aber überall tritt ihm die Gestalt des Galiläers entgegen und hemmt sein Wirken. Die grausame christliche Forderung: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ lähmt alle seine Entschließungen; und die Unmöglichkeit, ihr auszuweichen, reizt ihn schließlich so sehr, daß er in brutalem Machtbewußtsein dem Größeren, dessen Siegerkraft er schaudernd erkennt, den Vernichtungkrieg erklärt.

Im dritten Akt des zweiten Theiles, wo Julian verzweifelnd ausruft: „Wer bricht die Macht des Galiläers?“ und sich selbst die Antwort geben muß: „Der Galiläer lebt!“, tritt noch ein anderes Moment hinzu, das seinen Untergang unabwendbar macht. Er ist mit den glänzendsten Verstandesvorzügen begabt und doch durchaus Gefühlsmensch; und zwar hat der Dichter das Pathologische, das sich aus solchem Zwiespalt ergiebt, zur Darstellung bringen wollen. Julian endet im Wahnsinn. Schon als Jüngling besaß er einen „lebhaften, oft jäh aufleuchtenden“ Blick und hastige, sonderbare Bewegungen. Er ist in beständigem Entsetzen vor dem Kaiser und dem Galiläer aufgewachsen und von Kind auf verschüchtert. Das Bedürfniß nach Rache, das ihn schon am Hofe seines grausamen Vorgängers dunkel beschlich, packt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, als er die Macht in seinen Händen fühlt. Er macht des Galiläers grausame Forderung zu seiner eigenen und vernichtet Alles, was sich ihm entgegenstellt. So steigt er in rasender Hast von Stufe zu Stufe, vom Gottkaiser zum wirklichen Gott, der sich göttliche Ehren dekretirt und Herrscher sein will, nicht nur über das Leben der Menschen, sondern auch über ihren Willen, dem die Grenzen des ererbten Reiches zu eng sind, der die Welt besitzen möchte. Ueberall aber trifft er auf seinen Feind, den Galiläer, dessen tötliche Stelle er nicht finden kann und dessen Macht er sich selbst verfallen fühlt. Der Caesarenwahnsinn bricht in hellen Flammen aus; und wie König Lear in Nacht und Gewitter umherirrt, so stürzt Julianus sich in den wilden Sturm der Ereignisse. Mit der beängstigenden Sicherheit eines Nachtwandlers schreitet er daher, in irrsinniger Verblendung bereitet er sich selbst den Untergang und im Angesicht des Verderbens noch spricht er das stolze Wort: „Es ist mein Wille, lange zu leben“, bis er mit dem Geständniß: „Du hast gesiegt Galiläer!“, das sich wie eine Erlösung von seinen Lippen ringt, von Mörderhand getroffen zusammensinkt.

Julian wird so der Träger zweier Weltanschauungen, die sich ihrer Natur nach bekämpfen müssen; die jugendkräftige neue schlägt die morsche alte zu Boden. Gegen dieses historische Gesetz ist der Menschenwille machtlos. Mit unwiderstehlicher Gewalt wird das Alte von der Fluth hinweggerissen und zum Wrack zerschlagen. Ibsens Werk ist eine Schicksalstragoedie, freilich nicht im Sinne Müllners oder Houwalds, die das eherne Walten des Schicksals, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt, in tausend nebensächliche Zufälligkeiten auflösen. Obgleich auch in „Kaiser und Galiläer“ Träume und Wunderzeichen vielfach ausschlaggebend mitwirken, ist das Stück eine Schicksalstragoedie im antiken Sinn. Schicksal und Weltordnung sind Eins und bilden eine Gewalt, an der menschliche Kraft rettunglos zersplittert.

Das Motiv des Wahnsinnes lag nun Gutzkow ganz fern. In seinem

letzten Buch, der hitzigen, rücksichtlosen Streitschrift „Dionysius Longinus“ sagt er: „Julianus Apostata war ein großer Charakter und keineswegs der Narr, den ein wunderlicher Einfall, den unser David Friedrich Strauß vor Jahren in einer Broschure, aufrichtig, ohne Witz und mit viel Behagen, über ihn breitschlug, aus ihm machen wollte.“ Er hat sich denn auch die Mühe gegeben, als Entgegnung auf die straußische Schrift in einem Essai, der zuerst im Jahrbuch der Schillerstiftung erschien und später in den Band „Die schöneren Stunden“ (1869) aufgenommen wurde, die einzelnen Momente zusammenzustellen, die mit einer gewissen zwingenden Nothwendigkeit Julian — seine individuelle Neigung natürlich vorausgesetzt — zu seinem Entschluß bringen konnten. Diesen Essai betitelt „Antike Romantik?“ haben wir gleichsam als schriftlichen Verzicht auf die dramatische Behandlung anzusehen.

Die straußische Schrift war eine Satire; sie richtete sich gegen Friedrich Wilhelm den Vierten und lief darauf hinaus, daß Julian sich eine Ueberzeugung raffinirte — wie Gutzkow es ausdrückt —, die er selbst nicht hatte, und auf der Wiedereinsetzung des Alten bestand, weil ihn ein konservatives und reaktionäres System geistreicher und poetischer dünkte. Strauß verglich Julian mit den deutschen Romantikern und sah in ihm lediglich einen jener „Stimmungdilettanten, die auf ein nur phantastisch und verschönert ergriffenes Heidenthum hin schwärmten und träumten“.

Die einzelnen Gründe, die Gutzkow dieser Auffassung entgegenhält, ergeben in ihrer Gesammtheit das Milieu, aus dem heraus sein Julianus Apostata erwachsen sollte; und dieses deckt sich in Vielem mit der von Ibsen gewählten Grundlage. Die öffentliche Meinung in geistigen Angelegenheiten war noch im fünften Jahrhundert von der Religion unabhängig; um wie viel mehr in Julians Zeit. Das Christenthum trat immer noch sporadisch auf, der Untergang der antiken Welt war nicht so schnell besiegelt, wie Strauß glaubt; die alten Wissenschaften lebten noch in Alexandria und Athen. Julian versündigte sich daher nicht an dem Geist seiner Zeit, wenn er eine Bildung, in der er selbst sich glücklich fühlte, energisch wieder zur Grundlage des öffentlichen Lebens machen wollte. Die Lobpreisung der „Armuth im Geiste“ durch das Christenthum dünkte ihn eine Mißachtung der Geistesgrößen vergangener Jahrhunderte. Sein Großoheim Konstantin, der in der Schlacht gegen Maxentius ein Kreuz in den Wolken zu sehen glaubte, nahm nach seinem Siege das Christenthum an, — aber nicht als einzigen Glauben, sondern er fügte den Christengott den anderen Göttern hinzu, um sich gleichsam nach allen Seiten hin zu salviren. Der Einfluß ferner, den die neue Religion auf die Caesaren ausübte, war keineswegs der Gerechtigkeit und Milde zuträglich. Die Sitten besserten sich nicht, Julian selbst war dem Blutbade, dem auf Veranlassung seines Oheims Konstantius die ganze Verwandtschaft zum Opfer fiel, nur mit Mühe entronnen und hatte ein mönchisches Leben führen müssen, um vor dem mißtrauischen Kaiser und vor Mörderhand sicher zu sein.

Julian wollte das alte Römerreich wiederherstellen. Das mochte ein unmöglicher Wahn sein, aber er selbst brauchte seine Anstrengungen nicht von vorn herein für fruchtlos zu halten. Das hieße, meint Gutzkow, die Geschichte ex eventu beurtheilen. Das Weltbürgerthum und die jenseitige Bestimmung des Christenthums aber widersprachen diesem Ziele; und die Mahnung „Liebet Eure Feinde!“ war kein brauchbarer Schlachtruf. Julians Schönheit suchender Geist fühlte sich beleidigt durch die unschönen Uebertreibungen der christlichen Askese

Seine Religion bedeutete kein Zurückgreifen in graues Alterthum. Die Annahme eines Urwesens, einer einzigen Gottheit, die alles Geschaffene „ausstrahlt" — wie Plotinus sich ausdrückt —, war im Neuplatonismus gegeben und für dieses unbestimmte Urwesen das Licht, Helios, unmittelbar einzusetzen, war keine bemerkenswerthe Neuerung. Das Prinzip der heidnischen Religion hatte sich schon lange durch das Gesetz der Anpassung vereinfacht und dem christlichen darin genähert, daß man sich auf einen höchsten Gott beschränkte und die vielen mythischen Gottheiten als bloße Symbole der Poesie überließ. So konnte schon die Anschauung eines Virgils christlich genannt werden.

Alle diese Gründe, die Gutzkow hier zusammenträgt und auf die er zweifellos seine Auffassung Julians stützen wollte, begegnen uns auch im ersten Theil der Dichtung Ibsens. Gutzkows Absicht aber war, im Julian einen „großen Charakter" darzustellen, — einen Charakter, der mit klarem Willen und festem Entschluß eine sich ihm aufdrängende Ueberzeugung zur Geltung zu bringen unternimmt. Die tragische Schuld aber, zu deren Träger er ihn machen wollte, ist seine Schwäche; an ihr geht er, wie Uriel Acosta, zu Grunde. Schon im ersten Akt des mitgetheilten Entwurfes beklagt Eusebia, daß Julian „zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Ueberzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert: er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe". Und als gegen Ende des ersten Aktes Julian zwei Christen begnadigt, heißt es: „Er ist zu schwach, Fanatiker seiner Ueberzeugung zu sein." Gutzkows Julian besitzt nicht den brutalen Egoismus des ibsenschen „Alles oder nichts"; er sucht zwar nicht zu vermitteln, will keinen Kompromiß der beiden Weltanschauungen schließen, aber er hofft, wie Prokopius zu Eusebia im ersten Akte des Entwurfes sagt, durch Duldung „zu überzeugen" und so ohne Gewalt zu siegen. Der Mangel an rücksichtloser Härte soll also Gutzkows Julian dem Untergang entgegenführen. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich vermuthen, daß die Liebe in seinem Drama das bewegende Moment sein sollte. Eusebia, die Gattin des mörderischen Oheims Konstantius, hat ihren Neffen Julian vor dem Morde gerettet und seine Verbannung nach Athen bewirkt. Das war ein doppelter Liebesdienst. Die historischen Notizen, die sich Gutzkow machte, zeigen aber auch, daß gerade Eusebia es war, die die Erstgeburt seiner Gattin Helena durch die Hebamme töten ließ; sie „gab ihr den Trank der Unfruchtbarkeit ein". Ob diese Annahme historisch oder willkürlich ist, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls wollte der Dichter sie benutzen. Helena erlag diesem Verbrechen; und nach dem Tode des Konstantius sehen wir, daß es Eifersucht und Liebe waren, die Eusebia zu ihrer That verführt haben. Im ersten Akte des Entwurfes harrt sie auf Julians Liebe, verzichtet aber im zweiten zu Gunsten einer mazedonischen Fürstentochter Theodora, „um Julians Kraft zu beleben". Eusebia erscheint demnach als überzeugte Heidin, vielleicht als der böse Dämon Julians.

Es wäre vergebene Mühe, wollte man weitere Vermuthungen über die Entwickelung des von Gutzkow geplanten Stückes anstellen. Sicher ist nur, daß auch dieses Drama organisch zu seiner religiösen Entwickelung gehört. Es ist sehr zu bedauern, daß seine dramatische Kraft nicht mehr ausreichte, den großen Stoff zu bewältigen.

Dr. Heinrich Houben.



Selbstanzeigen.

Weltgeschichte. Erster Band: Geschichte des Alterthumes. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Die auf vier Bände berechnete Weltgeschichte, von der der erste Band nun vorliegt, verfolgt die Absicht, die einigermaßen gesicherten Resultate der geschichtlichen Spezialforschung in einer einheitlichen pragmatischen Darstellung zu verwerthen, die den Gebildeten anziehen und seine geschichtliche Bildung theils bereichern, theils vertiefen soll. Dabei sollten die einzelnen Völkergeschichten einer gleichmäßigen Betrachtung und Analyse unterworfen und die Elemente zu einem organischen Ganzen vereinigt werden, die für die Erkenntniß des Zusammenhanges wichtig sind, in dem das historische Leben sich von einem zum andern fortschreitend bewegt und entwickelt. Denn die Darstellung der fortschreitenden menschlichen Gesellschaft bildet den wichtigsten Inhalt des geschichtlichen Wissens. Daneben war das besondere Leben der für die weltgeschichtliche Entwickelung wichtigen und bedeutenden Völker, wenn auch nur in großen Zügen, doch so vorzuführen, daß von dem Leser nichts Wesentliches vergeblich gesucht wird. Ueber das Maß des zu wählenden Stoffes kann man dabei natürlich sehr verschiedener Meinung sein; für die Zwecke meines Buches schien es das Richtige, die grundlegenden Thatsachen der einzelnen Entwickelungen herauszuholen, aber in der Begrenzung des Wichtigen nicht allzu ängstlich zu sein. Da aber auch nur die Hauptsachen, mit Rücksicht auf den Umfang des Werkes, nicht überall ausführlich vorgeführt werden können, so sollte die Anführung der werthvollsten Arbeiten aus der Spezialliteratur dem Leser die Möglichkeit bieten, wo er das Bedürfniß dazu hat, selbst ergänzend einzutreten. In einer deutschen Weltgeschichte wird dieser Versuch, so viel mir bekannt ist, in dieser Ausdehnung zum ersten Male gemacht; doch soll durchaus nicht eine vollständige Bibliographie gegeben werden, die den Zwecken des Werkes völlig fernliegt.

Die Anlage ist, dem Wesen der Geschichte entsprechend, chronologisch und in den späteren Bänden synchronistisch. Man hat zwar in neuester Zeit die geographische Anlage der Weltgeschichte als die höchste Weisheit angepriesen; einstweilen ist es mir — und ich glaube, auch recht vielen anderen Menschen — noch unverständlich, wie man auf diesem widernatürlichen Wege einen besseren Einblick in die geschichtliche Entwickelung und in Das, was der gewöhnliche Mensch unter Geschichte sich denkt, erhalten und wie insbesondere eine solche Behandlung für den Unterricht im weitesten Sinne verwendet werden soll. Auch zu der anderen „modernen" Ansicht konnte ich mich nicht bekehren, daß eine Weltgeschichte die ganze Menschheit, alle Völker aller Zeiten umfassen müsse und daß etwa die Maya-, Nahua- und Toltekenstämme die selbe geschichtliche Bedeutung und das selbe Interesse beanspruchen dürfen wie Griechen und Römer. Ich habe mich lieber auf den „veralteten" Standpunkt Rankes gestellt und mich auf die im eigentlichen Sinne geschichtlichen Völker beschränkt. Weder Indien noch China und die von ihm abhängigen hinterasiatischen Reiche noch die amerikanischen Völker vor der Entdeckung der Neuen Welt werden in selbständigen „Völkergeschichten" behandelt; alles Wesentliche darüber erfährt der Leser da, wo sie mit

der weltgeschichtlichen Bewegung in Berührung kommen, so zum Beispiel über Indien bei Alexander dem Großen, und ganz besonders, wo sie mit den großen Kulturvölkern der alten oder neueren Zeit in tiefere Zusammenhänge treten, also über die amerikanischen Bevölkerungen bei der Geschichte der Entdeckungen, über China und Japan bei den großen Mongolenbewegungen, bei der Darstellung des Welthandels oder der Weltmission. Auch darin bin ich nicht „modern“, daß ich hinter die sogenannten allgemeinen geschichtlichen Kräfte das Wollen und Handeln der großen geschichtlichen Persönlichkeiten zurücktreten ließe. Ich habe mich klar und deutlich zu der Ansicht bekannt, daß Personen wie Luther, Friedrich der Große, Bismarck die Geschichte machen, ohne dabei die Bedeutung der geschichtlichen Strömungen zu übersehen, in denen sie standen. Diesem Standpunkt entspricht auch die Ausstattung des Werkes mit Illustrationen. Ein historisches Bilderbuch sollte es nicht sein und Phantasiebilder von Schlachten und sonstigen Haupt- und Staatsaktionen zieren es nicht. Wohl aber sind unter den beigegebenen guten und scharfen Aetzungen neunzehn Originaldarstellungen bedeutender geschichtlicher Persönlichkeiten enthalten. Doch sind auch die Einflüsse von Boden, Klima und sonstigen Naturverhältnissen durchaus zu ihrem Rechte gelangt und sieben Karten sollen hierin das Verständniß unterstützen. Aber neben diesen Naturverhältnissen mußten die Menschen die ihnen zukommende Bedeutung in der Geschichte erhalten. Den wirthschaftlichen Fragen ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weil die politische Entwickelung stets in hohem Maße durch sie beeinflußt und bestimmt wird. Religiöse und sittliche Vorstellungen und die großen Schöpfungen der Literatur, Wissenschaft und Kunst gestatten vielleicht den tiefsten Einblick in den Volkscharakter und gerade auf diesem Gebiet liegen die Keime der Menschheitkultur. Zusammenfassende Rückblicke scheinen mir deshalb hier am Platze zu sein. Der Einleitung über Begriff, Inhalt, Aufgabe und Ziel der Weltgeschichte wünsche ich ganz besonders freundliche Leser, nicht um meinetwillen oder, weil sie Neues enthielte, sondern, weil es sich hier um ein hochwichtiges Problem unserer gesammten Kultur und insbesondere unserer Jugendbildung handelt, die durch eine naturalistisch-materialistische Strömung bedroht ist.

Leipzig. Professor Dr. Herman Schiller.



Das Frühlingsglück, die Geschichte einer ersten Liebe. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

„Das Frühlingsglück“ habe ich meine Geschichte genannt und „Denen, die jung sind“, sie gewidmet. Einer von dieser frohen Jugend ist es auch, dessen Denken ich zu schildern, von dessen Fühlen ich zu reden, von dessen Sehnsucht ich zu erzählen versuchte. Große Ereignisse habe ich ganz und gar nicht zu berichten; nur von den Dingen, die in einer Seele vorgehen, ihr selbst oft verborgen, spreche ich, von Stimmungen, Empfindungen und Gedanken.

Hugo Marcus.



Kinder der Nacht. Berliner Roman. Berlin, Hugo Steinitz.

Ich wollte durch Schilderung einer Menge von Einzelschicksalen die sozialen und physiologischen Uebelstände der modernen Weltstadt an der Wende des Jahr=

hunderts anschaulich machen; zu Gunsten des Sittengemäldes verzichte ich auf die ausführliche Darstellung individueller Gestalten. Mein Ziel war nicht, Sensation zu erregen, zu unterhalten und zu „spannen", sondern: das unverfälschte berliner Leben, wie ich es gesehen habe, mit allen Flecken und erschreckenden Entartungen in seiner ganzen Häßlichkeit wiederzugeben.

Hans Schreiber.



Uebergänge. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig 1900.

Dieses Buch will ganz bescheiden auf den Schauplatz treten; es bringt keine Sensation, ist kein Bekennerbuch oder die Offenbarung eines „Neutöners" und fast muß es um Entschuldigung bitten, daß es überhaupt da ist. Lyrische Ergüsse wechselvoll schwankender Jugendjahre, Verse und Gedanken aus den Vordergründen eines einfachen Lebens; der Kenner wird leicht die Quellen entdecken, in denen der durstige Singvogel seinen Schnabel genetzt hat. Wenn ich es überhaupt wage, dieses Buch — Uebergänge zu neuen Welten — aus der Hand zu geben, so geschieht es nur in der Meinung, daß die Welt vielleicht auch noch für einen solchen etwas verspäteten Gast ein Plätzchen hat.

München. Richard Braungart.



Vagabonden. Berlin 1900, Verlag von Bruno und Paul Cassirer.

Meine Eltern ließen mich Goldschmied lernen. Als ich ausgelernt hatte, arbeitete ich noch mehrere Jahre als Gehilfe in Berlin und ging, wie viele meines Berufes, auf die Wanderschaft, um in fremden Städten weiter zu lernen. Unterwegs gerieth ich in Herbergen und auf der Landstraße zwischen Wanderburschen, Stromer und anderes unstetes Volk und durchlebte ihre Leiden und dürftigen Freuden als einer von ihnen. Mancherlei hörte ich da. Einmal ging ich zur gesegneten Zeit der Traubenernte durch die edelste aller Rheinweingegenden, von Rüdesheim an Markobrunnen vorbei nach Mainz. Den ganzen Tag über hatte ich nichts Anderes in den Mund bekommen als einige Brocken von einem Kanten vertrockneten Schwarzbrotes, das ich in der Tasche gefunden hatte. Von den Rebenhügeln kamen die barfüßigen Mädchen mit den Weinbütten. Aus den Pressen, die an der Straße standen, stieg ein feiner, berauschender Duft auf. Die späte Nachmittagssonne röthete die Luft. Es war, wie wenn sie mit köstlichstem Wein gemischt wäre. Da kam ich an einer verfallenden Mauer vorbei. Oben saß ein Knabe und fragte ein neben ihm stehendes Mädchen: „Ist Das ein Student?" „Nein, es ist nur ein Landstreicher." Dieses „nur" schlug mir in den Nacken. Und es ist mir immer wieder eingefallen, auch dann noch, als ich im Jahr 1896 meine ersten Skizzen schrieb. Meine Volksschulbildung, die ich in einer hinterpommerschen Stadt erwarb, machte mir die Schriftstellerei nicht leicht. Nun kann ich endlich doch mit einem Buch hervortreten. Mein Zweck war, die Vagabonden, ihr Milieu, ihre Leidenschaften und Schwächen so zu schildern, wie ich sie gesehen habe.

Hans Ostwald.



Die arme Börse.

Arg ist am Anfang des letzten Semesters des neunzehnten Jahrhunderts die Reichsbank von den privaten Geldinstituten bedrängt. Noch ist Herr Dr. Koch unerbittlich. Wenn aber die Regirung die Reihen der Hilfe Erflehenden verstärkt, so wird auch der erfahrene Reichsbankpräsident nicht stark genug sein, um dem Ansturm zu begegnen, und wahrscheinlich widerwillig den offiziellen Diskontsatz ermäßigen. Ein großes Klagen geht durch das Land; es ist nicht neu, aber nicht immer haben es alle Ohren vernommen: die Truhe ist leer, aber die Konjunktur unersättlich. Kein Retter ersteht dem Volke. Eine bange Periode des Mißvergnügens hebt an und Jeder weiß, daß keine Macht es bannen könnte. Es ist die Zeit, wo die Propheten triumphiren. Das ist stets ein bedenkliches Zeichen. Das nächstliegende Mittel, um dem Volk in seiner finanziellen Noth aufzuhelfen, ist ja unzweifelhaft die Bestimmung eines niedrigen Bankdiskonts. Das wäre aber eine Sünde gegen den Geist. Die inneren Verhältnisse der Reichsbank rechtfertigen eine solche Gefälligkeit nicht; wird sie trotzdem gewährt, so leidet darunter zunächst das Institut, das für seine Nachgiebigkeit durch die Schärfe der unvermeidlichen Reaktion gestraft werden würde, schließlich aber auch das Publikum, das die augenblickliche Erleichterung mit um so härterer Versteifung des Geldmarktes büßen müßte. Wer in einer mit den Geldverhältnissen in Widerspruch stehenden Zwangshilfe, wie sie ja die Reichsbank in jedem Augenblick gewähren kann, die sichere Heilung sieht, verkennt den Charakter der Krankheit, die im Innern fortwüthet, wenn auch die Wunde durch eine Narbe verschlossen wird. Noch nie war der Bogen in Deutschland so sehr überspannt wie in diesem Jahr; die Sehne kann jeden Tag springen. Wir müssen einsehen, daß wir am Ende unserer finanziellen Kraft angelangt sind, und dürfen nicht leichtsinnig zu neuen Schlägen ausholen. Unser durch Arbeit gefestigtes Volk hat Elastizität genug, um nach einer Erholungpause bald zu neuem Schaffen kräftig zu werden. Vorläufig aber muß es Athem schöpfen, wenn die Leistungen der vergangenen Jahre nicht ganz vergeblich gewesen sein sollen. Nur keine falsche Sentimentalität und keine Anwendung von Gewalt, um das Schicksal zu zwingen und, seinen Gesetzen zum Trotz, sich aufrecht zu erhalten! Das hat noch nie in kritischer Zeit genützt.

Wir hätten genug an unserem Päckchen in der Heimath zu tragen. Nun wird uns noch China aufgebürdet. Man erörtert die Frage, ob der Reichstag einberufen werden soll, sei es zur Bewilligung von Kriegsmitteln, sei es zur Genehmigung einer für andere Zwecke nothwendig werdenden Reichsanleihe. Es ist eine zarte Rücksicht auf das Philisterium der Abgeordneten, wenn sie aus ihrem Sommerschlaf nicht gestört werden; ihnen würde diese Unterbrechung der Ferien unbehaglich sein und sie könnten ihrem Mißmuth am Ende durch Aenderungen der Anleihevorlage Ausdruck geben. Sogar die Agrarier sind in Finanzfragen schwierig geworden. Die Landschaften wissen mit ihren dreiprozentigen Pfandbriefen nichts anzufangen und bemühen sich um die Konzession für die Ausgabe vierprozentiger Papiere; die Provinzialverbände folgen diesem Beispiel und konvertiren fleißig die niedrig verzinslichen Anleihen in höher verzinsliche. Der König konnte sich gegen die lauten Wünsche nicht sträuben und hat die Genehmigung dazu ertheilt. Das Reich versteift sich aber nach wie vor auf den alten Typus. Die Bankwelt kann

unter diesen Umständen nicht das Risiko für eine neue Millionenanleihe übernehmen. Die vorjährigen zweihundert Millionen liegen den Banken noch im Magen; es fehlt jede Aussicht, sie zu einem annehmbaren Preise abzusetzen. Wer sich bei der Deutschen Bank heimische Staatsrente kauft, erhält nagelneue Stücke, die überhaupt noch nicht im Verkehr gewesen sind, daneben freilich auch Papiere, die zurückgekauft werden mußten. Die Halsstarrigkeit, mit der die Reichsbehörden an der Ausgabe dreiprozentiger Anleihescheine festhalten, müssen sie mit hohen Geldleihgebühren bezahlen. Die Noth wird sie schließlich mürb machen. Heute klingt es noch heroisch, wenn den Fragern erklärt wird, es liege kein dringendes Anleihebedürfniß vor, selbst die für China nothwendigen Aufwendungen ließen sich aus flüssigen Mitteln bestreiten. Das wird privatim verbreitet; es durch die offiziöse Presse kundzuthun, wird vorläufig noch als bedenklich erachtet. In Friedenszeiten wird freilich von unserer Marine so viel Munition verschossen, daß der Verbrauch im Kriege auch nicht erheblich stärker sein kann. Die Rüstung fordert aber schon bei dem ersten kleinen, wohl viel zu kleinen Aufgebot so hohe Summen, daß selbst von einer sparsamen Verwaltung nichts erübrigt werden kann. Kriege kosten Geld; und ob wir den Namen „Krieg" wählen oder nicht, ob eine offizielle Erklärung erfolgt ist oder nicht: wir befinden uns nun einmal mit China im Kriegszustand. Mag unsere Regirung also auch den Muth haben, offen dem Volke zu sagen, wie es mit der finanziellen Kriegsrüstung steht; auf Ueberraschungen, die nur unliebsam sein könnten, wird gern verzichtet werden.

Wir haben eine schwere Sache zu verfechten und sie wird Blut kosten. Daneben sind auch die Verluste nicht gering, die das in China investirte deutsche Kapital zu erwarten hat. Der Umfang des Schadens hängt natürlich davon ab, ob der Aufstand, wie vielfach befürchtet wird, weiter um sich greift. Die Eisenbahnbauten und der Kohlenbergbau sind noch nicht recht im Gange; aber die Vorbereitungen und die ersten Schritte haben schon erhebliche Baarsummen verschlungen. Die Banken jammern und stöhnen längst und heischen von Europa neue Mittel, die ihnen nicht ganz versagt bleiben konnten. Man betrachte die letzte Bilanz der Deutsch-Asiatischen Bank, die erst im Juli bekannt wurde. Die Gewinne sind recht schmal geworden, die Guthaben zusammengeschmolzen; nur ein Konto weist eine Millionenvermehrung auf: das Wechselkonto. Das ist ein schlimmes Zeichen. Die Fälligkeitstermine der Wechsel sind herangerückt. Es ist vielleicht noch ein Glück, daß die telegraphische Verbindung mit Peking gestört ist; so erfahren wir wenigstens nicht gleich die Größe des Unglücks, das auch über die Finanzinstitute hereingebrochen ist, und könne nicht so jäh erschrecken. Sehr große Verluste müßten auch die Diskontogesellschaft treffen; sie hat das seltsame Mißgeschick, überall engagirt zu sein, wo der Boden wankt. Aber auch die Deutsche Bank, die trotz allen Ausdehnunggelüsten so vorsichtig zu operiren pflegt, ließ sich durch die chinesische Sonne blenden und muß nun um ihr gutes Geld in Sorge sein. Es giebt immer noch humorvolle Leute. Jetzt, wo am Golf von Petschili die Woge des Aufruhrs gegen die Küste donnert, streiten sie über die Frage, ob China nicht ohne die Likingzölle auskommen könne oder ob ihre Beseitigung die wirthschaftliche Kraft des Landes allzu empfindlich schwächen müsse. Einstweilen wird kein deutscher Schooner Waaren hinüberschaffen, die den Zöllen unterworfen wären. Den Eisenbahnwagen, die eine rheinische Fabrik nach

Kiautschou gebracht hat, damit sie bei der Schantung-Eisenbahngesellschaft Verwendung finden, werden in den nächsten Monaten keine anderen folgen. So lange die gelbe Rasse nicht ausgetilgt ist, wird sie unsere Arbeiter als Eindringlinge betrachten und unserer Hände Werk zu zerstören suchen. Wie der Konsulmord von Saloniki nur eine Etappe auf einem Dornenweg bezeichnete, wird auch der Gesandtenmord von Peking nur ein Glied einer langen Schmerzenkette bilden. Wir dürfen uns nicht der Pflicht entziehen, Sühne für das Blut des Reichsvertreters zu fordern, sollten uns aber hüten, unsere Ersparnisse auf chinesischem Boden anzulegen oder gar neue Schulden zu machen, nur, um eine nebelhafte imperialistische Weltpolitik zu treiben und unseren Länderhunger zu stillen.

Der Juni-Ultimotermin hätte als ein unzweideutiges Warnungsignal selbst die Leute schrecken sollen, die immer noch den Muth hatten, an den ungetrübten Glanz der Konjunktur zu glauben. Während sonst nur kleine Winkelhändler es mit ihrer Ehre vereinbart hatten, sich der Begleichung ihrer Verpflichtungen durch Erhebung des Differenzeinwandes zu entziehen, fanden sie diesmal aus allen Geschäftskreisen Genossen. Wie eine Krankheit grassirte dieser unfaire Nothbehelf und die Hauptstadt hatte die Kosten für die Unehrlichkeit der Provinz zu tragen. Es wäre ein Segen für die Kaufmannswelt, wenn für die in den Differenzeinwand gekleidete Form der Insolvenzerklärung in der selben Weise wie für die Konkurseröffnung die Oeffentlichkeit gesetzlich vorgeschrieben würde. Der Konkurs kann den redlichsten und ehrlichsten Mann treffen; unsere Gesetzgebung gestattet kein richterliches Ermessen und macht keinen Unterschied zwischen dem unglücklichen Armen und dem böswilligen Verbrecher, sondern verlangt, daß Beider Namen neben einander auf die selbe Liste gesetzt werden. Wer aber aus Börsengeschäften lediglich die Gewinne einstreicht und, selbst wenn er ein reicher Mann ist, die verfluchte Pflicht, auch für die Verluste aufzukommen, muthwillig mißachtet, darf erhobenen Hauptes frei einhergehen. Der Bankier, der das Manko gedeckt hat, muß es aus eigener Tasche begleichen, während ihm von den Gewinnen des Kunden nur eine magere Provision übrig bleibt. Würde die Publizität auf diese Spekulantensorte ausgedehnt, dann könnte das ganze Börsengeschäft eine sichere Grundlage wiedergewinnen. Mancher hohe Beamte, manche „Spitze der Behörden", die heute unter dem Deckmantel des Gesetzes den Geschäftsfreund betrügt, würde zittern, wenn sie fürchten müßte, die Nachbarschaft könne die erbaulichen Grundsätze kennen lernen, nach denen der bedeutende Mann Börse und Bankier mißbraucht. Wüßte nur die liebe Welt überhaupt mehr von den „Schätzen", die in den Kassen der Banken und Bankhäuser sich thürmen, oder gar von den Gewinnen, die aus der Vermittelung von Börsengeschäften oder aus der Vermögensverwaltung erwachsen, so würde auch der Neid verstummen, der immer häßlicher das wirthschaftliche Leben der deutschen Nation befleckt. Selbst große Vermögen können heute stolze Häuser oft nicht mehr vor dem Fall schützen. Einer der vornehmsten Großkaufleute, die Deutschland aufweisen kann, hat sich, nachdem er ohne Erfolg alle seine beträchtlichen Mittel geopfert hatte, für zahlungunfähig erklären müssen. Eine zahlreiche und geachtete Kundschaft, die mit Titeln und Ehrenämtern prunkt und sie nach Gebühr anstaunen läßt, hielt es nicht für unvornehm, bei ihren Verlusten in Waarentermingeschäften die Begleichung der Schuld zu verweigern. So mußte denn der Kommissionär eintreten; aber er

war schon durch so viele Insolvenzen geschwächt, daß er den neuen Sturm nicht mehr ertragen konnte: er mußte den Ruhm seiner Firma preisgeben und sich selbst in die Liste der Schuldner einreihen. In Hamburg, wo das jetzt insolvente Haus seinen Sitz hat, ist die Bestürzung eben so groß wie in Berlin oder Magdeburg, in Königsberg oder München. Es giebt nur wenige Männer in Deutschland, die so tüchtig und ehrenhaft das Ansehen des Kaufmanns mehrten wie der nun schuldlos Gefallene. Er hat dabei die umfassenden Kenntnisse und reichen Erfahrungen eines gut benutzten Menschenalters nicht, wie die meisten hamburger Handelsherren, in der Kauflade verschlossen, sondern war stets gern bereit, den Schatz seines Wissens befruchtend auf einen weiten Boden zu streuen. Auch in der „Zukunft" haben die Anregungen dieses Mannes eine Stätte gefunden. Es ist traurig, daß das Gesetz die Häscher, die schuldbeladen sind, ungefährdet läßt, während die unschuldige Beute an den Pranger gestellt wird. Eine Revision des Börsengesetzes wird von Tag zu Tag nöthiger. Dieses Gesetz war auf glänzende Zeiten und auf kräftige, widerstandsfähige Börsen berechnet. Zum ersten Mal hat es sich jetzt in trüben Zeiten zu bewähren, — und schon ergiebt sich ein vollständiger Zusammenbruch seiner guten Absichten, die mit untauglichen Mitteln erreicht werden sollen. Nur Interventionkäufe können noch das Gebäude einigermaßen festhalten und es ist ein anerkennenswerther Beweis von Opferwilligkeit, daß in diesen Tagen der schlimmsten Kurspanik eine unserer ersten Banken bereit war, ihre reichen Mittel in den Dienst dieses Rettungwerkes zu stellen. Freilich wird die von ihr erzielte vortheilhafte Wirkung dadurch paralysirt, daß die Transvaalregirung einen großen Ausverkauf ihrer letzten Besitzmittel, nämlich der Aktien der Transvaal-Eisenbahn, veranstaltet. Schmählich genug, daß es auch in Deutschland Bankiers giebt, die sich an diesem Zerstörungwerk betheiligen.

Lynkeus.



Notizbuch.

Adalbert Falk, der Kulturkampfminister, ist als dreiundsiebenzigjähriger Oberlandesgerichtspräsident in dem westfälischen Städtchen Hamm gestorben. Er war der Sohn eines schlesischen Pfarrers und lud den Haß der Positiven beider christlichen Bekenntnisse auf sich. Er war, nach Beruf, Neigung und Geistesrichtung, Jurist und wurde in einen welthistorischen Handel verwickelt, zu dessen Entwirrung gerade die Eigenschaften nöthig gewesen wären, die den deutschen Juristen unseres Jahrhunderts — man mag Savigny und Ihering ausnehmen — fast immer gefehlt haben: Psychologie und Diplomatie. Falk hatte für das innerste Wesen der römischen Kirche kein Verständniß; sein Blick drang nicht bis zu den tiefsten Wurzeln ihrer Macht vor. Er war in Hegels Staatsgottheitglauben auferzogen, hielt, mit dem großen Charlatan der Dialektik, den Staat für die Wirklichkeit der sittlichen Idee und meinte, der Staat könne mit seiner Gewalt Alles erreichen, Alles, was ihm beliebe, ändern, Alles, was ihm widerstrebe, beseitigen. Ganz frei war auch Bismarck — er war 1815 in einem märkischen Junkerhause geboren! — von diesem Glauben nicht, dem sich, bis der Kanzler über die Greisenschwelle schritt, noch der unüberwindliche

Widerwille des Protestanten gegen die Papstkirche gesellte. Dazu kamen bei dem Exponenten des kleindeutsch-nationalen Liberalismus nach der Reichsschöpfung ernste politische Bedenken. Die Erzbischöfe Ledochowski (von Posen) und Bonnechose (von Rouen) hatten den im November 1870 vom Kanzler in Versailles ihnen ausgesprochenen Wunsch, der Papst möge auf die französische Geistlichkeit im Sinne des schnellen Friedensschlusses einwirken, nicht zu erfüllen vermocht. Erste Verstimmung. Nach dem Polen und dem Franzosen kam ein Deutscher, Freiherr von Ketteler, der Bischof von Mainz. Er wollte Bismarck bewegen, die das Verhältniß zur katholischen Kirche regelnden Artikel der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung aufzunehmen. Bismarck fürchtete den Anspruch der römischen Kirche „auf Betheiligung an der weltlichen Herrschaft", die Verhandlungen blieben resultatlos, das katholische Centrum konstituirte sich auf neuen, starken Fundamenten und erschwerte die Bildung einer im Sinn des Kanzlers nationalen Mehrheit. Zweite Verstimmung. In Posen, Westpreußen, Oberschlesien schritt die polnische Propaganda von Erfolg zu Erfolg, am Hof hatte Fürst Boguslaw Radziwill in der Kaiserin Augusta eine mächtige, der bismärckischen Politik unfreundlich gesinnte Verbündete, im Kultusministerium war Frau Adelheid von Mühler, die ihren Mann auch politisch beherrschte, der Polensache günstig gestimmt und der Chef der katholischen Abtheilung, Herr Krätzig, war als Beamter früher im Privatdienst der Familie Radziwill gewesen und nach Bismarcks Ansicht auch später geblieben. Um auf diesem gefährlichen Terrain gründlich aufzuräumen, ließ Bismarck den im Volk unbeliebten Mühler fallen und berief Falk zur Leitung des Kultusministeriums und zur Abrechnung mit den Trägern ultramontaner und polnischer Tendenzen. Falk ging an seine Aufgabe, wie ein Jurist und ein Staatanbeter an solche Aufgabe gehen mußte. Statt sich zu sagen, daß nur ein neuer Geist — der viel später von Spuller getaufte esprit nouveau darwinischer Duldsamkeit — den alten Feind überwinden könne, statt entschlossen, so weit ein Einzelner es vermag, an dem Bau einer neuen monistischen Weltanschauung zu arbeiten und dem Kanzler vorzustellen, daß nur von solchem Werk Heilung zu hoffen sei, glaubte Falk, mit Gesetzesparagraphen auskommen zu können. Als ein liberaler Protestant hing er an seinem Christenthum, dessen Sittenlehre in modernen, nach kriegerischen und händlerischen Erfolgen strebenden Völkern doch nie zum wahrhaftigen Bekenntniß werden kann, und wähnte, den Katholizismus niederzwingen zu können, wenn er nur den Priestern den Daumen kräftig aufs Auge hielt. Er wurde in einem Kampf, den seine Gegner mit skrupelloser Leidenschaftlichkeit führten, hart; und diese Härte mußte gerade in der Gründerzeit Erbitterung wecken. Große und kleine Gauner blieben unbehelligt, durften sogar im politischen Leben oft das große Wort führen und Priester, die nur mit Entschiedenheit für ihre Ueberzeugung eingetreten waren, mußten das Land verlassen. Bismarck hat gesagt, „an dem Bilde ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten", sei ihm klar geworden, daß die juristischen Einzelheiten der Maigesetze psychologisch nicht richtig gegriffen waren. Aber die Schlacht war auch von einem flinkeren Corps nicht zu gewinnen. Erstens, weil nur eine deutlich erkennbare, kritischem Einspruch trotzende Weltanschauung ein altes, mit wundervoller Klugheit und Feinheit ausgebautes Dogma überwinden kann; zweitens, weil der Kampf nur auf dem weiteren Gebiet des Reiches sieghaft ausgefochten werden konnte, durch die Rücksicht auf die katholischen Bundesstaaten aber in

Preußens enge Grenzen gepfercht werden mußte. Immerhin hätte die geschmeidige Kunst eines erfahrenen Diplomaten manche Klippe vermieden. Bismarck verstand mit Kirchenfürsten zu reden. Als ihn Ketteler fragte, ob er etwa glaube, ein Katholik könne nicht selig werden, antwortete er: „Ein katholischer Laie gewiß; ob ein Geistlicher, ist mir zweifelhaft; in ihm steckt ‚die Sünde wider den Heiligen Geist‘ und der Wortlaut der Schrift steht ihm entgegen.“ Der Bischof lächelte und erwiderte den gewagten Scherz mit einer ironischen Verbeugung. Für solche Formen des Umganges mit behenden Herren war Falk nicht der Mann. Er war gescheit und tapfer, ein zuverlässiger und vornehmer Mensch, der über das Mittelmaß der heute Regirenden hoch hinausragte, aber nicht von dem Wuchs der Helden weltgeschichtlicher Kämpfe. Er mußte gehen, als Bismarck, dem die Fortschrittspartei — nachdem sie im Kulturkampf die Führung übernommen hatte — den Rücken kehrte, für seine Wirthschaftpolitik die Hilfe des Centrums brauchte und der Hof den auch den evangelischen Frommen unbequemen Kultusminister mit verletzender Schroffheit ablehnte. Er ging und verschwand völlig aus dem politischen Leben. Der Mann, der nach Bismarck der populärste Minister Preußens gewesen war, trat still und bescheiden in das Richteramt zurück und schwieg, ein echter, als Staatsanwalt geschulter preußischer Beamter alten Stils, zu Allem, was in deutschen Landen geschah. Er mußte noch erleben, daß sein Todfeind Ledochowski von Wilhelm dem Zweiten ausgezeichnet und gebeten wurde, „das Vergangene zu vergessen“. Und er sah wohl erstaunt, wie in den Tagen heftiger Klassenkämpfe und wirthschaftlicher Interessenfehden die ideologischen Streitigkeiten mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Seine Kraft und sein Intellekt waren eng begrenzt und er konnte als Staatsmann nie Großes vollbringen. Aber er war ein tüchtiger, ernster, gewissenhafter Mensch, nicht ein Lakai im Ministerfrack, und Bismarck, den er so innig bewunderte, hat ihm in den „Gedanken und Erinnerungen“ die Grabschrift geschrieben: „Minister von der Begabung Falks wachsen bei uns nicht wild“.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„In verhängnißvolle Bahnen ist unsere hohe Politik gerathen. Das zu bekennen, werden die Ereignisse zuletzt auch den wärmsten Wasserschwärmer zwingen. Aber die Erkenntniß wird sehr langsam fortschreiten, das Bekenntniß ihr sehr zögernd folgen und es wird interessant sein, die einzelnen Etappen dieses rückschreitenden Fortschritts festzustellen. Die erste glaube ich schon heute verzeichnen zu können. In der Schlesischen Zeitung war am ersten Juli der Leitartikel überschrieben: ‚Deutsches Blut.‘ Ich glaubte natürlich, er würde dem Schmerz darüber Ausdruck geben, daß wir noch nicht genug Schiffe haben, um ein Armeecorps nach China zu befördern, und die hochtönenden Phrasen der ersten halben Spalte schienen meine Vermuthung zu rechtfertigen. Aber dann kam es anders. Es lasse sich nicht verkennen, ‚daß der Industrialismus der Neuzeit in seiner beispiellos hastigen Entfaltung doch das Mark der deutschen Kraft bedroht ... Industrie und Export um jeden Preis darf nicht die Losung sein ... Wie ein zügelloser Welthandel unmittelbar selbst die Weltpolitik des Reiches behindern kann, ersieht man jetzt in China, wo die in deutschen Werkstätten geschmiedeten Waffen, von Feindeshand geführt, das deutsche Blut vergießen ... Hüten wir uns, daß ungemessene Pläne der Weltwirthschaft und Weltpolitik den Aderlaß nicht etwa weiter treiben, als die Kraft des deutschen Blutes reicht.‘ Vortrefflich! Nur noch nicht deutlich genug und zu spät! Aber deutlich und zur rechten

Zeit reden dürfen solche Zeitungen nicht, denn sie sind von Männern in hohen Stellungen abhängig und Männer in hohen Stellungen sind unfrei. Daher dient die Journalistik der Politik nicht als Wegführerin und Lichtspenderin, sondern nur als Schneepflug auf den verkehrtesten Wegen. Ganz richtig weist die Schlesische Zeitung auf die Gefährdung der Landwirthschaft durch die Wasserpolitik hin und erklärt jene für die einzige wirklich gesunde Grundlage des Reiches. Aber auch hier wagt sie nicht das unumgänglich nothwendige letzte Wort auszusprechen: man hat nur die Wahl zwischen einem Bauern- und Militärstaat, der zwar nicht ein für die heimischen Bedürfnisse sorgendes blühendes Gewerbe, wohl aber eine großartige Exportindustrie und ein überseeisches Kolonialreich ausschließt, und einem seebeherrschenden Handelsstaat, der auf Bauernschaft und allgemeine Wehrpflicht verzichtet. Beides zu vereinigen, ist, wie Weltgeschichte und Ueberlegung lehren, unmöglich. Aber — Das will auch noch bedacht sein — zur Landwirthschaft gehört vor Allem Land; daß wir davon zu wenig haben, daß es die Uebervölkerung ist, was den deutschen Osten und das platte Land entvölkert, habe ich oft gezeigt; und daß Kleindeutschland eine zu schmale Grundlage darbietet für eine deutsche Kontinentalmacht, die stark genug wäre, sich zwischen den heutigen Weltmächten auf die Dauer unabhängig zu erhalten, sieht Jeder auf der Landkarte. Hat sich der Vater draußen im Geschäft verspekulirt, so prügelt er daheim Weib und Kinder; in den feineren Familien nicht die Frau, sondern blos die Kinder, in den ganz feinen nur den einen Jungen, der ihn ärgert. Hat sich unser neudeutscher Patriot draußen in der großen Politik verhauen, so haut er daheim auf den Polen los. Daß auch der Leitartikler der Schlesischen Das bei dieser Gelegenheit nicht versäumen würde, wußte Jeder im Voraus, der ihn kennt. Aber Leute von unbefangenem Blick haben seit fünfzehn Jahren andere Dinge im Voraus gewußt, die wichtiger sind, alle die Dinge, über die unser neudeutscher Patriot täglich in hundert Zeitschriften jammert: daß die Germanisirungpolitik den deutschen Landwirthen ihre billigsten und willigsten Arbeiter nimmt, daß uns die Verdrängung der inländischen Slaven aus ihrem alten Stammsitz mit ausländischen überschwemmt, daß der Hundertmillionenfonds die Polen wirthschaftlich, der Versuch, ihre Sprache und Nationalität auszurotten, sie moralisch stärken und daß diese ganze Politik auch die unteren Schichten des Volkes, die vor dreißig Jahren für Preußen schon halb gewonnen waren, mit unversöhnlichem Haß gegen diesen Staat erfüllen werde, — gegen Preußen, nicht gegen das Deutsche Reich, dessen Vasallen die alten Polenherzöge gern gewesen sind. Es wird unserem deutschen Patrioten sauer werden, sich auf seinem Erkenntnißfortschritt bis zu dieser Etappe durchzuringen, aber es hilft kein Zittern vorm Frost: er muß es".

* *
*

Als die Waarenhaussteuer, die mit schlechten Gründen vertheidigt, aber mit noch schlechteren im Landtag bekämpft wurde, noch nicht bewilligt war, hieß es, die Waarenhäuser würden riesige Ausverkäufe veranstalten und sich dann in Spezialgeschäfte verwandeln oder ganz auflösen. Diese fürchterlichen Prophezeiungen sind bisher unerfüllt geblieben. Wertheims vergrößern ihre Kundenkathedrale und Tietz baut einen neuen Stapelpalast, den größten, den wir in Berlin vorläufig haben. Es ist gekommen, wie es kommen mußte: die Waarenhausbesitzer wälzen die Steuer ab. Sie verlangen von ihren Lieferanten jetzt einen Extrarabatt von zwei Prozent und erklären kurz und bündig, daß sie nur noch bei den Lieferanten einkaufen werden, die diese Bedingung

erfüllen. Sie werden also nicht den geringsten Schaden haben und nach wie vor in heiterer Seelenruhe die kleinen Händler zerquetschen können. Das Hohe Lied von der Rettung des Mittelstandes klingt schon heute recht lächerlich.

* * *

Erzherzog Franz Ferdinand, der berufen ist, einst auf den — aus sehr verschiedenem Material gefügten — Thronen von Oesterreich und Ungarn zu sitzen, hat sich mit der Gräfin Sofie Chotek verheirathet. Nach dem österreichischen Hausgesetz, das nur der Kaiser ändern kann, war die Braut nicht ebenbürtig, also konnte nur eine sogenannte morganatische Ehe geschlossen werden. Das, sollte man meinen, kann nur das Ehepaar, den Kaiser Franz Joseph, allenfalls noch die Oesterreicher interessiren, die dadurch um das Glück kommen, später wieder einer richtigen Landesmutter zujubeln zu dürfen. Die Weisen aus dem Morgenland unserer Presse sind anderer Ansicht. Ihre feine Nase ärgert der „mittelalterliche Moderduft", der aus Oesterreich herüberweht, und sie zetern in langen Artikeln über die der Gräfin Chotek angethane Schmach. Solches läppisch aufdringliche Treiben darf nicht schweigend geduldet werden. Die Herren sollen den österreichischen Hof zufrieden lassen und, wenn in ihrer Brust der Muth seine Spannkraft übt, furchtlos gefälligst in die mittelalterlichen Moderdüfte hineinschnuppern, die diesseits der böhmischen Grenze den hellen Julihimmel umdüstern.

* * *

Ein österreichischer Leser, der in blindem Glauben an die Allweisheit des Herrn Ludwig Speidel auferzogen ward, fragt, ob dieser starke Stilist wirklich, wie hier erzählt wurde, Wagners Tetralogie eine „Affenschande" genannt habe. Gewiß hat er Das gethan. Der damals sechsundvierzigjährige Kritiker hat 1876 geschrieben: „Nein, nein und dreimal nein, das deutsche Volk hat mit dieser nun offenbar gewordenen musikalisch-dramatischen Affenschande nichts gemein; und sollte es an dem falschen Golde des Nibelungenringes einmal wahrhaften Gefallen finden, so wäre es durch diese bloße Thatsache ausgestrichen aus der Reihe der Kunstvölker des Abendlandes." Da wir gerade von Kritikern sprechen, sei auch eines berliner „geistigen Führers" gedacht, der sich freilich dem Sprachmeister Speidel nicht vergleichen darf: des Herrn Ludwig Pietsch. Diesen Professor sollte man endlich honoris causa pensioniren; sein Gefasel und seine wüsten Satzungethüme sind nicht mehr zu ertragen. Neulich berichtete er den Kunden der Vossin, Dante sei in Trient geboren; merkwürdig, daß man ihn bisher stets den großen Florentiner nannte. Auch über den Rang der Portraitisten hat Herr Pietsch seine eigene Meinung. Uns galt immer Lenbach als der größte deutsche Bildnißmaler. Pietsch weiß es besser. Er spricht, sehr von oben herab, von den „Vorzügen und Schwächen der lenbachischen Manier" und bemerkt unter den in Berlin ausgestellten Bildern des münchener Meisters nur „eine glänzende Ausnahme"; aber auch das ist nur „eins der von Lenbachs Schwächen am Freiesten gebliebenen Bildnisse". In dem selben Bericht aber rühmt der selbe Kritiker einen Herrn von Voigtländer über den Klee. Dieser Portraitist hat „ausgezeichnete Eigenschaften: die plastische Körperhaftigkeit, die treffliche Wiedergabe der Wirkung des Lichtes, die Kraft und Breite der malerischen Behandlung." Die ausgezeichnetste Eigenschaft des sonst unbekannten Herrn von Voigtländer wird den Lesern der Vossischen Zeitung dabei noch verschwiegen: er ist der Schwiegersohn des Herrn Ludwig Pietsch. Zum Glück gehört der Professor und Geschmacksverderber nicht zu Denen, die „nicht anders können". Neulich hatte er die Aquarellistin Bertha Scharfenberg, die er für

eine münchener Sezessionistin hielt, in Grund und Boden verurtheilt und kein gutes Haar an ihr gelassen. Da erfuhr er, die Dame habe mit der Sezession gar nichts zu thun, und schrieb nun ein paar Tage später, er habe geirrt: „Die Dame ist eine geistreiche, kühne Dilettantin von ungewöhnlicher, besonders koloristischer Begabung". Sie „malt flott" und hat „eine ungemein feine Empfindung". „Und sobald man sich unbefangen in die Betrachtung der einzelnen Bilder versenkt, erkennt man sehr wohl, daß ihr auch das Talent gegeben und von ihr zu einer anerkennenswerthen Ausbildung gebracht ist, Stimmungen in reicher Abstufung auf der Bildfläche treulich wiederzuspiegeln." Kann man von einem geistigen Führer noch mehr verlangen?

* * *

Auf den preußischen Eisenbahnstationen gab es in der vorigen Woche zwei Tage lang fröhliches Leben. Zugführer, Schaffner, Wagenmeister und Weichensteller fanden sich in kleinen Grüppchen zusammen und wisperten mit vergnügten Mienen, als seien sie von einem erfreulichen Ereigniß überrascht worden. An den Einfahrtweichen riefen die Heizer einander kurze Sätze zu und unter dem Ruß leuchtete dann ein Lächeln auf. Was war geschehen? War eine Gehaltszulage oder eine Verkürzung der Arbeitzeit angekündet worden? Nein: in den Zeitungen hatte gestanden, Herr von Thielen, der Eisenbahnminister, werde noch in diesem Sommer aus dem Amt scheiden und die Villa beziehen, die er sich von dem erheiratheten Vermögen erbaut hat. Diese Kunde hatte die schwer arbeitenden Leute, denen die annoch wirkende Excellenz ein ungnädiger Herr ist, mit froher Hoffnung erfüllt. Schlimmer, dachten sie, kann es nicht kommen und vielleicht wird es unter Budde gar besser. Die Freude währte nicht lange. In die Sommerluft platzte die Meldung, das Gerücht sei falsch und Herr von Thielen werde seine ungemein schätzbare Kraft auch ferner dem glücklichen Preußen widmen. Wenn den Ferienreisenden die betrübten Gesichter der Bahnbeamten aufgefallen sein sollten, werden sie jetzt wissen, wodurch im Schienenreich die Landestrauer entstanden ist.

* * *

Auch die Leiter der großen Banken trauern; sie sinnen wehmüthig dem entschwundenen Aufschwung nach. Die Melancholiker unter ihnen lassen den Kopf hängen, die Humoristen erzählen Jedem, ders hören will, jetzt erst, in den schlechten Zeiten, sei ihr Gewissen ruhig, denn vorher hätten sie sich selbst oft bang gefragt, ob sie es verantworten könnten, alljährlich Riesengewinne einzusäckeln, ohne den Aktionären an Arbeit ein Aequivalent zu leisten. Das Gewissen dieser Zartfühlenden wird so bald nicht wieder beunruhigt werden. Geldmangel, amerikanischer Export, industrielle Erschlaffung: überall sieht man schlimme Symptome. Noch hindern die Banken durch Massenaufkäufe den run, aber sie können nicht ihr ganzes Millionenkapital in Effekten festlegen und es wird nicht bei den fünfzig bis sechzig Prozent Verlust bleiben, die heute schon fast alle Papiere zu tragen haben. Auch in Paris sieht es böse aus; namentlich um die valeurs d'exposition ist es schlecht bestellt. Die Eiffelthurmaktien sind von 600 auf 200, die des Trottoir Roulant auf 75 Francs gefallen und im Ganzen sollen an Ausstellungwerthen bis zum Juniultimo schon mehr als zwanzig Millionen verloren worden sein. Dazu kommt der Krach der Restaurants auf der Weltmesse, von denen bereits drei Dutzend geschlossen werden mußten, und der Jammer der Kioskpächter und Tingeltangeldirektoren. Aber in Paris handelt es sich nur um Investirungen im Betrage von ungefähr zweihundert Millionen, während bei uns etwa zwei Milliarden in mehr oder minder phantastischen Unternehmungen festgelegt worden

sind. Der leise Krach ist schon da, der laute wird folgen und dann wird man erkennen, wie ungeheuerlich der Reichthum Deutschlands überschätzt worden ist und wie wenig selbst die als unzweifelhaft gut gepriesenen Papiere werth sind, die von fiebernden Profitjägern so vorwitzig in die Höhe getrieben wurden. Und zu Alledem noch die chinesischen Wirren! Sogar kluge Bankleute haben in den Unheilswochen den Kopf verloren und einer von ihnen fand auf die telephonische Frage nach den Sommeraussichten neulich keine andere Antwort als den Seufzer: kiautschauerlich!

* * *

Der arme Prinz von Wales hat Pech. Er war so stolz auf sein Attentat. Aber die Sache will nicht klappen. Zuerst war die Kugel nicht zu finden, die der Knabe Sipido auf den dicken König der Herrenmode und des Baccarat abgeschossen haben sollte. Endlich fand sie ein findiger Bahnbeamter, dem wahrscheinlich gesagt worden war, er müsse das Dienstliche segnen, wenn seines Suchens Mühe umsonst bleiben sollte. Nun hatte man einen Attentäter und eine Kugel und der Prinz konnte sich in ein bequemes Martyrium träumen. Da ward das Unglaubliche Ereigniß: die brüsseler Geschworenen sprachen Sipido und dessen Genossen frei. Sie schlossen sich wohl der hier vertretenen Meinung an, der alberne Lümmel müsse eigentlich Insipido heißen, behandelten die Sache als einen dummen Bengelstreich und lachten am Ende gar noch ins Fäustchen, als der Freigesprochene schnell über die Grenze entschlüpfte. Der arme Prinz von Wales, dem der Deutsche Kaiser auf dem altonaer Bahnhof feierlich zur Lebensrettung gratulirt hatte, ist um sein Attentat gekommen. Wie er sich trösten wird? Man liest, er werde nächstens mit dem belgischen Cleopold ein Rendezvous haben und Beide hohe Herren planten ein großes gemeinsames Geschäftsunternehmen. Der dem Deutschen Reich innig verbündete monegassische Tiefseeforscher soll gezittert haben, als er die Nachricht in einer pariser Zeitung las.

* * *

Das Neueste aus Byzanz. I. In Nauheim steht auf der Kurterrasse unter hundert anderen ein gewöhnlicher Gartenstuhl, auf dem in Metallschrift zu lesen ist: „Auf diesem Stuhl saß am zehnten September 1894 Prinzeß Alix von Hessen, jetzt Kaiserin von Rußland.“ II. Aus berliner Zeitungen: „Einen gänzlich unerwarteten Besuch erhielt gestern nachmittag die Große Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof, nämlich den Besuch des Kronprinzen Wilhelm. Der junge Thronfolger war kurzer Hand in Begleitung eines höheren Militärs von Potsdam aus mit einem fahrplanmäßigen Mittagszuge nach Berlin gefahren und legte den Weg vom Bahnhof bis zur Ausstellung zu Fuß zurück. Nach kurzer Begrüßung durch die inzwischen von dem Besuche benachrichtigte Ausstellungleitung trat der Kronprinz den Rundgang durch die Säle an, wobei er wiederholt seiner Befriedigung unter Bezeigung des größten Interesses Ausdruck gab. Inzwischen war eine königliche Hofequipage vor dem Hauptportal der Ausstellung vorgefahren und brachte später den Kronprinzen zum Bahnhof zurück. Die Ausstellungbesucher waren über das leutselige Wesen des Kronprinzen sehr erfreut, der es sogar nicht unterließ, im Stehen ein Glas Bier zu trinken, was nach der loyalen Art des Kronprinzen allerdings nicht mehr überraschen kann.“ Kann im deutschen Lande der Loyalität überhaupt noch Etwas überraschen?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 21. Juli 1900.

Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten.*)

Des Tages, da seine Söhne und Töchter aßen und tranken Wein in ihres Bruders Hause, des Erstgeborenen, kam ein Bote zu Hiob und sprach: „Die Kinder pflügeten und die Eselinnen gingen neben ihnen auf der Weide: da fielen Die aus Reich-Arabien herein und nahmen sie und schlugen die Knaben mit der Schärfe des Schwertes; und ich bin allein entronnen, daß ich Dirs ansage.“ Da Der noch redete, kam ein Anderer und sprach: „Das Feuer Gottes fiel vom Himmel und verbrannte Schafe und Knaben und verzehrete sie; und ich bin allein entronnen, daß ich Dirs ansage.“ Da Der noch redete, kam Einer und sprach: „Die Chaldäer machten drei Spitzen und

---

*) Auf Umwegen ist aus Peking die Nachricht gekommen, die Europäer, die sich in die Häuser der englischen Gesandtschaft geflüchtet hatten, seien sämmtlich getötet worden. Wer in China regirt, wie lange die Großmächte wenigstens äußerlich im Handeln einig bleiben und welche Entschlüsse sie fassen werden, um den im Reich der Mitte wachsenden nationalen Aufruhr niederzuwerfen: diesen Fragen ist heute noch keine Antwort zu finden. Sicher ist nur, daß die Zeit wohl für immer entschwunden ist, da Goethe, nachdem er mit Humboldt über China geplaudert und die „Gedichte hundert schöner Frauen“ gelesen hatte, schreiben konnte, „daß es sich, trotz allen Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reich noch immer leben, lieben und dichten lasse.“ Wir müssen dieses Reich und die Stämme, die es bewohnen, kennen zu lernen suchen. Das ist der europäischen Diplomatie, deren lustiges Leben in Peking so gräßlich beendet scheint, offenbar nicht gelungen. Statt in das Rachegeheul der Leute einzustimmen, die nicht daran denken, ihr Leben zu wagen, am Redakteurtisch oder bei schäumendem Bier aber den Usurpator Tuan rädern und seine fanatisirten Banden pfählen, müssen wir uns bemühen, in den Büchern kundiger Männer nützliche Weisheit zu finden, die das Dunkel des zu wandelnden Weges ein Wenig vielleicht zu erhellen vermag.

überfielen die Kameele und nahmen sie und schlugen die Knaben mit der Schärfe des Schwertes; und ich bin allein entronnen, daß ich Dirs ansage." Da Der noch redete, kam Einer und sprach: „Deine Söhne und Töchter aßen und tranken im Hause ihres Bruders, des Erstgeborenen; und siehe: da kam ein großer Wind von der Wüste her und stieß auf die vier Ecken des Hauses und warf es auf die Knaben, daß sie starben; und ich bin allein entronnen, daß ich Dirs ansage." Da stand Hiob auf und zerriß sein Kleid und raufte sein Haupt und fiel auf die Erde und betete an. Und sprach: „Ich bin nacket von meiner Mutter Leibe gekommen; nacket werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen: der Name des Herrn sei gelobt!"

Das Buch Hiob I, 13—21.



Wohin kam das letzte Gefühl von Achtung vor sich selbst, wenn unsere Staatsmänner sogar, eine sonst sehr unbefangene Art Mensch und Antichristen der That durch und durch, sich heute noch Christen nennen und zum Abendmahl gehen? Ein Fürst an der Spitze seiner Regimenter, prachtvoll als Ausdruck der Selbstsucht und Selbstüberhebung seines Volkes ... sich als Christen bekennend! Wen verneint denn das Christenthum? Was heißt es „Welt"? Daß man Soldat, daß man Richter, daß man Patriot ist; daß man sich wehrt; daß man auf seine Ehre hält; daß man seinen Vortheil will; daß man stolz ist ...

Friedrich Nietzsche: Der Antichrist.



Im dritten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung wurde eine Mauer von fünfzehnhundert Meilen Länge gebaut, um die chinesische Grenze gegen die Einfälle der Hunnen zu schützen; aber dieses staunenswürdige Werk hat nie zur Sicherheit eines unkriegerischen Volkes beigetragen ... Dschingis Khans Waffen hatten die Horden der Wüste unterworfen, die zwischen der chinesischen Mauer und der Wolga ihre Zelte aufschlugen, und der mongolische Kaiser war der Herr vieler Millionen Nomaden und Krieger geworden, die vor Ungeduld brannten, sich auf die milden und reichen Länder des Südens zu stürzen. Dschingis Khans Ahnen waren dem Kaiser von China zinspflichtig gewesen, er selbst durch einen Titel der Ehre und Knechtschaft erniedrigt worden. Der Hof von Peking staunte, als der frühere Vasall im Ton eines Herrschers den Tribut und Gehorsam forderte, den er sonst geleistet hatte, und den Sohn des Himmels wie den verächtlichsten Menschen zu behandeln wagte. Eine stolze Antwort verschleierte die geheime Furcht der Chinesen; und ihre Besorgnisse wurden bald durch das Erscheinen unzäh-

liger Geschwader gerechtfertigt, die von allen Seiten das schwache Bollwerk der Großen Mauer durchbrachen. Neunzig Städte wurden von den Mongolen erstürmt oder ausgehungert; und da Dschingis die kindliche Liebe der Chinesen kannte, deckte er seine Vorhut mit ihren gefangenen Eltern ... Die Belagerung von Peking war lang und schwierig. Die Einwohner wurden durch Hunger gezwungen, ihre Mitbürger zu zehnten und zu verzehren. Die Mongolen gruben eine Mine bis mitten in die Stadt und der Brand dauerte über dreißig Tage. Gibbon: Geschichte des römischen Weltreiches.

❦

Sag', was könnt' uns Mandarinen,
Statt zu herrschen, müd zu dienen,
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,
Als in solchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entschlagen
Und am Wasser und im Grünen
Fröhlich trinken, geistig schreiben,
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

Goethe: Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.

❦

Wenn wir erwägen, wie wesentlich es ist, daß die Glaubensimpfung im zarten Kindesalter geschehe, so wird uns das Missionwesen nicht mehr blos als der Gipfel menschlicher Zudringlichkeit, Arroganz und Impertinenz, sondern auch als absurd erscheinen, so weit nämlich, als es sich nicht auf Völker beschränkt, die noch im Zustande der Kindheit sind, wie etwa Hottentotten, Kaffern, Südseeinsulaner. Nur die Kindheit, nicht das Mannesalter ist die Zeit, die Saat des Glaubens zu säen, zumal nicht, wo schon ein früherer wurzelt. Schopenhauer: Ueber Religion.

❦

Wäre dem Aberglauben Gehör geschenkt worden, dann hätten die Sieger ihre Götter den Besiegten aufgezwungen, die alten Tempel niedergerissen und einen neuen Kult eingeführt. Rom handelte klüger: es unterwarf sich selbst den Lehren der fremden Götter, schloß sie in sein Herz und verknüpfte sich so, durch das stärkste Band, das die Menschheit kennt, die besiegten Völkerschaften. Wer Menschen beherrschen will, darf sie nicht vor sich herjagen, sondern muß ihnen folgen.

Montesquieu: La politique des Romains dans la religion.

❦

Wenn das Volk den Tod nicht mehr fürchtet: wie soll man es mit der Furcht vor dem Tode schrecken und bändigen? Wenn das Volk den Tod fürchtet, mag man, so oft es nöthig scheint, töten lassen. Es giebt einen Richter über Leben und Tod. Dem aber, der sich auf dieses Richters Platz setzen will, kann es leicht ergehen wie Jenem, der ohne Handwerksübung einen Baum zu fällen unternimmt: er kann sich die Hand verletzen ... Das Volk leidet, weil die Großen im Ueberfluß schwelgen. Daher kommt das Leid des Volkes. Das Volk wird unruhig, weil die Großen sich unsinnig geberden. Daher kommt die Unruhe des Volkes. Das Volk fürchtet den Tod nicht, weil es der Sklave des Lebens ist. Wer den Tod nicht fürchtet, steht sittlich höher als Der, dem das Leben über Alles lieb ist. Lao-Tse: Tao-Te-King.



China hat keine religiösen Schwärmer, nicht, weil das Volk vernünftiger ist als andere Erdenvölker, sondern, weil es nichts hat, wofür es schwärmen könnte; es kann über das prosaisch-spießbürgerliche Leben für rein irdische Zwecke nicht hinaus. Der Chinese kümmert sich nicht eher um den Fremdling, als bis Dieser die Axt an den Stamm seines Lebens selbst anlegt und das Wesen des Staates anzugreifen droht; dann freilich kann der Chinese auch warm werden und heftige Verfolgungen bedrohen die Ideen, die den Sicheren aus seiner Ruhe aufscheuchten ... Jeder Krieg, der Eroberungen bezweckt, gilt dem Chinesen als Sünde. China ist durch und durch ein bürgerlicher Staat; als größtes Unglück wird es betrachtet, wenn der Soldat mächtiger wird als der Bürger. Die Liebe zum eigenen Volk, heißt es im Schu-King, muß stärker sein als das Streben nach Macht. Chinas Kriege waren stets nur Abwehr, nie Angriff. Weder Volk noch Fürst freut sich des Krieges. Erfindungen und Künste anderer Völker werden von den Chinesen nicht bewundert oder nachgeahmt. In den noch jetzt geltenden Kriegsartikeln des Feldherrn Sema wird vorgeschrieben: „Menschenleben darf man nur aufs Spiel setzen, um das Leben einer größeren Menschenzahl zu erhalten, den Einzelnen nur schädigen, um der Gesammtheit zu nützen. Dem Krieg fehlt die rechtliche Grundlage, wenn man nicht vorher alle friedlichen Mittel zur Erlangung seines Zweckes erschöpft hat, wenn jede Vermittlung hartnäckig zurückgewiesen wird, wenn man aus Selbstsucht, Rache oder Ehrgeiz das blutige Spiel beginnt. Ein Heer muß sich überall so betragen, daß die Bürger überzeugt sein können, es trage nur zu ihrer Vertheidigung die Waffen. Der Ruhm oder die Schmach des Volkes hängt von der Art ab, wie das Heer sich zeigt" ...

Der Friede von Nanking vernichtete mit einem Schlage das hohe Ansehen des Sohnes des Himmels. Der Kaiser war von den Barbaren besiegt, damit aber auch sein Urtheil gesprochen: er kann nicht ferner des unbesieglichen Himmels Vertreter sein. Denn es ward gesagt, daß nicht das Reich des Herrschers wegen, sondern der Herrscher des Reiches wegen da ist. Der Himmel zeigt als Vater seine Unzufriedenheit durch wunderbar gräßliche Naturerscheinungen, durch Dürre, Hungersnoth, Ueberschwemmung, Barbareneinfälle. Hat damit der Vater bewiesen, daß er seinen Sohn verworfen hat, so ist das Volk berechtigt, sich gegen den Sohn des Himmels zu erheben und ihn vom Thron zu stürzen. Ihn kann das Volk, er nicht das Volk entbehren. Diese alte staatsrechtliche Anschauung wurde nach dem Frieden von Nanking wieder lebendig. Ueberall brachen Unruhen aus, von Demagogen geleitete Volkshaufen mißhandelten die Mandarinen und erzwangen sich oft Bewilligung der unsinnigsten Forderungen. Des Kaisers Nachgiebigkeit beschwichtigte den Sturm nur für kurze Zeit. Das Volk hat sich in Empörung erhoben und der Mandschu-Thron wankt.

Adolf Wuttke: Geschichte des Heidenthums.



Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo der Europäer die Erde von einer ununterbrochenen Zone der schwarzen und gelben Rassen umgeben sehen wird, die dann nicht mehr unter Vormundschaft, nicht mehr zu schwach zum Angriff sein, sondern in ihren Gebieten den Handel monopolisiren und den Industriemarkt der Europäer verengen werden. Chinesen und Inder werden durch Schlachtschiffe in den europäischen Gewässern vertreten sein und auf Kongressen über Lebensfragen der Europäer Sitz und Stimme haben. An diesem Tage werden wir erwachen und uns von Völkern bedrängt finden, die wir für geborene Knechte hielten und von denen wir glaubten, sie müßten stets unseren Wünschen dienstbar bleiben. Pearson: National Life.



Das Auge der Bewohner des Weltostens gleicht nicht unserem. Der Blick dieser Leute umfaßt immer nur eine Seite der Sache, und wenn sie des Glaubens voll sind, ist in ihrem Hirn für keinen vernünftigen Hintergedanken Raum und sie gehen für ihren Wahn in den Tod. Man ist nie duldsam, wenn man sich ganz im Recht und den Anderen ganz im Unrecht glaubt... Die allzu schroffe Trennung der Menschheit in Rassen ist nicht nur wissen-

schaftlich unhaltbar, da nur in wenigen Ländern eine wirklich reine Rasse lebt: sie muß auch zu Vernichtungskriegen führen, zu zoologischen Kriegen, wie wir sie aus dem Reich der Nager und Fleischfresser kennen.

Ernest Renan: La réforme intellectuelle et morale.



Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!

Heinrich von Kleist: Germania an ihre Kinder.



Das Chinesenthum hat uns den Kampf aufgezwungen und durch die pekinger Blutthaten die Form bezeichnet, in der er durchgeführt werden muß. Heute muß sich die gesammte abendländische Civilisation für die Rache stark machen, die Chinesen als Kanibalen behandeln und Peking von Grund aus zerstören. Falls die Mächte aus politischen Gründen es für erforderlich halten, sollten sie die Chinesen zwingen, auf den Trümmern ihrer alten die neue Hauptstadt aufzubauen, als eine nach den Grundsätzen des Abendlandes gedachte freie Stadt. Heute handelt es sich um die letzte Probe auf die Lebenskraft und Zukunft zweier Kulturwelten. Aus dieser Probe muß, wenn die Opfer auch noch so schwer sind, das Abendland siegreich hervorgehen.

Kölnische Zeitung vom sechzehnten Juli 1900.



Während die chinesische Kanzlei sich in Erfurchtformeln erschöpft, erlaubt das Herkommen dem Kaiser von China nicht, selbst pomphaft von seiner Bedeutung zu reden. Er muß höchst bescheiden sprechen, sein geringes Verdienst und die Unzulänglichkeit seiner Leistungen betonen. Allmächtig ist nur die Tradition; und ein Kaiser gilt schon als ein Tyrann, wenn er sich in

der winzigsten Einzelheit von dem bei den Vorfahren üblichen Brauch entfernt... Um dreihundert Millionen Seelen umzubilden: dazu würden alle Völker Europas zusammen nicht genug Blut herzugeben haben. Nur durch die Erzeugung von Mischlingen kann die chinesische Civilisation von den Weißen beseitigt werden; und dabei wäre in der Praxis immer noch mit der Schwierigkeit zu rechnen, die sich aus der ungeheuren Kopfzahl der angehäuften Völker ergiebt. China scheint also seine Einrichtungen noch auf unabsehbare Zeiten hinaus behalten zu sollen.

Gobineau: Die Ungleichheit der Menschenrassen.



Wie man mir erzählt, wird die Idee des Glücks in China durch eine Schüssel voll gekochten Reis und einen geöffneten Mund wiedergegeben, die der Regirung durch ein Bambusrohr und ein zweites Zeichen, das „in der Luft schwingen" bedeutet. A. W. von Schlegel: Indische Bibliothek.



Erwägt man, wie auch jetzt noch alle großen politischen Vorgänge sich heimlich und verhüllt auf das Theater schleichen, wie sie erst lange nach ihrem Geschehen ihre tiefen Einwirkungen zeigen und den Boden nachzittern lassen: welche Bedeutung kann man da der Presse zugestehen, wie sie jetzt ist, mit ihrem täglichen Aufwand von Lunge, um zu schreien, zu übertäuben, zu erregen, zu erschrecken, — ist sie mehr als der permanente blinde Lärm, der die Ohren und Sinne nach einer falschen Richtung ablenkt?

Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches.



Die Unglücksbotschaft aus Peking machte auf die Börse keinen besonderen Eindruck, weil man schon vorher von der Wahrheit der Katastrophe überzeugt gewesen war und das Ereigniß in den Kursen escomptirt hatte. Auch wurde darauf hingewiesen, daß der Krieg den Kohlenverbrauch steigern werde. Ferner müsse die ungeheure Menge des zerstörten und noch zu zerstörenden Materials ersetzt werden. Deshalb sei namentlich in den Hüttenrevieren die Stimmung besser geworden. Allgemein wird angenommen, daß die chinesischen Wirren belebend auf den Markt wirken müssen.

Börsenbericht vom siebenzehnten Juli 1900.



Anthropologie.

Aristoteles und Kant verstanden unter Anthropologie die Psychologie; in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnete man damit häufig die Anatomie und Physiologie des Menschen, zuweilen mit Einschluß der Psychologie. Erst seit der Mitte des scheidenden Jahrhunderts ist Anthropologie die Lehre vom Menschen als einem Naturwesen gleich den übrigen Organismen der Erde und verwandt mit diesen, ist sie die Naturgeschichte des Menschen.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften begründeten die moderne Weltanschauung und, durch diese, als eine unerläßliche Vorstufe, hindurch eine neue Wissenschaft, die echte Anthropologie.

Der alte Begriff vom Menschen genügt uns heute nicht mehr. Er ist entweder auf abstrakt moralischem Wege gewonnen — nach der rührend naiven Formel: So sollst Du beschaffen sein, dann verdienst Du den Namen Mensch! — oder er ist aus einer zu eng begrenzten Wirklichkeit geschöpft und anerkennt nur die geschichtliche Menschheit, weil diese unserem lieben Selbst annähernd gleichkommt.

Die Anthropologie hat diese unwissenschaftlichen Schranken zerbrochen. Ein kalter, aber gesunder Wind bläst in unser künstliches Menschheitgebäude; der Weihrauchnebel, mit dem wir uns Jahrtausende lang umgaben, verzieht sich auf Nimmerwiederkehr; und wir erkennen, daß wir im Grunde bisher nicht viel klüger und besser waren als jene Eskimos Labradors oder jene Naturwedda Ceylons, die sich für die einzigen Menschen hielten, weil sie nicht über die Wildniß hinausblickten, die sie von der nächsten Jägerhorde trennte.

Heute versteht man unter Anthropologie gewöhnlich eine Gruppe von drei Fächern: die physische Anthropologie, die Ethnologie und die prähistorische Archäologie. So bildet sie einen neuen Sammelpunkt für bereits gewonnene Kenntnisse oder, wenn man diese an ihrem Platz belassen will, eine moderne Ergänzung der älteren Natur- und Geisteswissenschaften.

Durch die Anthropologie erscheint der Mensch unserer unmittelbaren Anschauung und Erfahrung und der Mensch überhaupt in einem größeren Zusammenhang als früher; er erscheint als ein Glied der gesammten Natur; und „Die Stelle des Menschen in der Natur“ ist der Titel namhafter englischer und französischer anthropologischer Werke.

Das Ziel der Anthropologie ist: die körperliche Erscheinung des Menschen und die Formen seiner Kultur vorurtheillos zu studiren und auf die natürlichen Ursachen zurückzuführen. Zu diesem Zwecke unterwirft die physische Anthropologie den Körper des Menschen, sein Werden, seinen Bau und seine Funktionen, einer doppelten vergleichenden Betrachtung; sie vergleicht erstens

die Menschheit als Ganzes mit der Thierwelt, zweitens, als Rassenlehre, die großen Gruppen der Menschheit unter einander.

Viele Thiergattungen übertreffen den Menschen in einzelnen Fähigkeiten. Fische schwimmen, Vögel fliegen, Säugethiere sind besser bekleidet, stärker bewaffnet, geschickter im Laufen, Klettern und haben schärfere Sinne; Bienen und Ameisen sind politisch musterhaft organisirt. Diese Vorzüge waren die Ursachen des Totemismus, der gewisse Thiere als höhere Wesen, als Ahnen des Menschen und als Geber von Kulturgütern behandelte. Daher stammen in jüngeren Zeiten die thierischen Attribute der menschlich gedachten Götter, die Wappenthiere der Adelsgeschlechter und Nationen, die Falkenpoesie der Montenegriner und die Bärenindustrie der Fabrikanten und Kaufleute von Bern. Das Wahre am Totemismus ist das höhere Alter, die frühere Fertigkeit und Abgeschlossenheit der Thierwelt gegenüber dem Menschen als dem jüngsten Kinde der Erde. Die Thiere waren einst ausschließlich die Bewohner unseres Planeten; und wir wüßten nicht, wie wir uns die Existenz des Menschen ohne die Präexistenz und Koexistenz der Thiere vorstellen sollten. Virchow hat zutreffend bemerkt, daß dem Totemismus eine dunkle Ahnung des Darwinismus zu Grunde lag.

Aber alle Vorzüge der Thierwelt werden reichlich aufgewogen durch die körperliche und geistige Ueberlegenheit des Menschen. Er fängt die Fische aus dem Wasser, den Vogel aus der Luft, er überholt die schnellsten und bändigt die stärksten Säugethiere und beraubt sie allesammt ihres Schmuckes, ihrer Waffen, ihrer Kleidung, ihres Fleisches und ihrer Knochen.' Er hat die schöne vierbeinige Lokomotion aufgegeben; aber er baut sich Maschinen, mit denen er flüchtiger dahineilt als das schnellste Wild. Selbst der Flug ist ihm schon heute nicht mehr ganz versagt.

Dieser kulturellen Ueberlegenheit entspricht die anatomische. Alle modernen Zoologen stellen den Menschen an die Spitze des Systems der Thierwelt, aber doch in eine Klasse mit den höchst organisirten Säugethieren, den menschenähnlichen Affen. In ungerechter Ueberhebung bestreitet ein namhafter Anthropologe die Zusammengehörigkeit des Menschen und der Anthropoiden in der Klasse der „Primaten“. Wenn er die Menschen als „Hirnwesen“ von den Thieren als Darmwesen unterscheidet, weil auch bei den höchstorganisirten Thieren der Kauapparat am Schädel, das „cranicum viscerale“, die Hirnkapsel, das „cranicum cerebrale“, überwiegt, so vergißt er, daß der Kauapparat beim Thiere nicht nur den Darmfunktionen vorarbeitet. Der thierische Kauapparat versieht zugleich die Funktionen der Hände und der künstlichen Werkzeuge des Menschen und muß hauptsächlich aus diesem Grunde mit seinen Knochen und Muskeln über Gehäuse und Inhalt des Hirnschädels präponderiren. Wenn durchaus zwischen Mensch und Thier eine ostentative

Unterscheidung gewählt werden soll, so wäre es richtiger, den Menschen als „Werkzeugwesen“ oder — Kunst im weitesten Sinn genommen — als „Kunstwesen“ auszuzeichnen. Allein jede solche kapitale Unterscheidung erregt den Verdacht rückfälliger Tendenzen.

In gleichem Sinn und Geist wie die Körperformen des Menschen betrachtet die Anthropologie die menschlichen Kulturformen. Hier besteht ihre Aufgabe darin, auch diese als Naturformen zu begreifen. Die Kluft zwischen Mensch und Thier ist heute für das Auge auch bei den ἐσχάτοις ἀνδρῶν riesengroß; für den sinnenden Geist schließt sie sich, wenn er sich die Entstehung der Lawine aus dem ins Rollen gekommenen Schneekügelchen vorstellt. Zwar ist dazu beinahe noch eben so viel Phantasie nöthig wie zu den Zeiten des Lukrez; aber eine Vorbedingung ist seitdem doch erfüllt worden. Wir haben die Wege betreten, die uns in Raum und Zeit, durch die Ethnologie und die Archäologie, zu den Anfängen der Kultur führen, zu den natürlichen Grenzen der Menschheit, zum Beginn des Menschen als Werkzeug- und Kunstwesens, wenn ich diesen Ausdruck hier einmal gebrauchen darf.

Die niedrigen Kulturformen geben den Schlüssel zum Verständniß der höheren; in ihrer Einfachheit lehren sie uns die Menschheit in Kulturgruppen gliedern, so, wie die physische Anthropologie sie in Rassen gliedert. Damit tritt allmählich auch die höhere Kultur, sie, die früher allein Kultur hieß, in den Lichtkreis naturwissenschaftlichen Verständnisses.

Kultur ist Alles, was den Menschen vom Thier unterscheidet; sie ist überall, wo wir Menschengestalt antreffen; ja, diese selbst ist ein Ergebniß und Zeichen der Kultur, der Erhebung des Menschen über die Thierwelt. Darum ist es oft schwer, die Grenzlinien zwischen physischer und psychischer Anthropologie zu bestimmen, und die Ursachen der Erscheinungen liegen nicht immer ausschließlich in dem einen oder dem anderen Gebiet.

Kultur unterscheidet also nicht den höher gebildeten vom minder gebildeten Menschen — denn auch Dieser hat seine Kultur —, sondern nur von höherer und niedrigerer Kultur kann die Rede sein. Es ist klar, daß im Allgemeinen die „höhere“ Kultur als die komplizirtere, feinere, auf einer größeren Anzahl von Voraussetzungen beruhende, die jüngere, daß dagegen die „niedrigere“ Kultur die ältere sein wird. Allein schon ein Blick in das nächste Dorf und dann in eins unserer großstädtischen Museen orientalischer und griechisch-römischer Alterthümer lehrt, daß jene chronologische Unterscheidung der Wirklichkeit doch nur ungefähr entspricht. Hohe Kultur ist leicht vergänglich, niedrige schwer zerstörbar. Alle Kulturphasen der einfacheren Vorzeit umgeben uns und leben um uns noch heute in Ueberresten oder in vollster Daseinskraft; und Vieles, was den Stolz unseres Geschlechtes ausmacht, ist in der Wirklichkeit dahingesunken und fristet sein Dasein allein in der Wissenschaft.

Niedrige Kultur ist auch nicht nur ein Weg zur höheren Kultur und die höhere Kultur ist kein Ziel der Menschheit. Die Menschheit hat kein anderes Ziel als die jeweilige Gegenwart und deren nächste Zukunft. Es ist so leicht, aber auch so seicht, optimistisch in unserer eigenen Zeit oder pessimistisch in irgend einer liebevoll ausgeschmückten Periode der Vergangenheit das beabsichtigte Ziel des menschlichen Kulturganges zu erblicken. Eben so wenig liegt es in einer fernen Zukunft. Die teleologische Seherkunst träumt und alle Zeichen trügen.

Die Anthropologie macht auf solche Weise den Menschen mit sich selbst bekannt. Sie ist es, die die reife Frucht vom Baume ererbter Wahnvorstellungen löst. Der Mensch soll durch anthropologische Einsichten gleichsam aus seiner alten Natur heraustreten, darüber hinauswachsen und eine Stellung über sich selbst einnehmen. Die Lehren, die die Anthropologie — nicht aus zersplitterten historischen Reminiszenzen, sondern — aus dem ganzen, sich gleichbleibenden Wesen der Menschheit schöpft, schneiden scharf und tief ein in alle unsere Ueberzeugungen. Die wahre Anthropologie ist eine Wissenschaft vom täglichen Leben; und vielleicht ist Das der Grund, weshalb man ihr von Staats wegen so zögernd Raum unter den übrigen gelehrten Fächern gewährt hat. Ehren ängstliche Staatslenker die theoretischen Wissenschaften doch um so mehr, je entfernter sie vom praktischen Leben sind. Auf der zu Lindau in Bayern abgehaltenen „Dritten Gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ erörterte ein Vortrag des Professors Waldeyer das Verhältniß der Universitäten zum anthropologischen Unterricht. Das selbe Thema wird seit einiger Zeit besonders auch in Amerika fleißig ventilirt. Ueberall ist man überzeugt, daß der anthropologische Unterricht an den Hochschulen nicht fehlen dürfe; nur über das Wie gehen die Ansichten auseinander. Waldeyer unterzog sich der Mühe, nachzuweisen, was wir an Anfängen oder Keimformen solchen Unterrichtes bereits besitzen; und wie immer, wenn ein gewissenhafter Mann ein Material sorgfältig zusammenstellt, gewann das Vorhandene den Anschein größerer Bedeutung, als es in Wirklichkeit besitzen mag. Dagegen sprach sich Virchow in seinem Vortrage über „Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie“ dahin aus, daß für die Wissenschaften, namentlich für die Anthropologie, während bisher nur „Meinungen“ geherrscht hätten, jetzt erst das Reich der „Thatsachen“ anbrechen soll. Diese Unterscheidung eines der größten lebenden Gelehrten war merkwürdig genug. Vertragen Meinungen und Thatsachen überhaupt eine solche Antithese? Meinungen sind veränderlich, Thatsachen unveränderlich; falsche Meinungen können durch bessere ersetzt, aber nie können Meinungen von Thatsachen abgelöst werden. Immer wird neben der Thatsache die Meinung stehen; im offenen Widerspruch mit den Thatsachen wird freilich keine

Meinung Stand halten, aber auch keiner Thatsache wird es vergönnt sein, alles Meinen aus der Welt zu schaffen.

Den „unglücklichen Meinungen“ legt es Virchow zur Last, daß es heute an Schule machenden Anthropologen fehle. Die einzige Ausnahme sieht er in München, wo Johannes Ranke als Ordentlicher Professor in diesem Fache wirkt. Ihn nennt er einen „weißen Raben, der noch sehr wenige gleichwerthige Konkurrenten habe.“ Wir erblicken den Grund davon einfach in der staatlichen Behandlung dieser Dinge, die an einer Stelle gewährt, was sie an anderen hartnäckig versagt.

Ich möchte eine Thatsache konstatiren. Der Vorstand der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft besteht, abgesehen von dem ehrenhalber aufgenommenen Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und dem Kassirer, aus drei Vertretern der physischen Anthropologie: den Professoren Waldeyer, Virchow und Ranke. Die Ethnologie und die prähistorische Archäologie sind nicht vertreten. Gewiß sind die drei Genannten warme Freunde der beiden anderen Richtungen, ja, sie haben ihnen zum Theil selbst große Dienste geleistet; aber wenn sie von Anthropologie sprechen, denken sie natürlich doch in erster Linie an physische Anthropologie. Nur in diesem Sinne ist Virchows Erwartung berechtigt, „daß Ranke eine größere Anzahl von Adepten heranziehen und daß das neue Jahrhundert reich an solchen Schülern sein möge.“ Professor Ranke dürfte es selbst ablehnen, Spezialisten auf dem Gebiete der Völkerkunde und der prähistorischen Archäologie heranzubilden.

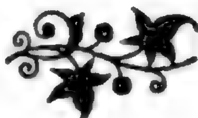
Spezialisten sind es aber, die die Anthropologie braucht und die sie auch heute schon, nachdem die Kinderjahre dieser Wissenschaft überstanden sind, ausschließlich besitzt, freilich noch nicht in genügender Zahl. Spezialisten sind es, von denen allein erwartet werden kann, daß sie an die Stelle veralteter unzulänglicher Meinungen neue, besser mit den Thatsachen harmonirende setzen. Virchow war im Recht, als er betonte, daß ein großer Theil der von Waldeyer aufgezählten anthropologischen Lehrer „eigentlich nichts bedeuten.“ Aber der Grund ist nicht der, daß sie keine Universal-Anthropologen sind, sondern, daß sie eigentlich andere, nicht anthropologische Fächer beherrschen, wie Geologie, Geographie, Sprachvergleichung, Medizin u. s. w., und nur nebenher, dem Bedürfniß entsprechend, auch anthropologische Kollegien lesen. Auch fehlen ihnen die erforderlichen Institute, Apparate und Lehrmittel. Wie es sich damit verhält und daß es eine Anthropologie, aber keine Anthropologen, sondern nur Spezialisten anthropologischer Fächer giebt und geben kann, habe ich vor Jahren in einem Aufsatz „Ein Wort über prähistorische Archäologie“ (Globus LXVIII Nummer 21) eingehend auseinandergesetzt.

Daß wir wohl eine Anthropologie, aber keine Anthropologen im Sinn Virchows haben sollen, mag Manchem paradox klingen. Aber wo ist denn

zum Beispiel der Historiker, der römische Epigraphik und Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit gleicher Berechtigung an einer Universität vortragen dürfte? Es giebt eben noch eine Geschichtforschung, aber keine Universalhistoriker mehr; und wir sollten uns vielmehr freuen, daß wir von der Anthropologie Aehnliches aussagen können.

Man lasse also ruhig die Anthropologie sich spezialistisch entwickeln, wozu überall Ansätze vorhanden sind. Auch die staatlichen Organe werden sich eher dazu bereit finden lassen als zur Errichtung großer und doch immer nur einseitig wirkender „anthropologischer" Lehrkanzeln. Die Töchter der Anthropologie, wie ich die anthropologischen Spezialfächer nennen möchte, werden in geschwisterlicher Berührung bleiben und ihrer Mutter nicht vergessen. Sie werden fortfahren, anthropologischen Geist zu erzeugen und zu verbreiten unter den eigenen Schülern und unter den Jüngern der stofflich verwandten Disziplinen —: zu ihrem Heil und zum Heile der Menschheit.

Wien. Professor Dr. Moritz Hoernes.



Meine vier Gespenster.

Mitunter weicht, in bangen Nächten, der Alb nicht von meiner Brust. Dann stöhne ich schwer und liege röchelnd wie verzaubert unter dem Anblick einer vielköpfigen Gorgo und träume von meinen vier Wirthschafterinnen ...

Eigentlich waren es ja sechs; aber nur an die vier letzten, die ich die dramatisch bewegten nennen will, verfolgt mich die Pein des Gedankens. Die fünfte war meine lyrische Wirthschafterin, eine bloße Sehnsucht, ein fernes, unerreichtes Idol; die sechste war meine epische. Episch wird die Zeit genannt, wenn die Völker noch ohne viel Nachdenken hinleben und sich über Willensfreiheit und ähnliche Sachen keine grauen Haare wachsen lassen. Es war auch mir die glücklichste Zeit; ich werde sie nie vergessen.

Die „Epische" hieß Frau Liebermeier und ich gerieth ganz zufällig an sie, weil ihr Mann, ein Schuster von Abkunft und Ueberzeugung, der Portier meines Hauses war. Sie fing an, mir Thee zu machen, und es dauerte nicht lange, so bemutterte sie mich mit der rührendsten Sorgfalt. So gegen Ende des Quartals etwa, nachdem sie eine Zeit lang meiner wachsenden Unruhe mit schlauem Schmunzeln zugesehen hatte, wer hätte gleich ihr zu fragen verstanden: „Na, Herr Doktor? .. Was haben Sie denn auf Ihr Herzchen?" Sie war ein Finanztalent ersten Ranges und wußte für Alles Rath, für mich wie für ihren Mann, auf dessen

Zuneigung sie außerordentlichen Werth legte. „Aber Justof!“ konnte man sie täglich flöten hören, „so jeh doch! .. Na so je—e—eh doch!“ .. darauf etwas kürzer: „Oller Affe!“

Sieben Jahre hatte dieser schöne Zustand gedauert; dann fing es auch bei Frau Liebermeier ganz leise an. Ich hatte, da ich an der Seekante in einem rauhen Klima aufgewachsen und an fette Kost gewöhnt war, eines Tages mich erkundigt: „Kann ich jeden vierten Tag ein halbes Pfund frische Tischbutter haben?“

„Warum denn nich?“ gab Frau Liebermeier lachend zur Antwort.

„Es läßt sich also machen?“

„Na jewiß. Immer feste.“

Ich weiß nicht, woher es kam: ein finsterer Argwohn beschlich mich. Ernst, fast traurig ergriff ich die Hand der Treuen und mit einem bittenden Blick, in den ich Alles hineinzulegen versuchte, was an Schonung, an Zartgefühl, an Verständniß für die weibliche Natur in mir lebte, rief ich aus:

„Frau Liebermeier! Läßt es sich auch wirklich und wahrhaftig machen?“

„Aber Herr Dokterchen! Na natierlich! M. w.!“

Ich beruhigte mich. Ich bekam auch frische Tischbutter, vom „Bimmel-Bolle“; aber es vergingen keine vierzehn Tage, so war kein Zweifel mehr möglich: die Sache funktionirte nicht! Ich hörte den Buttermann bimmeln am Montag; aber am Donnerstag schon wieder. Das ging in meinen Kopf nicht hinein. Ich kämpfte einen schweren Kampf mit mir; es war ja die brave, die gute Frau Liebermeier, meine Epische. Aber als Mann und Pedant konnte ich vom Gedanken der Disziplin nicht loskommen. Eines schönen Donnerstags, als die Butter auf meinen Frühstückstisch kam, äußerte ich leichthin:

„Es hat sich also doch nicht machen lassen!“

Alles Blut drängte sich mir zum Herzen; das Gefühl, eine bodenlose Schlechtigkeit zu begehen, war da. Wahrscheinlich warnte mich meine bessere Natur noch im letzten Augenblick. Aber ich ließ mir nichts merken und biß heftig in mein Butterbrot.

„Nich machen lassen? Was nich?“ fragte Frau Liebermeier naiv.

„Na. Das mit der Butter.“

„Taugt se nischt?“

„Im Gegentheil. Ich kriege sie blos zu oft.“

„Der Herr Dokter kriegt se janz richtig jeden vierten Dag.“

„Nee, Frau Liebermeier. Einmal den vierten und einmal den dritten Tag.“

„Nee, jeden vierten Dag.“

„Doch nicht.“

„Doch, Herr Dokterchen. Rechen Se mal: letzten Donnerstag haben Se doch Butter gekriegt?“

„Ja.“

„Donnerstag, Freitag, Sonnabend, Sonntag: Das sind doch vier Dage.“

„Freilich.“

„Na, un Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag sin doch ooch viere. Stimmt uf'n Haar.“

Ich wollte nicht klein beigeben; Frau Liebermeier stand lange. Sie zählte an den Knöcheln, sie zählte an den Fingerspitzen, sie stemmte ihren rechten Zeige-

finger, die Handfläche nach oben gekehrt, tief in die Wange, wie sie es als neckisches Landmädchen gewohnt gewesen war, sie rechnete und rechnete, und wenn sie die Sache auch nicht einsah, so sollt ich doch meinen Willen bekommen. Sie war nicht ohne Seelengröße.

Ich athmete auf; eine leichte Verstimmung blieb zwar zurück, doch die große Kraftprobe schien mir gelungen.

Zwei Wochen genügten, mich zu belehren, wie sehr ich mich hierin getäuscht hatte. Zwar, der Butternapf blieb jetzt immer vier Tage auf meinem Tische stehen, bis er erneuert wurde, — doch „Bimmel-Bolle" kam nach wie vor Montag und Donnerstag.

Enttäuschung und Mißtrauen fraßen sich in meine Leber und färbten das Weiße meines Auges gelb. Wenn auch wiederum mein guter Genius mir zuraunen wollte: „Thus nicht! ... Du bringst Dich vollends in des Teufels Küche!" — ich konnte es nicht lassen. Als am zweiten Donnerstag statt der eben abgelieferten, leckeren, zuckersüßen Delikatesse der alte Rest dastand, sah ich nicht ein, weshalb ich für mein gutes Geld darben sollte, ging an den Eisschrank, hob das frische Stück heraus und trug es triumphirend auf meinen Tisch.

Ich sehe es heute deutlicher als je: ich durfte Das nicht thun, ich durfte es ums Leben nicht. Keine richtige Frau wird mir verzeihen; es war eine Sünde wider den heiligen frauenzimmerlichen Geist, was ich da beging; die Sünde, die nicht vergeben werden kann. Ein ungeschulter Mann wird es ja nie begreifen, was ich eigentlich angestellt hatte. Aber für diese Novizen schreibe ich nicht. Ich schreibe für Geprüfte und Eingeweihte; und die werden mir beistimmen.

Es folgten Tage dumpfer Spannung. Alle Herzlichkeit war geschwunden und das alte schöne Verhältniß würde wohl bald gänzlich in die Brüche gegangen sein, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das der Sache mit einem Schlag eine andere Wendung gab: Wir sollten uns plötzlich trennen.

Den ganzen Jammer, den das „Fort von der Hauptstadt!" in sich schließt, mag man in den Tristien des Ovid nachlesen; mir gewann er das Herz meiner Epischen in einem Maße zurück, das ich nie für möglich gehalten hatte, in einem Maß, durch das es verschuldet ward, daß ich auch eine lyrische Wirthschafterin aufzuzählen habe, Anna, sie, die Unvergleichliche, den Traum meiner Junggesellen-Seele.

Ich hatte sie schon ein paar Jahre lang beobachtet: sie verwaltete in tadelloser Weise einen verbummelten Feldmesser, der zur Literatur übergegangen war und für ein Käseblättchen dritten Ranges im hintersten Zimmer der Redaktion „die Weltlage" machte. Er war an sich ein bedeutender Mensch. Niemals wieder habe ich Jemanden in solcher zufriedenen Würde, mit durchgedrücktem Kreuz, jenen Zierrath vor sich hertragen gesehen, für dessen Wachsthum wir deutschen Männer so große Ausgaben machen. Oft durfte ich ihn belauschen, da im Erdgeschoß unseres Hauses eine Weißbierschänke war, die von mir an heißen, von ihm an allen Tagen besucht wurde. Wenn er einen Bittern „abbiß", schritt er jedesmal persönlich zum Schänktisch. „Dat is ja uf keene Kuhhaut zu schreiben", pflegte er auszurufen, „wat die verfluchten Kellner unterwegs vajießen!" Anna jedoch sammelte ihn um drei oder vier Uhr morgens von der Treppe auf, wenn die Bürde des Daseins ihn niedergedrückt hatte, und sorgte für sein sterbliches Theil mit einer solchen Milde der Auffassung, einem so liebenswürdigen, humor-

vollen Verständniß für männliche Schwachheit, daß ich eine grenzenlose Hochachtung für sie faßte. Als daher in einer Nacht der Ordner des Weltalls ihren Anstrengungen, ihn hoch zu lupfen, einen fanatischen Widerstand entgegensetzte, weil ihn nämlich in Folge einer zu heftigen Sitzung der Schlag getroffen hatte, stand es sofort bei mir fest, mein kümmerliches Dasein in der Provinz dadurch zu versüßen, daß Anna mich bestrickte, beflickte und bekochte.

Dieses ahnen und sofort einen Feldzugsplan entwerfen, war bei Frau Liebermeier das Werk weniger Sekunden. Denn nur zu sehr war jene weibliche Tugend in ihr ausgebildet, die den höchsten Werth auf Dinge legt, die eine Andere kriegen soll. Sie selbst wollte mit mir ziehen und erwog schnell den Plan einer Scheidung von ihrem gehorsamen Gatten; das flötende: „Justof, so jeh doch!" erstarb auf ihren Lippen, tötlicher Streit schallte täglich aus der Küche zu mir herüber und es dauerte nicht lange, so hatte sie ihren wackeren Schuster, einen gutartigen, nur etwas jähzornigen Mann, durch erheuchelte Eifersucht auf die Lina vom dritten Stock so fuchsteufelswild gemacht, daß der Aermste nicht aus noch ein wußte. Eines Vormittags, als beide Parteien ihm die Hölle mit vereinten Kräften heiß machten, lud er mit rothem Kopf unter fürchterlichen Schwüren eine alte kuchenreuter Sattelpistole, die er irgendwo einmal auf einer Auktion für zehn Reichspfennige erstanden hatte, mit Pulver und Blei und verließ seine Weiber mit der Drohung, daß sie ihn lebend nicht wiedersehen sollten.

Frau Liebermeier versuchte, zu kichern, aber als der Schuster den ganzen Tag sich nicht blicken ließ, merkte ich wohl, daß ihr die Sache höchst unheimlich wurde, und richtig: abends brachten sie ihn an. Ein Strumpfwirker und ein Lohndiener aus dem Rauchklub „Urania", dessen Zierde auch Herr Liebermeier war, trugen ihn; bis zur Thür hatte ein Schutzmann ihn begleitet. Aus seiner Rocktasche guckte die dicke Pistole, die er nach vollbrachter That sorgsam dort geborgen haben mochte. Mir fiel das alte Studentenlied von der Prager Schlacht ein:

„Zur Noth, zur Noth, zur schweren Kriegesnoth!
Schwerin, der lag besoffen tot."

Was half Alles? Der eheliche Friede mußte wiederhergestellt werden. Nach Aufgebot meiner ganzen Diplomatie gelang es mir, die Hände beider Gatten in einander zu legen. Doch den Preis dieses Segenswerkes — blutenden Herzens schreibe ich es nieder — bildete mein Verzicht auf Anna.

So verlassen und verwaist ward ich ins Philisterland hinausgestoßen und sollte in einer seiner schlimmsten Garnisonen kasemattirt werden. Angesichts der tötlichen Gefahr, die ich wohl durchschaute, rief ich all meine Kräfte der Selbstentäußerung zusammen und gab nach kurzem Ueberblick über die Sachlage einem Vertrauensmann den Auftrag, mir an Ort und Stelle eine zwar gut beleumdete, doch „möglichst häßliche" Haushälterin zu besorgen. Ich dachte, die bösen Mäuler ohne Weiteres zu stopfen; ich hatte Hamlets tiefsinniges Wort vergessen:

„. . . . . Laßt uns erkennen,
Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,
Wenn tiefe Plane scheitern."

Frau Wurmstich, meine erste Dramatische, war eine Wittib, von der ich ohne Weiteres annahm, daß sie über das Mannesalter hinaus sei. Ihre Stirn schmückte ein leuchtendes Brandmal, das auch meine ärztliche Kunst nicht zu be-

seitigen, sondern nur durch eine schwarze Kompresse zu verdecken wußte. Sie selbst begriff nicht, woher sie es hätte; sie war immer so gesund gewesen; kurz, sie gehörte zu jenen Ausgezeichneten, die zwar nicht sauber, dafür aber um so zungenfertiger sind. Ihre Grundsätze — Das hatte ich bald weg — waren erstklassig. „Deine Butter sei meine Butter“ und „Dein Papierkorb sei mein Papierkorb“ standen obenan. Sie las sorgfältig alle meine Postkarten, bevor sie sie mir ablieferte, die Briefe nachher, und gab auf jede Weise zu verstehen, daß weibliches Vertrauen mir nicht fehlen würde, wenn ich eine Aussprache nur suchen wollte. Sehr schelmisch war sie in ihren kleinen Einfällen. Mit besonderer Vorliebe benutzte sie die weiße Tafel, die ich bei Abwesenheit von der Wohnung über mein Doktorschild hing, für ihre eigenen Angelegenheiten, so daß meine staunenden Kranken eines Nachmittags lasen: „Ich bin in der Waschküche. Dr. Robert Hessen, prakt. Arzt“. Das Uebelste von Allem aber war ihre Tochter.

Ich hatte diese Göhre zuerst gar nicht beachtet, als sie plötzlich bei der guten Speisekammer, die ich hielt, üppig zu wachsen anfing und eine Patientin mit der wohlwollendsten Zartheit, die in kleinen Städten gedeiht, mich durch die Bemerkung zu erfreuen suchte: „Ah, der Herr Dokter hat sich mal ganz was Junges ins Haus genommen?“ Ich erschrak, versuchte, zu kündigen, und bewies die jämmerliche Feigheit, mich durch die Thränen der Frau Wurmstich und durch ihre Lamentationen von ruinirtem Dasein zur Verlängerung des Kontraktes über den Winter hinaus bewegen zu lassen.

Selten in meinem Leben habe ich eine Schwäche so schwer zu bereuen gehabt. Das nächst der Küche gelegene Hinterzimmer, worin ich das Pärchen untergebracht hatte, nahm nach kurzer Frist in Bezug auf Reinlichkeit die Verfassung eines Fuchsbaues an, so daß selbst der Thee, der mir von dorther gebracht wurde, nicht munden wollte. Aber während Frau Wurmstich sich mehr und mehr in allerlei fremden Künsten ausbildete, zum Beispiel: alte Kohlstrünke mit dem Messer zu spalten, die dadurch gewonnenen Balken in eine entfernte Aehnlichkeit mit teltower Rüben hineinzuschnitzen, dieses Falsifikat mit einer braunen Pfefferkuchen-Auflösung zu bethauen — wodurch sie mein Auge zu täuschen hoffte, doch meine Kinnbacken unmöglich täuschen konnte —, um schließlich eine stetig wachsende Rechnung für „Konserven-Gemüse“ auflaufen zu lassen, begann Miranda, das Nesthäkchen, mich gar zum Ziel ihrer Wünsche zu erheben. So wahr Gott mir helfe: ich war nicht schuld daran, sondern der Schneider, der mir einen grauen Hohenzollernmantel mit einem kurz geschorenen Bärenpelzkragen besetzte. Seit diesem Tage hielten mich viele Phantasten für reich; der Kleinen verging der Athem, wenn sie zu mir ins Zimmer kam, sie traktirte mich mit fragenden, vorwurfsvollen Blicken; und was am Unerträglichsten wurde: sie nannte mich nicht, wie andere gebildete Menschen, „Dokter“, sondern mit einer feierlichen Kadenz: „Herr Dok-Thor“.

Wenn man schon thöricht ist, braucht man sichs doch nicht in dieser Weise von den jüngsten Semestern vorhalten zu lassen. Eines Vormittags ward es mir zu viel: ich setzte die Bagage an die Luft; und selbst die großen Unkosten, die mir eine Liquidation der Frau Wurmstich für Kostgeld und Miethe wegen zu früher Kündigung verursachte, reute mich nicht. Miranda, in einem Laden nach den Ursachen des Bruches gefragt, hatte, wie ich bald erfuhr, ihre Meinung

dahin geäußert: es sei so nicht weiter gegangen; die ganze Stadt sei ja voll davon gewesen, der Herr Dok-Thor wolle „die Mama heirathen.“

Drei Tage wehmüthiger Wonnen und holder Erinnerung an einst genossene Freiheit, richtige Junggesellentage, durfte ich genießen. Ich aß im Hotel und hatte Niemanden über mir. Doch die Praxis erforderte, daß Jemand auf die Klingel Acht gebe, und geduldig beugte ich von Neuem den Nacken ins Joch.

Ich hatte meine Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände der braven Gesindevermietherin Frau Kuddel gelegt, wartete auf ihren Bescheid wie auf die Ziehung einer Lotterie und erfuhr zuletzt, daß ich einen Haupttreffer gemacht habe. So entstand Minna, meine zweite Dramatische.

Sie war schlank von Statur und hatte etwas außerordentlich Stolzes und Distinguirtes an sich, dessen Ursache sich freilich begreifen ließ. Von der Besatzung der Stadt nämlich, die aus einem Major, seinem Adjutanten und ein paar uniformirten Schreibern bestand, war ihr das seltene Loos zu Theil geworden, einen Unteroffizier ihr Eigen zu nennen. Schon hatte ich sie, ohne die verhängnißvollen Beziehungen zu ahnen, die mich mit ihr verknüpfen sollten, auf erhöhtem Bürgersteig einherwallen gesehen, während jenseits der Gosse ihr Anbeter, gleich einem rechten gentleman in waiting, ehrfürchtig in Haltung und Geberden, sie begleitete und durch kräftigen Druck auf den Knauf eines Faschinenmessers diesem die Form zu geben suchte, die einem Schleppsäbel am Nächsten kam. Kaum hatte Minna ihr Quartier bei mir bezogen und die Pflichten der Häuslichkeit übernommen, da bemerkte ich, wie draußen in der Dämmerung der struppige Krieger auf- und abpatrouillirte. Hier galt es Gewißheit. Ich blies meine Lampe aus, so daß man mich von außen nicht mehr beobachten konnte und womöglich für eingeschlafen hielt. Im selben Augenblick mußte wohl Hero jenseits des langen Thorweges am Küchenfenster des Hofes die Fackel herausgesteckt haben: denn plötzlich schürzte der Soldat seinen langen Mantel und schritt auf Zehen, um so wenig Geräusch wie möglich zu machen, durch den Thorweg dem Hafen der Liebe zu.

Ein Anderer würde vielleicht über diese Dreistigkeit außer sich gerathen sein; ich empfand nur eine unsägliche Erleichterung. „Gott sei Lob! Sie hat ihr Theil!“ frohlockte es in mir. Geduldig wartete ich, bis die Schritte des Kriegsmannes, diesmal polternd und ungenirt, im Thorweg wieder zu hören waren; dann zog ich die Klingel. Minna schwebte herein, unbefangen, arglos.

„Minna“, sagte ich mit einer munteren Handbewegung, „ich für meine Person habe nichts dagegen.“

Sie schoß unter langen Wimpern hervor einen schnellen Blick nach mir, senkte ein Wenig ihr Haupt und strich an ihrer Schürze.

„Nur vergessen Sie nicht“, fuhr ich fort, „daß über uns noch eine Partei wohnt. Es darf nichts Auffälliges geschehen, es darf keinen Skandal geben. Also seien Sie vorsichtig und halten Sie sich in Ihren Grenzen.“

Erröthend machte die Schöne Kehrt und strebte zur Thür hinaus. Die Sache muß ihr sehr fremdartig vorgekommen sein; ihr Antlitz verrieth fortan ein wunderliches Gemisch von Seelenregungen: Güte, Neugier, zuletzt eine Spur von Spott. Das Alles war mir gleich. Sie kochte vorzüglich: niemals waren meine Braten schmackhafter gewesen, niemals größer; nur schmolzen sie leider

dahin wie der Schnee im März: der Kanonensohn fraß erbarmunglos meine kalte Küche nieder. Wenn Minna ein Kasseler Rippespeer oder eine saftige Kalbskeule im Betrage von fünf bis sechs Pfund von meiner Junggesellentafel forttrug, hätte ich immer im Trennungschmerz die Arme ausstrecken und das schöne Lied anstimmen mögen: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehn?" Und dieses Wiedersehen, wenn es überhaupt jemals stattfand, war kurz und peinlich.

Da, während Minnas Blick mich immer erstaunter musterte, lieferte ich zum ersten Mal in meinem Leben mit voller Absicht den Beweis, daß auch mein Dulderherz einen Tropfen Drachenblut bewahre, und schlug zwei Fliegen mit einer Klappe. Durch plötzlichen Uebergang zu rein vegetarischer Kost suchte ich Das, was man im Mittelalter den „Teufel" nannte, in mir niederzuhalten. Und meine Unabhängigkeit von jeder Versuchung sicher stellend, schnitt ich dem unersättlichen Soldaten zugleich seine Zufuhr ab.

Minna, mit seltsam zuckenden Mundwinkeln, studirte Lahmanns Kochbuch und bedeckte meinen Tisch mit allerhand Gemüsen; aber ihr Herz erkältete sich wider mich; sie gab Symptome unzweideutiger Nichtachtung und bald wagte sie das Aeußerste . . . Eines Abends, sehr müde von einer Fahrt über Land und dem Herumlaufen in fernen Quartieren, hatte ich mich niedergelegt und war eben eingeschlafen, als heftig an der Nachtklingel gerissen wurde. Jeder Sterbliche möge seinem Schicksal danken, wenn er mit diesem Marterinstrument niemals Bekanntschaft gemacht hat. Man fährt aus dem ersten Schlummer auf, liegt mit Herzklopfen ärgerlich da, berechnet die weiteste Entfernung, zu der man auf nächtlichen Wegen, natürlich ohne Entgelt, verschleppt werden kann, und wartet auf die Entwickelung des Kommenden. Es dauerte nicht lange, so vernahm ich Minnas Schritt, hörte sie die Korridorthür öffnen, hörte sie im Thorweg und dann mit einem schweren Schlüssel das Thor aufschließen. Ein paar Worte fielen; Doppeltritte kehrten zurück und verhallten im Wartezimmer, die Thür klappte ins Schloß; darauf tiefe Stille.

„Warum meldet sie denn nicht, wer da ist?" begann ich mich zu fragen, stand in hellem Verdruß auf, zog mich flüchtig an, nahm ein Licht, eilte zum Wartezimmer, — und fand es leer. Der zärtliche Krieger hatte meine Nachtruhe freudig geopfert, um seinem Schätzchen noch Etwas zuflüstern zu können! Ich legte mich wieder hin, und statt durch eine Aussprache in flagranti meinen Aerger noch zu vermehren, suchte ich lieber von Neuem einzuschlafen.

Am nächsten Morgen, vor dem Frühstück, stellte ich mich in Position ans Fenster, um Minnas Anmarsch zu beobachten. Sie hatte das Eigenthümliche, daß ihre Haltung niemals edler und selbstbewußter war als dann, wenn sie eigentlich ein schlechtes Gewissen haben mußte. So schwebte sie auch diesmal mit dem Theebrett näher, das blonde Haupt bei jedem Schritt ein Wenig in den Nacken wippend, die Schleppe des Kleides hinter sich herziehend wie ein Pfau, graziös und hoheitvoll. Ich schüttelte den Kopf und sagte kurz und gut: „Minna, heute Nacht ging ja die Glocke?"

Sie drehte sich um, strich anmuthig mit der Linken eine Strähne ihres welligen Haares hinters Ohr zurück und sagte, wohlvorbereitet:

„Ja, ich wunderte mich auch... Ich ging nachsehen... und da war Niemand."

Fest sah sie mir ins Auge. Ich hatte den Thatbestand nicht aufgenom-

men, dessen letzte Spuren, hinaus zur Gartenthür und über den Zaun, jedenfalls längst verwischt waren, war also juristisch wehrlos. Mein Blut kochte auf. Ich habe sie nicht geohrfeigt, wahrhaftig nicht. Aber nach einem Meineid zu schließen, den die Gegenpartei mit größter Selbstachtung schwur und der mir schwere Kosten verursachte, muß ich wohl auf irgend eine andere Art ihre Gegenwart abgelehnt haben. Minnas Gestirn ging sprühend an meinem Junggesellenhimmel unter; meine dritte Dramatische zog herauf.

Mit großen Hoffnungen, ich kann es nicht leugnen, führte ich sie bei mir ein. Denn nicht nur hinkte sie ein Bischen, sondern sie hatte auch einen kleinen Verdruß an der Schulter und ich rechnete darauf, daß innerhalb meiner schwindenden Praxis wenigstens die bucklige Auguste mir Niemand zutrauen würde. Meine Leserinnen werden mich wegen dieser Wendung vielleicht für eingebildet halten; aber ich möchte mich mit einem umgedrehten Sprichwort vertheidigen, das die Frauen so gern gegen uns citiren und dem ich auf Grund authentischer, durch Dokumente gestützter Erfahrung die endgiltige Fassung wünschte: „Nicht alle Wirthschafterinnen haben einen Magen, aber alle Wirthschafterinnen haben ein Herz."

Wehe, wenn sie es entdecken!... Auguste trug jene souveraine Gerechtigkeit, jene Liebe zum Kleinen in sich, die auch das einzelne Sandkorn des Kochens nicht für unwerth hält. Sie machte alle meine Zähne knirschen, sobald ich aß, war aber selbst viel zu ätherisch veranlagt, um das Materielle nicht zu verachten. Bei ihr genoß ich die dünnsten Spargel, deren ich mich entsinne. Ich hatte gesottene Regenwürmer zwar noch nie gesehen; aber lange konnte ich den Verdacht nicht loswerden, daß meine Circe die magische Kunst besäße, diese munteren Thierchen irgendwie abzurichten, daß sie sich als Gemüse verwenden ließen. Doch während ich so mager gefüttert wurde, liefen meine Monatsrechnungen immer mehr an und meine Zauberin begann, sich mit schreienden Farben zu schmücken, bis sie eines Tages in einem erbsengrünen Seidenkleid, mit einem knallrothen Schirm und einem violetten Hut vor mir erschien und unter seinem Rand hervor aus funkelnden Augen eine Ladung auf mich abgab, die mir das Innerste umkehrte.

Die Hundstage standen dicht bevor, ich fürchtete das Schlimmste, und da ich dem armen Mädchen nicht gleich seine Stellung nehmen wollte, so nahm ich wenigstens Urlaub. Kurz vor der Abfahrt beschenkte sie mich mit einem Kofferüberzug, auf den ihre kundige Hand meine Initialen gestickt hatte, darüber eine siebenzackige Grafenkrone. Zusammengesunken in der Ecke meiner Droschke, in tiefster Beschämung, fuhr ich zum Bahnhof. Wirklich kluge Menschen hatten mich ja stets für dumm gehalten; aber daß nun auch die dummen immer dreister damit anfingen?... Es mußte weit mit mir gekommen sein. Statt nach Wien, wo ich den liebenswürdigsten Geschöpfen dieser Erde meine Huldigung darzubringen hoffte, fuhr ich nach Dresden in den „Weißen Hirsch" des Dr. Lahmann und aß Gemüse zu Buß und Besserung.

Schon in Dresden erhielt ich mit einer Wäsche-Sendung ein Briefchen von Auguste, worin sie ihre kleinen Erlebnisse, Ausgänge und Sorgen in kosig scherzhaftem Stil auf acht Seiten zum Besten gab; Madame de Sévigné mit 'nem Schuß Mark Twain. Ich seufzte kopfschüttelnd. Zehn Tage darauf erreichte mich in Berlin ein Sendschreiben, worin auf zwölf Seiten eine Unzufriedene, die an Seitenstechen litt, ihre üble Laune ausließ. Was ich in Sylt erhielt,

war bereits Tragoedie. Aus der kleinen Villa, die wir bewohnten, war die obere Partei kurz vorher verzogen; Auguste hatte sich in dem einsamen Hause wahrscheinlich zu sehr gelangweilt und war dem Unstern aller Hundstage endgiltig verfallen. „Die Petroleumlampe zweimal explodirt", so las ich; „das ganze Haus in Feuersgefahr .. Lichtscheues Raubgesindel rüttelt an allen Thüren .. Nur wenn ich meine nächtlichen Wanderungen wieder aufnehme ... Bei fünf Aerzten umsonst gewesen .." O Himmel, dachte ich, die lieben Kollegen! .. Die werden schön lachen! .. Um von meiner Praxis zu retten, was noch zu retten war, quittirte ich meine Badekarten und fuhr spornstreichs nach Hause.

Ich fand Auguste welk, mit wirrem Haar und rollenden Augen; übrigens Alles in Ordnung. Ich machte gutmüthig noch einen Versuch mit ihr. Aber nun gewöhnte sie sich an, die hübscheren unter meinen Patientinnen mit einer ganz unmotivirten Eifersucht zu belästigen, ihnen entweder nach barschem Bescheid die Thür vor der Nase zuzuschlagen oder, wenn ich zufällig selbst geöffnet hatte und die Konsultation zu Ende war, ihnen durch den Thorweg nachzustürzen und auf der Straße mit eingestemmten Armen, wie ein Henkeltöpfchen, wüthend hinterdreinzuschauen, um die Identität festzustellen. Ein Zusammenarbeiten unter solchen Umständen war ausgeschlossen. Sie hat mir dann später auf ihrem (angeblichen) Sterbebett in einem eingeschriebenen Brief mitgetheilt, daß sie mir „verziehen" habe ...

Jetzt bemächtigte sich meiner in Bezug auf Wirthschafterinnen der Stumpfsinn der Verzweiflung. Längst ging der Ruf in der Stadt, daß es „keine bei mir aushielte"; Frau Kuddel mußte mir trotzdem ein Ding von siebenzehn Lenzen zu besorgen; eine alte Hexe würde mich auch nicht weiter gewundert haben. Zwar eine auffallend niedrige Stirn und ein merkwürdiges Einkneifen des linken Mundwinkels warnten mich gleich, die junge Dame nicht erst zu probiren — ich weiß nicht mehr: hieß sie Wanda oder Lise? —; ich that es dennoch, unter den Segenswünschen einer gesprächigen Mama, die, den neuen Bund zu weihen, aus der Nachbarstadt herübergekommen war.

Er dauerte vier Tage. Und Das war eigentlich schon zu viel. Wanda war sozusagen ein unbeschriebenes Blatt; sie wußte von gar nichts. Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, sie zu unterrichten, und begann mit dem Einfachsten, Dem, was die Franzosen pot-au-feu nennen und ich eines Tages im Manöver vom Adjutanten gelernt hatte: Weißkohl, Fleisch, Kartoffeln, ein paar Lorberblätter und Pfeffer, mit Wasser zusammen in einen Topf gethan und aufs Feuer gestellt. Das mußte glücken. Ich besprach den Fall mit Wanda, die zu Allem nickte. Nach zwei Stunden, mit dem Gefühl einer tiefen, doch leider nothwendigen Erniedrigung, ging ich in die Küche und fand drei Töpfe am Feuer: in einem das Wasser mit den Kartoffeln, in einem zweiten das Fleisch, in einem dritten das Gemüse mit einer sogenannten „Einbrenne" aus Mehl, die ich mir ausdrücklich verbeten hatte. Das gute Kind war gerade beschäftigt, ein Paar von meinen Stiefeletten zu schwärzen, die ich immer in den Gummischuhen trug und die ich ihr eingeschärft hatte, nicht erst aus diesen Hülsen herauszunehmen. Ich machte sie in mildester Form nochmals aufmerksam, daß sie sich die Mühe sparen könne, da ich die Gummischuhe niemals auszöge und die ungeschwärzten, die Niemand zu sehen bekäme, ruhig darin stecken bleiben könnten, so lange sie

vorhielten. Sie aber sah mich an und athmete schwer, ihr Blick gewann etwas Tückisches; dann wichste sie den selben Stiefel, den sie in Händen hatte, weiter.

Da verspürte ich Etwas, das ich nur einen körperlichen Schmerz nennen kann; ich schrie auf und riß ihr die Bürste fort. Aus dem Gutachten, das ein lieber Kollege noch selbigen Tages jauchzend anfertigte, mußte ich entnehmen, daß Wanda bei dieser Gelegenheit einen blauen Fleck bekommen hatte. Mir rettete er das Leben, denn einen Tag länger, so würde der Ofen geplatzt und ich an Kohlendunst erstickt sein. Die unschuldige Kleine hatte in dem Wahn gelebt, daß beim Heizen das Herausnehmen der Asche vollkommen überflüssig sei. Der Töpfer brachte mit vieler Mühe den Schaden in Ordnung.

Nun gab ich das Ringen auf und zog mit meinen Ersparnissen nach Berlin zurück, um mich von meinen vier Haushälterinnen ein Jahr lang zu erholen. Das Schicksal hatte ein Einsehen und belohnte mich mit einem Engel in reiferen Jahren, — Frau Scholler, die gewiß nur deshalb so gut einschlug, weil sie nicht als Wirthschafterin, sondern als „Gesellschafterin" sich angeboten hatte. Das hohe Alter, das sie ursprünglich forderte, besaß ich zwar nicht, doch mein inzwischen ergrautes Haupt flößte ihr Vertrauen ein. Sie war die Sauberkeit, die Pünktlichkeit, die Ehrlichkeit, die Geschicklichkeit und — ich muß es erwähnen, um sie allen etwa möglichen Nachfolgern zu empfehlen — die Verschwiegenheit selbst. Auch that sie viel für meine Erziehung. Ich durfte Alles, nur die Stimme heben durfte ich nicht; dann funkelten ihre Blicke, die Thüren knallten, ihre Sprache ward eisig, eine Atmosphäre von Ungemüthlichkeit breitete sich über unsere Wohnung; ich ließ es bald bleiben. Wenn ich aber sanft und artig war, belohnte sie mich durch spielende Anmuth; dann bekam ich auf die Frage: „Was giebts denn heute zu Mittag?" nach manchem Lächeln und Hin- und Herwenden die neckische Antwort: „Na, rathen Sie mal!"

Wer weiß, wenn ich Frau Scholler zuerst gehabt hätte und nach ihr die anderen, ob nicht Manches günstiger für mich abgelaufen wäre; denn der Philosoph in mir mußte in dieser Schule Fortschritte machen. Selbst wenn ich vom Tennis-Spiel spät abends nach Hause kam und sie meinen Schritt erlauert und mir die Lampe angezündet hatte, damit ich es traulich fände, so daß ich nun in das qualmige, vom Lampenblak erfüllte Zimmer eintrat, dann schellte ich nur, wie schon zum zwölften, zum vierzehnten, ach! zum vierundzwanzigsten Mal und sagte leise: „Sehen Sie mal, Frau Scholler, die Lampe!"

„Ha!" pflegte sie dann hinzustürzend zu rufen: „Nein, aber ich begreife nicht!"

Dann hatte ich es wohl oft auf der Zunge, heftig zu entgegnen: „Frau Scholler! Daß Sie es machen, ist vielleicht nicht so schlimm. Aber daß Sie es ‚nicht begreifen', ist fürchterlich."

Aber ich schwieg und blieb glücklich.

Wahrhaftig: Wenn mir der Himmel durch eine Konstellation von Umständen, die ich nach dem Vorhergegangenen gar nicht mehr zu erwähnen oder auch nur anzudeuten wage, dieses Juwel nicht vorzeitig entrissen hätte und die Verhältnisse in Deutschland so lägen, daß nicht ich, sondern sie mir ein Zeugniß auszuschreiben gehabt hätte, ich glaube fast, sie würde in mein Dienstbuch die Censur eingetragen haben: Reif für die Ehe! . . .

Mannheim. Dr. Robert Hessen.



Mahona.

Im Anfang des Jahres 1346 wurden in Genua — so erzählen die einheimischen Geschichtschreiber — neunundzwanzig Galeeren armirt. Die Flotte stand unter dem Kommando des Simone Vignoso und am zweiundzwanzigsten Januar wurde ihr auf der Piazza San Lorenzo ihr Banner feierlich durch den Dogen ausgehändigt. Jede Galeere war mit wenigstens zweihundert Mann besetzt; darunter waren zwanzig bis dreißig in die selbe Uniform gekleidete Bogenschützen. Ursprünglich war ein Handstreich auf Monaco, Roccabruna und die Flotte geplant, die die Grimaldi, seit fünfzehn Jahren Herren der beiden Ortschaften, zusammengebracht hatten. Da aber die Galeeren der Grimaldi entwischten, so sah man sich nach einer anderen Unternehmung um.

Am dritten Mai ging die genuesische Flotte, die natürlich unterwegs jede Gelegenheit zu Räubereien bereitwilligst ergriff, auf der Höhe von Terracina vor Anker, das gerade von Nicoló Caetani belagert wurde. Nicolós Vater Roffredo hatte im Jahre 1300 die Grafschaft Fondi erworben und dem Sohn mußte daran liegen, das Gebiet von Terracina zu erobern, das die Verbindung zwischen Fondi und dem Besitz seines Hauses in den Pontinischen Sümpfen herstellte. Die hart bedrängten Bürger von Terracina hißten das Banner der Republik Genua und boten dem Admiral ihre Stadt zur Besitzergreifung an. Als echter Korsar ließ Simone seine Truppen sofort ausschiffen, entsetzte Terracina, das sich zum Dank unter die Oberhoheit der Signoria von Genua stellte, zerstörte Schlösser und Burgen der Caetani im Gebiet von Fondi und kaperte endlich zwei ihrer Galeeren, die ein Genuese aus vornehmster Familie kommandirte, der von dem Admiral, da er sich in fremde Dienste begeben hatte, kurzweg für einen Seeräuber erklärt und als Solcher behandelt wurde. Da Genua mit der Königin Johanna von Neapel verfeindet war, weil sie Ventimiglia in Besitz genommen hatte, so lief die Flotte auf der Weiterfahrt zwar den Hafen von Neapel an, der Admiral verbot aber, daß irgend Jemand von der Besatzung an Land gehe. Da nun glaubwürdig berichtet wird, daß er den Gefangenen im Hafen von Neapel henken ließ — was ihm, der nicht zur Aristokratie gehörte, wahrscheinlich ein besonderes Vergnügen gewährte —, so hat er wohl eben so gehandelt wie Nelson mit dem Admiral Caraccioli und seinen Landsmann an der Raa einer seiner Galeeren aufknüpfen lassen. Daß er damit der Königin von Neapel eine blutige Schmach anthat, war für ihn sicher kein Grund, davon abzustehen.

Endlich umschiffte die Flotte das Vorgebirge Matapan und traf im Hafen von Negroponte (dem alten Chalkis) auf Euböa mit einer Flotte von sechsundzwanzig Galeeren zusammen, die zum größeren Theil den Venetianern,

zum kleineren dem Rhodiserorden gehörten. Vergeblich versuchte der Admiral dieser Flotte, die Genuesen zu überreden, sich mit ihm zur Eroberung von Chios und von Foglie nuove und Foglie vecchie — beide Ortschaften Chios gegenüber auf dem Festlande an der Stelle des alten Phokäa gelegen — zu vereinigen: alle seine Bestechungversuche scheiterten, — offenbar, weil die Genuesen, die in Italien als edelmüthige Befreier aufgetreten waren, die reiche Beute allein behalten wollten.

Venetianer und Rhodiser sahen es ruhig mit an, wie die genuesischen Galeeren ihren weiteren Kurs in westlicher Richtung nahmen. Am vierzehnten Juni gingen sie im Hafen von Chios, der Hauptstadt der gleichnamigen Insel, vor Anker, machten die Chioten mit den schändlichen Plänen der Venetianer bekannt und boten ihnen großmüthig ihren Schutz an, wenn sie sich unter die Oberhoheit von Genua begeben wollten. Ja, sie erklärten sich sogar bereit, mit ihnen gemeinschaftlich Gesandte zur Kaiserin Anna nach Konstantinopel zu schicken und ihr anzubieten, sie wolle die Verhältnisse der Insel ganz nach ihrem kaiserlichen Ermessen ordnen.

Die armen Bewohner von Chios hatten im Laufe der Jahrhunderte viel durchgemacht. Zenobios, der Feldherr des Mithridates, hatte ihnen als Römerfreunden erst den ungeheuren Tribut von zweitausend Talenten (9420000 Mark) auferlegt, dann Männer, Weiber und Kinder im Theater versammelt und endlich auf Schiffe bringen lassen, die sie nach den Küsten des Schwarzen Meeres führten. Unter der Herrschaft der Römer athmeten sie dann etwas auf, da ihnen, wie wir durch eine auf der Insel gefundene Inschrift erfahren, nicht nur gestattet wurde, nach ihren eigenen Gesetzen Recht zu nehmen, sondern auch, die auf der Insel lebenden Römer nach diesen Gesetzen zu behandeln. Die Wahl zwischen Genuesen und Venetianern mußte ihnen schwer fallen, Byzantiner und Türken drohten dagegen nur aus der Entfernung: so beschlossen sie denn, ihre relative Selbständigkeit zu wahren, ließen dem genuesischen Admiral mit echt griechischer Ruhmredigkeit sagen, sie nähmen es mit hundert seiner Galeeren auf, und versagten ihm die Einfahrt.

Simone Vignoso beschloß — es ist, als hörte man einen Engländer sprechen —, den Uebermuth der Griechen zu züchtigen und nicht zu erlauben, daß die Insel „in die Gewalt von Fremden“ falle, was dem Handel und Verkehr zum größten Schaden gereichen müsse und schon deshalb nicht zu ertragen sei, weil der Kaiser Chios und die beiden Foglie längst den Genuesen zugesprochen habe. Das war nun wirklich eine kühne Behauptung, denn eben jetzt lief eine Flotte aus Konstantinopel unter dem Befehl Facciolatis aus, um das bedrängte Chios zu verproviantiren. Die Flotte kam zu spät. Am dreizehnten September kapitulirte die Stadt und die Einwohner erhielten zum Trost das genuesische Bürgerrecht. Dann eroberte Simone

noch die beiden Foglie und wurde an einem Handstreich auf Metelin (Lesbos) — der verstümmelte italienische Name von Mitylene — nur durch eine Meuterei seiner kampfesmüde gewordenen Mannschaft verhindert. Im November segelte er nach Genua zurück.

Und nun kommt das Wunderbarste. Johannes Kantakuzenos aus dem Geschlecht der Paläologen, der das Oströmische Reich erst als Vormund, dann als Regent in den Jahren von 1341 bis 1355 beherrschte und über die Ereignisse jener Zeit natürlich sehr genau und zuverlässig unterrichtet war, erzählt in seinem Geschichtwerk, das er später als Mönch verfaßt hat, das Folgende:

Im Jahre 1348 ging eine Gesandtschaft von Konstantinopel nach Genua, die dem Dogen, dem Senat und dem Volk der Republik die Forderung unterbreitete, das widerrechtlich besetzte Chios zurückzugeben. Die Antwort, die sie erhielt, war verblüffend: die Gesandtschaft sei mit ihrer Forderung der Rückgabe und ihrer Behauptung von der Widerrechtlichkeit der Okkupation vollständig im Recht, nur sei Chios gar nicht von der Republik Genua erobert worden, vielmehr habe der Staat mit der ganzen Sache nichts zu thun. Chios sei einfach von einer privaten Vereinigung einer gewissen Anzahl genuesischer Bürger in Besitz genommen worden und diese Vereinigung habe auch allein die Kosten des Unternehmens getragen. Der Staat könne dieser Privatgesellschaft ihren Besitz nur dann abnehmen, wenn er ihr dagegen auch die großen auf die Sache verwendeten Kosten ersetze. Das sei aber unmöglich, denn die Kassen der Republik seien leer. Mit der Zeit werde der Staat jedoch — so lautete der Schluß dieses tröstlichen Bescheides — in den Besitz der Insel zu kommen suchen, und zwar, wie naiver Weise hinzugefügt wurde, „durch Vorsicht und Sparsamkeit“, und werde sie dann sicherlich dem Kaiser zurückgeben.

Selbstverständlich imponirten der Regirung in Konstantinopel diese Logik und die Versprechungen, die ihren Gesandten gemacht wurden, nur sehr unvollständig und sie behielt sich alle weiteren Schritte vor.

Hatten nun Doge, Senat und Bürgerschaft mit ihren feierlichen Versicherungen, dem Unternehmen auf Chios fern zu stehen, einfach gelogen? Ein Körnchen Wahrheit steckt ja doch gewöhnlich auch in den frechsten Ableugnungen offen weltkundiger politischer Maßregeln; und die Genuesen verstanden sich auf gewisse Künste ganz eben so gut wie Gladstone und Chamberlain. Der wahre Sachverhalt war denn auch wirklich der, daß sich in Genua, wenn ein pekuniär und seinem Ausgange nach zweifelhaftes Unternehmen gewissermaßen in der Luft lag, eine sogenannte Mahona bildete, — im vorliegenden Falle geradezu die „alte Mahona von Chios“ (la vecchia Mahona di Scio) genannt. Das Wort Mahona (provençalisch mahouno) kommt vom

arabischen mahon (Gefäß) her und ist die türkische Bezeichnung für Galeere, giebt hier also den Namen für eine zu einem bestimmten Zweck eben so wie die Mannschaft einer Galeere zusammengetretene Gemeinschaft ab.

Zum Zweck der Wegnahme der Flotte der Grimaldi und der Eroberung von Chios nun hatte sich eine Gesellschaft von sieben Adeligen und siebenunddreißig nichtadeligen Bürgern zusammengethan. Ursprünglich sollte jeder Theilnehmer für die in Aussicht genommenen vierundvierzig Galeeren vierhundert Lire bar als Pfand hinterlegen. Da sich aber — wohl, weil das Unternehmen doch etwas gewagt erschien — Fünfzehn zurückzogen, so wurden nur neunundzwanzig Galeeren armirt, von deren Besitzern drei adlig, sechsundzwanzig bürgerlich waren; zu den bürgerlichen Theilnehmern gehörte der Admiral.

Wer sieht nicht sogleich die großen Vortheile einer solchen chartered company ein? Ging die Sache schief, so wußte der Staat nichts von dem völlig privaten Unternehmen; ging sie gut, so kam eine Anzahl von Bürgern mit reicher Beute nach Hause zurück. Nahm die Mahona eine Stadt oder ein Schloß, so hißte sie das genuesische Banner; blieb der Platz uneingenommen, so schadete das Mißlingen dem Ansehen der Republik nicht; und remonstrirte eine fremde Macht gegen die Maßnahmen der Mahona, so erwiderte die Regirung von Genua mit der unschuldigsten Miene von der Welt, die Sache sei nichts als ein Privatunternehmen.

In unserem Falle hatte denn auch wirklich die genuesische Regirung, trotz allen später den byzantinischen Gesandten gemachten Betheuerungen, jedem Inhaber einer Galeere die Auszahlung von siebentausend Lire innerhalb einer Frist von zwanzig Jahren zugesagt und der Mahona bis zur Tilgung dieser Schuld alle Einkünfte aus Chios verpfändet, sich selbst aber nur die Souveränetät über die Insel vorbehalten.

Noch in dem selben Jahre (1348) wurde die zwischen Genua und dem Oströmischen Reich schwebende Frage durch eine von der Republik nach Konstantinopel geschickte Gesandtschaft geregelt. Man kam nach Kantakuzenos dahin überein, daß die Genuesen die Hauptstadt Chios zehn Jahre lang behalten und dafür dem Kaiser einen jährlichen Tribut von zwölftausend Goldstücken zahlen sollten. In der Stadt sollte das kaiserliche Banner gehißt, der Erzbischof jedesmal aus der byzantinischen Geistlichkeit gewählt werden und jeder Priester gehalten sein, bei dem Meßopfer für den Kaiser als Landesherrn zu beten. Außerdem hatte das Volk an jedem Sonntag den Kaiser hochleben zu lassen.

Diese Bedingungen ließen sich die Gesandten ruhig gefallen; ja, sie erhoben nicht einmal Einspruch dagegen, daß alle Ortschaften der Insel, es mochten Kastelle oder Dörfer sein — Tournefort nennt die Namen von drei-

undfünfzig —, mit Ausnahme natürlich der Hauptstadt Chios selbst, im Besitz des Kaisers bleiben und unter einem kaiserlichen Vogt stehen sollten. Die Nachgiebigkeit der Gesandten Genuas erklärt sich einmal daraus, daß eine solche Austheilung der Insel so lange nicht viel zu bedeuten hatte, wie die befestigte Hauptstadt im Besitz der Mahona blieb. Außerdem aber wußten die schlauen Genuesen die Bestimmungen vollständig zu umgehen.

Laonikos Chalkokondylas nämlich, ein byzantinischer Geschichtschreiber, der etwa ein Jahrhundert nach den hier erwähnten Begebenheiten lebte, berichtet, ohne jedoch selbst die Sache zu verstehen, die Genuesen hätten den dörflichen Grundbesitz der Insel aus den reichen Erträgen des chiotischen Mastixexportes allmählich käuflich an sich gebracht. Dabei betont er, eben so wie Johannes Kantakuzenos, die genuesische Flotte sei nicht von der Republik selbst ausgerüstet und abgesandt worden, sondern eine Privatunternehmung gewesen. Wenn er dann weiter bemerkt, die ganze Sache sei von neun genueser „Häusern" ausgegangen, so ist es wenigstens möglich, daß die Inhaber der Galeeren, sämmtlich oder zum Theil, die sehr bedeutenden Summen, die die Expedition erforderte, bei einem kapitalkräftigen Konsortium von neun Geldgebern aufgenommen hatten.

Mit diesem großartigen Ankauf chiotischen Grundbesitzes steht im engsten Zusammenhang eine Nachricht, die man freilich an einer Stelle findet, wo man sie am Wenigsten vermuthen sollte. Die Kunde von der höchst wunderbaren Art, in der die Genuesen ihre Eroberung ausbeuteten, war nämlich bis nach Siena gedrungen; und so erzählt der Senese Gentile Sermini — wie es scheint, ein Zeitgenosse des Laonikos Chalkokondylas —, die Genuesen hätten aus jeder der kleinen Ortschaften der Insel eine gewisse Zahl von Einwohnern nach der Hauptstadt Chios versetzt und ihnen, unter Verleihung des Bürgerrechtes, obrigkeitliche Funktionen übertragen. Dadurch wurden die Landleute geködert, denn, wie Sermini sagt, „jeder Landmann ist von Natur ein Feind der Städter, und lacht Dir der Bauer ins Gesicht, so thut er es nur, um seine Feindschaft besser zu verbergen. Willst Du gut mit ihm auskommen, so behandle ihn gerecht, aber gieb ihm keinen Pfennig mehr, als ihm zukommt. Zwinge ihn zu Unterwürfigkeit und Furcht, verzeihe ihm kein Vergehen, halte ihn kurz und lasse ihn nicht übermüthig werden. Theile ihm niemals Deine Geheimnisse mit und leide nicht, daß er vertraulich mit Dir wird". Das sind eben so originelle wie in dem Munde eines Italieners, in dessen Vaterland sich die Grundbesitzer von je her im Kriege mit ihren Pächtern befinden, verständliche Ermahnungen.

Zwei dieser nach der Hauptstadt verpflanzten Landleute genossen das besondere Vertrauen der Genuesen und wurden von ihnen mit dem Vertrieb und Verkauf des auf der Insel gewonnenen Mastixes, des besten, den es giebt,

betraut. Er ist für die Levante unschätzbar, da er — abgesehen von anderen Verwendungen — zur Herstellung des allgemein getrunkenen, in seiner Art ausgezeichneten Raki unentbehrlich ist. Die Genuesen ließen also offenbar nur die eigentlichen Landarbeiter in den Dorfschaften, während sie die Grundbesitzer durch Betheiligung an ihren Handelsgeschäften in der Hauptstadt festhielten, nachdem sie ihnen mit verhältnißmäßig geringen Aufwendungen ihre Besitzungen abgekauft hatten. So scheint es die geriebene Mahona fertig gebracht zu haben, Mastixbereitung und Mastixhandel geradezu zu ihrem Monopol zu machen.

Freilich ist die Verpflanzung eines Theiles der Bevölkerung höchst seltsam und erinnert unwillkürlich an Herrscher wie Nebukadnezar, der ja „weg gen Babel führte, was vom Schwerte übergeblieben war"; aber es muß wirklich eine unbestimmte Nachricht von den Maßnahmen der Genuesen bis in das binnenländische und weitab gelegene Siena gelangt sein; denn selbst von der Mahona hat der gute Sermini gehört, freilich nur durch eine höchst dunkle Sage. Er erzählt nämlich, die Insel Chios sei von dem edlen Hause der Maunesi aus Genua beherrscht (signoreggiata dal nobile casato dei Maunesi di Genova) worden. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß sich unter den Eigenthümern der der Mahona von Chios gehörigen Galeeren, deren Namen sämmtlich bekannt sind, keiner des völlig unitalienischen Namens Maunesi befindet; in Siena wußte man natürlich nichts von einer Mahona, deren Mitglieder die Genuesen eben so Mahonesi nennen konnten, wie man in italienischen Badeorten, wo kohlensaure (acidule) Wasser getrunken werden, die Bade- oder vielmehr Brunnengäste als Signori acidulanti in offiziellen Bekanntmachungen bezeichnet oder angeredet lesen kann. Und wer wird Sermini einen Vorwurf aus seinem kleinen, dann phantastisch weiter ausgesponnenen Irrthum machen wollen, wenn man in dem unzählige Male abgedruckten Briefe Friedrich Wilhelms des Ersten an den Kronprinzen (Oeuvres Friedrichs des Großen XXVII 3, 10) den unsinnigen Vorwurf lesen kann, daß der Sohn „hoffärthig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht als mit welchen", während der König natürlich gemeint hat: Wälschen, — ja, Ranke sogar Friedrich zu dem englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell (A. Schmidts Zeitschrift für Geschichtwissenschaft I 134) sagen läßt „such a proposition (nämlich Hannover zu plündern) would have been proper for Mazarin, wo in Rankes Vorlage angeblich „Mandarin" steht und Friedrich einfach Mandrin, den bekannten, für sein Gewerbe typisch gewordenen Straßenräuber, gemeint hat.

Aber die Mahona hatte es nicht nur auf den — wenn auch noch so werthvollen — Mastix abgesehen. Als nämlich Simone Vignoso in Chios einzog, hatte er bei Strafe des Auspeitschens verboten, die Gärten und Wein-

berge der Chioten zu beschädigen (dannificare). Da fanden Landleute den jungen Sohn des Admirals mit einer solchen „Beschädigung“ beschäftigt, führten ihn, ohne zu wissen, wer er war, vor seinen Vater, und Dieser ließ ihn, trotz allen Bitten nicht nur der Genuesen, sondern auch der Landleute selbst, mit um den Hals gehängten Weintrauben öffentlich auspeitschen.

Simone, der von den Geschichtschreibern seiner Vaterstadt als ein zweiter Brutus gepriesen wird, mag noch so unparteiisch und gerechtigkeitliebend gewesen sein: man fragt sich doch, wenn man sich des außerordentlich geringen Werthes erinnert, den ein paar Weintrauben im Süden haben, erstaunt, was den Admiral zu seinem strengen Verbot und der schweren auf eine Uebertretung gesetzten Strafe bewegen konnte. Der Grund dürfte einfach der sein, daß sich auf der Insel die alte Kultur der köstlichen chiotischen Traube in der Form erhalten hatte, die eine Beschädigung der Weinberge als ein schweres, auf lange Jahre hin unersetzliches Unglück erscheinen läßt. Erlaubt man den Reben, am Boden hinzukriechen oder sich an Bäumen oder Pfählen hinaufzuranken, so schadet eine Beschädigung der Reben vergleichsweise nur wenig. Zieht man den Weinstock dagegen zu kleinen, allmählich dickstämmig werdenden Bäumchen auf, die allein, ohne Stütze, dastehen, so ist das Umhauen eines solchen Zwergbaumes — und darum wird es sich bei dem Uebermuth des jungen Vignoso gehandelt haben — vorläufig nicht wieder gutzumachen, da er nur im Lauf vieler Jahre gezogen werden kann. Die Mahona riß aber außerdem — und dadurch erklärt sich die strenge Maßregel des Admirals — aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Monopol der Weinproduktion und des Weinhandels an sich, was schon deshalb ganz natürlich ist, weil man Mastixsträuche überall da wachsen läßt, wo die Bodenbeschaffenheit dem Wein nicht günstig ist.

Chios ist im Alterthum Mittel- und Ausgangspunkt für den auf den Inseln des Aegaeischen Meeres betriebenen Weinbau gewesen; und wie sich auf diesen Inseln das hellenische Element am Reinsten erhalten hat, so sind auch die Inselweine von der barbarischen Behandlung frei geblieben, die sie sich auf dem von slavischen Horden überrannten Festlande Griechenlands gefallen lassen mußten. Sie bildeten deshalb für die genuesischen Kaufleute einen überaus werthvollen Exportartikel. Freilich führt Dionysos als weltbezwingender, Völker unterjochender Gott die Lanze, deren Spitze, als aus seinem Kriegszug der friedliche Festzug bacchischer Thiasoten geworden war, mit Epheu oder Weinlaub umwunden wurde: diese Umhüllung ist, stilisirt, zum Pinienapfel geworden. Gewiß haben auch die Alten die Sitte gekannt, den Wein mit dem Harz der Strandkiefer zu mischen, aber Das geschah nur mit schlechten Sorten, wie denn Martial sagt:

Kapern verschlingest Du nur und Zwiebeln, in stinkender Lake
schwimmend; es reizt Dich das Fleisch faulenden Schinkens allein:
Salzfisch liebest Du nur und gemeinen verschimmelten Thunfisch,
ja nur harzigen Wein; meidest falerner Getränk.

Daß aber dieser gräuliche Weinverderb im alten Griechenland allgemein gewesen wäre, mit einer in ihrer Art einzigen Logik etwa daraus folgern zu wollen, daß Dionysos „den Pinienapfel am Thyrsosstab trägt,“ mag man immerhin Leuten gegenüber wagen, die so wenig vom Alterthum wissen, daß sie sich vorreden lassen, Sokrates und Alkibiades hätten Trinkgelage in Resinatwein abgehalten, dem scheußlichsten Getränk, das menschliche Erfindung überhaupt herzustellen im Stande ist.

Hamburg. Professor Dr. Franz Eyssenhardt.



Ein Traum vom Glück.

Weiche Luft und purpurnes Meer.
Röthlich blinken die Berge her.
Nicht ein Segel zeigt sich dem Blick.
Ueber dem grünen Waldessaum
Liegt es wie ein leuchtender Traum,
Wie ein Traum vom Glück.

Stille rings durch alle Pracht.
Nur die Seele jubelt und lacht,
Alles Schwere blieb zurück.
Tanzen am verschwiegnen Ort
Nicht die weißen Nymphen dort
Wie ein Traum vom Glück?

Und ihr Lachen sonnenhell
Tönt wie frischer Bergesquell . . .
Alles Menschliche zurück!
Göttlich werd' ich. In den Reihn
Tret' ich und er schließt mich ein:
Wirbeltraum vom Glück!

Weinlaub in dem schweren Haar,
Nackte Glieder, üpp'ge Schaar . . .
Volles Leben in dem Blick . . .
Aus den Augen, göttlich weit,
Trinke ich Unsterblichkeit:
Welcher Traum vom Glück!

Alles heilig, unentweiht,
Und von Menschheit, Ort und Zeit
Blieb kein armes Stück . . .
Götter, Menschen: Gluth und Lust . . .
Alles heiter, unbewußt:
Griechentraum vom Glück.

Kam die Nacht, die lange. Der Tanz
Schwand, es dorrt in den Haaren der Kranz . .
Doch der sonnige Götterblick
Glänzt mir durch alle Häßlichkeit,
Lüge und Qual einer leeren Zeit
Wie ein Traum vom Glück.



Totes Leben.

Hast mit tausend bunten Farben
Dir Dein Leben angestrichen.
Sie verblaßten, sie verblichen;
Furcht wie Hoffnung, sie verstarben.

Keine Laster, kein Erheben
Kannst Du in der Seele wecken;
Und Du siehst mit bleichem Schrecken —
Das Skelett von Deinem Leben . . .

Wien. Ludwig Bauer.

Aus dem Reich der Chemie.

Die modernen Chemiker neigen immer mehr der Ansicht zu, daß die Körper, die wir chemische Elemente nennen, eigentlich keine Elemente sind, sondern nur verschiedene Erscheinungformen einer uns noch unbekannten Einheitursubstanz. So merkwürdig es klingt: diese Meinung nimmt um so bestimmtere Formen an, je größer die Zahl der „Elemente“ wird, die gefunden werden. Besonders die neuentdeckten Luftelemente, deren Kenntniß wir dem englischen Forscher Ramsay verdanken, Neon, Krypton, Metargon und Xenon, haben mit den in den letzten Jahren entdeckten Argon und Helium unsere Zweifel bestärkt; sie wollen sich nämlich nicht recht in unser „periodisches System“ einfügen, auf das wir lange mit Recht so stolz waren. Das Kleid ist zu eng geworden und man wird sich nach einer neuen Hypothese umsehen müssen, bis wir endlich auch die neue Form durch eine begründete Theorie der Genesis der Elemente zersprengen können.

Die Zahl der Elemente ist durch die letzten Entdeckungen zur stattlichen Anzahl von 85 emporgestiegen und es sind wohl noch immer neue zu erwarten. Freilich: Elemente, wie die zuerst bekannten waren, die in Millionen von Metercentnern vorkommen, sind nicht mehr zu erwarten und es wird immer schwieriger werden, neue Elemente zu finden. Ist doch eins der letztentdeckten, das Krypton, nur in so verschwindenden Mengen in unserer Atmosphäre enthalten, daß der Gehalt des Meerwassers an Gold noch immer größer ist als der Gehalt der Luft an Krypton. Aber dem geschärften Spürsinn unserer Forscher, unseren verfeinerten Methoden und Instrumenten werden gewiß noch manche bis jetzt eines vollkommenen Inkognitos sich erfreuende Elemente auf die Dauer nicht entgehen können.

Die zwei merkwürdigsten Ankömmlinge der letzten Zeit sind die neuentdeckten Elemente Polonium und Radium, deren Bekanntschaft wir dem französischen Ehepaar P. und S. Curie und dem deutschen Physiker Giesel verdanken. Vor einigen Jahren schon hatte Becquerel an dem Uranpecherz die sonderbare Eigenschaft entdeckt, daß es eine neue Art eigenthümlicher Strahlen aussandte, die, in mancher Beziehung den Röntgenstrahlen ähnlich, gewisse Substanzen zum Phosphoresziren bringen und durch Metallschichten hindurch wirken können. Wie nun die genannten Forscher gefunden haben, rührt diese Eigenschaft von den zwei neuen Elementen her, die das Uranpecherz beherbergt, von denen das Polonium dem Wismuth, das Radium dem Baryum so ähnlich ist, daß chemische Unterschiede von diesen beiden Elementen noch nicht beobachtet werden konnten. Ihre Verbindungen besitzen die strahlenden Eigenschaften in viel stärkerem Grade als ihre Muttersubstanz, aber ihre physikalischen Eigenschaften sind nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ von einander verschieden. Sie leuchten im Dunkel von selbst, sie bringen einen Baryumplatincyanürschirm zur Phosphoreszenz und durchdringen ziemlich dicke Metallschichten. Einige Kristalle von Radiumchlorid in Bleifolie eingeschlossen, rufen im menschlichen Auge nicht nur durch die geschlossenen Augenlider hindurch eine deutliche Lichtempfindung hervor, sondern sogar durch das Stirn- oder Schläfenbein. Sind nun diese Eigenschaften schon an sich höchst merkwürdig, so ist die Quelle dieser Energie noch räthselhafter.

Die Präparate leuchten im Dunkel mit unveränderter Energie unbegrenzt lange weiter, ohne daß sie belichtet werden müssen.

An chemische Prozesse, die etwa Energie disponibel machen könnten, ist nicht zu denken. Wir haben hier eine konstante Energieabgabe ohne wahrnehmbare Energiezufuhr. Es ist nicht denkbar, daß diese Thatsachen dem Gesetz der Erhaltung der Energie den Garaus machen könnten, aber sie bilden bis heute einen scheinbaren, jedenfalls der Aufklärung bedürftigen Widerspruch zu diesem Gesetz. Da auf dem Gebiete emsig gearbeitet wird, wird wohl die Aufhellung nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Ein echtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts hat an seinem Ausgange noch einmal gerechtes Aufsehen erregt: das Aluminium; es wurde bei seinem Erscheinen als „das Metall der Zukunft" mit Jubel begrüßt, enttäuschte aber sehr bald Alle, die zu überschwängliche Erwartungen gehegt hatten. Denn seine technischen Eigenschaften ließen es nur für gar wenige Verwendungen geeignet erscheinen; man mußte sich begnügen, ein paar Nippessachen aus Aluminium herzustellen, und der Traum von den Eisenbahnbrücken aus Aluminium, über die Aluminiumlokomotiven sausen, war bald zerstört. Da kam vor zwei Jahren Goldschmidt mit seinem „Schmiedefeuer und Hochofen in der Westentasche", mit dem Vorschlag, das Aluminium als Wärmeakkumulator und als Reduktionmittel für bisher schwer zugängliche Metalle zu verwenden. Diese Entdeckung ist schon vielfach verwerthet worden. So werden reines Chrom und reines Mangan bereits in erheblichen Quantitäten aus ihren Oxyden durch Reduktion mit Aluminium hergestellt und zur Fabrikation von Chromstahl und Manganbronze verwendet. Die umfangreichste Anwendung findet die hohe Wärmeentwickelung des verbrennenden Aluminiums bei dem neuen Schweißverfahren. Insbesondere das Zusammenschweißen von Straßenbahnenschienen hat sich gut bewährt. Durch die Zusammenschweißung werden die Stöße, die sonst unvermeidlich sind, vermindert und dadurch das rollende Material geschont. Auch eiserne Rohre können zusammengeschweißt werden: diese Methode ist billiger als die bisher übliche Flanschen- oder Muffenverbindung. Auch zum Ausbessern fehlerhafter Stahlfassongüsse wird das Verfahren mit Vortheil benutzt. Die Zahl der Städte, die sich entschlossen haben, das neue Schweißverfahren einzuführen, ist im Wachsen. In Frankreich, wo — wegen der Patentverhältnisse — ein eigenes Etablissement errichtet werden mußte, hat man dem Verfahren Goldschmidts den charakteristischen Namen Aluminothermie gegeben.

Das Wichtigste aber ist die Legirung des Aluminiums mit Magnesium, die Magnalium genannt wird. Sie wurde im letzten Jahre von dem Physiker K. Ludwig Mach in Jena bei seiner Suche nach einem hoher Politur fähigen Spiegelmetall entdeckt; die neue Legirung entsprach nicht nur seinen Zwecken vollkommen, sondern zeigt solche technische Eigenschaften, daß man große Hoffnungen auf sie setzen darf. Die Legirung besteht aus etwa 100 Theilen Aluminium und 10 bis 30 Theilen Magnesium. Jede der beiden Komponenten ist einzeln technisch unbrauchbar; die Legirung aber ist dehnbar, ihre Härte steht zwischen Messing und Rothguß, sie ist gußfähig und sowohl auf der Drehbank als auch mit der Feile außerordentlich gut verarbeitbar. Die auf der Drehbank hergestellten Flächen sind fast silberweiß, außerordentlich politurfähig und widerstandsfähig gegen die Einflüsse der Witterung. Sie ist fester, aber weniger brüchig

als Gußeisen. Der Bruch ähnelt dem des Stahles. Das Magnalium kann zu Blechen ausgewalzt werden, die sich leicht ausstanzen lassen; auch kann es zu Drähten und Röhren ausgezogen werden. Die verschiedenen Legirungen des Kupfers mögen sich auf einen harten Konkurrenzkampf gefaßt machen.

Wenn man bedenkt, daß die Dichte des Magnaliums zwischen 2 und $2^1/_2$ liegt, so sieht man, daß ein Kilogramm Magnalium mehr als dreimal so ausgiebig ist als zum Beispiel ein Kilogramm Messing. Freilich ist heute das Magnalium noch nicht besonders billig; aber es ist keine Frage, daß sowohl der Preis des Aluminiums noch weiter herabgehen wird — man hat berechnet, daß das Aluminium sich in absehbarer Zeit für 35 Pfennig wird herstellen lassen — als auch der des Magnesiums. Dieses Metall ist heute nur deshalb so theuer, weil es bisher nur in kleinen Quantitäten hergestellt wurde. Es fehlte ja jedes Interesse, gute technische Methoden zur Magnesiumdarstellung auszuarbeiten. Nun ist es sicher, daß das Magnesium sich mit noch weniger Energieaufwand herstellen läßt als das Aluminium. Außerdem ist das Ausgangsmaterial spottwohlfeil und in beliebigen Quantitäten zugänglich, denn das Chlormagnesium ist ein Nebenprodukt der Kaliindustrie und ein Hauptbestandtheil der Salze des Meerwassers. Künftig wird wohl das Bestreben der Magnaliumproduzenten darauf gerichtet sein, die Legirung nicht, wie bisher, durch Verschmelzen der fertigen Metalle herzustellen, sondern sie direkt aus einem Gemisch ihrer „Erze“ elektrolytisch zu gewinnen. Die Entdeckung des Magnaliums bietet übrigens einen trefflichen Beleg für die vor zwei Jahren von van 't Hoff aufgestellten These von der „zunehmenden Bedeutung der anorganischen Chemie.“

Zeigen die angeführten Neuheiten von regem Leben auf dem Gebiete der anorganischen Chemie, so braucht die stattlichere Schwester organische Chemie ihrer durchaus nicht spotten zu lassen. Gerade sie hat ja in der endlich gelungenen technischen Darstellung des Indigos einen schönen Rekord zu verzeichnen. Auch von dieser Erfindung kann berichtet werden, daß sie vor zwei Jahren nicht etwa nur ein Augenblickserfolg gewesen ist, sondern daß der künstliche Indigo langsam, aber sicher seinen Weg macht. Mit unheimlicher Beharrlichkeit dringt er in die Domänen des Naturproduktes ein. Die Anfeindungen, die von den erschreckten Interessenten des Naturproduktes anfangs gegen den gefährlichen Konkurrenten gerichtet worden waren, sind verstummt und nichts wird den Siegeslauf des künstlichen Indigos mehr aufhalten.

Es ist vielleicht bei dieser Gelegenheit erlaubt, einen Umstand näher zu beleuchten, der eine wesentliche Bedingung der billigen Herstellung des Indigos war. Es ist die Umwälzung der Schwefelsäurefabrikation. Das Ausgangsmaterial für den Indigo ist das Phtalsäureanhydrid, das durch Oxydation des Naphtalins mit Schwefelsäure dargestellt wird. Es ist klar, daß die Indigofrage erst erledigt war, als das Phtalsäureanhydrid billig genug zu beschaffen war, Das heißt: als die Oxydation sich nahezu kostenlos bewerkstelligen ließ. Das ist nun bei der modernen Schwefelsäurefabrikation erreicht. Die Geschichte der Umwälzung in der Fabrikation der Schwefelsäure, dieses chemischen Produktes par excellence, ist hochinteressant und ein klassisches Beispiel für die Leistungfähigkeit deutscher chemicher Technik. Als die deutsche Farbenindustrie sich auf die synthetische Herstellung des Alizarins warf, bedurfte sie großer

Mengen sogenannter rauchender Schwefelsäure, bei deren Bezug sie an die österreichische Produktion gewiesen war. Das war natürlich weder bequem noch billig. Und so schuf sich einfach die deutsche Technik ihre eigene rauchende Schwefelsäure auf ganz neuer Basis, auf Clemens Winklers Kontaktverfahren, der Erzeugung von Schwefelsäureanhydrid aus Schwefeldioxyd und Sauerstoff. Durch Zusatz von Schwefelsäureanhydrird zur gewöhnlichen Schwefelsäure, die nach dem allbekannten Bleikammerprozeß gewonnen wird, erhielt man die rauchende Schwefelsäure und machte sich zunächst von Oesterreich völlig unabhängig. Durch rastlose Verbesserung des Verfahrens gelang es schließlich, die Kosten so weit zu verbilligen, daß heute die konzentrirte Schwefelsäure aus Schwefelsäureanhydrid und Wasser billiger herzustellen ist als durch den Bleikammerprozeß. Der Vortheil des sogenannten Kontaktverfahrens liegt in der Anwendung des Luftsauerstoffes zur Oxydation des Schwefeldioxyds gegenüber der theuren Anwendung der Salpetersäure als Oxydationmittel beim Bleikammerprozeß. Auch diesem altehrwürdigen Verfahren hat also die Sterbestunde geschlagen; schon heute stellt sich die Schwefelsäure (nach dem Kontaktverfahren hergestellt) aus Höchst am Main trotz den Transportkosten in Wien nicht theurer als die einheimische, die noch in Bleikammern hergestellt wird. Da die Fabrikation des Phtalsäureanhydrids unter Anwendung von Schwefelsäure als Kreisprozeß gedacht werden und das bei der Fabrikation abfallende Schwefeldioxyd immer wieder zur Fabrikation neuer Schwefelsäuremengen verarbeitet werden kann, so kann man sagen, daß eigentlich die Oxydation des Naphtalins zu Phtalsäureanhydrid mit dem Luftsauerstoff erfolgt, einem Oxydationmittel, wie es billiger nicht mehr gedacht werden kann.

Das letzte Jahr hat der Färberei eine dankenswerthe Bereicherung an neuen schwarzen Baumwollfarbstoffen gebracht. Sie haben die Eigenschaft, die ungebeizte Baumwolle direkt anzufärben, und die erzielten Färbungen haben ganz hervorragende Echtheitgrade. Das ist ein Vortheil, der gerade bei schwarzen Farbstoffen sehr ins Gewicht fällt. Diese schwarzen Farbstoffe — ich nenne hier insbesondere Immedialschwarz und Sulfanilinschwarz — sind Glieder einer Kette aller möglichen braunen und schwarzen Farbstoffe, die durch Erhitzen der verschiedensten Ausgangsmaterialien (Benzolderivate u. s. w.) mit Schwefel und Schwefelnatrium hergestellt werden. Man erhält durch diesen Prozeß stets direkte Baumwollfarbstoffe, deren Konstitution heute noch völlig unbekannt ist. Die Theorie tappt hier einstweilen noch gerade so im Dunkeln wie bei den ersten sogenannten Anilinfarbstoffen, bei denen auch die ersten technischen Erfolge ihrer chemischen Erforschung vorausgingen. Als aber die chemische Konstitution einmal erkannt war, konnte ans planmäßige „Erfinden" gedacht werden und die Farbentechnik nahm erst dann ihren eigentlichen Aufschwung. So wird es wohl auch hier sein. Einstweilen werden die Schwefelfarbstoffe rein empirisch hergestellt und es ist mehr oder weniger Glückssache, aus dem uferlosen Meer der Möglichkeiten gerade den Tropfen eines schönen schwarzen Farbstoffes herauszufischen. Bei der großen wirthschaftlichen Bedeutung der schwarzen Farbstoffe, die berufen sind, das Blauholzschwarz zu verdrängen, unterliegt es keinem Zweifel, daß die emsige Forschung recht bald den Schleier des Geheimnisses lüften wird, der den Bau dieser interessanten Körper noch bedeckt.

Schon seit einigen Jahren ist viel von der künstlichen Seide die Rede; die künstliche Seide hat in ihrem Wesen aber nichts mit der natürlichen gemein. Man versteht darunter Textilfasern, die den hohen Glanz der natürlichen Seide mit größerer Billigkeit verbinden. Ein für manche Zwecke nicht übler Ersatz ist ja in der „mercerisirten" Baumwolle gefunden worden, die heute schon allgemein verbreitet ist. Weniger gut vermochten sich ganz künstlich hergestellte Fasern wie Charbonnet-Seide einzuführen. Das Prinzip der Fabrikation dieser künstlichen Fasern ist stets das folgende: Cellulose wird in irgend einem Lösungmittel gelöst, aus dem sie unverändert wieder gewonnen werden kann. Dadurch nun, daß die Cellulose in Lösung ist, kann man sie in beliebiger Weise formen, daher auch höchst gleichmäßige Faden aus ihr ziehen. Das geschieht so, daß man die gelatinöse Lösung der Cellulose durch eine Matritze preßt und den so entstehenden Faden in eine Flüssigkeit bringt, die der Gelatine das Lösungmittel entzieht; dadurch wird die Cellulose regenerirt, unlöslich und fest und kann als Faden aufgewickelt werden. Wegen der absolut cylindrischen Form und der vollkommen egalen Stärke des Fadens besitzen alle so hergestellten Fasern ziemlich hohen Glanz, der bei einigen Arten sogar den der natürlichen Seide übertrifft. Ein solches Lösungmittel für Cellulose, deren es nur wenige giebt, ist Chlorzink; allein auf diesem Wege läßt sich keine Seide gewinnen, wohl aber finden so hergestellte Fäden Verwendung in der Glühlampenfabrikation. Man wählte zunächst den Umweg über die Nitrocellulose, das Collodium, das sich leicht in Aether und Alkohol löst. Auf diesem Wege gelang es in der That, seidenähnliche Fäden herzustellen, die aber wegen ihrer leichten Verbrennlichkeit keine allzu große Verbreitung gefunden haben. Doch ist ihr Glanz ganz hervorragend und auch ihre Verwendbarkeit für Farbstoffe ganz bedeutend; die Festigkeit läßt zu wünschen übrig. Sehr aussichtvoll hingegen scheint das neue Verfahren zur Herstellung künstlicher Seide von Pauly zu sein, mit dessen technischer Ausnützung eben begonnen wird. Es beruht auf der Löslichkeit der Cellulose in Kupferoxyd-Ammoniak. Die aus dieser Gelatine hergestellte künstliche Seide glänzt stärker als natürliche Seide, beinahe wie Glas, und hat auch den sogenannten „krachenden Griff" der Naturseide. Sie ist nicht stärker brennbar als Baumwollfaser und wird sich bald einen dauernden Platz in der Textilindustrie erobern.

Seit einigen Jahren hat sich den altbewährten Desinfektionmitteln ein neues zugesellt, das sich bereits vielseitiger Anwendung erfreut: der Formaldehyd. Er hat sich insbesondere zur Desinfektion von Wohnräumen und zur Haltbarmachung von Fleisch sehr brauchbar erwiesen und dürfte wohl für die Approvisionirung großer Städte noch eine bedeutende Zukunft haben. Nun ist ein zweiter Körper der selben chemischen Klasse, der Aldehyde, das Akroleïn, auf seine Wirksamkeit geprüft worden und hat sich dem Formaldehyd noch überlegen gezeigt. Das Akroleïn ist ein Körper, der bei der Oxydation des Glyzerins entsteht. Der Geruch verbrennenden Fettes kommt von ihm her, denn die Fette sind ja Verbindungen von Glyzerin mit Fettsäuren. Bei der immer weiter fortschreitenden Erkenntniß der Wichtigkeit der Hygiene ist jedes neue und billige Bakterien tötende Mittel freudig zu begrüßen.

Wien. Dr. Heinrich Seidel.



Selbstanzeigen.

Weh den Klugen! Schauspiel in vier Aufzügen und in Versen von A. S. Gribojedow. Aus dem Russischen metrisch übersetzt. Einbeck, Verlag von H. Ehlers, 1899. Preis 1 Mark.

Der Name Gribojedow dürfte in Deutschland unbekannt sein. Ueber den Werken Turgenjews, Dostojewskijs, Tolstois, mit deren Uebersetzungen der deutsche Büchermarkt förmlich überschwemmt wird, scheinen die Dichtungen der älteren russischen Schriftsteller, mit Ausnahme etwa von Puschkin und Gogol, völlig in Vergessenheit gerathen zu sein. Da nun in unserem Fall auch weder der Uebersetzer noch der Verleger einen „Namen" besitzt, so war es wohl nicht mehr als billig, daß das vorliegende Büchlein von sämmtlichen Zeitschriften, denen Rezensionexemplare zugingen, totgeschwiegen wurde. Es sei deshalb gestattet, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß hier eins der merkwürdigsten Erzeugnisse der russischen Literatur in einer neuen Bearbeitung deutschen Lesern angeboten wird, ein Werk, das für das russische Gesellschaftleben der zwanziger Jahre charakteristisch ist, das in manchen Szenen aber wie eine Satire auf allermodernste deutsche Zustände wirkt.

Einbeck. O. A. Ellissen.



Deutschland bei Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Von einem Deutschen. Berlin W. 1900. Militär-Verlag R. Felix. 3 Mark.

Wohl mancher Deutsche wird, besonders wenn er einigermaßen in der Welt herumgekommen ist, heutzutage die Empfindung haben, daß es nicht immer so mit Deutschland bleiben kann, wie es ist. Unfertig im Innern und nach außen thut das junge Reich nun, ohne den Rath der großen Männer, die es geschaffen haben, die ersten zögernden Schritte auf der Bahn, die es einer unbekannten Zukunft entgegenführen. Die imponirende Macht, die sich an den Eindruck von Versailles geknüpft hat, besitzen wir nicht mehr, unser Prestige fängt an, zu verblassen, wir treten zweifellos in eine schwierige, vielleicht sogar gefährliche Epoche unserer Geschichte ein und sehr gemischt mögen die Empfindungen sein, mit denen der Patriot die Entwickelung der letzten Jahre verfolgte. Schwerlich sind unsere Aufgaben mit den letzten großen Kriegen und mit der sozialen Gesetzgebung aus Bismarcks Spätjahren erfüllt; ich denke, wir müssen vorwärts gehen, in nationaler Richtung sowohl wie in der sozialen Umformung. Mit dem fortgesetzten Dulden, das die auswärtige Politik unserer Tage ausmacht, mit dem bloßen Stillstehen auf dem Boden des durch Bismarck Geschaffenen kann ich mich nicht einverstanden erklären und ich denke, viele Deutsche können es nicht. Aus solcher Empfindung ist mein Buch entstanden und sein Zweck wäre erreicht, wenn nur eine der Anregungen, die es giebt, jetzt oder später auf fruchtbaren Boden fiele.

Ein Deutscher.



Worte der Seele. Ein Gedichtbuch. Dresden 1900 bei E. Pierson. 1 Mark.

Ich erhebe nicht den Anspruch, ein „Neutöner“ zu sein, obgleich ich in meinen Gedichten meist auf den Wegen Derer gehe, die in den letzten zehn Jahren die deutsche Lyrik revolutionirt und ihr neue Bahnen gezeigt haben. Ich habe mich bemüht, Das, was ich bei ihnen als Fortschritt erkennen zu müssen glaubte, mir zu Eigen zu machen und mit meiner Eigenart weiter zu bilden; mit Bedacht aber habe ich mich auch vor jenen Uebertreibungen gehütet, die jede literarische Gährungperiode mit sich bringt und denen gerade die führenden und kämpfenden Geister am Leichtesten verfallen. So übergebe ich den Lesern ein modernes Gedichtbuch, das dennoch darauf Anspruch macht, auch von den Gegnern jüngstdeutscher Lyrik anerkannt zu werden. Erich Sachs.



Trauerweidenblätter, Fragmente aus meinem Leben. E. Pierson.

An einen Freund schrieb ich neulich: „Ich habe in meinen Gedichten die Geschichte einer Liebe erzählt, von dem ersten nebelhaften Aufdämmern bis zum hellen, unbesiegbaren Auflodern, bis zur Erfüllung, und von da wieder in einem sachten Abschwellen der Leidenschaft, in einem sanften Hinübergleiten zu Freundschaft, Erinnern und Vergessen. Ich weiß nicht, ob meine Zeilen im Stande sind, im Leser ähnliche Gefühle hervorzurufen, wie sie mich beim Niederschreiben erfüllt haben. Das ist aber auch ganz nebensächlich, für mich wenigstens. Mag man mich mitleidig spöttelnd ansehen, mich auslachen oder totschweigen, — meinen Hauptzweck habe ich erreicht: ich habe die Centnerlast, die auf meiner Brust lag, mir abgewälzt.

Brünn. Bruno Herber.



Pariser Bummel. Lustiger Führer durch Paris und die Ausstellung. Mit vielen Illustrationen. Verlag der „Lustigen Blätter“, Dr. Eysler & Co.

Wenn dies Büchlein seinen Lesern nur halb so komisch vorkommt wie mir der Gedanke, darüber eine Selbstanzeige in eine ernste Zeitschrift zu setzen, so habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein. In der That: ich brächte es nicht fertig, nachdem diese Schnurre die Presse verlassen hat, mich auf das „Schriftstellerische“ darin zu besinnen und etwa von meiner „Arbeit“ oder von meinen „Absichten“ zu reden. Höchstens vermöchte ich mich zu dem Geleitwort aufzuschwingen: dieses bunt illustrirte Heft soll seinen Lesern helfen, eine überflüssige Stunde totzuschlagen; wird es amusant oder wenigstens burlesk gefunden, so hat es seinen Zweck erfüllt, wenn nicht, so sei man nicht böse: ich habs humoristisch gemeint. Mit einiger Sicherheit wage ich, vorauszusagen, daß der reiche Bilderschmuck des „Pariser Bummels“ freundliche Beschauer finden wird; so namentlich die von Roubille in Paris gezeichnete Titelfigur, die mir ausnehmend gut gefällt.

Alexander Moszkowski.



Heiße Tage.

Die Reichsbank hat richtig den Diskont herabgesetzt, obwohl sie keine sonderlichen Goldzuflüsse zu erwarten hat; der Bedarf für China läßt aber eine Verbilligung der Aufnahme von Anleihegeldern nöthig erscheinen. So stellt sich die Finanzwirthschaft in den Dienst der auswärtigen Politik. Die sommerliche Schwüle verleidet den Aufenthalt in den Börsenräumen; aber auch im Herbst werden sie sich kaum so wie früher füllen. Viele Makler und Spekulanten, die bei der Erhöhung der Stempelbeträge nicht mehr ihre Rechnung zu finden hoffen, haben endgiltig ihr Gewerbe aufgegeben. Wenn sie über ein Vermögen verfügen, das ihnen eine bescheidene Lebensführung gestattet, melden sie ihre Steuerpflicht ab, führen ihr Dasein als Rentiers weiter und besuchen die Börse höchstens noch, um für eigene Rechnung Geschäfte zu machen, für die sie dann Stempel und Courtage entrichten, nicht aber von Berufs wegen. Sie sind nicht mit der Gruppe der Reicheren zu verwechseln, die ihr Bankiergewerbe nur zum Schein aufgegeben haben, nach wie vor aber Tag für Tag im Börsentempel ihr Heil versuchen; dazu sind sie, ohne ein besonderes Gewerbe zu treiben, als Mitglieder der Korporation der Kaufmannschaft berechtigt. Diese Fachmänner entziehen dem Staat die Gewerbesteuer, spekuliren in altem Umfang weiter und können, da sie von allen Lasten befreit sind, dem zünftigen Börsianerthum eine wegen der ungleichen Voraussetzungen drückende und darum auch unlautere Konkurrenz bereiten. Die Ausdehnung der Kontrolvorschriften, die in Verbindung mit der Flottensteuer der Börse aufgebürdet sind und ihre Bewegungfreiheit hemmen, macht das Börsengewerbe so lästig und unbequem, daß gerade die vornehmeren Naturen, gegen deren Geschäftsgebahrung sich nicht die mindesten Einwendungen erheben lassen, sich von dem Geist der neuen Gesetzgebung angewidert fühlen. Namentlich vermindert den Börsenbesuch die in Verbindung mit der Flottensteuer eingeführte Bestimmung: wenn für ein Geschäft nicht schon am Tage des Abschlusses auch der Schlußschein ausgefertigt und versandt wird — tausend Gründe können eine Verzögerung nothwendig oder wenigstens angemessen erscheinen lassen —, so müsse davon unverzüglich der Steuerbehörde unter Angabe der Gründe Anzeige erstattet werden. Solche Steuerschnüffelei kann einem ehrlichen Manne nicht behagen; statt sich ihr auszusetzen, verzichtet er lieber auf das Geschäft. Der unehrliche Mann aber mißachtet einfach die gesetzlichen Vorschriften und läßt es darauf ankommen, bei einer Revision auf der Ungesetzlichkeit ertappt zu werden. Wer sich von den Geschäften ganz zurückziehen kann, athmet auf, dem Zwange, Bücher führen und sie stets der Kontrolbehörde vorlegen zu müssen, entronnen zu sein. Die Fahnenflucht der ältesten Stammgäste hat die Börsenbehörden, die mit der Erledigung ihrer bureaukratischen Geschäfte ihrer Pflicht genügt zu haben glauben, aus ihrer Ruhe aufgestört; sie drängen die kaufmännischen Körperschaften, sich um eine schleunige Revision des Börsengesetzes zu bemühen. Selbst die schwerfällige Organisation der Aeltesten der berliner Kaufmannschaft hat sich aufgerafft, Erwägungen über eine Aenderung der Börsengesetzgebung anzustellen. Bei diesem schüchternen Anfang darf es aber nicht bleiben. Alle wirthschaftlichen Vereinigungen des ganzen Reiches müssen genaue Revisionvorschläge ausarbeiten und die Vorbereitungen für die Einberufung einer neuen Börsenenquêtekommission treffen.

Auf die Initiative der Regirung darf nicht gerechnet werden. In wirthschaftlichen Fragen läßt sie sich längst nur noch von der Erwägung leiten, wie sie die Wünsche der Leute befriedigen könne, die ihr durch brüske Drohungen lästig werden.

In guten Tagen vergaß die Börse, für die eigene Sicherheit zu sorgen und auf die Beseitigung gesetzlicher Hemmungen hinzuwirken. Heute wird ein solches Bestreben durch Muthlosigkeit und Befürchtung eines Mißerfolges gelähmt. Jede Woche richtet neue Verwüstungen im Kurszettel an und noch immer wächst die Angst des Publikums. Als die Börse stark war, gab es fast für jedes Angebot willige Käufer; heute fehlt selbst gegenüber geringen Abgaben jedes Decouvert und die Folge ist ein weiterer Kurssturz. In ein paar Tagen sind stattliche Vermögen zerschmolzen, eben noch wohlhabende Männer verarmt. Alle, die auf die Beständigkeit der Konjunktur ihre Pläne gebaut hatten, haben ein hohes Lehrgeld zu zahlen gehabt. Trotzdem verharren die meisten Aktiengesellschaften, derem Werthe während der jetzigen Baisseperiode rasch heruntergingen, in einer merkwürdigen Gleichgiltigkeit. Es wäre aber die Pflicht der Verwaltungen, schleunigst zum Sammeln zu blasen — ohne die sonst sorglich beobachtete Rücksicht auf den ungestörten Genuß der Sommerfrische — und auf Grund vorläufiger Aufstellungen den Aktionären über die Geschäftslage ausführlich Bericht zu erstatten. Die Herren sollten auch in der Psychologie weit genug gekommen sein, um das verhängnißvolle System der Schönfärberei aufzugeben; übermäßig günstige Darlegungen finden keinen Glauben mehr und wecken nur Mißtrauen. Vor Allem ist es nöthig, in einer Zeit, wo auf finanziellem Gebiet kaum noch eine verläßliche Stütze zu finden ist, Klarheit zu schaffen. Bleiben die Aktionäre ohne jede verläßliche, von der Verantwortlichkeit der Verwaltungen gestützte Kunde über das Ergehen der Gesellschaften, so werden sie in neuen Schaaren ihre letzten Papiere opfern. Es entspricht auch dem Geist des Handelsgesetzbuches, daß nicht nur einmal im Jahre, zur Entgegennahme des Jahresberichtes, sondern so oft, wie es die Verhältnisse eines Unternehmens erfordern, die an ihm Betheiligten zusammengerufen werden, um zu hören, wie es geht und steht, und zu berathen, welche besonderen Maßnahmen für die Zukunft zu ergreifen seien. Die Gleichgiltigkeit der Aktionäre, die in dem schwachen Besuch der Generalversammlungen sichtbar wird, entbindet weder Direktion noch Aufsichtrath von der Verpflichtung, die Aktionäre über das Ergehen ihrer Gesellschaft zu unterrichten.

Selbst Fabriken, deren Verhältnisse glänzend genannt werden, sehen sich allmählich zu der Erklärung genöthigt, daß sie für das laufende Geschäftsjahr von der Gewährung einer Dividende absehen müssen. Die rosig gefärbten Stimmungberichte der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft beseitigen nicht die Ertraglosigkeit eines mit ihr aufs Engste liirten Bronzewaaren-Unternehmens, dessen Erzeugnisse bisher bei der A. E.-G. stets willige Aufnahme finden. Die erste kölner Elektrizität-Gesellschaft, die ihre Fangarme weit über das Reich hinaus dehnt, fühlt sich auch nicht mehr sicher und bemüht sich, die von ihr erbauten oder zu erbauenden Anlagen in eigene Aktiengesellschaften umzuwandeln, um nicht durch einen möglichen Mißerfolg der Töchter selbst geschädigt zu werden und um die lokalen Interessenten zur Aufbringung der zum Bau und zum Betrieb nöthigen Mittel heranzuziehen. Die Kommunen wiederum, deren Elektrizitätunternehmen, seien es Wasserwerke, Beleuchtunganlagen, Straßenbahnen oder

sonstige Kraftwerke, rentabel wirthschaften, machen von dem Recht Gebrauch, zu einem vertraglich vereinbartem Zeitpunkt die gesammten Anlagen zum Inventurwerth in eigene Verwaltung zu übernehmen. Die Industriegesellschaften, die unter oft schweren Opfern die Kinderkrankheiten ihrer Gründungen heilen mußten, werden dadurch verhindert, die Früchte ihrer Arbeit im Stadium des Gedeihens zu ernten; ihnen bleiben aber die Lasten der Unternehmen aufgebürdet, die ohne Nutzen arbeiten. Eine ältere Gesellschaft, die Königsberger Pferdeeisenbahn, die längst den elektrischen Betrieb eingeführt hat, erlitt mit dem Versuch, die Uebernahmerechte der Stadt Königsberg anzufechten, eine empfindliche Schlappe. Die Verwaltung dieses Unternehmens gehört zu denen, die den Aktionären die Verhältnisse der Gesellschaft gar nicht günstig genug schildern konnten. Der Optimismus hat sich gerächt: Das werden die nächsten Dividenden erweisen. Die Städte überschätzen meist ihre Kräfte, wenn sie diesen oder jenen Betrieb in eigene Verwaltung übernehmen, statt ihn der beweglicheren Privatregie zu überlassen. Die städtische Bevölkerung macht es freilich Magistrat und Stadtverordneten schwer, auf das Uebernahmerecht zu verzichten; denn besonders die Straßenbahnverwaltungen folgen nur zu gern dem Beispiel der Großen Berliner Straßenbahn, die ihre Fahrgäste eben so schlecht wie ihre Angestellten zu behandeln liebt und dadurch die Volksstimmung gegen sich aufreizt. Zum Glück ist wenigstens dem Gründungeifer in der Elektrizitätindustrie für die nächste Zeit durch die schlimmen Geldverhältnisse Halt geboten. Sonst hätten wir noch bösere Dinge erlebt.

Wenn die Abflauung so weit vorgeschritten ist, daß das Kapital sich wieder hervorwagen kann, werden Neuerungen auf dem Gebiet des Beleuchtungwesens ihre Ansprüche geltend machen. Auch die Herstellung neuer elektrischer Straßenbahnen wird einen Aufschwung erleben. Die schematischen Beschlüsse städtischer Körperschaften, Konzessionen für die Begründung von Straßenbahnen oder für die Herstellung neuer Bahnlinien fortan nicht mehr an die Privatindustrie zu ertheilen, dürfen nicht ernst genommen werden, da sie nur die Menge beschwichtigen sollen. Die Periode des Stillstandes mag benutzt werden, um eine Ordnung der inneren Verhältnisse der Elektrizität-Gesellschaften vorzunehmen, namentlich die Betheiligungen bei den verschiedensten Unternehmungen im In- und Auslande zu prüfen. Die „toten Konten" mögen dann ohne Rücksicht auf empfindliche Verluste gelöscht werden; die schmerzhafte Operation bildet die Vorbedingung für die Gesundung des Körpers. Leider sind die Geschäftsberichte der bedeutenderen Elektrizitätfirmen so dürftig, daß die Aktionäre einen Ueberblick über die Bedeutung ihrer Verpflichtungen nicht gewinnen können. So kann selbst das Schicksal von Betheiligungen verborgen bleiben, die sich bis auf zehn Millionen Mark belaufen. Das Ausland bietet willkommene Schlupfwinkel für solche Riesengründungen, über die nur selten Denen Rechenschaft abgelegt wird, mit deren Geldmitteln sie zu Stande kommen. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft zum Beispiel hat sich in Argentinien und anderen fernen Ländern so festgelegt, daß sie auf ihr Aktienkapital von zehn Millionen Mark für das letzte Geschäftsjahr nicht einen Pfennig Dividende zahlen kann. Das bedeutet für das Nationalvermögen einen harten Verlust, der aber leider nicht vereinzelt dasteht. Lynkeus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 28. Juli 1900.

Der Burenkrieg in Großbritannien.

Der Schwerpunkt eines Krieges liegt nicht immer an der Stelle, wo seine Schlachten geschlagen werden. So hat der Burenkrieg neben den südafrikanischen Walstätten noch einen zweiten Schauplatz, auf dem es vielleicht noch mehr und noch Lehrreicheres zu beobachten und zu lernen giebt als an den Ufern des Waalflusses. Mögen die Kriegsberichterstatter über die Theile dieses seltsamen Feldzuges, die sich in Großbritannien selbst abspielen, drüben auch sehr viel weniger freundlich behandelt werden als die an der Front, so liegt doch darin für den Fremden ganz und gar kein Grund, nicht offen auszusprechen, was er während der Kriegszeit auf den britischen Inseln gesehen und erlebt hat. Wenn man zehn Jahre in einem fremden Lande öffentliche Berufspflichten zu erfüllen hatte, wenn Einen mit einer großen Zahl diesem Land Angehöriger nahe Freundschaft verbindet, wenn die finanzielle Grundlage des eigenen Daseins in ihm ruht und man die lebhafteste Theilnahme für die wirthschaftlichen und geistigen Interessen dieses Landes empfindet, dann wird man plötzlichen Erscheinungen gegenüber naturgemäß nicht leicht ungerecht sein und ein freundliches Vorurtheil lieber etwas länger hegen als einer kritischen Anwandlung im eigenen Innern zu leicht ein williges Ohr gönnen. Ich bin zehn Jahre lang, wenn auch nicht britischer Unterthan, so doch britischer Universität=Dozent gewesen und habe in dieser Zeit für den Austausch wirthschaftlicher und geistiger Erkenntniß zwischen beiden Ländern wohl mehr gethan als irgend ein anderer Deutscher. Drüben habe ich in ununterbrochener Lehrthätigkeit das Interesse für deutsche Wissenschaft, Literatur, Philosophie und deutsches wirthschaftliches Denken zu vertiefen versucht; durch meine englische Nietzsche=Ausgabe mit ihren umfassenden Einleitungen, durch meine Uebersetzung von Nietzsches Zarathustra ins Englische,

durch die von mir bewirkten Veröffentlichungen der glasgower Goethe-Gesellschaft, durch die Mitarbeit an mehreren großen englischen Zeitschriften und Zeitungen habe ich dem englischen Publikum Kenntniß von deutschen Dingen verschafft. Wie die von mir herausgegebene Nietzsche-Ausgabe, so hat auch meine „Deutsche Lyrik von Heute und Morgen“ (1895) eine besondere englische und eine besondere amerikanische Ausgabe erlebt und mir zahlreiche englische Freunde gewonnen. Muß ich es auch ablehnen, wenn mich ein englisches Blatt mit Max Müller zusammen als die beiden bekanntesten in England lebenden deutschen Gelehrten nennt, so hat doch vielleicht kein Deutscher in allen seinen Arbeiten drüben mehr Werth darauf gelegt, Verständniß für deutsche Art und deutsches Denken zu wecken. In Deutschland habe ich für englische Dinge Aehnliches gethan. Ich habe hier über die Hauptströmungen im modernen englischen Geistesleben berichtet. Dem Agnostizismus und dem englischen Monismus habe ich größere Arbeiten gewidmet, die englische Entwickelung-Ethik habe ich in meinem Buche „Von Darwin bis Nietzsche“ (1895) zuerst zur Kenntniß des deutschen Publikums gebracht, Huxleys Gestalt habe ich dem deutschen Leserkreise gezeichnet und seine „Sozialen Essays“ mit meiner in Schottland begrabenen Frau zusammen ins Deutsche übertragen. Ueber englisches Universität- und Schulwesen habe ich oft geschrieben, bin ich noch öfter als Sachverständiger angerufen worden. Meine Arbeiten über englisches Gewerkvereinsthum sind die einzigen deutschen Arbeiten über den Gegenstand, die nicht im Banne des deutschen Kathedersozialismus stehen, sondern auf Erfahrungen beruhen, die an Ort und Stelle gesammelt sind. Für die Schriften des Vereins für Sozialpolitik habe ich das britische Hausirgewerbe in einer Monographie bearbeitet. Der Entwickelung des deutsch-englischen Wettbewerbes habe ich schon vor einem halben Jahrzehnt meine Aufmerksamkeit zugewandt, als die Frage noch keinen Schimmer ihrer heutigen Popularität besaß. Als mir 1897 für Helmolts „Weltgeschichte“, deren erste Bände sich seitdem einen Weltruf erworben haben, die Bearbeitung der Geschichte Großbritanniens angetragen wurde, habe ich wohl einige Zeit geschwankt, ob ich dazu berufen sei, dann diese an seltsamen Verwickelungen reiche Geschichte aber doch geschrieben, weil sie mir willkommene Gelegenheit bot, die moderne wirthschaftliche und soziale Entwickelung des Inselreiches einmal im geschichtlichen Zusammenhange darzustellen. Ich habe vor acht Jahren Rudyard Kipling zuerst in Deutschland bekannt gemacht und seitdem die Aufmerksamkeit meiner Landsleute auf manches gute englische Buch gelenkt, das in Deutschland nicht die Beachtung gefunden hatte, die es mir zu verdienen schien. Auch heute, wo ich, von britischem Studentenpöbel thätlich beleidigt, Großbritannien den Rücken gekehrt habe, folge ich der Entwickelung englischen Wirthschaft- und Geisteslebens mit unverminderter Theilnahme und hoffe,

ihr auch noch manche literarische Studie zu widmen. So ist es ganz gewiß nicht blinde Voreingenommenheit oder Unkenntniß, wenn ich in der Entwickelungphase des heutigen England die Quelle schwerer künftiger innerer und äußerer Verwickelungen sehe. Englands Stellung zu sich selbst und zum Ausland ist mir immer das am Wenigsten Sympathische gewesen, was ich jenseits des Kanals gefunden habe, und die Weiterbildung dieser Stimmungen und Auffassungen während des Krieges muß jedem Menschen zu denken geben, der sie aus der Nähe kennen gelernt hat.

Seit den napoleonischen Kriegen, an denen England freilich mit Menschenopfern auch nicht entfernt so stark betheiligt war wie die einzelnen Festlandsstaaten und an deren Schluß der Herzog von Wellington nur durch Blüchers hilfreiche Hand von der Vernichtung gerettet wurde, hat England keinen großen Krieg mehr geführt. Auch am Krimkrieg war es nur Theilhaber. Schon ein niederländischer Kritiker des fünfzehnten Jahrhunderts hat von dem Engländer gesagt, daß er ganz gewiß über Jeden herfallen werde, den er für schwach halte. Diese Politik hat England im neunzehnten Jahrhundert unerschüttert verfolgt und so an allen Stellen der Erde die billigsten Erfolge eingeheimst. Durch den fortwährenden kolonialen Kleinkrieg, der Indiens Grenzen weit nach Norden vorgeschoben, Egypten und den Sudan unterworfen und im Süden Afrikas unabsehbare Landstrecken eingetragen hat, ist das englische Publikum verwöhnt worden. So konnte Lord Kitchener of Khartum, der mit Maximgewehren ein paar Tausend Wilde niedergeschossen hat, als großer Nationalheld gefeiert werden. Nicht die Größe der Waffenthat, sondern der Werth des durch sie gemachten Gewinnes ist der Maßstab geworden, nach dem man drüben den Kriegsruhm bemißt. So hat man eine ganze Anzahl „berühmter“ Generale bekommen, die sämmtlich niemals einem civilisirten Feinde ins Gesicht geschaut haben. Das hat dann im englischen Volk eine kriegerische Prahlerei großgezogen, die jedes Auftreten einer fremden Macht gegen Großbritannien, sei es auch nur mit einem Wort, als hellen Wahnsinn empfindet. So war es schon bei dem Telegramm unseres Kaisers an den Präsidenten Krüger. Der griechisch-türkische Krieg, in dem zahlreiche Briten auf griechischer Seite fochten, und der spanisch-amerikanische Krieg mit seinen bedeutenden Landeroberungen haben die kriegerische Prahlerei erheblich verstärkt und das Volk in den Wahn eingewiegt, daß Alles noch viel herrlicher gegangen wäre, wenn Englands glorreiches Heer im Felde gestanden hätte. Man muß dieses Heer aus eigener Anschauung kennen, um die Komik dieser Auffassung ganz zu empfinden. Unter Gladstone wäre der Transvaalkrieg unmöglich gewesen. Dieser Staatsmann wußte, daß das britische Heer nicht in der Lage sei, irgend welche große Aktion zu unternehmen, — wegen seiner Zusammensetzung aus Taugenichtsen, der mangel-

haften Ausbildung seiner Offiziere, der gänzlich unzureichenden Ausrüstung der Arsenale und der tiefgewurzelten Abneigung des gebildeten Briten, seine Haut zu Markte zu tragen. So schwer es ihm wird: der Brite greift doch immer noch eher in die Tasche, als daß er mit Leib und Leben für Etwas einstände. Er läßt bezahlte Kräfte für das Land fechten, in dessen Glanz er sich mit Vorliebe zu sonnen pflegt. Er erhebt wohl den Anspruch, daß Britannien die Welt beherrschen solle, ja, dieser Anspruch erscheint ihm so selbstverständlich, daß er ihn bei all seinem Denken voraussetzt. Aber bis jetzt ist diese Beherrschung eines Fünftels der Erdoberfläche seinem Volk so spielend leicht gemacht worden, daß es keine Ahnung davon hat, welche Pflichten die Zugehörigkeit zu einem solchen Weltreich dem Einzelnen auferlegt. Ein großes Volk, das diese Pflichten fühlte und willig auf sich nähme, würde gerade wegen des südafrikanischen Krieges sich der nothleidenden Inder doppelt eifrig angenommen haben, um zu zeigen, daß Großbritannien auch zwei solchen Aufgaben zu gleicher Zeit gewachsen sei. Das englische Volk aber läßt sieben Millionen britischer Unterthanen in Indien ruhig hungern. Während des ganzen Winters ist von Großbritannien aus keine Hilfe geleistet worden, die dem Umfang der indischen Hungersnoth entsprach. Einzelne mildthätige Privatleute und einzelne Männer, die sich durch ein bescheidenes Geldopfer ganz gern Popularität erkaufen, wird man in jedem größeren Volke finden. Aber daran, daß das Volk für die britischen „Mitbürger“ in Indien eingestanden hätte, konnte keine Rede sein. Dagegen nahm Jeder eine wichtige Miene an, obwohl ihn weder Krieg noch Hungersnoth betraf, und begann, nach Möglichkeit zu knausern. Der Wegfall der gewöhnlichsten Konzerte, Bälle und Diners bewirkte in den britischen Großstädten eine ganz eigenartige Geschäftsstockung. Brotlose Musikanten und Schneider, leidende Stoffgeschäfte und Möbelhandlungen, Kochfrauen und Aufwärterinnen ließen in den Blättern ihre Bitte um Hilfe ertönen und schließlich wurde von der Presse unaufhörlich darauf hingewiesen, daß eine solche plötzliche Einstellung aller größeren Vergnügungen naturgemäß schwer auf Denen lasten müsse, die aus diesen Vergnügungen ihren Unterhalt zögen. Eben so begannen alle Wohlthätigkeitanstalten, Hospitale, Unterstützungvereine plötzlich stark zu leiden, weil der Gabenstrom, der sie sonst flott erhielt, jetzt versandete. Dabei stiegen die Kohlenpreise während des außergewöhnlich schneereichen Winters auf das Doppelte und die Eisenpreise auf das Anderthalbfache ihrer sonstigen Höhe. Auf dem ausgedehnten Konservengebiet gab es eine Lebensmittelvertheuerung. Eine weitere Stockung kam in das Gewerbeleben durch die Einberufung der Heeresreserven. An sich scheint es unglaublich, wie die Entnahme einer so winzigen Anzahl Arbeitkräfte vom Markt eines Vierzigmillionenvolkes eine solche Wirkung haben konnte. Das kann nur der Kenner der britischen

Zustände verstehen. Seit dem Ende der siebenziger Jahre ist es die thatkräftig betriebene Politik der britischen Gewerkvereine, ihre Löhne dadurch hinaufzutreiben, daß sie das Angebot von Arbeitkräften in den einzelnen Industrien möglichst niedrig erhielten. Das geschah durch planmäßige Bekämpfung der nicht organisirten gelernten Arbeiterschaft, vor Allem aber durch Beschränkung der Lehrlingzahl. In einzelnen Gewerkvereinen ging Das so weit, daß nur noch die Söhne von Mitgliedern zur Lehrlingschaft zugelassen wurden. Dadurch wurde das erstrebte Ziel thatsächlich erreicht. Die Zahl der gelernten Arbeiter hob sich nur unwesentlich, aber dafür entstand ein Ueberangebot von Arbeitkräften auf dem Markt für ungelernte Arbeit. Zehntausende, Hunderttausende von tüchtigen Jungen wurden durch diese Politik verhindert, in die Reihen gelernter Arbeiter aufzusteigen, und drückten nun auf den Arbeitmarkt der ungelernten Arbeit, der ohnehin in den modernen Kulturländern eine Tendenz zur Ueberfüllung zeigt. Weit mehr, als die Löhne der gelernten Arbeit stiegen, fielen die der ungelernten. Nun rekrutiren sich die britischen Reserven und zum kleinen Theil die Miliz fast ausschließlich aus den untersten Schichten der gelernten Arbeiterschaft. Da auf diesem Felde schon vorher drückender Arbeitermangel bestand, mußte die Entnahme weniger Zehntausende störend auf Fabrikbetrieb und Handwerk einwirken. In Glasgow erhielt im Februar der Tischler einen Stundenlohn von einer Mark bei neunstündiger Arbeitzeit.

Als ich im Oktober 1899 aus den Sommerferien nach Glasgow zurückkam, um mein Wintersemester zu beginnen, hallte ganz Großbritannien wider von dem Gelächter über die wahnwitzigen Rebellen, die es wagten, sich gegen die Oberherrschaft Ihrer Britischen Majestät aufzulehnen. Trotz dem Gutachten des ersten britischen Völkerrechtslehrers hielt das Volk daran fest, daß Großbritannien der Suzerain Transvaals sei. Der Spazirritt nach Pretoria ward ein Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Chamberlain war es gewesen, der diesen Suzerainetätanspruch verkündet und an ihm in allen Depeschen nach Pretoria vor Ausbruch des Krieges festgehalten hatte. Jetzt galt es, die Folgerungen daraus zu ziehen. Bestand dies Verhältniß zu Recht, dann waren die Buren auch keine kriegführende Macht, sondern nur Rebellen innerhalb des britischen Reiches. Dann konnte man aber auch das internationale Kriegsrecht nicht auf sie anwenden. Dann gab es keine Kriegscontrebande, keine Neutralen, kein rechtmäßiges Anhalten fremder Schiffe vor Lourenço-Marquez durch die britische Kriegsmarine, dann konnte Großbritannien seine Ueberlegenheit zur See nicht gegen Transvaal in Anwendung bringen. In Folge dieser Erwägungen wurde die vorher mit Jubel begrüßte Suzerainetät in einem Ministerrath einfach unter den Tisch geworfen. So lange sie dem eigenen Interesse entsprach, hielt man sie hoch und pochte darauf; da sie ihm nun zuwiderlief, war sie nicht mehr vorhanden. Die englische Presse aber brauchte noch einen Monat, bevor sie diese neue Sachlage begriffen hatte.

Der konservativen Jingomasse, die den Burenkrieg heraufbeschworen hatte, stand nun aber in Großbritannien noch beim Ausbruch des Krieges eine sehr starke liberale Minderheit gegenüber, die ihn verurtheilte und als eine Schande für den britischen Namen brandmarkte. In der letzten Konvention mit Transvaal war feierlich die Nichteinmischung Großbritanniens in die inneren Angelegenheiten des Landes verbürgt. Jetzt ward die Schwierigkeit der Verleihung der Staatsbürgerschaft des Freistaates an britische Unterthanen der Vorwand zum Kriege. Das war denn doch dem Rechtsbewußtsein weiter Kreise zuwider; der „unselige Krieg" wurde von vielen Leuten hart verurtheilt. Die Verstimmung darüber war um so größer, als man nicht vergessen hatte, wie viel an Transvaal wieder gut zu machen sei. Erst hatte das britische Kolonialamt mitten im Frieden den Raubzug Jamesons geduldet, und als dann Transvaal die britischen Räuber, statt sie einfach zu hängen, großmüthig ausgeliefert hatte, war auf ein verlogenes Scheinverhör eine Scheinverurtheilung gefolgt, die mit dem begangenen Frevel in lächerlichem Widerspruch stand. In jedem Pferdebahnwagen konnte man damals laute Unterhaltungen darüber hören, die in dem Rufe gipfelten: „Es ist eine Schande, daß Solches geschehen kann." Jetzt war noch nicht einmal der Schadenersatz an den Freistaat bezahlt und es kam zu einem Eroberungskriege gegen ihn. Kein Wunder, daß sich unter den Demokraten der Unwille regte.

Da stockten die britischen Operationen in Südafrika. Nach kurzer Zeit waren Ladysmith, Kimberley, Mafeking eingeschlossen. Der „Krieg", der aus der „Rebellion" geworden war, spielte ausschließlich auf britischem Boden. Nun begannen zwei Drittel der gesammten britischen Presse, auch gut konservative Blätter, an dem Ministerium, dem Kriegsamt, der Armeeverwaltung bittere Kritik zu üben. Gegen die ältesten Einrichtungen erhob sich ein Getobe, wie es mindestens das letzte Jahrzehnt noch nicht erlebt hatte. Unfähigkeit, Unwissenheit, strafbare Nachlässigkeit, Veruntreuung von Summen, die für die Militärmagazine bestimmt waren, Landesverrath: Alles wurde der Heerführung vorgeworfen. Die daheim gebliebenen Offiziere waren kleinlaut; viele von ihnen sprachen sich aber in ganz ähnlichem Sinn aus. Die Mehrheit des Landes schien davon überzeugt, daß das ganze britische Heerwesen keinen Pfifferling tauge. Offen bekannte man, daß man für ewig vor dem Auslande blamirt sei. In London stieg diese Stimmung bis zur Leidenschaft. Der unvorsichtige Beobachter hätte aus diesen Ausbrüchen auf eine Vaterlandlosigkeit ohne Beispiel schließen können. Das wäre ein verhängnißvoller Irrthum gewesen. Betrachtete man doch in England den Burenkrieg als ein Spiel, das in jedem Fall zu Weihnachten beendet sein werde. Von den Erfordernissen der modernen Kriegführung hatte man keine Ahnung. Den Sieg, den unmittelbaren Sieg, hielt man für eine ausgemachte Sache, die nur durch die Unfähigkeit der Heeresleitung ein Wenig aufgehalten worden sei.

Da folgte auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz ein Schlag dem anderen. In fester Reihenfolge heimsten die einzelnen Generäle, zum Theil unter ganz unglaublichen Umständen, ihre Niederlagen ein. Buller war als Oberstkommandirender durch Lord Roberts ersetzt worden und Roberts forderte Truppen, Truppen und immer noch mehr Truppen. Als ein halbes Hunderttausend nach dem anderen eingeschifft wurde, beschlich die Sorge das britische Publikum. Zunächst wurde freilich geprahlt, noch niemals in der Weltgeschichte habe eine Macht ein solches Heer 6000 Seemeilen weit zu Schiff gesandt. In Wirklichkeit machte die Verschiffung selbst nicht die mindeste Schwierigkeit und würde sie auch in Deutschland nicht gemacht haben. Gegen entsprechende Bezahlung stehen eben in einem solchen Falle Handelsschiffe zur Verfügung. Man vergaß bei der Prahlerei nur die Kleinigkeit, daß auch noch keiner Macht in der Weltgeschichte so hoch entwickelte Verkehrsverhältnisse mit Expansionmaschinen zur Verfügung gestanden haben. Die Schwierigkeiten bestanden thatsächlich in der Beschaffung der Ausrüstung, der Waffen, Kleidung, Pferde, des Lazarethparkes, des Trains und der Menschen. Im Anfang hatte die britische Regirung das Anerbieten von Kolonialtruppen hochmüthig abgelehnt; zur Unterdrückung einer kleinen Rebellion waren sie ja überflüssig. Jetzt bat man ganz ergebenst darum. Mehrmals wurde offiziell erklärt, daß weitere Truppen nicht nöthig seien, aber jedesmal folgte in kurzer Frist die Einberufung weiterer zehntausend Mann. Jetzt ward in allen Arsenalen mit Hochdruck gearbeitet, aber es dauerte trotzdem fünf volle Monate, bis auch nur ein gegen 40000 Buren kampffähiges Heer aufgestellt war. Während dieses Heer eben vollzählig wurde, erfuhr Buller bei dem Versuch, Ladysmith zu entsetzen, eine schwere Niederlage nach der anderen. Erst damals, im Februar, lernte das britische Publikum einsehen, daß es sich in Südafrika nicht um eine Kleinigkeit, sondern um die Frage der Behauptung zweier britischen Kolonien handelte. Jetzt flammte endlich der britische Nationalzorn auf und einigte schnell die streitenden Parteien. Auf eine solche Blosstellung vor der Welt war Albion nicht vorbereitet gewesen. Ein anderes Volk wäre unter solchen Umständen in sich gegangen. Nicht so der Brite. Er verlangte vor Allem Befriedigung seiner Rachsucht; und da sie ihm die Generäle auf den Schlachtfeldern nicht zu schaffen vermochten, holte er sie sich auf anderen Gebieten. Britische Kriegsschiffe hielten deutsche Postdampfer an. In Lourenço-Marquez wurden die portugiesischen Zollbehörden brutalisirt. Alles Unheil sollte von den Fremden, namentlich von „deutschen Offizieren“ herstammen, die mit den Buren fochten. Der öffentliche Unwille entlud sich in London wie im Norden in ausgedehnten Tumulten, namentlich gegen Deutsche. So entstand erst an der Universität Edinburgh eine Hetze gegen einen deutschen Professor, bei der aber Thätlichkeiten noch verhindert wurden; dann folgte der

Angriff von glasgower Studenten auf mich, der mich veranlaßte, mein Lehramt niederzulegen. Daran schloß sich die Demolirung des deutschen Auditoriums der Universität Aberdeen, wobei der deutsche Dozent Hein mißhandelt wurde. In London kam es zu heftigen Ausschreitungen gegen deutsche Läden und deutsche Musikanten. Die Erregung ließ auch kaum nach, als die drei von den Buren belagerten Städte entsetzt wurden.

Hatte man erst den ganzen Krieg als Kleinigkeit aufgefaßt und die kleinen Mißerfolge des Anfangs zu einem regelrechten Feldzuge gegen die Regirung benutzt, so war die Angelegenheit unter den Schlägen des Januar und Februar zur nationalen Sache geworden. Die Opposition verstummte. Ein immer größerer Theil der Presse trat für neue Militärforderungen ein. Trotz der unglücklichen Vertheidigung der ministeriellen Sache im Parlament kam es zu keinem Mißtrauensvotum. Freilich mußte die Regirung eine große Anzahl allzu verfänglicher Fragen unbeantwortet lassen. Das daheim sichtbare Militär bot einen erheiternden Anblick; steifbeinige Kahlköpfe, halbe Kinder und verdächtig ausschauende Strolchgestalten versahen den Garnisonwachdienst. Alle brauchbaren Leute waren nach Südafrika geschickt worden, um mit zehnfacher Ueberzahl den kleinen Burenstamm zu erdrücken. Hatte man in England erst Alles verkleinert, so begann nun die Periode des Uebertreibens und der Prahlerei. Noch nie war ein Feldzug glorreicher gewesen als der Transvaalkrieg. Roberts' Nordmarsch ward zum Triumphzuge. Als hätte das britische Heer irgend einen ebenbürtigen Gegner im Kampfe für den heimischen Herd aufs Haupt geschlagen, so tobte Presse und Volk bei jedem Einzug in einen kleinen Ort, von dem man früher nicht einmal den Namen gekannt hatte. Inzwischen hatten die Kriegskosten die zweite Milliarde Mark überschritten und die Zahl der Toten und dauernd Invaliden betrug schon Zwölftausend. Jetzt ward es Mode, von den unendlichen Opfern zu reden, die der Krieg gekostet habe. Daneben beklagte man sich über den Mangel an Theilnahme, den man — außer bei der Kölnischen Zeitung — im gesammten Auslande fand. Auch das mächtigste Volk kann es auf die Dauer nicht vertragen, daß die ganze übrige Welt es von sich stößt. Der englische Welthandel hat im letzten Vierteljahr mit seiner empfindlichen Magnetnadel bereits deutlich an drei Stellen Schwankungen gezeigt, die sich nur durch ein plötzliches Abwenden kaufkräftiger Kunden von englischen Produzenten erklären lassen. Heute ist es kein Geheimniß mehr, daß bei einer Unterjochung Transvaals dort keine Mittel vorhanden sein werden, um die Kriegskosten zu bezahlen, und daß Großbritannien die dritte Milliarde Mark eben so wie die ersten beiden aus seiner Tasche zu decken haben wird. Schon sind die Verbrauchssteuern erheblich erhöht, ist der Nationalschuld ein weiteres Stück aufgebürdet worden. England kann diese Lasten tragen, aber es fehlt an Opfer-

muth und Opferfreudigkeit. Jeder sucht sich nach englischer Art von der Stelle zu drücken, wo es Opfer zu bringen gilt. Aus diesem Nationalzuge sind all die Hauptschwierigkeiten des Krieges entstanden. Und diese Schwierigkeiten sind beim Schluß des Krieges nicht aus der Welt geräumt. Ohne Garnisonen von 50000 Mann wird Transvaal für ein Jahrzehnt nicht britisch zu erhalten sein und die Buren werden lieber ihr Land verlassen, als die Kosten dafür aufbringen. Ein zweites Irland, aber ein entferntes und darum zehnfach gefährlicheres: Das ist Alles, was der Sieg über die Buren den Briten bringen wird. Bei jeder auswärtigen Verwickelung Großbritanniens wird es dort Unruhen geben. Ein arisches Kulturvolk ist eben nicht mit wilden Stämmen auf eine Stufe zu stellen. Seit den trüben Erfahrungen, die es im amerikanischen Unabhängigkeitkriege gemacht hatte, hat England aller Welt verkündet, daß es seine Kriege nur im Dienst der Civilisation und des höheren Rechtes führe. Das hat man so oft wiederholt, daß man es schließlich selbst geglaubt hat. Diese demokratisch-liberale Phrase hat gerade in den Kolonien vollen Glauben gefunden. Der Unterdrückungskampf gegen Irland lag den Kolonien fern und ging sie wenig an. Deshalb hat er ihnen die Verlogenheit dieses Programmes nicht gezeigt. Das Aufflammen des britischen Imperialismus aber hat schon in manchen Kolonien Bedenken erweckte, so zum Beispiel unter der australischen Geistlichkeit. „Heute Dir, morgen mir,“ sagt man sich und schüttelt bedenklich den Kopf. Wird das Weltreich, das auf das liberal-demokratische Bekenntniß gebaut ist, sich von seinem Mutterlande und dessen vierzig Millionen Menschen auch durch eine imperialistische Phase schleppen lassen? Die Idee des britischen Zollbundes darf drüben als endgiltig aufgegeben betrachtet werden; denn nur ein knappes Drittel der englischen Ausfuhr geht heute in die englischen Kolonien. Niemand wird dulden, daß man zwei Drittel dieser Ausfuhr gefährdet, um ein Drittel zu schützen, das ohnehin sicher ist. In dem sozialistisch angehauchten Australien beginnen schon die Absperrungmaßregeln gegen britische Industrieprodukte und britische Einwanderer. Bisher ist es in England nicht gelungen, eine große Interessengemeinschaft mit seinen Kolonien zu schaffen, und ohne sie fehlt dem Imperialismus, dem politischen wie dem wirthschaftlichen, die gesunde Grundlage. Man braucht die Tüchtigkeit des englischen Stammes nicht zu unterschätzen, um zu erkennen, daß er an einem Wendepunkt in seiner Geschichte angelangt ist: er hat ein altes und veraltetes Prinzip aufgegeben, ohne ein neues, gleich weltumfassendes in Bereitschaft zu haben.

Bonn. Dr. Alexander Tille.



Il Fuoco.

Mit einer scheinbar sehr durchsichtigen Symbolik hat Gabriele d'Annunzio die neun Romane, die er vollendet oder versprochen hat, in Gruppen von je dreien geordnet, die er die der Rose, der Lilie und des Granatapfels genannt hat. Er selbst hat ihren Zusammenhang, und wäre es nur ein psychologischer, in der Geschichte seines eigenen Schaffens gelegener, betont. Es ist oft gesagt worden, das alle Romane d'Annunzios Romane eines Lebens sind. Ihre Männergestalten scheinen, wenn man das widerspruchsvolle Wort gebrauchen darf, psychische Verkörperungen eines Wesens, Seelen, die der Dichter von der seinen löste oder gelöst fühlte und denen er im Bilde seiner Dichtung verschiedenartige Masken des Leibes, der Anlagen, der Umgebung verlieh. Die Romane der ersten Reihe, die der Rose, waren Tragoedien unbezähmbarer, vernichtender Leidenschaft, die Tragoedien Derer, die die Rose des Lebens vorweg pflücken und die Opfer ihrer ästhetischen Sinnlichkeit werden. Der Leser, den der grausame und raffinirte Dichter in ihnen entzückte und quälte, hat vielleicht von Denen, die er im Zeichen der Lilie aufgefaßt wissen wollte, eine sanftere Weise erwartet; und in der That: ein milderer Schimmer scheint über sie ausgegossen, eine weltfremdere Luft weht in ihnen, — Das heißt: in dem einen, der bis jetzt erschienen ist. In entrücktere Einsamkeiten werden wir geführt, verschlossenere Seelen in ihm eröffnet; aber wieder sind es Opfer der selben unerbittlichen Erotik und nur noch sublimirter, noch entsetzlicher ist die Seelenqual, die sein Thema ist. Nach etwas Anderes fiel darin auf; ein stolzerer Ton als in einem der früheren war in dem Buch angeschlagen. Jene Begeisterung für eine neulateinische Kultur, jener hohe künstlerische Patriotismus d'Annunzios, den all seine neueren Werke zeigen, der ihn zur Politik geführt hat, äußert sich in den „Jungfrauen vom Felsen" zum ersten Male. Breite Gedanken und hochgespannte Ideen werden zu leitenden Motiven seiner Werke, so sehr, daß die künstlerische Einfachheit der Erzählung manchmal darunter leidet. Aber Niemand, der diese Wunder des Stils und der Sprache einmal genossen hat, wird die Phantasien Claudio Cantelmos auf seinen einsamen Ritten durch die öde Campagna wieder vergessen, jene Erinnerungen uralter Kulturherrlichkeit und die dunkle Sehnsucht nach der großen rettenden That, der erlösenden Persönlichkeit. Er wagt es kaum, von sich selbst so viel zu erwarten; eher von seinem Sohn, zu dem er die Mutter erst sucht. Aber ein doppelter Fluch vernichtet die Hoffnung: ein Irrweg führt ihn zu den wunderschönen Töchtern des schwer belasteten Geschlechtes in jene seltsame vulkanische Szenerie von Verfall und Schönheit

und Schrecken; und hier beginnt ein raffinirtes Morden der Seelen. Der Allzulüsterne, Unentschiedene schwankt zwischen den drei Mädchen und anziehend und sieghaft gewinnt er mit einer vergeistigten Sinnlichkeit alle drei und keine, bis zuletzt er selbst und sie in dem quälenden Netz zu erliegen scheinen. Die zwei anderen Romane dieser Reihe „La Grazia“ und „L'Annunziazione“, sind noch nicht erschienen; d'Annunzio hat sofort auf die „Jungfrauen vom Felsen“ die erste der Erzählungen vom Granatapfel folgen lassen. Das Symbol soll uns offenbar sagen, daß nach den Tragoedien der Sterilität die der Fruchtbarkeit beginnen.

„Il Fuoco“, „Das Feuer“, ist der Titel, hoffnungfrohe Sprüche stehen darunter und eine jauchzende Schaffensfreude, die unbekümmert und siegreich über Alles hinweggeht, erfüllt den Helden des Buches. Es ist der Roman eines Dichters und nie vielleicht ist in künstlerischer Form ein ähnliches Selbstbekenntniß eines Schaffenden erschienen. Es hört dadurch fast auf, ein Roman zu sein; es ist für Menschen geschrieben, die sich in einer ähnlichen geistigen Atmosphäre bewegen, die für jene höchste Kultur und jene höchsten Ziele schaffender Menschen Verständniß haben. Stelio Effrena (der „Bandenlose“) ist sein Name im Buch. Ein unersättlicher Sohn des Glückes, von frühen Erfolgen gekrönt, voll höchsten Ehrgeizes, nicht nur ein Meisterwerk des eigenen Könnens, sondern ein Meisterwerk seines Landes, seiner Städte, seiner Rasse zu schaffen, dabei ein Mensch von glühenden Sinnen, der lebt, als ob er zehn Leben hätte, der Alle mit seinem Feuer beseelt und mit sich reißt, ist der Held des Buches. Die Welt, die ihn umgiebt, die Landschaft, das Meer, die Kunst, das Leben von Pflanzen und Thieren, weiß er beständig zu einer von seinem Geist und seinem Wesen imprägnirten Szenerie seiner eigenen Persönlichkeit zu gestalten; er zwingt die Männer zu sich und macht sie zu seinen Helfern und Jüngern, während die Frauen freudig bereit sind, ihm Wonne zu geben und Anregerinnen und Modelle seiner Kunst zu sein. Ein Künstler, der von sich sagen darf: „Es ist kein Zwiespalt zwischen meinem Leben und meiner Kunst, ich gehorche meiner Natur“, dem die blühende und Frucht spendende Granate wie ein Symbol des eigenen Wesens, das geheimnißvoll mit ihm zusammenhängt, erscheint und ihm beständig zuruft: „Nimm und gieb“, der es als seine tiefste Ueberzeugung ausspricht: „daß es kein besseres Mittel giebt, über Menschen und Dinge zu siegen, als sich selbst zu erhöhen und den eigenen Traum von Herrschaft und Schönheit beständig zu steigern.“ Und so legt er wirklich seinen Traum von Herrschaft und Schönheit in Alles und über Alle; und Stadt und Menschen werden in ihn hineingerissen. In der That, ein Meister des Feuers, all der geheimen beseelenden Gluthen dieses Lebens und eben so ein Meister des Mittels, das das subtilste, Funken sprühendste, biegsamste, machtvollste von allen ist: des Wortes.

Der Schauplatz, den er diesmal erwählt und mit der ganzen farbigen

Pracht seiner Sprache verschwenderisch und reizvoll, wie ihre eigenen großen Künstler, gemalt hat, ist Venedig; wir sehen die seltsame, bezaubernde Stadt, mit ihren Kirchen, Kanälen und Gäßchen, ihren Palästen am Canal grande, den Rialto, die Lagunen, die Inseln mit ihrer geheimnißvollen Einsamkeit, die hellen und blauen Wasser, den weißen und farbigen Strand, Abende und leuchtende Morgen und trübe Wintertage in ewig wechselnden Lichtern an uns vorüberziehen. Es ist ein Herbstabend; und die Gondel, die an der geschmückten Piazzetta vorüberfährt, scheint dem Zug des sterbenden Sommers zu folgen, der auf der Leichenbarke, in Gold gekleidet, wie eine Dogaressa der großen Zeit, nach Murano fährt, um im opalglänzenden Sarge verschlossen, in die Lagune versenkt zu werden. Er selbst fährt in dieser Gondel, nicht allein, sondern mit der Freundin, die er liebt, der großen tragischen Schauspielerin, der Frau von hundert Masken, die die fernsten Völker entzückt und erregt hat. La donna nomade, die unstete, schweifende Frau, die aus Noth und Elend, fast aus dem Schmutz emporgestiegen ist und sich eine eigenartige wilde Schönheit und eine unendlich vornehme gütige Seele bewahrt hat, ist des Dichters Freundin und zuletzt seine Geliebte. Und sie giebt ihm viel durch ihre liebevolle, bewundernde Freundschaft, durch ihre reiche Geistigkeit, und giebt ihm zuletzt sich selbst, — giebt viel und nimmt noch mehr von dem „Beseeler", der sie immer wieder mit dem Reichthum seines Geistes und mit seiner stürmischen, jugendlichen verlangenden Zärtlichkeit berauscht. Aber hinter ihr liegt bereits so viel Leben; sie weiß, daß sie nicht mehr völlig jung ist, sie fürchtet, das erste graue Haar an sich zu entdecken, und sie zittert, den Freund zu verlieren. Jene furchtbaren Geheimnisse der Sinne, die das Schicksal jeder Liebe bestimmen, die dunklen Spuren der Vergangenheit, die in ihrer Erinnerung und in seiner Phantasie befleckend lebt, manche Schauder, die unaussprechlich und doch so verständlich sind, jene Urwildheit, die die höchsten Ekstasen beherrscht und für sensitive Menschen so leicht verhängnißvoll wird: all Das trifft auch sie mit tötlicher Wirkung: ein Schaudern vor sich selbst und vor dem Anderen! Und doch nicht loskommen können! Und zugleich eine Todesangst, ihn zu verlieren, ein eifersüchtiges Zittern vor einer verborgenen Rivalin, die ihn ihr entreißen könnte. Denn an jenem ersten Herbstabend, wo Stelio bei dem großen Fest im Dogenpalast vor der Königin und der Menge, die ihm wie ein vieläugiges, schuppiges, muschelglänzendes Thier erschien, eine inspirirende Rede über die Kunst Venedigs hielt, hat eine junge Sängerin die „Ariadne" gesungen, die er nachher bei der Freundin wiedersah und die nicht leicht zu vergessen ist. Und vor den Augen der nicht mehr jungen Frau steht die herbe, kraftvolle Jungfräulichkeit der Anderen; sie hat bemerkt, wie die Beiden mit einer Art herausfordernden Trotzes einander anblickten, und in quälender,

leidenschaftlicher Angst erinnert sie ihn immer wieder an die Andere, der vielleicht kaum mehr an sie gedacht hätte, obwohl auch ihn schon bei der ersten Nennung ihres Namens eine eigenthümliche Ahnung durchfuhr; und so reißt sie selbst immer wieder die eigene Wunde auf. Sie fühlt, es kann nicht dauern, und er, der, obgleich von ihr erfüllt und entzückt, dennoch nach tausend Seiten unersättlich begehrt und strebt, fühlt das Selbe, wenn er es auch schmeichelnd zu leugnen sucht. Episoden voll erschütternder Qual und Schönheit gehen an uns vorüber, bis sie selbst ein Ende macht und geht; geht, da sie glaubt, daß es gut ist für sie und ihn, wie sie Alles gab, so lange es möglich schien. Er aber, er merkt es kaum mehr, er ist schon ganz von seinem Schaffen erfüllt, in bebender Hoffnung hält ihn sein Werk gefangen, und ob er mit ihr leidet, — es zieht wie Wolken vorüber; seine Arbeit hat ihn entrückt und das Band löst sich leiser, als man erwartet hätte. Ein Zug feinster Kunst, ein Muster der Beschränkung des Meisters liegt darin, daß die Nebenbuhlerin, deren Bild das Verhältniß zerstört hat, gar nicht mehr auftritt; ihr Bild, das ja nur die Frucht und der Ausdruck eines verhängnißvollen Mißverhältnisses, ihrer Angst und seiner Unersättlichkeit war, genügte.

Das ungefähr ist die Fabel, aber nicht das Buch; nicht die Fülle von Szenen, reizenden Erfindungen, Geständnissen und Gesprächen; Gesprächen allerdings, wie ein Kreis solcher Menschen sie führt. Das sind keine Romangespräche, oder höchstens solche, wie sie in Romanen der ersten Hälfte des Jahrhunderts üblich waren, da die Verfasser so gern all ihre Theorien durch die Personen ihrer Bücher an den Leser brachten. Das wäre eine Gefahr und ein Mangel des Buches, wären sie nicht so unumgänglich mit den Personen verknüpft. Man darfs ja nicht vergessen: die Helden sind ein großer Dichter und eine geistreiche Schauspielerin, die sich doch nicht wie Gretchen und Frau Marthe unterhalten können.

Ein besonderes psychologisches Interesse gewinnt der Roman durch Das, was er uns von den Schöpfungvorgängen in der Seele des Dichters, vom Entstehen seiner Werke, seinen fieberischen Erregungen und Visionen, seinen großen Hoffnungen und künstlerischen Plänen mittheilt. Es ist ein besonderer Reiz — und auch eine Gefahr — des Buches, daß wir nie recht wissen, wo Stelio Effrena anfängt und Gabriele d'Annunzio aufhört. Denn die Verbindung zwischen dieser Inkarnation und seiner eigenen Seele, der sie entspringt, hat d'Annunzio diesmal nicht völlig gelöst, seine eigenen Werke Città morta und l'Allegoria dell' Autunno hat er seinem Bilde mitgegeben. Mit kühnster Rücksichtlosigkeit hat er ins eigene Leben gegriffen; vielleicht hat wie ein fernes Muster die ähnliche, noch größere Kühnheit Dantes ihm vorgeschwebt. Und so müssen wir manchmal glauben, in diesem seltsamen Gewoge von Dichtung und Wahrheit zu erkennen, wie d'Annunzio

seine eigene Rolle und die seiner Werke in unserer Epoche sich denkt. Wie im Nebel hebt sich im Hintergrunde des Bildes die Gestalt Richards Wagner, der seine letzten Monate und Wochen in dem winterlichen Venedig verbringt und mit dessen Tode das Buch ausklingt. Von einer Liebesnacht kommend, fährt Stelio Effrnea voll Sieges- und Schöpferfreude in den glorreichen Morgen hinaus; und vor dem Palazzo Vendramin-Calergi läßt er den Gondoliere halten und wirft die Veilchen, die in seiner Gondel liegen, huldigend auf die Thorstufen. Neben die Kunst des großen Deutschen will er die neue italische stellen.

Aus dem Leben und der Wirklichkeit hat der Dichter genommen, was für sein Werk ihm gut und wichtig schien, unbarmherzig gegen sich und gegen Andere, und hat offenbar auf das vornehmste Verständniß der Leser gerechnet. Es ist ihm versagt worden, wenigstens von der Kritik, die sich zum großen Theil schmachvoll verhalten hat. Unter dem Vorwande, das Urbild seiner Heldin gegen ihn und seine Indiskretionen in Schutz zu nehmen, haben sie im Tratsch geschwelgt. Es ist des Künstlers Sache, allein zu entscheiden, was er für sein Werk braucht; und nur, ob das Werk gelungen oder verfehlt ist, ist die Frage. Wenn er mit seiner Dichtung irgend ein Wesen verletzt hat, so ist Das eine Privatsache zwischen ihm und seinem Modell. Nun giebt es wohl kein lebendiges Kunstwerk, das nicht ähnliche Wunden schlägt; die Kunst ist grausam und fordert solche Opfer. Was aber würde man von dem Kritiker halten, der die Namen der Verletzten in der Zeitung bekannt giebt? Weil diesmal eine berühmte, leicht zu errathende Frau das Modell war: wäre Das nicht ein Anlaß mehr zum Schweigen gewesen? Was hat das Privatleben des Modells mit der ästhetischen Kritik zu thun? Und wenn man schon bei jeder Szene mit widerlichem Witz und scheinheiliger Entrüstung den Finger hebt: warum sagt man nicht auch, daß nie eine Schauspielerin ähnlich gefeiert, nie einer ein solches Denkmal gesetzt worden ist wie in diesem Buch? Nichts, was in dem Roman erzählt ist, kann ihr bei rein denkenden Menschen schaden. Und auf die Anderen kommt es nicht so sehr an.

Wir müssen es Denen danken, die d'Annunzio angeregt haben, dieses reiche Buch zu schreiben, das nicht nur, wie die früheren, ein Buch süßer und erschütternder Qual, sondern auch ein solches der höchsten Hoffnung ist und das offenbar die beiden anderen, die im gleichen Frucht spendenden Zeichen der Granate stehen, einleiten soll. Ihre Titel schon sind Worte der That und der Freude; sie heißen: „Der Sieg des Menschen“ und „Der Triumph des Lebens.“

Wien. Dr. Karl Federn.



Sainte Marie-Madeleine aux roses.

Es hält ein Weib auf einem weißen Rosse
An rosenüberrankter Kirchenthür;
Kam sie durchs Land vom hohem Felsenschlosse,
Ritt sie voran dem bunten Knappentrosse —
Was will sie in der Märchenstille hier?



Und Rosen hangen blühend in die Straßen
Und alle Gärten stehn in Rosenduft;
Der Mittag wandelt schweigend durch die Gassen,
Sie liegen halbverschlafen und verlassen
Und wie ein Traum durchzittert es die Luft.



Und leise, leise öffnet sich die Thür,
Du siehst das Licht durch bunte Fenster fließen,
Im Weihrauch glimmt des Altars goldne Zier,
Auf zarten Sohlen tritt das Weib herfür
Und senkt sich knieend zu des Herren Füßen.



Der Leib des Herrn will sich vom Kreuze neigen,
Es fällt die Krone klirrend auf den Stein;
In Dämmerlicht ein gluthenvolles Schweigen,
Aus stillem Aug' Gebete leuchtend steigen —
Es glüht das Kreuz in hellem Rosenschein.



Und Rosenlicht durchfluthet nun die Hallen
Und Rosenlicht umspielt die Büßerin;
Die Haare sind ihr ins Gesicht gefallen,
Ein goldner Mantel, fließen sie und wallen —
Wie eine Krone blitzt es drüber hin.

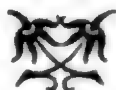


Nach einer Weile hat sie sich erhoben
Und schreitet still der offnen Pforte zu;
Ein letzter Strahl umleuchtet sie von oben,
Ein heißer Gruß, ein feierlich Geloben —
Und wieder ragt das Kreuz in starrer Ruh.



Und wie sie kam, so ist sie auch gegangen!
Der Roßhuf blitzt schon fern am Waldesrand,
Und wie vorher die Rosen schweigend hangen —
Ein goldnes Haar hat sich am Strauch verfangen
Und schwimmt nun flimmernd durch das Sonnenland . . .

Hamburg. Theodor Suse.



Kunst und Kapitalismus.

Die Kunst gehört zunächst nicht zu den unumgänglich nothwendigen Produkten eines Landes; und ganz und gar eignet sie sich nicht als Handelsartikel. Sie ist von vorn herein nicht nur ein seelisches, sondern auch ein wirthschaftliches Problem. Man kann sie nicht essen oder sich in sie kleiden, man braucht sie nicht zur Landwirthschaft oder Industrie, noch kann man für sie andere wichtige Produkte eintauschen. Wohl aber bedarf sie selbst oder ihre Erzeuger der Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. Der Künstler gehört sogar zu den starken Konsumenten. Er braucht Material, Zeit, Bildung, ohne daß er einen entsprechenden wirthschaftlichen Werth produzirt. Wirthschaftlich betrachtet, ist die Kunst Luxus. Und die Frage ist: Wer sorgt für ihre Bedürfnisse? Wer leistet das Material? Wer gewährt dem Künstler Unterhalt? Der Künstler muß nicht nur leben, er muß sogar gut und vielseitig leben, jedenfalls muß er unabhängig leben. Der Künstler schafft keine gesellschaftlichen Werthe, aber er bewerthet die Gesellschaft. Er muß also der Gesellschaft als ein Freier gegenüberstehen. Pegasus im Joche! war immer der tiefste, wenn nicht der Todesseufzer des Künstlers. Die Frage, die Literaturhistoriker und Aesthetiker so wenig interessirt, ist: Auf welcher wirthschaftlichen Basis beruht eigentlich die Kunst?

So weit die Geschichte lehrt, hat es bisher nur drei ökonomische Formen für die Kunst gegeben; und so weit die Logik lehrt, kann es auch nur drei ökonomische Möglichkeiten für sie geben.

Zunächst die Kunst als wirthschaftliche und geistige Reife-Erscheinung einer Klasse. Die Mächtigsten, die jenseits aller ökonomischen Fragen stehen oder doch wenigstens über die Sorgen und die Nothdurft längst hinaus sind, schaffen selbst die Kunst. Die Priester in Indien und Egypten, die Ritter in Arabien, die Vollbürger in Athen. Diese Kunst hebt sich von einer breiten

sozialen Basis ab. Man braucht seine Existenzfähigkeit nicht erst zu erweisen oder zu erkämpfen. Man kann leben, man ist frei und unabhängig in seinem Volke, wenn man es nicht gar beherrscht. Man schafft zum Ruhm seiner Klasse, folglich hat man auch das Recht, als Ankläger und Richter seiner Klasse aufzutreten, prophetisch neuen Zeiten und Idealen zu dienen. Man gehört zu den Mächtigen, man wird getragen von einer großen Gemeinschaft und hat einen weiten und tiefen Resonanzboden. Eine soziale Nothlage der Kunst giebt es nicht oder doch nur ausnahmweise und dann gewöhnlich durch Willkür herbeigeführt (etwa durch Verbannung). Weder ist der Künstler als Mensch ein Ueberflüssiger, da er ja zu den politischen und sozialen Mächten gehört und unter Umständen nebenbei noch Staatsmann, Feldherr, Grundbesitzer ist; noch hat er zu befürchten, als minderwerthiger Zeitgenosse angesehen zu werden. Er ist nicht Prolet und nicht Kuli und nicht Sklave. Er ist auch nicht Künstler und sonst nichts, sondern Alles und Künstler noch außerdem. Vor seinen Standesgenossen zeichnet er sich also durch ein Plus aus. Und Das giebt Achtung, selbst wenn das Plus an sich unangenehm ist. Wegen dieses Plus kann er gehaßt, verfolgt, verbannt und getötet, aber nicht mißachtet und ausgenutzt werden. Dieses Plus bei sonstiger Gleichheit und Höhe giebt Fülle, Macht, Haltung und erzeugt ein nicht leicht zu erschütterndes Selbstbewußtsein. Besonders, wenn diese ökonomische Voraussetzung der Kunst nicht mehr die Regel ist: bei Dante, Rubens, Byron, Goethe, Flaubert, Goncourt, Konrad Ferdinand Meyer, Tolstoi. Mit dem Künstler ist es wie mit Staatsmännern, Bankdirektoren, Richtern: sie dürfen erst gar nicht in die Versuchung kommen, ihr Talent und ihre Meinung verkaufen zu müssen. Unter Kunst fasse ich hier natürlich auch die freien Wissenschaften zusammen, zumal die Philosophie, alle freie Geistesbethätigung, die sich weder zum Beruf noch zum Geschäft machen läßt. Noch bei Schopenhauer und Nietzsche ist das Geheimniß ihres Stolzes, daß sie zu den Besitzenden, wenn auch wenig Besitzenden, gehören. Nur dadurch wahrten sie sich ihre königliche Unabhängigkeit.

Aber die besitzenden und mächtigen sind nicht immer auch die fruchtbaren und geistigen Gruppen ihrer Zeit. Völker und Klassen, die im harten Kampf sich erhalten und durchsetzen müssen, haben nicht überflüssige Kraft und Zeit, Philosophie und Kunst zu erzeugen. Eines Tages aber sind sie mächtig geworden; und dann fühlen sie einen Kulturmangel, sei es auch nur, weil sie an Pracht und Vornehmheit hinter anderen Völkern und Klassen zurückstehen. Besonders, wenn sie plötzlich reich und mächtig geworden sind und womöglich die überwundenen Völker und Klassen zu ihren Lehrern annehmen müssen. Dann werden sie schleunigst zusehen, daß sie die Kunst und Wissenschaften beziehen, woher immer es sei. Folglich müssen sie sie erhalten

und um dieses Recht noch buhlen. Bei einer vorgeschrittenen Kultur mit ausgebildeter Arbeitstheilung, wenn es dem Einzelnen nicht mehr so leicht möglich ist, Staatsmann und Künstler zugleich zu sein, ist dieses das gewöhnliche und natürliche Verhältniß der Kunst zu den besitzenden Klassen. Es ist durch einen einzigen Mann, den Römer Maecenas, gestempelt. Das Maecenatenthum ist die zweite ökonomische Formel der Kunst. Sein klassischer Boden ist Rom, seine glanzvollste Erscheinung die Renaissance; und auf dieser Basis beruhte die Kunst bis in die neueste Zeit hinein. „Drum soll der Sänger mit dem König gehen", meint Schiller, denn Beide wohnen — „auf der Menschheit Höhen." Mit der schönen Unabhängigkeit ist es nun freilich vorbei. Der Künstler muß nicht nur schaffen, er muß, um zu leben, Etwas schaffen, das gefallen wird. Sein Beschützer ist weniger sein Herr als sein Richter, wenn auch zuweilen der weiseste Richter, den er haben und sich wünschen kann. Die Kunst wächst nicht mehr auf freiem Felde, sondern wird künstlich gezüchtet (an Höfen und in Akademien) und gefördert. Aber zunächst doch immerhin auf rationelle Weise, indem man dem Künstler große Freiheiten gewährt und vor allen Dingen ihn über die Noth des Lebens hinaushebt. Künstler und Kunstwerke gehören zu den vornehmsten Schätzen eines Landes, um die man einander beneidet und deren Besitz von Staaten und Fürsten manchmal zur Friedensbedingung gemacht wird. Sie gehören zum Hofstaat (noch heute in England). Eines Handwerkers Sohn, der ein gekrönter Poet ist, kann einen Prinzen vor seine Klinge stellen. Das Ansehen des Fürsten, der ihn schützt, giebt auch ihm Ansehen. Er ist Wer in der Welt und genießt unter Umständen schrankenlose Unabhängigkeit. Er kann, da er aus seiner Klasse herausgehoben ist, seine Persönlichkeit noch mehr ausleben als im früheren Fall. Er hebt sich noch stolzer, weil einsamer, von der Basis des Volkes ab. Muß er dafür auch, was alle Schuster und Oberlehrer heute so unwürdig finden, seinem fürstlichen oder priesterlichen Beschützer ein schmeichlerisches Gedicht oder Bild widmen und ist er auch in einem oder zwei Punkten zur Konzession verpflichtet, so ist er dafür in allen anderen Dingen und gegen alle anderen Menschen um so freier. Wenigstens den Weinreisenden und Kellnern braucht er keine Konzession zu machen, — und Das ist doch immerhin schon ein gottvoller Zustand gegen unsere Zeit, wo die Dichter einfach nicht mehr gedruckt werden, wenn die Weinreisenden sie nicht mögen. Unter Umständen wurde der Künstler durch das Ansehen seines Beschützers und das seiner Kunst wie auch seiner eigenen Leistung so mächtig, daß er am Ende seinem eigenen Herrn und aller Welt Trotz bieten durfte. Selbst Päpsten und Königen ließ er dann sagen, sie könnten ihm im Mondschein begegnen, wenn sie was von ihm wollten (Michel Angelo, Richard Wagner). Er wurde damals noch nicht bezahlt und dadurch Söldling seines Auftrag=

gebers, sondern beschenkt nach der Höhe des Genusses, den er gewährte. Er bekam nicht Lohn, sondern Honorar, zuweilen für jeden Vers ein Goldstück (Sidney) oder für jede Seite einen Hundertrubelschein (Gogol). Kunstliebende Fürsten beklagten, nicht reich genug zu sein, um ein einziges Werk mit Gold aufwiegen zu können. In ärmeren Ländern, wo man sich den Luxus des Maecenatenthums großen Stiles nicht gestatten konnte, wie in Deutschland, fand man immerhin noch den Ausweg der Sinekure. Man wußte doch, daß die Kunst kein Brothandwerk ist. Jeder Staat aber und jeder Hof macht gewisse Aemter nöthig, mit denen wenig oder gar keine oder eine geradezu künstlerische Arbeit verbunden ist, wie die Anordnung von Festen, die Theaterintendantur, die Verwaltung von Galerien, Bibliotheken, Archiven u. s. w. Und diese Stellen gab man oft Künstlern, um ihnen ein sorgenfreies Schaffen zu ermöglichen. Wenigstens hielt man sich, wie zur Zeit der Minnesänger und noch später, zur Gastfreundschaft gegen die Künstler verpflichtet. Den Sänger ließ man nicht unbewirthet und unbeschenkt von dannen ziehen. Es war erst unserer Zeit vorbehalten, in einem jungen Dichter einen Shakespeare zu entdecken und, wenn dieser Dichter seinen Entdecker besucht und klagt, daß er schon ganz heruntergekommen und verhungert sei, ihm zu antworten: Ich weiß noch gar nicht, junger Freund, ob Sie ein Beefsteak vertragen können. Dieser Entdecker ist natürlich reich, denn nur ein Reicher ist so zarter Fürsorge für den Magen des Hungernden fähig. Dies Maecenatenthum für die Diät neuer Shakespeares ist eine reizende Nuance mehr im Bilde unserer kunstfördernden Zeit. Die holsteinischen Bauern hingegen wissen heute noch, daß man die Kunst nicht bezahlt, wenn man sein Theaterbillet bezahlt, sondern daß man nach der Vorstellung anstandshalber die verhungerten Schauspieler bewirthen muß, ohne sich darum zu bekümmern, was sie vertragen können. Am Schlechtesten ist der Kunst gedient, wenn der Staat sie fördert durch Gründung von Akademien und Stiftung von Preisen, weil er, als ein unpersönliches Ding, die Kunst auf unpersönliche Weise heben zu können meint. Mit ihren Preisen speziell haben sich noch alle Staaten und Gesellschaften so ziemlich regelmäßig blamirt. Die Akademien fördern nicht die Kunst, sondern nur das Proletariat der Kunst. Der eine Theil der Künstler verkommt und aus dem anderen macht man Beamte und Professoren und stellt sie unter Aufsicht von Hoflakaien und Rechnungräthen. Man züchtet ihnen eine ganz unbändige Ehrfurcht an vor allen Excellenzen und Heiligkeiten des Staates. So viel Ehrfurcht verträgt aber die freie Kunst gar nicht. Bei all der Bückerei bekommt sie Leibschneiden und Rückgratverkrümmung. Am Ende gar verschimpfirt man dem Künstler seinen schönen Namen, den er sich so mühsam berühmt gemacht hat, und adelt Den, der dazu berufen ward, Andere zu adeln. Jedenfalls huldigt man dem Künstler nicht um seiner

Kunst, sondern um des Verrathes willen, den er an seiner Kunst begangen hat. Man kann die Kunst nicht fördern bei solcher Respektlosigkeit vor der geistigen Arbeit, wie sie unserer Zeit eigenthümlich ist. Man dient der Kunst nicht, wenn man sich jeden Tag vor der Kunst blamirt. Im Reiche des Augustus und des Sonnenkönigs von Frankreich war man der Kunst schuldig, künstlerisch erzogen zu sein, und hielt sich verpflichtet, wenigstens ein tadelloses Lateinisch und Französisch zu reden und einige klare philosophische Begriffe im Kopfe zu haben, wenn man mit Künstlern und Gelehrten verkehren wollte. Man gab noch Etwas auf vornehmen Geschmack in Sachen der Kunst. Daß man sie in schlechten Versen und stillosen Ansprachen feiern dürfe, hat erst unsere Zeit entdeckt, die auch schließlich den Zweck der Künstler, als Leibgarde der Hohenzollern neben Schutzleuten zu rangiren, richtig herausbekommen hat. Das Mindeste, was man früher für Kunst und Künstler that, war, daß man sie in freiere Lebenssphären zog. Der Begriff des Fürsten selbst war damals etwas Höheres. Fürsten fühlten sich noch nicht berufen, Agenten großer Handlunghäuser und Sittenpolizeichefs zu sein. Und so erzog man die Kunst auch noch nicht durch Hofbuchhändler und Polizeiwachtmeister.

Die letzte wirthschaftliche Voraussetzung der Kunst ist die Möglichkeit, sich außerhalb der ökonomischen Gesetze zu stellen: die Bohème. Ihr klassischer Boden ist Paris, in gemilderter Form Wien. Der Künstler ist zwar machtlos und arm; aber er spottet der Gesetze, darf ihrer spotten, — und damit ist er wieder frei, sogar freier als je. Im ersten Fall hatte der Künstler, was er brauchte, im zweiten bekam er, was er brauchte, im dritten braucht er einfach nichts. Er kann seine Miethe nicht bezahlen, aber man erwartet auch gar nicht, daß er sie bezahlt. Daß er Schulden hat, ist selbstverständlich, ist sein gutes Recht. Er würde gar nicht für voll angesehen werden, wenn er keine Schulden hätte. Man unterstützt ihn zwar nicht, aber man läßt sich von ihm anpumpen. Man gestattet ihm seine eigene Moral, denn der Künstler ist Etwas, das sich in allen Stücken vom Durchschnittsmenschen unterscheidet. Er empfängt den großen Alexander in der Tonne, wohnt in Dachstuben, malt in Waschküchen, wird manchmal in die Besserunganstalt gesteckt; aber das Alles schändet ihn nicht, denn er ist eben ein Genie. Ein Individuum, das in seinem ganzen gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und moralischen Habitus ein mauvais sujet, ein in allen Stücken unmöglicher Gesell ist, wenn er nur zugleich auch ein Künstler oder Schriftsteller ist, reicht Herzoginnen seine Hand zum Kusse dar (Rousseau), wird von den Damen der großen Welt angeschwärmt, eine Locke oder ein Autogramm von ihm gilt als Heiligthum. Er weiß, daß er, wenn er Künstler wird, damit aus dem Kreis der anständigen Gesellschaft heraustritt. Das galt speziell für den Schauspieler noch bis in die jüngste Zeit hinein. Er rangirte unter

Landstreichern und Dirnen. Das war aber ein großes Glück, wenn schon nicht für ihn selbst, so doch für die Kunst. Gewisse Künste, Musik, Schauspielkunst und Literatur, gedeihen vorzugsweise in einer außergesellschaftlichen Sphäre. Nur so werden sie frei, mindestens in Zeiten und unter Völkern, die, als Ganzes betrachtet, unliterarisch und unkünstlerisch sind. Da hilft nur Eins: das Band muß abgerissen werden und der Künstler muß sich auf sich und seine Kunst allein gestellt sehen. Namentlich jede neue Kunst und Bewegung macht diesen Riß nothwendig. Bei jeder Revolution, auch des Glaubens und der Politik, treten die Führer aus ihrer Klasse; nur so werden sie frei. Das berühmteste Beispiel: Jesus Christus, der ein Rabbi war und hinging, um den Hirten zu predigen. Unkriegerische Fürsten werden Bettelmönche, kleine Kaufleute bekehren sich heute zum Sozialismus; nur so werden sie das drückende Gefühl des Niederganges und der Armuth los. Das Mittelalter hatte noch ein besonderes wohlthätiges Institut für die Ausscheidung aus sozialer Gemeinschaft: das Kloster. Hier war auch der Künstler der Noth und Sorge enthoben und hier blühten Künste und Wissenschaften in einer Zeit, wo noch ganz Europa ein Barbarenland war. Zuletzt giebt es noch ein Aeußerstes: das Martyrium. Man kann als Märtyrer seiner Kunst und seiner Idee dienen, hungernd und leidend Werke schaffen und noch im Tode seinen Schwanengesang singen.

Unter diesen drei Voraussetzungen hat es Kunst gegeben, kann es Kunst geben. Der Künstler als Machtinhaber, als Machtschützling, als Freier; als Aristokrat, Aristokratenfreund und Bohémien; frei durch Besitz, Unterstützung und Unabhängigkeit vom Zwange des Kapitalismus. So lange es für ihn noch eine dieser Möglichkeiten giebt, ist er existenzfähig, und zwar, so lange er für und nicht von seiner Kunst zu leben braucht. Denn von der Kunst gilt, was Ruskin von der Erziehung sagt: sie ist kein einträgliches, sondern ein kostspieliges Geschäft.

Die eigentliche, die grundsätzliche und schlechterdings unwürdige Unfreiheit beginnt erst, wenn das Kunstprodukt zum Handelsobjekt wird und den Gesetzen von Produktion und Nachfrage untersteht. Die Reaktion gegen die Ueberproduktion trifft dann das Genie eben so wie den Stümper und Nachahmer. Mäntel produzirt man, weil sie bestellt und gebraucht werden. In der Kunst aber ist das Produkt das Primäre. Es ist da; und weil es da ist, will es begehrt sein. Eben so wie die Schönheit des Weibes nicht im Verhältniß der Nachfrage entsteht, sondern, wenn sie entstanden ist, begehrt wird. Die Kunst und die Schönheit suchen ihre Bewerber und können nicht erst entstehen, wenn sie beworben werden. Die Kunst verlangt ein Publikum, die Schönheit Liebe, nicht umgekehrt.

Diese ökonomische Formel ist nicht nur an sich sinnlos in Bezug

auf Kunst und Schönheit, sie ist auch höchst verderblich, da sie den Aberglauben nährt, Das, was verlangt wird, sei nun Kunst, und die Werke nach der Menge der Dummköpfe bewerthet, die sie verlangen. Als Handelsartikel muß die Kunst ferner normirt werden. Sie kann aber nur quantitativ bewerthet werden nach der Menge von Aufführungen, Auflagen und Reproduktionen, nach der Anzahl von Zeilen und Quadratcentimetern. Nicht die Kraft, Schönheit und Arbeit, die in einer Zeile steckt, sondern die Zeile wird bezahlt. Wie sollte man auch Kunstwerke geschäftlich anders abschätzen? Denn nicht die Wirkung, sondern das Geschäft, das in einem Werke liegt, wird taxirt. Nicht das Werk, das eine geistige Umwälzung bewirkt, das Folgen hat, wie die Liebe Folgen hat, sondern das Werk hat Erfolg, das bis zum Erbrechen aufgeführt und reproduzirt wird: nicht die Schönheit, die geliebt wird und mit dem Abglanze ihrer Schönheit und Liebe ein neues Geschlecht überstrahlt, sondern die Schönheit, die sich gut bezahlt macht.

Da nun aber Kunstwerke oder Werke, die dafür gelten, sich zuweilen bezahlt machen, so schließt man: Folglich ist kein Kunstwerk oder steht sehr tief im Werthe, was sich nicht oder nur wenig bezahlt macht. Der Philister zweifelt nicht: das Talent bricht sich Bahn. Er weiß natürlich nicht und es interessirt ihn auch nicht, daß das Talent, ehe es sich Bahn brechen kann, geschult sein muß, diese Schulung ein oder auch mehrere Jahrzehnte dauern kann und in dieser Zeit der Künstler oder Kunstjünger doch auch leben muß. Schließlich entsteht eine wirthschaftliche Unterfrage: wie kommt der Künstler zu seinem Talent? Das geschieht, indem er es prostituirt, noch ehe es reif geworden ist. Es giebt Menschen unter den Künstlern, die sich einbilden, man könnte seine Seele eintheilen in eine keusche und eine befleckte Jungfrau und der Herren- und Sklavenmoral zugleich dienen. Um zu leben, stellt man sich unter das Gesetz der Nachfrage, malt Plakate, schreibt Feuilletonromane; und wenn man satt ist und seine Familie gesättigt hat, dann schreibt man und malt man sich selbst. Sechs Jahre dient man dem Berliner Lokal-Anzeiger, um das Recht zu erlangen, im siebenten sich selbst zu dienen. Was würde man von einem Weibe sagen, das uns erklärte, um seiner Keuschheit willen müsse es sich der Prostitution ergeben? Wenn man aber sechs Jahre lang schlecht geschrieben hat, kann man im siebenten einfach nicht mehr gut schreiben. Am Ende sieht man selbst die Kunst aus der Perspektive des Publikums an, stellt sich unter die Moral und Anschauung seiner Besteller. Der Künstler sieht die Welt nicht mehr mit seinen Augen, sondern durch die Brille Derer, die von ihm gemalt und amusirt sein wollen. Damit ist er als schaffender und werthender Faktor des Lebens ausgeschieden. Der Erzieher ist unter die Fäuste seiner Zöglinge gerathen.

Kommt dazu, daß die Kunst durch Zwischenhändler, Agenten, Redakteure,

Verleger, Inseratenpächter, Theaterdirektoren — Leute, die keine Kunst machen, aber sie verschachern und die Rolle des Kupplers spielen — noch um etliche Stufen gewaltsam herabgezogen wird, als sie ohnehin bei diesem Verhältniß stehen muß, so ist die letzte Existenzmöglichkeit für sie verpaßt. Man macht mit schlechter und traditioneller Kunst leichter und besser Geschäfte als mit guter und origineller, also ist die Aufgabe der Kunsthändler, zu verhüten, daß anständige Werke überhaupt möglich werden. Sie können einfach nicht mehr in die Erscheinung treten. Zeitungen zum Beispiel sind dazu da, um nach Möglichkeit zu verhindern, daß etwas Gutes gedruckt werden kann, und Theater, dafür zu sorgen, daß gute Stücke nicht mehr geschrieben werden. Prinzip der Kunsthändler: nichts für die Kunst wagen (dafür sind sie Geschäftsleute), aber Alles von der Kunst gewinnen (dafür sind sie Geschäftsleute). Keinen Schutz und keine Förderung, aber jede Ausnützung und Ausmistung der Kunst. Da soll sie schließlich nicht auf den Hund kommen! Zumal, wenn solches Prinzip mit so schamlosem Cynismus ausgesprochen und mit so klebriger Zähigkeit durchgeführt wird, daß die Kunst nur Geschäft und möglichst billiges Geschäft sei, und wenn die Kunsthändler nicht einmal Kaufleute großen Stils, sondern nur noch Krämer und Hausirer sein wollen. Nicht fünf Pfennig hergeben, wo nicht sieben Pfennig schon eingenommen oder garantirt sind. Das heißt dann in ihrer Geschäftssprache: „Wir haben keine Meinung, es eignet sich nicht für unser Blatt oder unseren Verlag, das Publikum interessirt sich nicht dafür.“ Wenn Goethe mit dem „Faust“ oder Beethoven mit der „Neunten“ hätte warten sollen, bis die Verleger „Meinung haben“ und sich das Publikum „interessirt“: nie hätte es in Deutschland eine Kunst gegeben. Das Publikum nämlich, so schlecht es ist, ist noch immer nicht so schlecht, wie die Kunsthändler es haben wollen und gebrauchen können. Erst drücken sie es planmäßig herunter und dann sagen sie: Zu hoch für unser Publikum! Dabei thun sie immer so, als wären sie ihre einzigen Leser und Zuschauer, und machen sich selbst zur höchsten Norm der Kunst, zur ultima ratio der Kritik. Wenn ein Verleger einem Autor eine Schmeichelei sagen will, dann sagt er: die Sache hat mich sogar interessirt. Aber er sagt nicht, woher er den Muth zu solcher dreisten Anmaßung bezieht. Seit wann sind Verleger Kunstrichter? Der Verleger und Direktor als Geschäftsmann braucht natürlich auch keinen Charakter, weder politischen noch künstlerischen noch persönlichen. Für den Charakter sind die Autoren, Redakteure, Kritiker da, die sich mit Haut und Haaren, mit Charakter und Richtung, verkaufen müssen und die öffentliche Ehre zu vertreten haben, die der Verleger vorher preisgegeben hat. Der Verleger kann seine Richtung ändern, wenn nur der Schriftsteller treu bleibt. Ein politischer Redakteur oder Kritiker, der sich verkauft oder beim Abendbrot freihalten läßt, ist ein durchaus zu

verachtendes Individuum. Dafür hat der Verleger das Recht, seine ganze Zeitung von der ersten bis zur letzten Zeile zu verkaufen, und treibt dies Geschäft ganz ungenirt und offenkundig. Man nennt Das: den Zeitumständen Rechnung tragen; und daß der Verleger für den Inseratentheil nur die eine Verantwortung trägt, für die eingelaufenen Gelder auch richtig zu quittiren, ist doch selbstverständlich. Und was er hier durch Empfehlung schamloser Geschäfte und Ankündigung von allerlei Unzucht sündigt, Das ist ja leicht wieder gut zu machen, denn dafür hat er ja seinen Leitartikler, der ihm die moralischsten und liberalsten Artikel schreibt, die er nur haben will.

Die Kunsthändler und Verleger haben also ganz und gar nicht den Beruf, Etwas für die Kunst und Moral zu thun, wenn nur die Kunst und Moral für sie Etwas thut. Das Ende vom Liede ist, daß die Kunsthändler das Publikum als Konkurrenz gegen die Künstler ausspielen. Man schreibt womöglich literarische und künstlerische Preise aus, von deren Bewerbung gerade die Künstler und Schriftsteller ausgeschlossen sind; und schließlich läßt man sich seine Zeitung vom Publikum schreiben. Die Künstler und Schriftsteller begreifen so wenig ihr wirthschaftliches Interesse, daß sie sogar ihren eigenen Ruhm für diesen Unfug einsetzen und als Lockvögel und Preisrichter funktioniren. Und dann wundern sie sich, daß ihre Kollegen und die Verleger so wenig Achtung vor ihnen haben. Aber sie selbst haben ja keine Achtung mehr vor sich und ihrem Beruf. Die Presse, einst eine Waffe des Geistes in den Händen der Schriftsteller ist ihnen längst entwunden und hat ihren Lauf nun gegen sie gewendet; sie, die erfunden ward, die öffentliche Meinung zu korrigiren, ist Ausdruck der öffentlichen Meinung geworden, und noch dazu einer politisch getrübten und industriell gefälschten öffentlichen Meinung.

Ein gar komisches Mißverständniß spielt sich in unseren Tagen ab. Häufig wird von volksfreundlichen Spekulanten oder auch naiven Idealisten der Versuch gemacht, das kapitalistische Prinzip in der Kunst aufzuheben, und zwar nicht vom Standpunkte der Kunst, sondern des Publikums, nicht der Produzenten, sondern der Konsumenten, nicht für die Künstler, sondern fürs Volk. Der arme Mann soll auch sein Schiller-Theater haben, das aber nicht etwa der reiche Mann bezahlt und leistungfähig macht; also muß der Krämergeist in der Kunst noch potenzirt werden. Das Rechenexempel wird dadurch gelöst, daß man den Künstler noch knapper hält, wirthschaftlich noch abhängiger macht. Man will hier also Kunst auf Kosten des Künstlers, der sich immerhin abdarben kann, wodurch aber nicht nur er, sondern auch sein Pegasus schließlich ganz klapprig wird. Wenn irgend möglich, sollen diese Unternehmungen sogar noch Geld bringen, mindestens sollen sie nichts kosten. Damit kann keine neue Kunst entstehen.

Wenn wir morgen noch eine Kunst haben sollen, müssen sich die Künstler heute emanzipiren. Unsere besitzende Klasse, besonders in Deutschland, hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, weder Bildung noch Kultur genug, selbst eine Kunst hervorzubringen. Dazu sind sie zu faul. Die deutsche Intelligenz stammt immer noch vorzugsweise aus der Kleinbourgeoisie. Das ist gerade ihr Unglück und bringt sie um. Die deutsche Intelligenz kann sich nicht ausleben und wird muffig. Immerhin ist es nöthig, darauf hinzuweisen, daß in den letzten anderthalb Jahrzehnten in Deutschland kein Dramatiker mehr erfolgreich aufgetreten ist, der nicht durch Geburt, Heirath, Beziehungen zur Finanz oder kapitalkräftigen Welt gehört. Proletariern ist der Weg zur Bühne längst versperrt; und bald werden sie überhaupt nicht mehr in die Literatur und Kunst hineinkönnen. Daher der Niedergang und die Verödung. Dichter, die sich, wie Schiller und Hebbel, aus der Armuth herausgerungen haben, sind heute nicht mehr möglich. Die sogenannte moderne Bewegung, die vielfach von Proletariern ausging, war der letzte Verzweiflungschrei aus einem Grabe; aber die Goldplatte über diesem Grabe rückte nicht von der Stelle. Auch außerhalb der bürgerlichen Moral- und Wirthschaftsphäre will man den Künstler nicht mehr leben lassen. Und wo einmal der Versuch gemacht wird, eine Kunst oder ein Kunstinstitut der kapitalistischen Spekulation und gesellschaftlichen Unzucht zu entreißen, wie in Bayreuth oder durch Gründung von Freien Bühnen, da bemächtigt sich die Spekulation und Mode sofort der Unternehmungen und in kürzester Zeit unterscheiden sie sich nicht mehr von anderen Erscheinungen des Kunstlebens. Die Kunst hat gar keinen Ausweg mehr nach einer der früheren Existenzmöglichkeiten. Alle Reformversuche im kapitalistischen Sinne sind zwecklos. Auch eine Verbesserung des Urheberrechts kann wenig nützen, schon weil die Künstler, als die wirthschaftlich Schwächeren, nicht einmal ihr schlechtes Urheberrecht ausnützen können. Folglich bleibt der Kunst nichts übrig, als sich entweder aufzuhängen oder sich auf eigene Faust irgendwie selbst frei zu machen. Im Frohndienst des Kapitalismus kommt sie um alle Würde und allen Verstand. Auch auf den Traum der Sozialisten vom Zukunftstaat darf sich die Kunst nicht einlassen, nicht hoffen, dort könne ihr Freiheit und Glück blühen. Im Sozialismus liegt, genau wie im Kapitalismus, ein unkünstlerisches und sogar ein widerkünstlerisches Prinzip. Die Kunst, das vornehmste Mittel der Auswahl, ist ihrer Natur nach aristokratisch und widerstrebt aller Gleichmacherei.

Die Kunst steht am Scheidewege. Ihre Lebensfrage ist, wie sie hinauskommt auf das weite Feld der persönlichen und wirthschaftlichen Freiheit. Die Königstochter harret ihres Perseus, der sie vom Unthier des Kapitalismus errettet.

Leo Berg.



Das rothe Ei.

Doktor N.. stellte seine Kaffeetasse auf den Kamin, warf seine Cigarre ins Feuer und sagte: „Lieber Freund, Sie erzählten einst von dem merkwürdigen Selbstmord einer Frau, die durch Angst und Gewissensbisse in den Tod getrieben wurde. Man verdächtigte sie, an einem Verbrechen mitgewirkt zu haben, dessen stumme Zeugin sie gewesen war. Ihre eigene, nie wieder gut zu machende Feigheit erfüllte sie mit Verzweiflung. Dazu kamen beunruhigende Albdrücke, die ihr ihren Gatten vorführten, wie er vor versammeltem Magistrat mit dem Finger auf sie wies, — und dies Alles trug dazu bei, daß sie schließlich die Beute ihrer erregten Empfindsamkeit wurde. Ein unbedeutender Zufall entschied über ihr Schicksal.

Ihr Neffe, der damals noch ein Knabe war, lebte bei ihr. Eines Morgens saß er wie gewöhnlich über seinen Schularbeiten. Sie war auch dort. Der Knabe war im Begriff, einige Strophen des Sophokles Wort für Wort zu übersetzen. Er sprach, während er schrieb, die griechischen und französischen Sätze laut vor sich hin: „κάρα θεῖον . . . göttliches Haupt; Ιοκαστῆς . . . der Jokaste; τέθνηκεν verschied . . . σπῶσα κόμιον . . . indem sie sich das Haar raufte . . . καλεῖ . . . sie ruft . . . Λαΐον νεκρὸν . . . Laïs ist gestorben. Εἰσέδομν . . . wir sahen . . . τὴν γυναῖκα κρεμαστήν, die Frau gehängt.“ Er machte einen Schnörkel, der das Papier durchlöcherte, streckte die Zunge aus, die ganz veilchenblau von Tinte war, und sang dann: ‚Gehängt! gehängt! gehängt!‘ Die Unglückliche, deren Willenskraft untergraben war, gehorchte widerstandlos der Suggestion des Wortes, das sie dreimal gehört hatte. Sie sprang auf, ohne ein Wort zu sagen oder um sich zu blicken, und verschwand in ihrem Zimmer. Einige Stunden später machte der Polizei-Kommissar, den man geholt hatte, um den gewaltsamen Tod konstatiren zu lassen, die Bemerkung: ‚Ich habe viele Frauen gesehen, die Selbstmord begingen. Das ist aber das erste Mal, daß ich eine Frau sah, die sich aufgehängt hat.‘

Man spricht jetzt gern von Suggestion. Dies ist eins der natürlichsten und glaubwürdigsten Beispiele. Ich kann mir nicht helfen: ich mißtraue den Fällen, die uns in den Kliniken vorgeführt werden. Aber daß ein Geschöpf, dessen Willenskraft erstorben ist, allen äußeren Einflüssen gehorcht, ist eine Thatsache, die die Vernunft zugiebt und die Erfahrung uns lehrt. Das Beispiel, das Sie erzählten, ruft mir ein ähnliches ins Gedächtniß zurück, nämlich das meines unglücklichen Freundes Alexandre le Mansel. Eine Strophe des Sophokles tötete Ihre Heldin, ein Satz des Lampride stürzte den Freund, von dem ich erzählen will, ins Verderben.

Le Mansel, mit dem ich auf dem Gymnasium in Avranches auf einer Schulbank saß, glich keinem seiner Kameraden. Er erschien zugleich jünger und älter, als er in Wirklichkeit war. Er war klein und schmächtig und hatte noch mit fünfzehn Jahren Angst vor Allem, was den kleinen Kindern Furcht einjagt. Die Dunkelheit verursachte ihm einen unüberwindlichen Schrecken. Er konnte einen Diener des Gymnasiums, der eine große Geschwulst an seinem Schädel hatte, nicht ansehen, ohne in Thränen auszubrechen. Manchmal aber, wenn man ihn genauer betrachtete, sah er beinahe alt aus. Seine welke Haut, die an den Schläfen tiefe Falten warf, konnte die spärlichen Haare kaum ernähren.

Seine Stirn war glänzend, wie die Stirn eines reifen Mannes. Seine Augen waren ohne Ausdruck: Fremde hielten ihn oft für blind. Sein Mund allein verlieh dem Gesicht Charakter. Seine beweglichen Lippen erzählten zugleich von kindlichen Freuden und geheimen Leiden. Der Klang seiner Stimme war hell und wohltönend. Wenn er seine Aufgaben hersagte, betonte er die Silben nach Zahl und Rhythmus, was uns Andere immer zum Lachen brachte. Während der Pausen betheiligte er sich gern an unserem Spiel und war durchaus nicht ungeschickt dabei, aber er zeigte einen so fieberhaften Eifer und glich so sehr einem Nachtwandler, daß er Einigen von uns eine unüberwindliche Abneigung einflößte. Er war nicht beliebt. Wir würden ihn zu unserem Prügeljungen gemacht haben, hätte er uns nicht durch einen gewissen wilden Stolz und durch seinen Ruf als Musterschüler Respekt eingeflößt. Obgleich er sehr ungleichmäßig arbeitete, war er oft der Erste in der Klasse. Man sagte, daß er nachts im Schlafsaal im Schlafe spreche und daß er manchmal sogar nachtwandle. Aber wohl Niemand von uns hatte es mit eigenen Augen gesehen, denn wir waren damals in dem glücklichen Alter, wo man noch einen festen Schlaf hat.

Lange flößte er mir mehr Verwunderung als Zuneigung ein. Wir wurden ganz plötzlich Freunde auf einem Spazirgang, den wir mit der ganzen Klasse nach der Abtei des Mont-St.-Michel machten. Wir waren barfuß den Strand entlang gegangen; dabei trugen wir unsere Schuhe und unser Brot am Ende eines Stockes und sangen aus voller Kehle. Nachdem wir durch das Ausfallthor gezogen und unser Bündel am Fuße der Michelets niedergelegt hatten, setzten wir uns neben einander auf eins der alten Steingeschütze, die der Nebel und der Sprühregen seit fünf Jahrhunderten aushöhlen. Dort sagte er mir, während er mit den Beinen baumelte und seinen Blick von den alten Steinen zum Himmel emporschweifen ließ: ‚Ich hätte zur Zeit dieser Kriege leben und ein tapferer Ritter sein mögen. Ich hätte die beiden Michelets, ich hätte zwanzig, nein: hundert erobert. Ich hätte alle englischen Kanonen genommen. Ich hätte allein vor dem Ausfallthor gekämpft. Und der Erzengel Michael würde wie eine weiße Wolke über meinem Haupte geschwebt haben.‘

Diese Worte und der singende Tonfall, mit dem er sie hersagte, ließen mich erzittern. Ich sagte zu ihm: ‚Ich wäre Dein Knappe gewesen, Le Mansel. Du gefällst mir. Laß uns Freunde sein.‘ Und ich reichte ihm die Hand, die er feierlich ergriff. Auf Befehl des Lehrers zogen wir unsere Schuhe an. Dann erklomm unsere kleine Truppe die enge Rampe, die zur Abtei führte. Auf halbem Wege, bei einem Feigenbaum, sahen wir die Hütte, wo Tiphaine Raynel, die Witwe Bertrands du Guesclin, in nächster Nähe des gefahrbringenden Meeres gelebt hatte. Die Behausung ist so winzig, daß man sich staunend fragt, ob sie wirklich je bewohnt wurde. Die gute Tiphaine muß wohl eine seltsame kleine Alte oder vielmehr eine Heilige gewesen sein, die nur eine geistige Existenz geführt hat, wenn sie dort wirklich gewohnt haben soll.

Le Mansel breitete seine Arme aus, als wolle er diese himmlische Baracke umarmen. Dann küßte er knieend die Steine, ohne auf das Gelächter seiner Kameraden zu achten, die in ihrer Ausgelassenheit anfingen, ihn mit Kieselsteinen zu werfen. Ich will nicht weiter auf unseren Marsch durch die Zellen, den Kreuzgang, die Säle und die Kapelle eingehen. Le Mansel war ganz geistesabwesend.

Uebrigens berühre ich diese Episode nur, um Ihnen zu zeigen, wie unsere Freundschaft entstand.

Am nächsten Morgen wurde ich im Schlafsaal von einer Stimme geweckt, die mir ins Ohr flüsterte: ‚Tiphaine ist nicht gestorben!‘ Ich rieb mir die Augen und erblickte Le Mansel im Hemd neben meinem Bett. Sehr barsch forderte ich ihn auf, mich schlafen zu lassen, und dachte nicht weiter an diese seltsame Mittheilung.

Von diesem Tage an verstand ich aber den Charakter unseres Mitschülers viel besser; ich entdeckte einen ungeheuren Hochmuth, den ich bis dahin nicht geahnt hatte. Es wird Sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich mit fünfzehn Jahren nur ein schlechter Psychologe war. Aber Le Mansels Dünkel war auch von zu geistiger Art, als daß man ihn auf den ersten Anblick entdecken konnte. Er erstreckte sich auf entfernte Hirngespinste und hatte keine greifbare Gestalt. Trotzdem beeinflußte er alle Gefühle meines Freundes und verlieh seinen verworrenen Ideen einen gewissen Zusammenhang.

Während der ersten Ferien, die auf unseren Spazirgang nach dem Mont-St.-Michel folgten, lud Le Mansel mich ein, seine Eltern, die Landwirthe waren und Besitzungen in St. Julien hatten, auf einen Tag zu besuchen.

Meine Mutter erlaubte es mir erst nach einigem Widerstreben. St. Julien liegt sechs Kilometer von der Stadt entfernt. Nachdem ich eine weiße Weste und eine blaue Kravatte angelegt hatte, machte ich mich eines Sonntagmorgens in aller Frühe auf den Weg.

Alexandre erwartete mich vor dem Hause mit einem kindlichen Lächeln auf den Lippen. Er ergriff meine Hand und führte mich in den ‚Saal‘. Das Haus, das einen halb bäurischen, halb bürgerlichen Eindruck machte, war weder ärmlich noch schlecht gehalten. Trotzdem wurde mir beklommen zu Muth, als ich eintrat, ein solches Schweigen, eine solche Schwermuth lagen über dem Ganzen. Neben dem Fenster, dessen Vorhänge von einer schüchternen Hand ein Wenig zurückgeschoben waren, saß eine Frau, die mir sehr alt schien. Ich stehe nicht dafür ein, daß sie so alt war, wie sie mir damals vorkam. Sie war mager und gelb. Ihre Augen glänzten in den dunklen Höhlen unter den rothen Lidern. Obgleich wir im Hochsommer waren, verschwanden ihr Körper und der ganze Kopf in dunklen Wollgewändern. Aber was ihr einen ganz seltsamen Ausdruck verlieh, war ein Metallreif, der ihre Stirn wie ein Diadem umspannte.

‚Dies ist meine Mutter‘, sagte Le Mansel. ‚Sie hat wieder Migraine.‘

Madame Le Mansel begrüßte mich mit einer klagenden Stimme, und da sie meinen auf ihre Stirn gerichteten Blick wohl bemerkte, sagte sie lächelnd: ‚Junger Herr! Es ist keine Krone, die ich trage; es ist ein magnetischer Reif, um meine Kopfschmerzen zu lindern.‘

Ich versuchte, so gut es ging, zu antworten. Dann zog mich Le Mansel mit sich in den Garten, wo ich einen kleinen, kahlköpfigen Mann erblickte, der gleich einem Gespenst durch die Gänge dahin glitt. Er war so dünn und leicht, daß man befürchten mußte, der leiseste Windstoß könne ihn wegfegen. Seine schüchternen Bewegungen, sein langer, magerer Hals, sein Kopf, der nicht größer als eine Faust war, sein scheuer Blick, sein hüpfender Gang, seine kurzen Arme, die er wie Flügel hob und senkte: das Alles verlieh ihm das Aussehen eines be-

fiederten Thieres aus dem Geflügelreich. Mein Freund sagte mir, daß es sein Vater sei, daß wir ihn aber nicht anreden dürften; er wolle in den Hühnerstall gehen, er lebe nur in Gesellschaft der Hühner und habe bei ihnen die Gewohnheit verlernt, sich mit Menschen zu unterhalten. Vater Le Mansel war inzwischen verschwunden und alsbald hörten wir fröhliches Gluckſen durch die Luft erschallen. Er war in seinem Hühnerhof.

Le Mansel machte mit mir einen Rundgang durch den Garten und erzählte mir, daß ich beim Mittagessen sehr bald seine Großmutter sehen würde. Es sei eine gute Frau, aber man dürfe nicht auf ihre Worte achten, weil sie zuweilen etwas gestört sei. Dann führte er mich in einen entzückenden Hagebuchengang und flüsterte erröthend: ‚Ich habe Gedichte auf Tiphaine gemacht, ich werde sie Dir nächstens vorlesen. Du wirst sehen! Du wirst schon sehen!‘

Es wurde zu Tisch geläutet. Wir gingen in das Speisezimmer. Vater Le Mansel kam nach uns herein; in der Hand hatte er einen ganzen Korb mit Eiern. ‚Achtzehn heute Morgen‘, sagte er mit gluckſender Stimme.

Man setzte einen herrlichen Eierkuchen auf den Tisch. Ich saß zwischen Madame Le Mansel, die unter ihrem Diadem seufzte, und deren Mutter, einer alten Normannin mit rundem Gesicht. Da sie keine Zähne mehr hatte, lachte sie mit den Augen. Sie machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Während wir die gebratene Ente und das Huhn mit der Sahnensauce aßen, erzählte die gute Frau uns amusante Geschichten und ich konnte nicht bemerken, daß sie auch nur im Geringsten geistig gestört sei, wie ihr Enkel mir gesagt hatte. Es kam mir im Gegentheil vor, als ob sie die lustigste Person des ganzes Hauses sei.

Nach dem Essen gingen wir in den kleinen Salon, dessen Nußbaummöbel mit gelbem utrechter Sammet bezogen waren. Eine Uhr prangte zwischen zwei Armleuchtern auf dem Kamin. Auf dem schwarzen Sockel der Uhr lag unter der schützenden Glaskuppel ein rothes Ei. Ich weiß nicht, warum, aber als ich erst einmal das Ei bemerkt hatte, konnte ich nicht umhin, es genauer zu prüfen. Kinder zeichnen sich ja oft durch eine unerklärliche Neugier aus. Ich muß aber auch hinzufügen, daß dies Ei eine ganz besonders prächtige Farbe hatte. Es glich nicht etwa den in Rübensaft getauchten Ostereiern, deren weinrothe Farbe die kleinen Straßenjungen in den Schaufenstern der Obsthändler bewundern. Es erstrahlte in königlichem Purpur. Ich konnte mir nicht versagen, mit der Indiskretion meines Alters eine Bemerkung darüber zu machen.

Vater Le Mansel antwortete mit einem Kikeriki, das seine Bewunderung ausdrücken sollte. ‚Mein junger Herr‘, fügte er hinzu, ‚dies Ei ist nicht gefärbt, wie Sie glauben. Es wurde so, wie Sie es da sehen, von einer ceylonischen Henne in meinem Hühnerstall gelegt. Es ist ein wunderbares Ei.‘

‚Du darfst nicht vergessen, hinzuzufügen, Liebster‘, unterbrach ihn Madame Le Mansel mit klagender Stimme, ‚daß dies Ei am selben Tage gelegt wurde, da Alexandre zur Welt kam.‘

‚Ja, Das ist Thatsache‘, sagte Mansel.

Während des Gespräches warf die Großmutter mir einen spöttischen Blick zu, und indem sie ihre weichen Lippen fest auf einander kniff, machte sie mir ein Zeichen, daß ich nichts von Alledem glauben solle.

‚Hm‘, sagte sie ganz leise, ‚die Hühner brüten auch manchmal Das aus,

was sie gar nicht gelegt haben, und wenn irgend ein boshafter Nachbar ein Ei in ihr Nest gleiten läßt, das ...‘

Ihr Enkel unterbrach sie in heller Wuth. Er war ganz blaß und seine Hände zitterten. ‚Höre sie nicht an‘, rief er mir zu, ‚Du weißt ja, was ich Dir gesagt habe. Höre sie nicht an! ... Es ist Thatsache‘, wiederholte er, während er mit seinen runden Augen nach dem purpurfarbigen Ei schielte.

Meine späteren Beziehungen zu Alexandre Le Mansel bieten nichts Nennenswerthes. Mein Freund sprach oft mit mir über seine Gedichte an Tiphaine, aber er zeigte sie mir niemals. Uebrigens verlor ich ihn bald aus dem Auge. Meine Mutter schickte mich zur Beendigung meiner Studien nach Paris. Dort machte ich meine beiden Examina und studirte Medizin. Während ich an meiner Doktorarbeit schrieb, erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, in dem sie mir mittheilte, daß der arme Alexandre sehr krank gewesen und daß er nach einer entsetzlichen Krisis furchtsam und krankhaft mißtrauisch geworden sei; übrigens sei er ganz harmlos und zeige trotz der vernichteten Gesundheit und dem gestörten Verstand außergewöhnliche Fähigkeiten für Mathematik. Diese Neuigkeit überraschte mich nicht allzu sehr. Oft, wenn ich die Nervenstörungen studirte, kam ich in Gedanken auf meinen armen Freund aus St. Julien zurück und stellte ganz unwillkürlich fest, daß das Kind einer Migrainekranken und eines rheumatischen Idioten von einer allgemeinen Lähmung bedroht war.

Der Anschein gab mir zuerst nicht Recht. Wie man mir aus Avranches mittheilte, erlangte Alexandre Le Mansel im Mannesalter seine normale Gesundheit wieder und gab sichere Beweise einer großen Intelligenz. So brachte er es in seinen mathematischen Studien sehr weit und schickte sogar der Akademie der Wissenschaften die Lösung mehrerer noch nicht gefundenen Gleichungen, die man eben so elegant wie richtig fand. Er war durch seine Arbeiten sehr in Anspruch genommen und hatte wohl nur selten Zeit, mir zu schreiben. Seine Briefe waren liebevoll, klar und übersichtlich abgefaßt. Ich fand auch nicht das Geringste, was einen Nervenarzt argwöhnisch machen konnte. Aber bald schlief unsere Korrespondenz vollständig ein und während der folgenden zehn Jahre hörte ich überhaupt nichts mehr von ihm.

Ich war im vorigen Jahre sehr überrascht, als mein Diener mir Le Mansels Karte brachte und sagte, daß der Herr im Vorzimmer warte. Ich war in meinem Arbeitzimmer und verhandelte über einen sehr wichtigen geschäftlichen Fall. Trotzdem bat ich meinen Kollegen, mich einen Augenblick zu entschuldigen, und eilte, meinen alten Kameraden zu begrüßen. Ich fand ihn sehr gealtert, kahlköpfig, blaß und abgezehrt. Ich reichte ihm den Arm und führte ihn in den Salon.

‚Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen‘, sagte er. ‚Und ich habe Dir viel zu erzählen. Ich bin unerhörten Verfolgungen ausgesetzt. Aber ich bin muthig und werde tapfer kämpfen. Ich werde über meine Feinde triumphiren.‘

Diese Worte beunruhigten mich, wie sie jeden anderen Nervenarzt an meiner Stelle beunruhigt haben würden. Ich entdeckte Symptome einer Ueberreiztheit, von der mein Freund durch erbliche Belastung stets bedroht gewesen war und die man für gehemmt gehalten hatte.

‚Lieber Freund, wir sprechen noch über das Alles‘, sagte ich zu ihm.

‚Bleibe einen Augenblick hier, ich muß nur noch eine Angelegenheit erledigen. Nimm ein Buch und unterhalte Dich so lange damit.‘

Sie wissen, daß ich viele Bücher habe und daß in meinem Salon drei Mahagoniborte stehen, die ungefähr sechstausend Bände enthalten.

Warum mußte mein unglücklicher Freund gerade das Buch nehmen, das ihm schädlich war, und warum mußte er es gerade auf der verhängnißvollen Seite aufschlagen? . . .

Ich konferirte ungefähr zwanzig Minuten mit meinem Kollegen und ging dann, nachdem ich ihn verabschiedet hatte, in den Salon, wo ich Le Mansel zurückgelassen hatte. Ich fand den Unglücklichen in dem furchtbarsten Zustand wieder. Er schlug auf ein offenes Buch, das vor ihm lag und in dem ich eine Uebersetzung der Geschichte des Augustus erkannte. Und er deklamirte mit lauter Stimme den Satz des Lampride: ‚Am Tage der Geburt des Alexander Severus legte ein Huhn, das dem Vater des Neugeborenen gehörte, ein rothes Ei. Das war eine Hindeutung auf den kaiserlichen Purpur, der das Kind bekleiden sollte.‘

Seine Erregung steigerte sich zur Wuth. Er schäumte, er schrie: ‚Das Ei, das Ei meines Geburtstages! Ich bin Kaiser! Ich weiß, daß Du mich töten willst. Schurke, komm mir nicht zu nah!‘ Er ging ein paar Schritte, dann sagte er, indem er mit geöffneten Armen auf mich zuschritt: ‚Mein Freund, mein alter Kamerad, sag, was soll ich Dir schenken? Kaiser! Kaiser! Mein Vater hatte Recht! Das purpurfarbige Ei . . . Ich muß Kaiser sein. Schurke, warum versteckteſt Du das Buch vor mir? Ich werde dieses Verbrechen als Hochverrath bestrafen lassen . . . Kaiser! Kaiser! . . . Ja, Das ist meine Aufgabe. Vorwärts! Vorwärts!‘

Er ging. Vergebens versuchte ich, ihn zurückzuhalten. Er entwischte mir. Sie kennen den Schluß. Alle Zeitungen erzählten, wie er sich, nachdem er mich verlassen hatte, einen Revolver kaufte und dem Posten, der ihm den Eingang in den Präsidentenpalast versperren wollte, eine Kugel in den Kopf jagte.

So bewirkte ein Satz, der im zweiten Jahrhundert von einem lateinischen Schriftsteller geschrieben wurde, den Tod eines unglücklichen Franzosen. Wer wird je das Gewebe von Ursachen und Wirkungen entwirren? Wer kann sich rühmen, bei der Vollendung irgend einer Handlung zu sagen: Ich weiß, was ich thue? . . . Das lieber Freund, ist Alles, was ich Ihnen erzählen wollte. Das Uebrige interessirt nur die medizinische Statistik und läßt sich kurz abmachen. Le Mansel, den man in eine Irrenanstalt gebracht hatte, war vierzehn Tage lang das Opfer einer wüthenden Raserei. Dann verfiel er in vollständigen Schwachsinn und während dieser Zeit wurde er so gefräßig, daß er sogar das Bohnerwachs verschlang, das zur Polirung des Fußbodens benutzt wurde. Vor drei Monaten erstickte er an einem Schwamm, den er verschluckt hatte."

— —

Der Doktor schwieg und zündete sich eine Cigarette an. Nach kurzem Schweigen sagte ich:

„Das war eine schreckliche Geschichte, die Sie uns da erzählt haben."

„Ja, sie ist schrecklich", erwiderte der Doktor, „aber sie ist wahr. Jetzt möchte ich ein Gläschen Cognac."

Paris. Anatole France.



Die deutsche Sprache in Belgien.

Bis auf den heutigen Tag ist die Thatsache in Deutschland wenig bekannt, daß das deutsche Sprachgebiet sich auch über einen Theil von Belgien erstreckt und folglich das Deutsche neben dem Vlämischen und Französischen die dritte Nationalsprache Belgiens ist. Die Länderabgrenzung des Wiener Kongresses und die spätere Auseinandersetzung Belgiens mit Holland haben dem heutigen Königreich einen nordöstlichen und einen südöstlichen Zipfel deutschen Sprachgebietes gelassen, und zwar in Limburg (Provinz Lüttich) und in Luxemburg. Das deutsche Belgien zerfällt daher in zwei Gruppen, die limburger und die luxemburger. Dazwischen liegen wohl zwanzig Meilen wallonischen Sprachgebietes. Der limburger Theil zieht sich an der politischen Grenze von Eupen bis Aachen hin. Er umfaßt elf Dörfer und fünfzehntausend Einwohner, ursprünglich Vlamen, die durch deutsche Geistliche verdeutscht worden sind. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt nämlich das aachener Domkapitel das Kollationrecht über den vlämisch sprechenden Theil des Herzogthumes Limburg, der bis an die Eifel reichte. Deutsche Geistliche erhielten die vlämischen Pfarreien, Gottesdienst und Schulunterricht wurden deutsch und zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Sieg des Deutschen entschieden. Das Volk sah nicht mehr das Vlämische, sondern das Deutsche als Schriftsprache an und die nächste Generation sprach es bereits als Muttersprache. Freilich war Das nur durch die nahe Verwandtschaft beider Sprachen möglich. Noch heute nähert sich die Mundart des Landes viel mehr der vlämischen als der hochdeutschen Sprache; sie ist überwiegend niederdeutsch und die wenigen hochdeutschen Bestandtheile sind der Einbürgerung des Deutschen als Schriftsprache zuzuschreiben. Viel bedeutender als diese limburgische ist die luxemburgische Gruppe. Sie umfaßt zweiundzwanzig Gemeinden und fünfunddreißigtausend Einwohner, nimmt die Kreise Arel und Metzig fast vollständig und außerdem einzelne Ortschaften der Kreise Feiteler und Vielsalm ein. Oestlich bildet das Großherzogthum Luxemburg, südlich Frankreich die Grenze; westlich und nördlich stoßen diese Deutsch-Belgier an die Wallonen der belgischen Provinz Luxemburg. Außer im Osten sind sie also überall von Welschen umringt und von je her dem wallonischen Andrange ausgesetzt gewesen. Daraus erklärt sich, daß im Luxemburgischen die Verwelschung größere Fortschritte gemacht hat als im Limburgischen. Immerhin bildet der Ardennenwald einen natürlichen Schutzwall; und wie sehr sich auch im Innern das deutsche Bewußtsein abgeschwächt hat, so ist der äußerliche Verlust des Deutschthums im Laufe der Jahrhunderte doch auf ein halbes Dutzend Ortschaften beschränkt geblieben.

Im Gegensatz zu den limburger Deutsch-Belgiern sind die luxemburgischen Deutsche von Haus aus. Ihr Dialekt ist hochdeutsch, nämlich mittelfränkisch, und unterscheidet sich nur wenig von dem Dialekt, der im Großherzogthum herrscht. Seine Reinheit ist allerdings durch viele französische Wörter, die sich allmählich eingebürgert haben, getrübt. Die Hauptstadt des Landes und zugleich der belgischen Provinz Luxemburg ist Arel mit achttausend Einwohnern, bekannter unter dem französirten Namen Arlon. Diese welsche Form hat sich zu Anfang des Jahrhunderts sogar in deutsche Bücher und Zeitungen eingeschlichen und ist von deutschen Geographen und Geschichtschreibern aufgenommen worden. Der

allein beglaubigte und geschichtlich begründete Name ist aber der urdeutsche Arel und er wird auch, in Folge eines Vorschlages des amtlichen Ausschusses für Rechtschreibung der belgischen Ortsnamen, nächstens offiziell angenommen werden. Uebrigens sind deutsche Orte, deren Name französirt ist, hier gar nicht selten. Ich erwähne nur Luxemburg selbst, das seine heutige Form dem französischen Luxembourg verdankt, eigentlich aber Lützelburg heißen sollte.

Die älteste Namensform der Hauptstadt Deutsch-Belgiens, Orolaunum, ist keltisch. Daß das Land ursprünglich von Kelten bewohnt war, erhellt auch aus den zahlreichen auf acum endigenden Ortsnamen, wie zum Beispiel Törnich (Tornacum), Metzig (Maxentiacum) und aus einem Bericht des Heiligen Hieronymus. Im Laufe des fünften Jahrhunderts eroberten die Germanen das Land. Sie drangen bis an den Ardennenwald vor und begannen, eifrig zu roden. Eine ganze Reihe von Ortschaften, Attert, Bonnert, Metzert, Almeroth, Luxeroth mit den charakteristischen Namensendungen ert und roth (rode) lassen diese Entstehungzeit bestimmt erkennen. Die Umgegend Arels wurde von Trier aus dem Christenthum gewonnen. Sie bildete im zehnten Jahrhundert eine eigene Markgrafschaft, die mit dem Herzogthum Limburg verbunden war, jedoch im Jahre 1212 durch die Heirath Walrams mit Irmesinde, Gräfin von Luxemburg, an die gräfliche Dynastie dieses Landes überging. Die deutsche Sprache in Belgien hatte davon keinen Nutzen; sie theilte fortan die Geschicke der deutschen Sprache im Großherzogthum und dort wurde seit dem zwölften Jahrhundert das Französische nicht nur die Verkehrssprache der höheren Kreise, sondern auch die Urkundensprache. Daß das kleine Grenzländchen sich von Frankreich bevormunden ließ, ist an und für sich erklärlich. Dazu kam aber auch noch das allgemeine Uebergewicht des Französischen zu Anfang des Mittelalters in ganz Mitteleuropa. Es war die Verkehrssprache der höfischen Kreise und der gesammten Ritterschaft und wurde nach Verdrängung des Lateinischen sogar Urkundensprache, selbst auf deutschem Boden. Außerdem gelangte die Grafschaft Luxemburg im Jahre 1136 in den Besitz der wallonischen Grafen von Namur. Heinrich der Blinde von Namur, der sechzig Jahre über die Grafschaft herrschte, und seine Tochter Irmesinde, die ihm folgte, verstanden höchst wahrscheinlich kein Deutsch. Alle luxemburgischen Herrscher des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts waren mehr französische als germanische Fürsten. Von Heinrich dem Siebenten, dem Luxemburger, der auf den deutschen Kaiserthron erhoben wurde, berichtet Albertino Mussato, seine gewöhnliche Sprache sei die französische gewesen; keine einzige Urkunde dieses Kaisers ist deutsch verfaßt; selbst die Protokolle seines geheimen Rathes und die Rechnungen seines Hauses sind französisch. Natürlich folgen die Unterthanen dem Beispiel der Herrscher; sie liegen ganz im Bann der feineren Kultur des Nachbarlandes. Deutsche Städte wie Arel und Luxemburg verfassen französische Urkunden, eben so die adeligen Geschlechter. Erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts tritt eine Reaktion ein. Die gräfliche Regirung, die Städte und Privatpersonen bedienen sich fast ausschließlich der deutschen Sprache. Von 1356 bis 1457 herrscht sie in allen uns erhaltenen amtlichen und privaten Urkunden. Das Französische kam erst wieder zur Geltung, als das Land unter das Szepter von Burgund kam. Ein großer Theil des Adels widersetzte sich, als Elisabeth von Görlitz ihre Rechte am Herzogthum auf Philipp den Guten übertrug; es kam

zum Kriege zwischen dem französischen Herrscher und dem deutschen Ritterthum; und in diesem Kriege trat zum ersten Mal der uralte Gegensatz zwischen Deutsch und Welsch in aller Schärfe auf. Das Feldgeschrei der Luxemburger war: Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben. Vom Deutschen Reich im Stich gelassen, unterlag aber die deutsche Partei nach hartnäckigem Kampf und das Französische hielt wieder seinen siegreichen Einzug. Die Centralverwaltung wurde französirt und das Deutsche erhielt sich nur in der lokalen Verwaltung und in Privaturkunden. Als das Land der österreichischen Regirung im Jahre 1713 anheimfiel, hätte man erwarten können, daß Das dem Deutschen zu Gute kommen würde; aber das Gegentheil trat ein. Das Französische wurde ausschließlich gebraucht.

Die schlimmste Zeit brach aber mit dem Jahre 1830 herein. Einer der ersten Schritte der provisorischen Regirung war ein Sprachenerlaß, durch den das Französische als die Amtssprache des neuen Königreiches proklamirt wurde. Die Unterdrückung der germanischen Sprache wurde mit den Dialektverschiedenheiten im Vlämischen und Deutschen motivirt. Das war ein Vorwand, der seitdem von den Wallonen häufig geltend gemacht worden ist. Zwar hütete sich der für die Ausarbeitung der Verfassung einberufene nationale Kongreß, den ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache zur Verfassungbestimmung zu machen; er gestand vielmehr jedem belgischen Bürger den freien Gebrauch seiner Muttersprache ausdrücklich zu. Thatsächlich wurde die jedem Bürger gegebene Freiheit, sich einer beliebigen der drei Nationalsprachen des Landes zu bedienen, vollständig illusorisch und ist es in Deutsch-Belgien bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Regirung war nicht einmal gebunden, die anders sprechenden Landestheile mit sprachkundigen Beamten zu versehen. In der That überschwemmte sie das ganze Land mit wallonischen Beamten. Nie gebrauchte sie eine andere Sprache als die französische; das Beamtenthum that das Selbe und so setzte sich denn trotz der Verfassung ein alleiniger französischer Sprachgebrauch fest. Dazu kam im Jahre 1839 die Abtrennung des heutigen Großherzogthumes Luxemburg von Belgien, die sehr ungünstig wirkte. Selbst aus den lokalen Verwaltungen wurde die deutsche Sprache verdrängt; ihr blieb nur der häusliche Herd und die Straße. Nur dem Umstand, daß sie in der Schule geduldet und von den Kanzeln weiter deutsch gepredigt wurde, ist es zuzuschreiben, daß die deutsche Sprache in Belgien vor dem vollständigen Untergang bewahrt blieb. Die Erhaltung der deutschen Muttersprache, die ja den denkbar besten Wall gegen den skeptischen Geist der französischen Kultur bildete, lag im Interesse der Kirche. Systematisch ist die Verwelschung von der belgischen Regirung zwar nie betrieben worden, aber alle amtlichen Kundgebungen erfolgten in französischer Sprache und das in den Grenzdörfern zahlreich lebende Beamtenthum wurde der wichtigste Träger der Verwelschung. Gerade, daß seit 1830 in Belgien die deutsche Sprache nicht direkt angegriffen worden ist, daß man sie fortleben ließ, ohne Etwas für oder gegen sie zu thun, ist ihr vielleicht am Nachtheiligsten gewesen. Im Kampfe hätte sich das deutsche Bewußtsein gekräftigt; so ist es allmählich eingeschlafen. Man verkehrte mit den welschen Beamten in französischer Sprache und ließ sich ruhig gefallen, daß man vom Staate wie von der Provinzial- und Gemeindeverwaltung nur französische Papiere ins Haus geschickt bekam. Französisch lernte man noch dazu schon in der Elementarschule eben so viel, wenn nicht mehr als

Deutsch und die Erziehung in den höheren Schulen des Landes war französisch: so wurde die Kenntniß der deutschen Sprache beim Volk wie bei den Gebildeten immer geringer. Deutsch wurde allerdings noch von Allen verstanden, aber die Allerwenigsten waren im Stande, es richtig zu schreiben oder zu sprechen, und ein Deutsch-Belgisch, ein Mittelding zwischen Mundart und Schriftsprache mit stark französischem Anstrich, entstand, das man noch heute in den deutsch-belgischen Zeitungen antrifft und auch in der Kirche hören kann. Nur auf dem Lande blieben die Verhältnisse günstiger. In Folge des starken Zuflusses wallonischer Elemente verlor die Stadt Arel ihren deutschen Charakter fast vollständig, das Deutsche wurde aus der Gemeindeverwaltung, aus der Schule und selbst zur Hälfte aus der Kirche verdrängt. Deutsch-Belgien besitzt heute drei deutsche Zeitungen: Die „Fliegende Taube", das „Freie Wort" und die „Areler Zeitung", die allerdings auch über die Grenze hinaus und von den in den großen belgischen Städten zahlreich ansässigen Reichsdeutschen gelesen werden. Diese haben auch ein eigenes Organ, das in Brüssel erscheinende „Deutsche Blatt für Belgien". Eine in zwangloser Reihenfolge, vorläufig höchstens einmal jährlich erscheinende Zeitschrift: „Deutsch-Belgien", das Organ des Deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien, ist jetzt gegründet worden. Die neue Zeitschrift „Germania" will eine Annäherung zwischen den Vlamen und Reichsdeutschen anbahnen; sie erscheint zur Hälfte in deutscher Sprache. In den Preßverhältnissen ist also neuerdings eine günstige Wendung eingetreten und im Allgemeinen hat sich durch die Thätigkeit des deutsch-belgischen Vereins Vieles gebessert. Wie steht es nun heute um den Unterricht in der deutschen Sprache?

Im Elementarunterricht wird, wie bereits gesagt, in allen deutsch-belgischen Dörfern Deutsch und Französisch gelehrt und zwar gleichzeitig: eine ganz widersinnige Unterrichtsweise. Der deutsche Unterricht liegt in schlechten Händen. Die deutschen Lehrer und Lehrerinnen werden in französischen Normalschulen ausgebildet und daher fehlt ihnen die nothwendige speziell deutsche Vorbildung. Dazu wäre eine eigene Bildunganstalt erforderlich, die jedoch von der jetzigen Regirung schwerlich zu erlangen sein wird. Genaue Vorschriften über die Rangordnung des Deutschen und Französischen im Elementarunterricht bestehen nicht. Bei dem herrschenden System der Decentralisirung ist die Sorge um die Volksschulen den Gemeindeverwaltungen in die Hände gegeben und diese lassen meistens einfach den Lehrer schalten und walten, wie er will. Bis vor Kurzem hatte das Französische durchgängig den Vorrang; erst in letzter Zeit ist durch die Bemühungen des deutschen Vereins, dem die meisten Lehrer angehören, eine Verschiebung eingetreten. In Bezug auf den mittleren Unterricht erster Stufe ist schon seit Jahren für die Lehrer der deutschen Sprache eine Prüfung eingerichtet worden, die einen deutschen Aufsatz, die Grammatik und Erklärung deutscher Autoren und die Grundzüge der Literaturgeschichte und der historischen Grammatik umfaßt. Dadurch wird mit der Zeit ein guter Lehrkörper herangebildet werden können. Abtheilungen für moderne Sprachen sind in den betreffenden Normalschulen zwar gesetzlich eingerichtet, aber bis heute noch nicht praktisch wirksam geworden. Sehr viel wird von den Lehrern der deutschen Sprache für den mittleren Unterricht zweiter Stufe (Gymnasialunterricht) verlangt. Sie müssen Doktoren der germanischen Philologie sein und haben eine Prüfung abzulegen, die unter An-

derem eine deutsch geschriebene Dissertation, die Kenntniß der altgermanischen Dialekte und der gesammten Literaturgeschichte fordert. Ihre Ausbildung erhalten die Kandidaten auf der Universität, wo eine besondere Abtheilung für germanische Philologie eingerichtet ist. Sie beginnen mit praktischen Uebungen, Autorenerklärung und so weiter und gelangen stufenweise bis zur historischen Grammatik, den älteren deutschen Sprachen und dem eingehendem Studium der Literaturgeschichte. Dieses wissenschaftliche Programm scheitert nur vorläufig daran, daß die genaue Kenntniß der lebenden Sprache, die dem Antritt der Universitätstudien vorangehen sollte, durchgängig fehlt. Auch ist die Schülerzahl sehr klein, da der Staat von den hundertundvierzig Gymnasien des Landes nur zwanzig besitzt und jährlich kaum einen Lehrer der deutschen Sprache anstellt. Die übrigen hundertundzwanzig Anstalten sind fast ausschließlich in Händen des Klerus, der, ohne in den Anstellungbedingungen des Personals, in der Unterrichtsweise u. s. w. irgendwie gebunden zu sein, alle Vorrechte der staatlichen Gymnasien besitzt. In diesen freien Schulen herrschen geradezu primitive Zustände und der modernsprachliche Unterricht liegt besonders im Argen. Die Zahl der staatlich diplomirten Lehrer ist also im Vergleich mit der der freien Lehrer der katholischen Schulen, die gar keine Vorbildung erhalten, verschwindend klein. Auch fehlt es an jeder pädagogischen Ausbildung. Die seit Jahren geforderte Einführung des Probejahres ist noch nicht zur That geworden. Endlich haben die Erfolge der vlämischen Bewegung in Belgien den deutschen Unterricht stark beeinträchtigt. Wo es nur anging, besonders in den wallonischen Landestheilen, haben die Vlamen die deutsche Sprache verdrängt und ihre eigene Sprache an deren Stelle gesetzt. Zu bewundern ist dabei, daß die Wallonen sich eine Sprache aufzwingen lassen, mit der sie außerhalb Belgiens absolut nichts anfangen können.

Zum Schluß möchte ich noch ein Wort über die neuste deutsche Bewegung in Belgien sagen, wenn man die bescheidenen Bemühungen des im Jahre 1893 zu Arel gegründeten Vereines so nennen kann. Im Innern Deutsch-Belgiens hatte die Verwelschung so stark um sich gegriffen, daß es hohe Zeit war, an Gegenwehr zu denken. Dem anfänglich mit den größten Schwierigkeiten kämpfenden deutschen Verein ist es nach Jahren stillen Wirkens geglückt, das deutsche Bewußtsein in Belgien aufzurütteln. Jährliche Versammlungen, populäre Vorträge, namentlich über das deutsche Volkslied, dieses ausgezeichnete Propagandamittel, deutsche Volksbüchereien, ein freier öffentlicher Lehrkursus der deutschen Sprache in Arel, Verbreitung deutscher Zeitungen u. s. w. waren die Mittel, die der Verein anwandte. Seine Mitgliederzahl beträgt hundert und seine Existenz scheint jetzt gesichert. Den größten Wurf that er vor einem Jahre, als das vlämische Sprachgesetz erörtert wurde. Er veranstaltete eine Massenpetition des deutsch-belgischen Volkes zu Gunsten gleicher Rechte für die deutsche und vlämische Sprache, die vorläufig freilich resultatlos blieb. Einige kleinere amtliche Erfolge hat der Verein immerhin zu verzeichnen. Auch hat die deutsch-belgische Belletristik mit einem kürzlich erschienenen Drama von Ph. Bourg: Papst und Fürst (Verlag von Pierson, Dresden) einen erfreulichen Anfang gemacht. Von wissenschaftlichen Werken, die nicht mehr, wie es früher üblich war, französisch, sondern deutsch geschrieben sind, giebt es aus den letzten zwei Jahren etwa ein halbes Dutzend.

Lüttich. Professor Dr. Heinrich Bischoff.



Bismarckfeier.

Des Großstadttrubels mehr als müde,
Saß schon seit Jahren in der stillen
Matthaeikirchstraßeinsamkeit
Der alte Rath, der alte Eggeling,
Ein Aufrecht, der mit seiner Bismarckliebe
Vorm Adel und vor Orden sicher war.
Hier, wo noch, wie zu Büchsels Zeit,
Das grüne Gras und Hirtentäschelkraut
Auf Straßendamm und Bürgersteigen
Sich ungestört des Daseins freuen,
Wo rings die Ruhe so gebietend herrscht,
Daß selbst beherzten Extrablattverbreitern
Der Lockruf auf den Lippen stirbt,
Vermögen noch Gebildete,
Die schlicht in Gott und Goethe leben,
Sich in Berlin und die Berliner
Mit Fassung und Geduld zu schicken.
Es war ein grauer Sonntagsmorgen,
Als schicksalsschwer von Friedrichsruh die Kunde kam:
Der Fürst ist tot!
So stand es schwarzumrandet auf dem breiten,
Vom Druck noch feuchten Zeitungblatt,
Das scheuen und besorgten Blicks
Die treue Seele von Marie
Dem alten Rath ins Zimmer brachte.
Ein Blick aufs Blatt! „Herr Gott im Himmel! Wer?
Wie? Wer? . . . Der Fürst? . . . Mein Bismarck? . . .“
Fürst Bismarck, ja! . . . Der Fürst ist tot! . . .
Und schweigend wandte sich der gute Hausgeist ab,
Schlich sacht auf Zehen aus dem Trauerzimmer
Und drückte leise dann die Thür ins Schloß.
Und still und stumm und tief war drin der Schmerz.
Ein weher Tag!
Und wieder wars Hochsommerzeit
Und wieder jährte sich der letzte Juli,
Der für den feinen alten Rath
Ein Feiertag wehmüthigen Gedenkens
An den geliebten Chef geworden war.
Er war im Amt ihm nah gewesen,
War all die neidenswerthe Zeit
Von Siebzig und von Einundsiebzig
In seinem Stabe mitgegangen
Und hatte dann beim Kampf im Reich
Im sichern Schatten seines Herrn geholfen.

Und was fürn Herr war Dieser Held!
Ein Mann von Eisen, Guß aus einem Stück!
Und doch —: der Bismarck, den er keusch verborgen
Im Innern seines Herzens hegte,
War ein G.bild von anderm Stoff.
Nicht wars der stolze Halberstädter,
Der Meister nicht im Parlament,
Auch nicht der Leiter in der Politik der Welt,
Der mit der Hand nur langte und schon lenkte —:
Sein Bismarck war der feine Mann
Im schwarzen Hausrock, mit der weißen Binde,
Der zart ums kränkelnde Gemahl sich mühte,
Von ihrer leichten Hand sich willig
Die Sorgen aus der Stirne streichen ließ
Und dann beim gern gegönnten Pfeifchen
Und gut gemessnen Kruge Pschorr
Im Kreis der Trauten und Getreuen
Die Händel dieser Welt verlachte.
Sein Bismarck war der gütige Gebieter,
Der nicht zu trocknen Aktenächzern
Die Helfer um sich her erzog,
Der mit Fritz Reuter, einem Sassenwort,
Mit einem Vers aus Vater Porst
Die trüben Wolken auseinanderblitzte,
Und wenn ein widrig Schicksal wen betroffen,
In seinen Zuspruch seine Seele legte.
Das war sein Fürst!
Und heiter trat der alte Eggeling
Zum großen Bücherbrett hinüber,
Wo von und über Bismarck Alles aufgestapelt war.
Da stand die lange Reihe seiner Reden.
Er rührte heute nicht an ihnen.
Wohl aber nahm er aus dem obern Fache
Den abgegriffnen Band der Bismarckbriefe.
Im Armstuhl saß er nun und las die lautern,
Ihm längst geläufigen Episteln.
Und Sonne kam in sein Gesicht,
Froh dehnte sich das Herz, die Brust ward weiter
Und er genoß in vollen Zügen
Des Schreibers reine, reife Kunst.
So las er sich die Gegenwart vom Herzen,
Und als der Abend ihn dann überraschte,
Als Hand und Buch hernieder sank,
Schloß er mit einem Blick der Liebe
Aufs lebensvolle Lenbachbild
Die traulich stille Bismarckandacht.

Hugo Julius.

Der stettiner Hypothekenprozeß.

Raubmörder und Engelmacher sind interessante Persönlichkeiten. Wird ihnen der Prozeß gemacht, so begleitet ihn die regste Theilnahme der Menge. Bankierprozesse sind dagegen meist langweilig. Niemand beachtet sie. Wenn der Erfolg das Recht bestimmt, dann ist Graf Arnim, der Vorsitzende des Aufsichtrathes der National-Hypotheken-Kredit-Gesellschaft zu Stettin, ein unschuldiges Knäblein und seine meisten Kollegen in der Verwaltung dieses Institutes sind uneigennützige Menschenfreunde. Wer seine Kenntniß der Verhältnisse der genannten Genossenschaft nicht nur aus den Prozeßakten und dem Verlauf der Verhandlung geschöpft hat, weiß es besser. Freilich hätte er nicht Gutsbesitzer und Bureaukraten auf die Anklagebank gesetzt, sondern die königlich preußische Regirung, die an der Gründung der stettiner Gesellschaft und an der Art ihrer Verwaltung schuldig ist. Diese Regirung ist sich ihrer Schuld, die ihr schon oft mit feurigen Zungen gepredigt wurde, aber gar nicht bewußt; denn sonst hätten ihre Vertreter im Bundesrath nicht das früher begangene Versehen durch Ausnahmebestimmungen des neuen Reichshypothekenbankgesetzes abermals sanktionirt. Ruinöse Statuten werden auch weiterhin gestattet.

Man sollte meinen, daß die Rathsherren bei der Heimkehr vom Rathhause klug geworden seien. Aber ihr Wahn ist der alte; und auch im Lande bleibt Alles beim Alten. Darum muß endlich öffentliche Anklage gegen das System erhoben werden, das die Mißwirthschaft der stettiner Genossenschaft auf dem Gewissen hat: das System der Gewährung landwirthschaftlichen Realkredits in Preußen. Zu der Zeit, da Preußen ein Ackerbaustaat war und noch keine Hypothekenbanken bestanden, waren landwirthschaftliche Realkreditverbände am Platze. Sie haben zwar in Kriegszeiten böse Tage durchgemacht und die Leute, die ihre Schuldverschreibungen als das sicherste Anlagepapier erworben hatten, mußten mehrfach auf einen Zinsgenuß verzichten. Das staatliche Privilegium wurde als eine Schutzwehr angesehen, die allerdings versagte, sobald sie sich bewähren sollte. Leider ist eine Geschichte der preußischen Landschaften, die über die Funktionen dieser Institute helles Licht verbreiten könnte, noch nicht geschrieben. Als sich die Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat vollzog und die Landwirthschaft, trotz erhöhten Getreidezöllen, immer ungünstiger arbeitete, wurde auch der landwirthschaftliche Grundbesitz entwerthet und, gemäß dieser Entwickelung, die Sicherheit der Beleihungen und der Pfandbriefe, die auf Grund dieser Hypotheken von den Landschaften ausgegeben wurden, arg gefährdet. Die Besitzer konnten oft die Zinsen nicht zahlen und die Güter mußten verkauft oder in eigene Verwaltung genommen werden. Fälle merkwürdiger Ueberschätzungen des Bodenwerthes wurden bekannt, die Landschaften erlitten beträchtliche Verluste und für den Grundbesitz, den sie zu übernehmen genöthigt waren, mußten große Baarsummen aufgewendet werden, um ihn als Wirthschaftobjekt überhaupt nur in Frage kommen zu lassen. Es rächte sich furchtbar, daß die Leute, die Beleihungen nachsuchten, mit Denen identisch waren, die sie zu gewähren hatten. Die Taxen gaben nur zu oft lediglich einen Beweis weitgehender Gefälligkeit; berühmte altpreußische Namen wurden zum Deckmantel frivoler Gewissenlosigkeit.

Die Landschaften haben die Noth, in die sie auf diese Weise gerathen sind,

öffentlich nicht gebeichtet. Eins der schädlichsten unter den vielen Privilegien, mit denen sie bekleidet sind, entbindet sie von einer alljährlichen öffentlichen Rechnunglegung, wie sie konkurrirenden Privatgesellschaften zur Pflicht gemacht ist. Die Regirung mußte von der verderblichen Mißwirthschaft, die seit vielen Jahren andauert, wissen, wenn die Staatsaufsicht, mit der jene Privilegien begründet wurden, nicht völlig versagt hat. Die Staatsregirung hielt und hält aber trotzdem die längst nur noch auf einem Schemen beruhende Fiktion aufrecht, daß die Landwirthschaft allgemein günstige Erträge liefere, daß die Werthschätzung der Güter richtig und unwandelbar sei und daß deshalb sowohl den von den Landschaften ausgegebenen Pfandbriefen als auch den zu ihrer Deckung dienenden Beleihungen landwirthschaftlicher Grundstücke eine unbedingte Sicherheit zuzuschreiben sei. Diese Fiktion wird fortdauernd durch neue Privilegien genährt und gestärkt, und zwar mit um so heißerem Bemühen, je mehr ihre Grundlage zerschmilzt. Die Regirung hat selbst die Gründung von Instituten gefördert, die auf dem System der Landschaften beruhten und den Geldbedarf der in einem Verband vereinigten Grundbesitzer eines beschränkten Bezirks gegen Pfandbriefausgabe zu befriedigen bestimmt waren. Eine solche Gründung — mit dem ausgesprochenen Zweck, der Landwirthschaft eine Stütze zu leihen — ist auch die National-Hypotheken-Kredit-Gesellschaft in Stettin. Für sie wurde die Form der Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht gewählt, die für den beabsichtigten Zweck ungeeignet war. Um ihr künstlich Lebenskraft zu verleihen, wurde durch die Statuten der verhängnißvolle Grundsatz festgelegt, daß Niemand eine Beleihung erlangen könne, der nicht Mitglied der Genossenschaft sei, Das heißt: der nicht die Verpflichtung auf sich nehme, für alle Schulden des Instituts mit seinem gesammten Vermögen einzustehen. Im Allgemeinen werden nur Leute, denen das Messer an der Kehle sitzt, sich einer so lästigen Bestimmung fügen, um eine Beleihung ihres Grundbesitzes zu erlangen. Sie können auch nur über minderwerthige Objekte verfügen; denn sonst stünde es ihnen ja frei, sich mit ihrem Geldgesuch an Hypothekenbanken zu wenden, die ihre Entscheidung lediglich von der Güte der Beleihungsgegenstände abhängig machen, nicht aber von der Geneigtheit der Darlehnsucher, sich persönliche Verpflichtungen aufbürden zu lassen. Die Genossen glaubten, die ihnen zugemuthete Last im Vertrauen auf die Staatsaufsicht, der die Genossenschaft unterstellt war, tragen zu können. Dieses Vertrauen sollte aber bitter getäuscht werden, denn die Regirung machte sich ihre Aufgabe sehr leicht In der kritischen Zeit, wo die Pfandbriefe der Genossenschaft bereits nothleidend geworden waren, stand sie unter der Aufsicht eines jungen Regirungassessors, dessen Streben wahrscheinlich war, nach Berlin in ein Ministerium zu kommen; und diese Sehnsucht sollte bald gestillt werden. Die Sachkenntniß und Energie, die dringend nothwendig waren, um des schwankenden Schiffleins Seetüchtigkeit zu prüfen und es im rechten Fahrwasser zu halten, fehlten dem im Uebrigen sehr strebsamen und liebenswürdigen Regirungassessor vollständig. Seine Hauptaufgabe erblickte er darin, die durch Erfüllung der Haftpflicht oft an den Bettelstab gebrachten männlichen und weiblichen Genossen — die Gleichberechtigung der Geschlechter war nämlich von der Verwaltung der Genossenschaft durchgeführt — durch Aufwand aller Ueberredungkünste zu beschwichtigen. Jeden, der den letzten Generalversammlungen der Gesellschaft im Christlichen Vereinshause

zu Stettin beigewohnt hat, mußte der ganze Jammer sowohl der zum Theil aus den niedrigsten Volkskreisen sich zusammensetzenden Genossen als auch der Pfandbriefbesitzer anfassen. Der Herr Regirungassessor gefiel sich in der Rolle eines höheren Wesens. Mit dem vergnügtesten Lächeln von der Welt, die Hände in den Hosentaschen vergraben, die dicke Cigarre behaglich schmauchend, stolzirte er einher; nur wenn direkte Anfragen an ihn gerichtet wurden, verzichtete er zeitweilig auf den Genuß der Havanna und flötete unter verbindlichen Redensarten die alte Melodie: „Keine Furcht! Alles wird schon gut gehen!

Es ist nicht gut gegangen und konnte nicht gut gehen. Das verhinderte vor Allem das Statut, das der Genossenschaft den Stempel einer agrarischen Wohlthätigkeitanstalt aufprägte, und die unkaufmännische Art, wie die Verwaltung geführt wurde. Das Statut gestattete dem Vorstand, Pfandbriefe ohne Ziel und Maß auszugeben und erst am Schluß des Jahres darauf Rücksicht zu nehmen, daß jeder Pfandbrief durch eine auf den selben Betrag lautende Hypothek gedeckt sein müsse. Natürlich war dieser Zeitpunkt zu spät, um Versehen, die nach dieser Richtung hin begangen waren, wieder gut zu machen. War aber einmal das Unglück geschehen, waren Pfandbriefe verkauft worden, denen jede Unterlage fehlte und die daher nur den Werth eines bunten Formulars beanspruchen konnten, dann konnte der Bestand der Genossenschaft nur noch durch Fälschungen der Bilanz oder durch Rückkauf der überschüssigen, ungedeckten Papiere aufrecht erhalten werden. Die Beschreitung des zweiten Weges wurde durch Mangel an Mitteln manchmal erschwert, manchmal unmöglich gemacht. Bequemer war es, die Geschäftsbücher zu fälschen und über den letzten Tag des Rechnungjahres, den einunddreißigsten Dezember, hinaus offen zu halten, um spätere Eingänge noch auf den Konten des alten Jahres zu verbuchen. So entstanden trügerische Bilanzen.

Die Mitglieder des Vorstandes und des Aufsichtrathes, die alljährlich die Gewinn- und Verlust-Rechnung unterzeichneten und durch Namensunterschrift bekundeten, daß die Geschäfte korrekt geführt seien, sind zum Theil bei ihren Richtern mit der Entschuldigung durchgedrungen, daß sie keine Ahnung von der Buchführung gehabt hätten, also außer Stande gewesen seien, die Bilanz zu prüfen. Wer vorher eine solche Behauptung gewagt hätte, wäre ausgelacht worden. Wie? hätte man gefragt, die Verwalter von Millionen, die Millionen-Kredite beanspruchen und Papiere ausgeben, die an den ersten deutschen Börsen als erstklassige Rentenwerthe gehandelt und notirt werden, sollen ohne Kenntniß der einfachsten Regeln der Buchführung sein? Wer fünf gesunde Sinne hat, kann Das nicht glauben! Der Besitzer eines ganzen Komplexes von Rittergütern und industriellen Betrieben, der dabei ein tüchtiger und gewissenhafter Landwirth und Kaufmann ist, dessen Rath in den wichtigsten praktischen Erwerbsfragen Etwas gilt, der jeden Tag bedeutsame Geldgeschäfte auszuführen gewohnt ist, sollte wirklich nicht mit den verhältnißmäßig einfach angelegten Büchern der Genossenschaft, deren Geschicke er wie ein Diktator bestimmte, Bescheid gewußt haben? Die Geschäftsfreunde des Grafen Arnim, die seit vielen Jahren seine kaufmännischen Eigenschaften kennen, schütteln den Kopf. Aber wenn seine Entschuldigung begründet ist, so erhebt sich die ernstere Frage, wie er mit Zähigkeit an einem Amt festhalten durfte, wenn er die zu dessen Verwaltung nöthigen Fähigkeiten nicht besaß, und wie die Direktoren der stettiner Gesellschaft ihre Stellung bekleiden konnten, ohne

— nach eigenem Geständniß — über die einfachsten kaufmännischen Vorkenntnisse zu verfügen. Unter solchen Umständen war, zumal da der Fluch der Vetternschaft über die Genossenschaft heraufbeschworen wurde, ein Zusammenbruch unvermeidlich.

Trotzdem entschließt sich die Regirung als Aufsichtbehörde nicht, reinen Tisch zu machen. Ihr Verantwortlichkeitgefühl richtet sie nur gegen die Hypothekeninstitute, die sich vorzugsweise mit der Beleihung städtischer Grundstücke beschäftigen, deren Pfandbriefe daher ungleich sicherer sind als die der landwirthschaftlichen Genossenschaften, gegen die Hypotheken-Aktienbanken, die ihren Gläubigern überdies mit einem beträchtlichen Aktienkapital und Reservefonds haften. Alle Protektion der landschaftlichen Realkreditgesellschaften kann deren Solidität aber nicht heben; ihre Grundlage ist längst veraltet und verfault. Und man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können: Einst wird kommen der Tag . . .

Lynkeus.

* * *

Von dem Herrn Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft erhielt der Herausgeber der „Zukunft“ den folgenden Brief:

„In dem ‚Heiße Tage‘ betitelten Artikel Ihrer geschätzten Zeitschrift (No. 42) werden wir mit einem Bronzewaaren-Unternehmen in ‚engste Beziehungen‘ gebracht, unter dem nur die Aktien-Gesellschaft vorm. J. C. Spinn und Sohn verstanden werden kann. Wir bitten, die Berichtigung aufnehmen zu wollen, daß wir mit der genannten Gesellschaft zwar in angenehmen geschäftlichen Beziehungen stehen und sie als Mietherin in unserem Geschäftshause zu begrüßen Gelegenheit haben, daß wir aber weder durch Aktienbesitz noch in sonst einer Weise an dem Unternehmen interessirt sind.“



Notizbuch.

Wer ist die „kaiserliche Regirung“? In dem Erlaß vom dritten August 1871 wird zwar gesagt, daß „die nach Maßgabe der Verfassung und der Gesetze des Deutschen Reiches vom Kaiser ernannten Behörden und Beamten als kaiserlich zu bezeichnen sind“; doch weder dieser Erlaß noch irgend ein Satz der Reichsverfassung lehrt uns, aus welchen Personen die „kaiserliche Regirung“ bestehen mag, deren Haltung und Entschlüsse Graf Bülow den Bundesregirungen in einem Rundschreiben geschildert hat. Dieses Rundschreiben ist vielfach gerühmt, von besonders gefälligen Leuten sogar als „ein Meisterstück diplomatischer Prosa“ gepriesen worden. Der Diplomatenstil steht in üblem Ruf und so mag es gestattet sein, als eine Musterleistung der berüchtigten Gattung einen Brief zu preisen, in dem „Derselbe“ eine große Rolle spielt und andere papierne Blüthen in reicher Fülle zu finden sind. Da giebt es „Gesichtspunkte“, denen „Rechnung getragen wird“, da werden „Ziele verfolgt“, wird „in Mitleidenschaft gezogen, Alles, was dunkel und ganz undurchsichtig ist, „offenbar“ genannt und an den Anfang gleich der erschreckend schöne Satz gesetzt: „Die jüngsten Vorgänge in China haben, wie überall in der civilisirten Welt, so auch in Deutschland in ho-

hem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen." In diesem Stil geht es dann weiter. Politisch ist das Rundschreiben völlig inhaltlos; es wiederholt, was vorher schon in allen Zeitungen stand, zeigt — wohl wider den Willen des Schreibers —, wie mangelhaft die Gesandten über das Wachsen der nationalen Bewegung in China unterrichtet waren, und bemüht sich, den Eindruck der vom Kaiser gehaltenen Reden zu verwischen. Der Kaiser hatte unzweideutig von dem gegen China zu führenden „Krieg" gesprochen, hatte erklärt, er werde eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen habe, und nicht eher ruhen, als bis er in Peking unter den siegreich auf der Stadtmauer wehenden Fahnen den Chinesen den Frieden diktiren könne. Graf Bülow spricht sanfter: vielleicht hat er deshalb so schnell die Zustimmung des Bundesrathsausschusses für auswärtige Angelegenheiten gefunden. Wer sein Cirkular liest, muß glauben, die Chinesen seien ohne den geringsten Grund plötzlich in Raserei verfallen. Das braucht uns heute hier nicht zu bekümmern. Wer aber ist die „kaiserliche Regirung", in deren Namen der Staatssekretär spricht und die ihre Entschlüsse nachträglich den Bundesregirungen zur Kenntniß bringt? Der Reichskanzler, der einzig verantwortliche Beamte, durch dessen Gegenzeichnung die Willensakte des Kaisers nach der Verfassung erst giltig werden, war während der kritischen Zeit nicht in Berlin. Auch der Bundesrath war nicht versammelt. Beide Faktoren haben an den Entschlüssen der „kaiserlichen Regirung" also nicht mitgewirkt... Viele Deutsche müssen von den Verfassungzuständen des Reiches bisher wohl eine ganz falsche Vorstellung gehabt haben. Zweierlei haben sie jetzt gelernt. Erstens: das Deutsche Reich kann, ohne daß Kanzler, Bundesrath und Reichstag befragt werden, mit „Freiwilligen" einen Krieg führen. Zweitens: im Deutschen Reich giebt es eine „kaiserliche Regirung", an der des Reiches Kanzler nicht betheiligt ist, in deren Namen der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes das Wort führt und die von ihr gefaßte und ausgeführte Entschlüsse den Bundesregirungen durch Rundschreiben mittheilen läßt.

* * *

Gegen den am dreißigsten Juni hier veröffentlichten Artikel des Herrn Julius Hart („Tote Kunst") wendet sich der folgende Brief:

Sehr geehrter Herr Harden,

ich bin weder bleicher Asket noch von der Zunft der Aesthetiker noch Künstler, habe mich aber in den „Museumskirchhöfen" immer sehr wohl befunden und war froh, mich in ihnen eine Zeit lang dem „warmen" Leben entrückt zu fühlen. Man muß allerdings den verlockenden Gedanken fahren lassen, dort Surrogate für die Umarmungen lebendiger Aphroditen zu finden; aber warum sucht man denn Surrogate, wo doch das Echte noch in genügender Fülle vorhanden ist? Das wird nur der bleiche Asket thun, der sich vor dem Leben fürchtet und zurückzieht, trotzdem aber sein schwaches Fleisch nicht ganz vergessen kann; und wer dauernd von der „großen Trunkenheit des Liebens und Zeugens" besessen ist, thut deshalb besser, die marmorne Gesellschaft zu meiden, denn: „wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib". Nun schaffen aber doch die Bildhauer von ehedem und von heute nicht nur weibliche Statuen, und zieht man die Konsequenzen jener Theorie, so dürfte ein männlicher Bewunderer des Hermes oder des Apollo von Belvedere wohl kaum der übelsten Nachrede entgehen, eben so wie der Staat selbst, der solche Verderber der Phantasie zur Schau stellt.

Es giebt aber doch wohl eine größere Anzahl von Menschen, die, ohne von der Trunkenheit des Liebens und Zeugens erfüllt zu sein und ohne den Beruf eines

theorielustigen Aesthetikers in sich zu spüren, lediglich im willenlosen Anschauen schöner Bildwerke einen Genuß finden, den ihnen das Leben, die animalische Nähe und die mehr oder weniger äußerliche Berührung mit den Menschen nicht bietet. Denn was bietet sie uns? Zeigt uns das Leben der Menschen wirklich einen ewigen Wechsel? Doch wohl nur den Wechsel des sich drehenden Uhrzeigers, der täglich mit größerer oder kleinerer Geschwindigkeit die verschiedenen Stellen des Zifferblattes passirt. „An zwei Gliedern nur hängt die moralische Welt", sagt Schiller und hätte das „moralische" eben so gut weglassen können. Und das Leben, so weit wir es mit den Augen täglich sehen, sagt wahrhaftig nicht viel Anderes, als daß der faux cul des einen Jahres im nächsten durch den Sackpaletot abgelöst wird oder daß Herr Haby vielleicht im nächsten Sommer ein Elixier erfunden hat, das die loyalen Schnurrbärte schweineschwanzförmig ringelt. Massen von Kleidergestellen wogen an uns vorüber, und wenn etwas Anderes als das Gefühl, diese Behänge voll Stolz zu zeigen, ein Gesicht belebt, so ist es, euphemistisch ausgedrückt, der Hunger oder „die große Trunkenheit des Liebens und Zeugens"; oder wir sehen, wenn es hoch kommt, ein bleiches Streberantlitz, das nach Hofequipagen ausschaut. Das Alles kann vorübergehend interessant sein, den Blick auf Das erweitern, „was die Welt im Innersten sammenhält", aber erhebend ist es nicht und zeigt noch weniger Abwechselung selbst als die unschuldigen Kaffeeorgien der fécondité in den Gärten Rixdorfs. An Interessantem kann man zum Beispiel im „warmen Leben" wahrnehmen, daß die Blindheit des Gottes der verlangenden Liebe ihren sehr guten Grund hatte; sonst würden wohl das Straßenleben wie die Eheschließungen auf ein Minimum herabsinken.

Die Bewegung, das Leben fehlt dem Marmor, es fehlt auch der schönsten Gebirgslandschaft, dem gestirnten Himmel, der endlosen Prairie, der Abendröthe, der ruhigen Meeresfläche, auch der Wasserfall hat nur die einförmige Bewegung der nach dem Erdmittelpunkt strebenden Moleküle; trotzdem freuen wir uns Dessen und finden es schön, ohne daß sich ein Verlangen in uns regt. Wir schauen es willenlos an; und darin beruht die Reinheit des Genusses, — für mich wenigstens. Die selbe reine Genußempfindung flößen auch die höchsten Erzeugnisse menschlicher Kunst ein. Ich verstehe darunter nicht die beinlosen Handlanger der Siegesallee, obgleich die allegorische Bedeutung der Beinlosigkeit eben so fein wie ansprechend ist.

Zweifellos ist das Alexandrinerthum ein Irrweg, der besonders im Lande der Denker und der Gründlichkeit von Vielen beschritten wird, und deshalb ist es auch natürlich, daß dieser Irrweg, rückwärts verfolgt, nicht den richtigen Punkt trifft, sondern nur das Wesen Derer bezeichnet, die ihn zuerst beschritten. Die größte Vollkommenheit bildender Kunst erreichten die Griechen, von denen man nicht sagen kann, daß sie dem realen Leben fern blieben, und für sie war es nicht nur religiöse Kunst. Die zweite hohe Blüthe brachte die Renaissance, und zwar ein Geschlecht, das dem religiösen Geist, dem Alexandrinerthum und der bleichen Askese so fern wie möglich war, das im Gegentheil aus Lebemännern par excellence bestand, die keine Surrogate für lebendige Schönheiten suchten. Trotzdem sind sie des Kunstgenusses fähig gewesen, eben so wie Goethe, der bleiche Asket, als er die Juno Ludovisi aus dem Lande seiner Wünsche in seine nordische Heimath brachte, um sein Haus und Leben zu verschönen ... Man sagt, die Schönheit sei ein Geheimniß. Das heißt, daß eine Definition nicht ihr Wesen trifft, eben so wenig, wie irgend eine andere tiefinnerliche Empfindung durch Worte genau wiedergegeben werden kann. Das immer wieder zu versuchen, ist ein echt alexandrinisches Bemühen.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.

So freue ich mich auch der Pracht wirklicher Kunstwerke, die für mich nicht tot sind, schon weil sie eben dieses Gefühl in mir wecken. Der Gedanke und der Geist, der sie hervorbrachte, schwebte über dem gewöhnlichen Leben und deshalb sind sie zu allen Zeiten wieder durchgedrungen, wie auch der Saisongeschmack sein mochte; und deshalb werden sie sich auch immer dem der Zeit unterworfenen Begehren verschließen, während die reine Anschauung stets von ihnen befruchtet werden wird.

Graf Ernst zu Reventlow.

* * *

Von der Wasserkante wird mir geschrieben:

„Ich hatte endlich Etwas entdeckt, womit ich handeln zu können glaubte: Fischdünger. Auf einem der größten Hochseefischereihäfen stauten sich zuweilen solche Massen von Seefischen an, daß die Händler und Räucherer mit dem besten Willen nicht damit fertig zu werden wußten; so verwandelten sich naturgemäß die überzähligen Fische in Dünger. Mit Hilfe einer fabrikähnlichen Einrichtung wurde dieser Dünger einigermaßen transportfähig gemacht und es fehlte nur noch der starke Mann, diesen neuen Werth umzusetzen. Da ich von je her für das Ideale und Poetische schwärmte, wenn es eine nützliche Seite hatte, so hielt ich mich für diesen starken Mann und ging frisch an die Arbeit. Ich hing meinen Stehkragen an den Nagel, knöpfte meinen Rock bis oben an zu, zog ein Paar langer Miststiefel an und begab mich über Land. Dort setzte ich den Bauern in allerhand Deutsch auseinander, daß sie ein gutes Geschäft machen könnten, wenn sie sich vor dem etwas scharfen Geruch von übermangansauer gewordenen Seefischen nicht scheuten und ihre mageren, mit Kunstdünger ausgemergelten Aecker mit einem Häuflein verdorbener Pasteten auffrischen wollten. Bei meiner genügsamen Natur, die mit Schwarzbrot und abgerahmter dicker Milch auf der Höhe der Kräfte zu erhalten ist, fand ich bei diesem Handel mein Auskommen und fing an, die Bauern zu beneiden, die doch wenigstens mit ihren eigenen, im Rauchfang hängenden Speckseiten ihren Speisezettel ein Bischen anfetten konnten. Ich sah gar nicht ein, warum ich nicht in patriotischer Begeisterung in das Hohe Lied von Deutschlands blühendem Wohlstand einstimmen sollte. Da stolperte ich eines Abends auf einem sandigen Heidewege über einen menschlichen Körper. Es war Karsten Tietjen, wie er sich mir vorstellte. Siebenundsiebenzig Jahre alt, Anbauer, Invalide in Folge eines Leistenbruches, den er sich auf dem Felde der Ehre beim Heidehauen geholt hatte; er lag nicht nur im Sand, sondern auch noch im Streit mit dem hohen Landrathamt wegen einer von ihm beanspruchten Rente aus der landwirthschaftlichen Genossenschaftkasse. Nachdem ich ihm auf die Beine und dann auf die Krücken geholfen hatte, schleppte ich ihn bis ans nächste Chausseewirthshaus, wo er eine Gelegenheit zum Nachhausefahren abwarten sollte. Der Mann hatte das Letzte, was er zu verkaufen hatte, ein Schwein von hundert Pfund Lebendgewicht, für den Preis von 32 Mark nach der Stadt gebracht, um endlich wieder baares Geld im Hause zu haben. Ein paar Tage später suchte ich Karsten Tietjen in seiner Behausung, wie ich ihm versprochen hatte, auf, um die Papiere anzusehen. Der Herr Sanitätrath und Vertrauensarzt der landwirthschaftlichen Genossenschaft hat es, laut Zeugniß, für unwahrscheinlich gehalten, daß Karsten Tietjen beim Heidehauen, also einer landwirthschaftlichen Arbeit, durch

einen Fall in Folge Stolperns sich einen Leistenbruch zugezogen haben konnte, und so wurde dem Karsten Tietjen, trotzdem er seine Beiträge in die Kasse gezahlt hatte, der Anspruch auf Rente abgesprochen, zumal seine Dürftigkeit als nicht erwiesen registrirt worden war. Ich lehnte es ab, am Mittagsmahl, Kaffee — o glorreicher, segenspendender, von Panzerschiffen geschützter Ueberseehandel! —, Schwarzbrot und Speck, theilzunehmen, und that, als ob ich eben schon gespeist hätte. Das Enkelkind lag blutleer und mit stricknadeldünnen Knochen in der Kemenate; die Mutter, eine Frau von sechsunddreißig Jahren, sah aus wie eine Matrone von siebenzig; ihr Mann, dem die Soldatenjahre noch immer in den Knochen steckten, konnte seine gute Verpflegung durch die für deutsche Krieger schwärmenden Stadtköchinnen nicht vergessen, hatte sich unmöglich gemacht und war zum Hause hinausgeworfen worden; er soll Kriegsdienste für Kaiser und Reich in China genommen haben. Die windschiefe Bude drohte, mir auf den Kopf zu fallen. Die Kuh im Stall, der sich eng an die „Wohnung" anschloß, sah mich mißtrauisch an, als ob ich ihr einen Pfandzettel auf den Schwanz kleben wollte. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Ich schrieb einen langen Brief an den Sanitätrath und das Landrathamt, — und siehe da: mir stehen seitdem die Akten über den Fall Karsten Tietjen auf der Kanzlei des hohen Landrathamtes zur Einsicht offen und ich kann mich, so lautete der Bescheid, dort überzeugen, daß die Verweigerung der Invalidenrente an den Anbauer Karsten Tietjen auf Grund eingehender Erhebungen und von Rechts wegen erfolgt sei."

* *
*

Zwischen Herrn von Hansemann, dem Besitzer des posenschen Gutes Pempowo, und dem Bunde der Landwirthe ist eine Fehde entbrannt, die mit Druckerschwärze auf Holzpapier ausgefochten wird. Herr von Hansemann findet, von nationaler Landwirthschaft könne nur da die Rede sein, wo der alte deutsche Arbeiterstamm den Gütern erhalten bleibt und nicht durch Russen oder Galizier ersetzt wird, die den preußischen Osten mehr und mehr entnationalisiren. Er sagt, eine Regirung, die den Slaven die Grenzen öffne, könne es nicht allzu ernst mit der Germanisirung der Ostprovinzen meinen, von deren „nationaler Hebung" so viel zu hören und so wenig zu sehen ist. Ihm antworten die Führer des Bundes der Landwirthe, die Leutenoth sei im Osten so groß und es sei so unmöglich geworden, eine ausreichende Menge deutscher Landarbeiter zu bekommen, daß deshalb die wirthschaftlichen den nationalen Erwägungen vorangehen müssen. In diesem Falle haben beide Parteien das subjektive Recht auf ihrer Seite. Einem Landwirth, der, trotz allem Bemühen, nicht die für seine Wirthschaft nöthigen deutschen Arbeiter herbeiziehen und behalten kann, darf man nicht verdenken, wenn er Russen oder Galizier miethet. Sicher ist aber, daß von nationaler Politik nicht gesprochen werden kann, wenn man Schaaren slavischer Arbeiter ins Land lockt, und daß, wie die Besitzer für ihr Getreide, die Arbeiter für ihre Lohnforderung, das Aequivalent ihrer Leistung, Schutz gegen ausländische Unterbieter fordern dürfen. Herr von Hansemann, der übrigens selbst gestehen mußte, daß er für die Sommerarbeit Letten gemiethet hat, ist ein reicher Mann, der sich, ohne daran zu Grunde zu gehen, den Luxus gestatten kann, deutschen Arbeitern höheren Lohn als die Nachbarn zu zahlen. Und die Moral der Geschichte ist: daß selbst dem feurigsten Patrioten das Hemd näher ist als der Rock und daß Jeder sich satt essen will, ehe er daran denkt, des Vaterlandes Machtbestand und nationale Stärke vor Verlusten zu schützen.

* *
*

Der König Alexander von Serbien hat sich einer Dame von bürgerlicher Abkunft verlobt. Der Bräutigam ist dreiundzwanzig, die Braut neununddreißig Jahre alt. Obwohl solche Verlobungen auch im bürgerlichen Leben Westeuropas — mit und ohne Schadchen — nicht gerade selten sind, kann Schmock sich über die Wahl Alexanders des Kleinen nicht beruhigen. Wahrscheinlich ist er so wüthend, weil der Serbenkönig nicht gefragt hat, was seine Braut „mitbekommt", und weil er die Inseratenhilfe der „vornehmen Blätter" verschmäht hat. Dem armen serbischen Staat hat die Verlobung schon zwei nicht zu unterschätzende Vortheile gebracht: das der schamlosesten Rechtsbeugungen schuldige Ministerium Gjorgjevic ist zurückgetreten und der Glücksspieler Milan hat das Oberkommando des Heeres abgegeben. Wenn dieser traurige Geselle, der sich wohl eine reichere, zum Anpumpen geeignetere Schwiegertochter gewünscht hatte, ob solcher Enttäuschung für immer aus den serbischen Grenzen verschwände, dann hätten die Unterthanen des verliebten Sascha Obrenowitsch alle Ursache, der den Jugendthorheiten entwachsenen Braut ihres Königs dankbar zu sein.

* * *

In Konitz ist wieder einmal ein des Mordes Verdächtigter aus der Haft entlassen worden und es sieht so aus, als sollte des Mörders Spur nicht mehr entdeckt werden. Vielleicht führt diese Erfahrung endlich zu einer Aenderung des Systems. Der zu den ersten Ermittelungen aus Berlin entsandte Kriminalkommissar mag ein sehr tüchtiger und gewissenhafter Beamter sein und die Angriffe, die gegen ihn gerichtet wurden, nicht verdienen. Er mag auch über die besten Manieren und über ein ansehnliches Maß allgemeiner Bildung verfügen: für die ihm in Konitz zugemuthete Aufgabe war er nicht vorgebildet. Denn diese Aufgabe verlangt eine soziale Stellung und einen Umfang kriminalistischer und — namentlich — psychologischer Kenntnisse, die von einem einfachen Kriminalkommissar nicht zu erwarten sind. Und gerade die ersten Ermittelungen sind in heiklen Fällen oft von entscheidender Wichtigkeit; was anfangs verfehlt wurde, ist später kaum jemals wieder gut zu machen. Allerliebst scheint übrigens die Verwirrung der „Volksseele" in Westpreußen und Pommern zu sein. Als neulich aus Konitz die Kunde kam, ein Christ sei als Mörder des Gymnasiasten Winter verhaftet worden, ließ in Bütow der Verleger eines Lokalblattes groß und breit den Satz plakatiren: „In Folge der Beschuldigung bis zwölf Uhr nachts Revolte gegen die Juden!" Dieses Plakat hielten die Bütower für ein amtliches, sie beeilten sich, der Weisung einer hohen Behörde zu gehorchen, und waren sehr erstaunt, als die ärgsten Störer der öffentlichen Ordnung dann trotzdem verhaftet wurden. In der darauf folgenden Hauptverhandlung sagte der Stadtwachmeister unter dem Zeugeneid: „Viele Leute glaubten, die Ankündigung sei amtlich und es solle Revolte gemacht werden." Der Schwurgerichtspräsident war erstaunt, die Geschworenen bestätigten aber die Richtigkeit der Aussage und sprachen die meisten Randalirer frei. Dieses Idyll sollte die Behörden lehren, wie nöthig es ist, in der Auswahl der Beamten, die man in Zeiten starker Erregung in solche Gegenden schickt, recht vorsichtig zu sein.

* * *

Zwei hochsommerliche Hofberichte:

I. „Der Kronprinz wurde vor einigen Tagen in Potsdam von einem eigenartigen Unfall, den er aber mit guter Laune auffaßte, betroffen. Er kam in Begleitung eines Offiziers vom ersten Garde-Regiment zu Fuß die Schloßstraße entlang, wo der Hofbäckermeister Gericke sein vor einigen Jahren umgebautes Haus mit einem

sandsteinartigen Anstrich versehen läßt, wobei ganz fein gesiebter Sand mit einem Pinsel auf die nasse Wand geworfen wird. Ein Malergehilfe war dabei nun nicht gehörig achtsam und so kam es, daß der Kronprinz eine ganze Pinselladung voll Sand ins Gesicht und auf die Uniform bekam. ‚Pfui Deibel!‘ rief er halblachend aus, trat darauf mit dem Offizier in den Hausflur und ließ sich dort die Uniform abbürsten, während er sich selbst mit dem Taschentuch das Gesicht säuberte. Seinem Großvater, dem Kaiser Friedrich, ist übrigens, als er noch Kronprinz war, einmal ein ähnliches Malheur passirt. Das Neue Palais wurde gerade mit rother Wasserfarbe neu angestrichen; hoch oben thronte ein Maler, der den Farbentopf an die Leiter gehängt hatte. Dieser Topf kippte nun plötzlich über und sein Inhalt ergoß sich über den gerade unten vorübergehenden Konprinzen, der die Farbe trocknen und sie später von dem sehr bestürzten Maler abbürsten ließ.“

II. „Die Grundsteinlegung des Caesariums auf der Saalburg soll in Gegenwart des Kaisers mit besonderer Festlichkeit begangen werden. Mit dem Arrangement der Feier ist der Intendant von Hülsen beauftragt worden. Die Feier wird einen streng römischen Charakter tragen. Die Wälle der Burg werden mit römischen Soldaten besetzt. Bei dem Herannahen des Kaisers öffnen sich die Thore, der Kaiser betritt mit seinem Gefolge das Innere, worauf sich die Thore wieder schließen. Der Eingang ist von Spalier bildenden römischen Kriegern bewacht. Im Hintergrund ist das Caesarium mit dekorativen Mitteln so aufgebaut, wie es in Wirklichkeit erstehen soll. Am Caesarium empfängt der Kaiser römische Edle, Feldherren und Priester u. s. w., die ihn in das Innere geleiten. Hier findet nun die feierliche Grundsteinlegung statt. Zu der Mitwirkung an der Feier werden die Mitglieder des wiesbadener Hoftheaters, der homburger Bürgerschaft und der homburger Garnison herangezogen werden. Major Lauff wird einen Prolog verfassen, mit dem der Kaiser von einem römischen Priester, dargestellt von einem Schauspieler des wiesbadener Hoftheaters, am Eingang zu dem Caesarium empfangen wird. Die Feierlichkeit findet auf speziellen Befehl des Kaisers statt.“ Dies ward wirklich anno 1900 in Deutschland gedruckt.



Als er wiederkam:

„Ja, die Bewegung hat einen großen Umfang angenommen. Die Regirung scheint gestürzt, der Aufruhr verbreitet sich nach Norden und Süden, Deutsche, darunter unser Gesandter, sind ermordet worden, wir haben ein Dutzend Kriegsschiffe hingeschickt und jetzt wird eine Brigade gebildet, die in den nächsten Tagen herübertransportirt werden soll. Den Regirungen der Bundesstaaten haben wir Mittheilung davon gemacht und mit den Großmächten Europas, mit den Vereinigten Staaten und Japan schweben wichtige Verhandlungen, die zum Theil schon zu festen Abmachungen geführt haben. Ferner kann ich Eurer Durchlaucht melden, daß ein neuer Kolonialdirektor und ein neuer Gesandter für Peking ernannt worden ist und daß wir entschlossen sind, den Rachekrieg bis zur völligen Vernichtung des Feindes zu führen.“

„Sehr schön, lieber Graf. Also Alles in bester Ordnung. Ich habe mir die einzelnen Punkte notirt und kann nun morgen abends auf meine russischen Güter reisen.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 4. August 1900.

Die neuste Rede.

Am siebenundzwanzigsten Juli hat der Deutsche Kaiser in Bremerhaven vor der Front der in den Krieg gegen China ziehenden Soldaten eine Rede gehalten, die in zwei offiziösen Lesarten verbreitet worden ist, deren wirklicher Wortlaut bis zum Morgen des ersten Augusttages aber umstritten war. Berichterstatter, die der Feier beiwohnten und den Worten des Kaisers folgen konnten, haben gemeldet, Wilhelm der Zweite habe China „das Land der Bestien" genannt und als höchster Kriegsherr den Truppen die Weisung gegeben: „Kommt Ihr vor den Feind, so wird er geschlagen. Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer in Eure Hände fällt, ist in Eurer Hand! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen machten, der sie noch jetzt in Ueberlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch Euch in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese einen Deutschen auch nur scheel anzusehen wagt! Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält. Dafür steht Ihr mir mit Eurem Fahneneid!" Diesen Wortlaut hatten die an die Wesermündung entsandten Stenographen aufgezeichnet; als sie ihn ihren Zeitungen übermitteln wollten, lehnte das Telegraphenamt auf Anweisung des Grafen Bülow die Beförderung ab. Die Telegraphenbehörden dürfen nur solche Privatdepeschen zurückweisen, „deren Inhalt gegen die Gesetze verstößt oder aus Rücksichten des öffentlichen Wohles oder der Sittlichkeit für unzulässig erachtet wird." Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der im Namen einer bisher unbekannten

„kaiserlichen Regirung“ das Wort führt, wird zu erklären haben, was ihn berechtigte und verpflichtete, beim Reichspostamt das Verbot der Beförderung einer vom Kaiser öffentlich gehaltenen Rede durchzusetzen. Dazu muß man ihm Zeit lassen. Wenn er gesprochen hat, wird man sich der traurigen Nothwendigkeit nicht länger entziehen können, die Rede zu erörtern, die im Ausland als das Programm der deutschen Kriegspolitik aufgefaßt wird und in Deutschland schwer zu schildernde Empfindungen geweckt hat.

Schon heute aber darf an die Vorschriften erinnert werden, die den chinesischen Soldaten für den Kriegsfall eingeschärft sind. Nicht immer hat die vom Blutdunst berauschte Masse der Mandschukrieger und Chinesen nach diesen Vorschriften gehandelt; daß sie aber bestanden und als heilig gelten, kann Jeder im siebenten Bande der Mémoires concernant l'histoire des Chinois lesen. Da wird er in den Se-Ma-Fa, den gesammelten Armeebefehlen des Feldherrn Se-Ma, die Sätze finden: „Ein Heer darf sich unter keinen Umständen mit einem Makel beflecken, denn von seinem Verhalten hängt Ruhm oder Schmach des Volkes ab, für das es kämpft. Nichts Werthvolleres lebt unter dem Himmelslicht als der Mensch; deshalb sollt Ihr sein Blut schonen und sein Leiden möglichst verkürzen. Ihr seid vom Himmel zu Werkzeugen der Rache erwählt: zieht Euch nicht selbst durch Missethaten die Rache des Himmels zu. Kämpfet tapfer, aber auch vorsichtig, seid stark, doch nie grausam! Vergeßt in Feindesland nicht die Ehrfurcht vor den dort waltenden Geistern, die Euer übles Thun betrüben könnte. Meidet auf Eurem Marsch die bestellten Felder, schonet die Wälder, die Frucht tragenden Bäume, die Nutzpflanzungen, die Hausthiere, das Ackergeräth und alles nothwendige Werkzeug. In eroberten Städten dürft Ihr nicht die Mauern zerstören, die Kunstwerke vernichten noch den Bürger der Habe berauben. Greisen und Kindern zeiget Euch hilfreich und hütet Euch, Wehrlose anzugreifen. Verwundete Feinde sind zu pflegen und nach ihrer Genesung mit reichlichem Zehrgeld in die Heimath zu senden, damit sie dort für Eure Menschlichkeit zeugen. Jedem, der fliehen will, sollt Ihr Zeit zur Flucht lassen. Habt Ihr feindliche Krieger gefangen, so habt Ihr in ihnen nicht mehr die Gegner, sondern nur noch die Menschen zu sehen.“

Diese Vorschriften sind älter als die Christenlehre, die in jedem Menschen den nach Gottes Ebenbild geschaffenen Bruder zu lieben befiehlt.



Die Philosophie im geistigen Leben.*)

„Feindschaft sei zwischen Euch, noch kommt das Bündniß zu frühe,
Wenn Ihr im Suchen Euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt!"

So suchte Schiller bekanntlich dem fruchtlosen Kampf vorzubeugen und Einhalt zu thun, in den Transszendentalphilosophie und Naturwissenschaft in seinen Tagen zu gerathen drohten. Man könnte mit vollem Recht diese Warnung auf den gesammten Verlauf, den die Geschichte der menschlichen Erkenntniß durchmessen hat, anwenden; bestand doch schon die griechische Philosophie zu nicht geringem Theil in dem vergeblichen Ringen, apriorischen und empirischen Prinzipien gleichmäßig gerecht zu werden; und in seltsamer Weise kreuzen hier die willkürlichsten, nur aus der dialektischen Anlage der Griechen begreiflichen Behauptungen eines spekulativen Idealismus die angeblich gesicherten Aussprüche des induktiven Denkens. Die Leidensgeschichte der modernen Philosophie, dieser früher unnahbaren Königin und jetzt so kläglichen Bettlerin, soll hier nicht in voller Breite wiederholt werden; die schlichte Bemerkung mag genügen, daß diese Katastrophe durchaus nicht unverschuldet war und daß sich in diesem Strafgericht die geflissentliche Geringschätzung des „gewöhnlichen" Wissens und der eben so beleidigende Hochmuth einer angeblich überirdischen, „intellektualen" Anschauung sehr bitter gerächt haben. Täuschen aber nicht alle Zeichen, so ist diese Periode der Mißachtung und des Ignorirens vorüber; überall regt sich der Wunsch, gegenüber der sinnverwirrenden Menge der Erscheinungen des riesenhaft angewachsenen Details gewisse leitende Gesichtspunkte als Anfänge einer zusammenhängenden Weltanschauung zu gewinnen. Diese Wandlung der Dinge enthält für den aufmerksamen, von Schlagworten unabhängigen Beurtheiler eine eigenthümliche und wiederum wohlverdiente Nemesis. Sie ist eine drastische demonstratio ad oculos, daß für alle Probleme, die die Grenze der einfachen Empirie übersteigen, das Inventar der eigenen, sonst so gepriesenen Hilfsmittel nicht mehr ausreicht und daß aus diesem Grunde mehr oder weniger verstohlen eine Anleihe bei der universellen Wissenschaft der Prinzipien, der Philosophie, gemacht werden muß. Auch hier ist der Irrthum lehrreich; und man darf hoffen, daß die Erkenntniß der früheren Einseitigkeit eines bloßen Thatsachenkultes tief und nachhaltig genug ist, um der Wendung zum Besseren, in der wir uns augenblicklich befinden, Dauer und Kraft zu verleihen. Versuchen wir es deshalb,

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Werk von W. Windelband: Geschichte der Philosophie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Freiburg i. B. 1899.

mit Berücksichtigung des vortrefflichen Werkes Windelbands, uns über die Bedeutung der Philosophie für das geistige Leben im Allgemeinen zu orientiren.

Was haben wir unter Philosophie überhaupt zu verstehen? In Griechenland, wohin wir in erster Linie wohl unsere Blicke richten dürfen, bezeichnete der Name meist sowohl die theoretische Untersuchung des Gegebenen, das Weltbild im wissenschaftlichen Sinn, als auch die praktische Lebensführung, für die die sokratische, Wissen und Thun unmittelbar verknüpfende Weltweisheit tonangebend blieb. Nicht nur die Naturwissenschaft gehört ihr an — bezeichnender Weise wandten sich die ersten Denker gerade diesen Problemen zu —, sondern auch Logik, Erkenntnißtheorie und Psychologie, Religion und Ethik. Gerade diese Verquickung sollte ja die verhängnißvollsten Folgen und Zusammenstöße mit der feststehenden Tradition, mit dem Dogma, nach sich ziehen. Die Gestalten eines Anaxagoras und Sokrates können als typisch betrachtet werden. Die spätere Entwickelung der Fachdisziplinen sprengte das umschließende Band der Universalwissenschaft, die sich — um gleich auf die neuere Zeit überzugreifen — in der Wissenschaftlehre eines Fichte und in dem allumfassenden System eines Hegel erneuern sollte: freilich nicht — und darin liegt der heikle Punkt — ohne der speziellen Forschung, der „bloßen“ Empirie, Gewalt anzuthun. Dieser Zustand der Dinge ist, wie ein flüchtiges Besinnen lehrt, auf die Dauer unhaltbar, da er — von anderen Gründen abgesehen — dem berechtigten Trieb der menschlichen Natur nach einheitlicher Auffassung und Erklärung der Welt schnurstracks zuwiderläuft. Der Versuch, der Philosophie die Stellung zurückzuerobern, so schreibt Wundt, die sie im Alterthum besessen, hat bewirkt, daß sie sich, statt über den Wissenschaften, außerhalb der Wissenschaften befindet. Es ist eine falsche und den thatsächlichen Einheitbedürfnissen des menschlichen Denkens widersprechende Ausflucht, wenn heutige Philosophen diese Lage damit rechtfertigen wollen, es gebe zwei von einander verschiedene Weisen*), die Gegenstände zu erkennen: die gewöhnliche, mit der sich die Einzelwissenschaften behelfen, und eine besondere, höhere, zu der sich erst die Philosophie erhebe. Entweder die erste dieser Erkenntnißweisen ist falsch

*) Die Sache liegt anders, wenn es sich um eine nicht unerhebliche Veränderung des landläufigen Ausdruckes und Begriffes handelt, worauf Windelband in Anlaß des bekannten platonischen Wortes aufmerksam macht: es werde der Uebel in der Menschheit kein Ende sein, ehe nicht entweder die Herrscher philosophiren oder die Philosophen herrschen. Wie bequem zu belächeln, wenn man bei dem Wort „Philosophiren“ an metaphysische Grübeleien, bei dem Wort „Philosophen“ an unpraktische Professoren und einsame Gelehrte denkt! Aber man übersetze nur richtig! Und wenn man dann findet, daß Plato nichts weiter verlangt hat, als daß die Regirung in den Händen der wissenschaftlich Gebildeten sein solle, so sieht man vielleicht ein, wie prophetisch er der Entwickelung des europäischen Lebens mit jenem Ausspruch vorgegriffen hat (Präludien, Freiburg i. Br. 1884 S. 12).

oder die zweite: ein Drittes giebt es nicht. Nun läßt sich aber leicht nachweisen, daß die Dissonanzen zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung in hundert Fällen etwa achtzigmal darin ihren Grund haben, daß der Philosoph sich nicht in den Vollbesitz der Thatsachen gesetzt hat, über die die wissenschaftliche Erfahrung gebietet; in den zwanzig übrigen hat die Spezialforschung es verabsäumt, Psychologie und Logik gründlich zu Rathe zu ziehen oder sich um die Ergebnisse benachbarter Wissensgebiete zu kümmern. In beiden Fällen ist die Dissonanz eine solche, die aufgelöst werden kann und muß; und gerade die Aufgabe der Philosophie sollte es sein, den Widersprüchen, die sich zwischen verschiedenen Erkenntnißgebieten herausstellen, auf den Grund zu gehen und, wenn es möglich ist, sie zu beseitigen. (Essays S. 17.) In diesem Sinne spricht bekanntlich auch Herbart von der Aufgabe der Philosophie, der es obliege, die Wirklichkeit von den ihr anhaftenden Widersprüchen zu reinigen. Es ist völlig unleugbar, daß Philosophie und die einzelnen Disziplinen im Interesse ihrer gedeihlichen Entwickelung auf ein gutes Einvernehmen und auf eine möglichst fruchtbare Wechselwirkung angewiesen sind; wie schon zu Anfang bemerkt, lehrt die Geschichte diese Nothwendigkeit; und die neuere Naturwissenschaft ist mit philosophischen Ideen, besonders mit erkenntnißtheoretischen Prinzipien, vollständig durchsäuert. Davon legt die Sinnesphysiologie von Johannes Müller bis zu Helmholtz und die gesammte Entwickelunglehre von Lamarck bis Darwin ein beredtes Zeugniß ab. Verstehen wir sonach — um wenigstens eine gewisse Einigung zwischen den gegentheiligen Meinungen zu erzielen — unter Philosophie das wissenschaftliche Gesammtbild der Welt, wie es sich aus den Ergebnissen der verschiedenen Einzelwissenschaften zusammensetzt, wobei die praktische Bethätigung in der persönlichen Lebensführung, wie sie die Antike wollte, mehr in den Hintergrund tritt, so würde es sich in zweiter Linie um die erheblich wichtigere Frage handeln, welche kulturgeschichtliche Bedeutung dieser zusammenfassenden Darstellung der einzelnen Ideale durch die Philosophie vielleicht zukommen könnte.

Dabei bedarf es allerdings noch der Entscheidung einer Vorfrage: inwieweit wir nämlich berechtigt sind, eine philosophische Weltanschauung als persönliche That des Einzelnen anzusehen. Kein Mensch, auch nicht das größte Genie, kann sich den unmittelbaren sozialen Einflüssen seiner Gegenwart entziehen, in der er mit seinen Ideen wurzelt; selbst die erhabensten Religionstifter, die vielfach mit ihrer Umgebung in den heftigsten Kampf geriethen, gelangten nur dadurch zu einem weltumwälzenden Einfluß, daß sie die überlebten, unfruchtbaren Elemente aus dem organischen Prozeß ausschieden und Das, was Tausenden auf der Zunge lag und im Herzen brannte, als neue Ideale in die Welt hinausriefen. Aber eben, um diesen Zug der Zeit, der Zukunft zu fühlen, bedarf es eines scharfsinnigen, geläuterten Geistes

und Charakters; und deshalb bleibt ihr Verdienst, wie Windelband zutreffend auseinandersetzt, ungeschmälert. Indessen verdankt der philosophiegeschichtliche Prozeß seine ganze Mannichfaltigkeit und Vielgestaltigkeit doch erst dem Umstande, daß die Entwickelung der Ideen und die begriffliche Ausprägung allgemeiner Ueberzeugungen sich nur durch das Denken der einzelnen Persönlichkeiten vollzieht, die, wenn sie auch mit ihrem Denken noch so sehr in dem sachlichen Zusammenhang und im Vorstellungskreis einer historischen Gesammtheit wurzeln, dieser durch ihre Individualität und Lebensführung stets noch ein Besonderes hinzufügen. Dieser individuelle Faktor der philosophiegeschichtlichen Entwickelung ist so mächtig, weil ihre Hauptträger sich als ausgeprägte, selbständige Persönlichkeiten erweisen, deren eigenartige Natur nicht blos für die Auswahl und Verknüpfung der Probleme, sondern auch für die Ausschleifung der Lösungbegriffe in den eigenen Lehren, wie in denen ihrer Nachfolger, maßgebend gewesen sind. Daß die Geschichte das Reich der Individualitäten, der unwiederholbaren und in sich werthbestimmenden Einzelheiten ist, erweist sich auch in der Geschichte der Philosophie: auch hier haben große Persönlichkeiten weit reichende und nicht nur ausschließlich fördernde Wirkungen ausgeübt. Aristoteles darf in dieser Hinsicht als charakteristisches Beispiel gelten. (S. 11.) Man könnte noch eine ganze Reihe Namen, von Plato, Spinoza und Descartes bis auf Kant und Hegel, hinzufügen. Unser Gewährsmann hat diese individuelle Prägung des kulturhistorischen Besitzes sogar noch durch die Bemerkung erläutert und erweitert, daß die philosophischen Systeme dadurch eine gewisse Aehnlichkeit mit Kunstwerken erlangen; und man braucht, um die Wahrheit dieser Beobachtung bestätigt zu finden, nicht gerade an den unglücklichen Dichterphilosophen Nietzsche zu denken. Freilich wird durch diese ästhetische Beziehung sicher der allgemeine, objektive Werth der Weltanschauung nicht wenig bedroht. Das Individuelle überwuchert das Typische, künstlerische Triebe und Regungen, gewisse architektonische Ideale das rein Begriffsmäßige, das Wahre; und so entsteht nur zu leicht, wie auch Windelband hinzusetzt, der verhängnißvolle Zauber der „Begriffsdichtung". Immerhin wird und soll aber bis zu einer freilich etwas flüssigen Grenze die Kraft der Individualität ungebrochen bleiben, selbst da, wo es sich um die Lösung der schwierigsten abstrakten Probleme handelt. Ohne die nachhaltige Gluth persönlicher Ueberzeugung würde schwerlich irgend ein namhafter Philosoph einen wesentlichen Beitrag zur Ausbildung menschlicher Lebenserfahrung und Weltanschauung geliefert haben.

Ist es Aufgabe einer fruchtbaren Philosophie, die wichtigsten Probleme der jeweiligen Gegenwart kritisch zu erfassen und damit ihrer Lösung entgegenzuführen — von den alten, sich immer wiederholenden großen erkenntnißtheoretischen Streitfragen noch ganz abgesehen —, so ergiebt sich damit die

Beziehung zur unmittelbaren Wirklichkeit — sagen wir ganz allgemein: zur Erfahrung — von selbst. Wie unsere philosophische Regeneration, seit etwa der Mitte dieses Jahrhunderts, ganz und gar naturwissenschaftlich beeinflußt und bedingt ist, so hatten etwa bis zu Kant im vorigen Jahrhundert kulturgeschichtliche Momente die Oberhand für die kritische Betrachtung; neuerdings wieder beginnt die große soziale Frage auch ihren Einzug in die Werkstatt der Denker zu halten, von der ethnologisch-naturwissenschaftlichen Beeinflussung der Ethik noch zu schweigen. Nicht nur liefern die Einzelwissenschaften, wie wir uns früher überzeugten, der philosophischen Forschung, außer für die allgemeinsten Disziplinen — die Logik und Metaphysik —, das erforderliche konkrete Material, ohne das sie völlig rathlos wäre, sondern auch umgekehrt giebt diese durch die eigenartige Verarbeitung dieses Stoffes der ganzen geschichtlichen Periode erst das eigenthümliche Gepräge. Religiöse, sittliche, künstlerische, vor Allem soziale Ansichten und Strömungen spielen dabei eine Hauptrolle. Um sich von der Bedeutung dieses spezifischen kulturhistorisch-empirischen Untergrundes zu überzeugen, vergleiche man nur, um sich die Tragweite dieses Einflusses zu vergegenwärtigen: Plato, die französischen Encyklopädisten, Fichte. Mit Recht schreibt Windelband: „So ist auch dies Verhältniß der Philosophie zur allgemeinen Kultur nicht nur das des Empfangens, sondern auch das des Gebens.“ Und er knüpft daran die Bemerkung: „Es ist nicht ohne Interesse, auch den Wechsel der äußeren Stellung und der sozialen Verhältnisse zu betrachten, den die Philosophie erlebt hat. Man darf annehmen, daß der Betrieb der Wissenschaft in Griechenland sich mit vielleicht wenigen Ausnahmen (Sokrates) schon von Anfang an in geschlossenen Schulen bewegt hat. Daß diese auch in der späteren Zeit die Form sakralrechtlicher Genossenschaften hatten, würde an sich allein, bei dem religiösen Charakter aller griechischen Rechtsinstitute, noch nicht einen religiösen Ursprung dieser Schulen beweisen; aber der Umstand, daß die griechische Wissenschaft sich inhaltlich direkt aus religiösen Vorstellungskreisen herausgearbeitet hat und daß in einer Anzahl ihrer Richtungen gewisse Beziehungen zu religiösen Kulten unverkennbar hervortreten, macht es nicht unwahrscheinlich, daß die wissenschaftlichen Genossenschaften ursprünglich aus religiösen Verbänden (Mysterien) hervorgegangen und mit ihnen im Zusammenhang geblieben sind. Als aber sich das wissenschaftliche Leben zu voller Selbständigkeit entwickelt hatte, fielen diese Beziehungen fort und vollzog sich die Gründung rein wissenschaftlicher Schulen, als freier Vereinigungen von Männern, die unter Leitung bedeutender Persönlichkeiten die Arbeit der Forschung, Darstellung, Vertheidigung und Polemik unter sich theilten und zugleich in einem gemeinsamen Ideal der Lebensführung einen sittlichen Verband unter einander befaßen.“ (S. 5.) Später lockerte sich naturgemäß dieser Zusammenhang, bis im An-

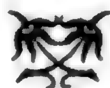
fang der neueren Zeit Schule und Philosophie fast in ein feindliches, jedenfalls gleichgiltiges Verhältniß zu einander traten, so daß, wie es hier heißt, ein entlaufener Mönch, ein Staatskanzler, ein Schuster, ein Edelmann, ein getaufter Jude, ein gelehrter Diplomat, unabhängige Literaten und Journalisten die Begründer der modernen Philosophie sind und Dem entsprechend ihre äußere Gestalt nicht das Lehrbuch oder der Niederschlag akademischer Disputationen ist, sondern die freie schriftstellerische That, der Essay. Erst das achtzehnte Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte verlegte die Pflege der Philosophie wieder in die Universitäten, wo sie im Ganzen und Großen noch heutzutage heimisch geblieben ist.

Nach diesen Feststellungen bedarf es keines ausdrücklichen Hinweises auf die Thatsache, daß der kulturgeschichtliche Zusammenhang mit der Philosophie sich öfters mehr als erforderlich und wünschenswerth dadurch bekundet hat, daß ethische und ästhetische Interessen — um nicht zu sagen: Vorurtheile — den Gang der objektiven Untersuchung beeinträchtigten. Das gilt sogar von so großen Geistern wie Kant und Plato. Für unsere Zeit wirken nicht selten naturwissenschaftliche Dogmen, aus ungenügender Beobachtung und Abstraktion entsprungen, ähnlich verhängnißvoll; wie Das namentlich die Ethik in ihrer Entwickelung durch einseitige Darwinisten erfährt. Aber es liegt klar zu Tage, daß dieser Umstand ein deutlicher Beweis für die unmittelbare, lebendige Antheilnahme an der Lösung der höchsten Probleme durch die verschiedenen Fachwissenschaften ist, die eben dadurch unzweideutig das Bedürfniß einer über die Grenzen ihrer Betrachtung hinausgehenden allgemeineren Perspektive darthun. Diese unabweisliche Nothwendigkeit tritt um so stärker hervor, je mehr sich der Kreis des positiven Detailwissens ausdehnt. Das gilt, wie wir in Anlehnung an Wundt noch besonders hervorheben wollen, vor Allem von dem weitverzweigten Gebiet der Naturwissenschaften. Der Physiker, der Chemiker, der Physiologe: sie haben es schließlich Alle mit der selben materiellen Grundlage der Körperwelt zu thun, aber Jeder von einem anderen Standpunkt aus. Auf die Dauer wird sich daher sicherlich nur der Begriff der Materie als haltbar erweisen, der die Ansprüche aller dieser verschiedenen Forscher befriedigt und bei dem außerdem die Warnung des Psychologen Gehör findet, daß man nicht subjektive Thatsachen des Bewußtseins ohne objektiven Erklärungwerth aus unseren Vorstellungen in die Dinge übertragen soll. Der Zoologe, der Botaniker, der Anatom, der Physiologe und Pathologe stoßen, Jeder von einem besonderen Erfahrungskreise aus, auf den allgemeinen Begriff des Lebens; die Abgrenzung der Lebensprozesse von den allgemeinen Naturvorgängen zieht außerdem Physik und Chemie in Mitleidenschaft und steht in nahem Zusammenhang mit kosmologischen und geologischen Fragen. So weit sich das Reich der Erfah-

rung erstreckt, eben so weit dehnt das Kausalgesetz seine Herrschaft aus. Wie wäre aber eine exakte Auffassung dieses Gesetzes möglich ohne die gründliche Kenntniß seiner wichtigsten Anwendungen in den einzelnen Wissenschaften? Und wie wollte man über seinen Ursprung und seine allgemeine Bedeutung Rechenschaft geben, ohne Psychologie und Erkenntnißtheorie zu befragen?

Wenn ich nun in großen Umrissen das Ergebniß dieser Betrachtungen skizziren soll, so würde es die Aufgabe einer wahren Philosophie sein, das Weltbild, das die einzelnen Fachwissenschaften, jede von ihrem besonderen Standpunkt aus, geben, einheitlich zusammenzufassen, — unter thunlichster Beseitigung aller Widersprüche, die eben eine einseitige Erklärung der Wirklichkeit in diese Vergleichung hineinträgt. Daraus ergiebt sich von selbst der unmittelbare Zusammenhang der Philosophie mit der Erfahrung, mit den treibenden Ideen jeder Epoche; nur dann, wenn sie diese völlig in sich aufnimmt, kann sie sich jenes höheren kulturgeschichtlichen Berufes bewußt werden, der sie zur Hüterin der höchsten Wahrheiten und Ideale des Menschen bestimmt. Verschließt sie diesen an sie herantretenden Ansprüchen hochmüthig und gleichgiltig ihr Ohr, so rächt sich solche Unterlassungsünde an ihrem Bestand und Einfluß. Wir brauchen nicht zu fürchten, dadurch der Philosophie die Pflicht auferlegt zu haben, alle Moden und Schwankungen des Zeitgeistes mitzumachen: umgekehrt, wo Das der Fall gewesen ist, war es stets ein sicheres Anzeichen für den Mangel eines klar bewußten Strebens und für die Zerfahrenheit der leitenden Wissenschaft selbst. Fassen wir mit Windelband die Philosophie als die Wissenschaft vom Normalbewußtsein auf, so wäre es ihre Aufgabe, die Allgemeingiltigkeit der höchsten logischen, erkenntnißtheoretischen und ethischen Normen widerspruchlos zu erweisen, und zwar aus der Fülle der einzelnen Erscheinungen und Thatsachen des konkreten Lebens heraus. Windelband hat diesen Gedanken einmal auf die Ethik angewendet und jeder Gesellschaft die Schaffung eines Kultursystemes zugeschrieben. Aber auch hier, inmitten der sozialen Vorgänge, hat die Philosophie ihres Amtes zu walten, aus dem bunten Gewühl des Details das Bleibende, Ewige zu sondern, die eigentlich verpflichtenden Gründe für unser sittliches Handeln aufzudecken und damit unablässig an der Gestaltung unserer höchsten, über allen Wechsel der Zeit erhabenen Ideale zu arbeiten. Diese hehre Mission hatten die Griechen scharfsinnig erkannt und auch in dieser Beziehung ist die Entdeckung der Wissenschaft und ihrer ethischen Bedeutung ihr bleibendes Verdienst.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.



Aus dem rheinischen Leben.

An der Stelle, wo ich eben stehe, dehnte sich im Jahre 1870 noch ein weites Feld. Nur Frucht- und Dungwagen arbeiteten sich mühsam durch die weichen Feldwege, die selbst bei wenig feuchtem Wetter für den an mancherlei Unebenheiten gewöhnten „Doktorwagen“ ganz unpraktikabel waren. Allerdings: etwas weiter ins Feld hinein rauchte und qualmte auch schon damals ein Ziegelofen, aber er hieß noch „der“ Ziegelofen; und wenn man sagte: „Am Ziegelofen“, so wußte jedes Kind, wo Das war. Heute würde man damit nur die Frage hervorrufen: Welchen Ziegelofen meinen Sie? Denn gar viele sind inzwischen erstanden und vergangen. Bei der Ankunft eines Zuges mit „Gefangenen“ stand ich damals einmal hinter der längs des Bahndammes sich hinziehenden lebenden Hecke und betrachtete mit knabenhafter Indignation, wie die armen Ruhrkranken in rothen Hosen diese natürliche Wand truppweise als Retirade benutzten: wohl ein Zeichen, wie einsam und ländlich den fremden Augen diese Gegend damals noch erschien. Diesseits des Bahndammes gab es keine Häuser mehr; nur ein rechter Bauernhof mit Kuhstall und Scheune lag da draußen im offenen Felde.

Und heute? Genau an der Stelle, wo damals ein großer Dunghaufen seiner Reife entgegenharrte, steht jetzt ein Gaskandelaber mit prächtigem Glühlicht. Fünf breite Straßen stoßen hier zusammen. Eine Dampfstraßenbahn läßt neben dem mit Zügen und Vorzügen belasteten Gleise der Staatsbahn alle halben und im Sommer gar alle Viertelstunden ihre Signale ertönen. Auf den breiten Trottoirs ziehen Menschen ihres Weges. Alle in Kleidern, als ob „es alle Tag Sonntag wär'“. Zu gewissen Tageszeiten sieht es so aus, als wäre es eine Hauptstraße einer großen, verkehrsreichen Stadt, solche Massen fluthen da auf und nieder. Das aber ist keineswegs der Fall. Hier ist immer noch „Land“; aber modernes Land. Villen und Gärten füllen das weite Feld, das vormals sich hier dehnte, und trotz der Kanalisirung, der Wasserleitung, den asphaltirten Straßen und der glänzenden Glühlichtbeleuchtung, trotz all diesen städtischen Herrlichkeiten, die hier in einem Menschenalter entstanden, sind wir immer noch auf dem Lande.

Aber was für ein Land ists? Wie freuten wir uns damals als Buben, zum Rhein hinunter zu gehen, uns hinter den Weiden der Kleider zu entledigen und dann im lauen Wasser zu baden! Ungenirt schwamm, wer schwimmen konnte, mit der Fluth ein Stück hinab, um dann auf dem Leinpfad wieder hinaufzuwandeln zu den die Kleider hütenden Kameraden. Die Schwimmhose fing erst an, der fröhlichen Nacktheit oder den rothen Kattuntaschentüchern Konkurrenz zu machen, und es war durchaus kein Verbrechen, in einem dieser Kostüme einmal zufällig einem „fremden“ Menschen zu begegnen. Ob dieser fremde Mensch männlichen oder weiblichen Geschlechts war, wir Buben fragten blos: Was will Der hier? Denn wir fühlten uns zur Badezeit als Herren des Ortes. Und die Badezeit wählten wir uns nach Belieben, wie Schule und Neigung uns bestimmten. Heute sind die Weiden verschwunden, das ganze Rheinufer ist mit prächtigem Quai und Eisengitter ausgestattet; am Quai liegt eine Brücke für die Dampfschiffe; wo einst schwerfällige Nachen die Ueberfahrt besorgten, tanzen heute elegante Motorboote auf den Wellen und befördern uns in Zeit von drei Minuten auf das

jenseitige Ufer. Das romantische „Hol übä-ä-är“, das namentlich am Abend so schaurig erklang, ertönt nicht mehr und eine große Schwimmanstalt für Herren und Damen zeigt an, daß der Freiheit eine enge Bretterschranke gezogen wurde. Wenns nur der Bequemlichkeit der Badenden zu Liebe geschehen wäre, wollte ich nichts sagen; aber es geschah mehr noch der Pruderie der Nicht-Badenden zu Liebe, die ihre Augen schon so verdorben haben, daß sie in weißen, nackten Kinderkörpern etwas Unanständiges, Unschönes, Anstößiges sehen. Und Das ist nicht gut an all dem Guten und Schönen, was hier entstand.

Wandle ich die Straßen ab und betrachte mir die Auslagen der Kaufläden, so erkenne ich an ihnen, welche Bedürfnisse hier jetzt gestillt werden sollen, wie die Lebenshaltung der Bevölkerung eine ungleich anspruchvollere geworden sein muß, als sie ehedem war; denn die Geschäfte sehen nicht nach Bankerott, sondern nach ganz tüchtigem Umsatz aus. Alles ist da zu haben, als wären wir in Köln oder Frankfurt, und die godesberger Spezialitäten in Decken, Einmachbüchsen, Damenunterröcken u. s. w. haben sich bereits die Welt als Markt gewonnen.

Wie aber, wenn ich die anliegenden Dörfer besuche? Die alten, kleinen, verkommenen Bauerndörfer sehen fast aus wie neu. Häuser, die wie früher aus Lehmfachwerk gebaut sind, mit moosbewachsenen Dächern, muß man jetzt schon suchen. Ein Backsteinhäuschen nach dem anderen erhob sich an ihrer Stelle, die Fenster wurden größer, die Stuben höher, heller, luftiger; Gardinen zieren die Fenster, wo vormals höchstens ein paar kümmerliche Blumen oder ein Fliegengitter den Einblick von außen verwehrten. Zerlumpte Kleider, unbeschuhte Kinder, Mädchen ohne Hüte giebts fast nicht mehr, dafür aber Sandalen, Fahrräder in Menge, Toiletten in bunter Abwechselung; und unten am Rheinufer steht jeden Nachmittag der Herr Friseur im Sportanzug mit weißer Mütze und fischt mit einer englischen Angel nach den seltenen Fischen der Rheintiefe. Das Fahrrad lehnt hinter ihm an der Quaimauer. Die Ställe und Scheuern in den Dörfern aber sind kleiner geworden, denn die Obstzucht zog ins Land und Erdbeerfelder, so groß wie ehedem Kartoffelfelder, sieht man überall. Das ist im Frühling ein Blühen und Schwelgen in Farben und Düften, wie es ähnlich nur im schweizerischen Thurgau und am Zürichsee bei der Au zu finden ist. Nur daß am Rhein die Natur den Früchten ein noch viel feineres und köstlicheres Aroma mittheilt.

Aus den Wirthshäusern mit obligaten Kramläden sind Gasthöfe geworden, aus den Gasthöfen Restaurationen; und wagte es früher noch kein Gastwirth, den Namen des einzigen, alten, aber hochrenommirten „Hotels“ für sich zu usurpiren, so finden wir heute selbst einfache Bierwirthschaften in Hotels und Hotel-Restaurants umgewandelt. Und alle bestehen, alle machen Geschäfte trotz der Unmasse von Fremdenpensionen, die neben ihnen erstanden. „Civile Preise“ locken allüberall; und man muß gestehen: die Preise sind wirklich nicht wesentlich theurer geworden, nur verzehrt der Gast, der jetzt hier einkehrt, schon der Feinheit der Umgebung halber und auch, um seinen eigenen Werth darzuthun, mehr als der Gast von ehedem. Mit einem oder zwei Groschen oder einem „Kastemännchen“ gehts da nicht mehr ab; eine halbe Mark muß zum Mindesten dran gewandt werden. Und die Leute sehen nach solchen Opfern nicht elender und trostloser aus als vorher, denn sie wissen, wo neues Kleingeld wächst. Das Geld ist werthloser geworden, weil leichter zu erringen; man spart nicht ängstlich,

sondern vertraut seinen Arbeitgewinn wieder dem Leben an, und da Das fast allgemein geschieht, bringt das Leben bald wieder neuen Zufluß in die keineswegs nur zum Ausgeben offenen Taschen. Bis in Einzelheiten hinab zeigt sich, daß der alte ängstliche, stets besorgte Bauernsinn einer größeren Lebenszuversicht gewichen ist. Man hat sich fühlen gelernt, man will Etwas gelten; wie selbstverständlich streckt man die begehrenden Hände nach den Gütern und Annehmlichkeiten des Lebens aus und kein einziges Gebiet vermochte sich dieser Bewegung zu entziehen, auch das Gebiet des kirchlichen und religiösen Lebens nicht.

Vor dreißig, vierzig Jahren fing es da ungefähr an. Bauerndörfer, die keine eigene Pfarrei und Kirche hatten, verlangten nach einer solchen. So entstand hier eine neue Kirche und dort eine. Die alten Kapellen wurden nur noch an gewissen Tagen benutzt; oder man riß sie einfach ganz nieder. Die neuen Kirchen der kleineren Orte erweckten den größeren eben so das Verlangen nach größeren, schöneren, neuen Kirchen. Dazu kam die allmählich steigende Konkurrenz der protestantischen Kirchen. Die Einwanderung aus protestantischen Gegenden setzte ein. Da und dort bildeten sich protestantische Gemeinden; und die neuen Gemeinden bauten neue Kirchen. Diese reizten zum Wetteifer. So verließen die Godesberger ihre alte Bergkapelle, die von Jahrtausenden geweihte Kultstätte, wo der Heilige Michael dem Merkur der Römer, der Merkur dem Wodan die Nachfolge abgenommen hatte, und bauten sich am Fuße des Berges eine neue Kirche. An den Schutzpatron erinnert da nur noch das „Michelsglöckchen" und der dem Erzengel geweihte Seitenaltar, auf dem Michael als drachentötender Siegfried erscheint. Zu einem Thurm jedoch für die neue Kirche langten vor dreißig Jahren die Mittel noch nicht. Auch das Innere der Kirche war noch Jahre lang fast schmucklos. Länger als fünfzehn Jahre stand sie im Rohverputz da, der Boden mit Backsteinen belegt, kalt und nüchtern die Wände und Fenster, scheußlich der Kirchplatz; und gar mancher Katarrh, gar manche Gicht und freudig zwickender Rheumatismus begleiteten die Andächtigen aus diesem zugigen Eiskeller nach Hause. Schon stand die neue protestantische Kirche in voller Schönheit da, stolz mit Thurm und Gartenanlagen geschmückt. Da gingen auch die Katholischen wieder an die Arbeit. Der Thurm wurde aufgeführt, die Kirche innen ausgemalt, und nachdem noch eine Tafel angebracht war, die den Namen des Pfarrers verrieth, unter dessen Wirken all Dieses und obendrein die stattliche Villa des Pfarrers selbst zu Stande gekommen war, legte sich der brave Mann hin und starb. Nun aber zog der neue Pfarrer der Kirche sozusagen Manschetten an. Das Querschiff wurde ausgebaut, wunderschöne gemalte Fenster spenden ein feierliches Licht, prächtig geschnitzte Bänke, Altäre, Kanzel, Gasglühlichtbeleuchtung und pompöse Heizvorrichtungen zogen ein und zeigten auch hier das Bestreben, es den Betern heimlich und heimisch zu machen in dieser fast zum Dom erwachsenen Halle.

Das war hier. Und im Nu folgte mehr als ein halbes Dutzend der umliegenden Dörfer dem Beispiel. Was seit Jahrhunderten den örtlichen Bedürfnissen genügt hatte, genügte jetzt plötzlich nicht mehr. Man fühlte sich in diesen alten, zum Theil uralten Kirchen und Kapellen nicht mehr wohl; und im Umkreise von einer halben Stunde zähle ich, oberflächlich gerechnet, acht neue katholische, zum Theil sehr große und stattliche Kirchen, die alle seit den siebenziger Jahren aus dem Boden emporgewachsen sind.

So entspricht Eins dem Andern in diesem modernen Bilde, und wie der Mann im Motorboote mit seinem Kapitänsanzuge, dem nur noch die weißen Glaceehandschuhe und die höfliche Freundlichkeit fehlen, von dem braven Schiffer und seiner alten Schifferjacke absticht, so unterscheiden sich diese neuen Kirchen und ihre würdigen Domherren von den alten Dorfkirchlein und ihren bäuerisch gutmüthigen und biederen Pfarrern. Am Meisten aber erstaunt man über den schnellen Wechsel in der öffentlichen Meinung selbst. Weiß ich mich doch noch zu erinnern, daß man über einen katholischen Geistlichen, der unter seinem nicht allzu langen Rocke Kanonenstiefel „wie die bonner Husaren" trug, mitleidig die Achseln zuckte, während man heute gegen einen solchen Herrn, der etwa mit dem Sanktissimum unter dem Rocke in einer dieser nach Jagdwagenart gebauten Droschken zu einem Kranken führe, gewiß nichts Unrespektirliches äußern würde. Es ist so, als ob man der Ansicht wäre, daß nun auch von den „neuzeitlichen" Technikern der dornige und steinige Weg zum Himmel bequem ausgebaut werden würde, so daß man auf Gummirädern und sanftem Parquet ohne Rütteln und Schütteln, ohne sich zu kreuzigen und zu kasteien, einfach hinaufglitschen könnte in die „ewige Seligkeit", deren Vorgeschmack man hier unten schon sehr deutlich empfing. Die alte Zeit muß — so scheints mir manchmal — doch recht dumm gewesen sein, daß sie es sich mit dem Leben und Sterben und Seligwerden so fürchterlich sauer werden ließ.

— —

Aber jetzt zum Rhein hinunter! Da unten an der plittersdorfer Au weiß ich ein stilles, einsames Plätzchen; da fließt der Rhein so ruhig und schön, da grüßen die Siebenberge und leuchten die kasseler Steinbrüche in prächtigem Braunroth. Hin und wieder unterbricht ein Sprengschuß und das dumpfe Rollen der Basaltsteine, die da drüben verladen werden, die Stille; ein glänzender Dampfer gleitet vorüber, ein schwerer Schlepper zieht keuchend zu Berg und ihre Wellen schlagen im Takt zusammen. Hier giebt es noch Weiden am Ufer. Da drüben in Dollendorf raucht ein Kamin so entsetzlich, daß ich meine, ich röche wieder den altvertrauten Dunst, der immer entsteht, wenn ein Flickschuster seinen Ofen mit alten Stiefelsohlen heizt. Das riecht zwar nicht gut, aber wahr ist es doch, daß dieser merkwürdige Geruch in Niederdollendorf, der hier von Zeit und Wind seit einem Menschenalter vergessen worden zu sein scheint, mir erst die Bilder der Vergangenheit zu lebendiger Gegenwart heranrief. Und jetzt, wo ich diesen graubraunen Qualm sehe, rieche ich auch jene alte Zeit wieder und es scheint mir kaum merkwürdig, daß da hinter mir die Inschrift auf dem Steinkreuz von einem „Halfften in der Aue und seiner Ehefrau" erzählt, die Beide in einer Zeit gelebt haben, da Deutschlands herrliche Fluren unter einem dreißigjährigen Kriegselend bluteten. Wie weit, wie weit ist es von jenem Elend bis zu dem heute hier blühenden Leben! Wie weit von jenen in einer sogenannten Religion befangenen, mit allem Teufelsspuk und Hexenwahn seit Jahrhunderten belasteten Gehirnen bis zu dieser Heiterkeit, die mir rings entgegenleuchtet! Und dennoch frage ich: Was wird länger dauern: die Inschrift da auf dem einfachen Steinkreuz aus jener Zeit oder das prächtige Mausoleum, das sich da am Rheinufer ein neugebackener Baron in unserer Zeit aus mächtigen Hausteinen und Säulen für klotziges Geld erbaut hat? Welches Glück, welche Schönheit, welchen Schaffens-

muth und welche Schöpferfreude würde sich ein Künstler, ein lebendiger Denker oder Dichter hier Tag für Tag holen können, hätte er an diesem Plätzchen ein Häuslein in traulichem Garten und grüßten die Strahlen der Morgensonne, von den golddustenden Nebelflügeln des Rheinthales getragen, zu den Fenstern dieses Häusleins hinein! Was aber hat ein Toter von all dieser Herrlichkeit? Begeht er nicht einfach einen fortwährenden Raub am Leben selbst, dem er diese Stätte nahm?

Es giebt einen Adel, den Niemand sich kaufen kann. Und dieser einzige echte Adel würde es verschmäht haben, in das wunderbare, sonnig heitere Lebensbild ein Memento mori hineinzuschreien, alle Vorüberfahrenden zu einem Spott oder zu einer ernsten Verstimmung herauszufordern; und noch mehr würde er es vermieden haben, noch im Tode mit diesem wegelagernden Besitzüberfluß zu prahlen, der thatsächlich nicht mehr weiß, wie er sich breit machen soll.

Von meinem Plätzchen aus sehe ich das Steinwerk nicht mehr, dessen Anblick mein Gemüth in Wallung brachte. Nur leise, leise plätschert der Rhein und auf seinem Spiegel tanzen silberne Sterne. Da kommt die Besinnung zu mir und fragt mich: Wie war es möglich, daß in einem Menschenalter hier ein solcher Zaubergarten erstand? Wie denkst Du es Dir, daß an diesem Werke alle jene Bauernbuben mithalfen und mithelfen konnten, die Du selbst doch noch in der Schule gekannt hast? Wer knöpfte ihren engen Sinn denn auf einmal auf? Wer rief die Intelligenzen wach, die da im Verein das alte Bild so gänzlich umgestalteten, geschmacklos zuweilen und noch unbeholfen, zuweilen aber auch so wunderbar, daß man glauben könnte, das Alte und Schöne habe stets in dieser Umgebung gestanden, so wußte das Neue sich an- und hineinzupassen, ohne auf sich selbst und seine Zweckmäßigkeit zu verzichten?

Und als ich mich so fragte, da lachte es leise von den Wellen her und fing zu plaudern an. „Wer schafft denn auf Erden Alles, wenn nicht die That? Und woher kommt wohl die That anders als aus dem Wunsche? Wer aber weckt den Wunsch, wenn nicht das Bedürfniß? Und das Bedürfniß, woher kam es wohl? Aus dem Sehen, der Erweiterung des Gesichtskreises, dem Verkehr. Er ist es, der weckt und weckt; er ruft die Wünsche wach und streut die Bedürfnisse aus nach allen Seiten. Er rüttelt die Kräfte zum Leben auf, — und siehe da: ein Regen und Weben beginnt überall, wo man sich bisher kaum zu athmen getraute. Da wird nicht mehr gefragt, ängstlich erwogen und überlegt: Sollen wir Dies auch wohl thun? Man packt an und thut; man fragt nur noch nach dem besten ‚Wie‘, aber das Ziel steht fest. Gewiß ist die Bedürfnißlosigkeit die Hüterin der Freiheit und die Wärterin aller Tüchtigkeit und Kraft, aber erst jenseits dieser Station der That und des Wirkens. Vorher ist sie nichts als Apathie und erkenntnißlose Gleichgiltigkeit gegen das Schöne und Erfreuende des Lebens. Schuf aber der Mensch erst die äußeren Güter und lernte an ihrem Werthe den Werth der inneren Güter ermessen, die jene erzeugten; besinnt er sich nach der That auf sich selbst; veräußerlicht er sich nicht und wirft er sein Bestes nicht an seine Geschöpfe, sondern bleibt er treu der Kraft, die das Alles schuf; wahrt er sich diese Tüchtigkeit: so wird das Leben ihn davor bewahren, im bloßen Haben zu verknöchern, seine Ohren und sein Herz Denen zu verschließen, die noch entbehren, und er wird, eingedenk des eigenen Werdens, zu einer Erkenntniß emporsteigen, die seinen Blick mit freudiger Helle, seine Brust mit gütiger Zuversicht erfüllt.

Wo entspringt die That? An dem Punkte, wo Gedanke und Wille sich kreuzen. Und das ist auf normalem Wege auf halbem Wege. Und woher kommt der Gedanke, woher der Wille? Der eine aus dem Kopfe, der andere aus dem Herzen. Aber von selbst arbeitet der Kopf nicht, der immer schnell müde ist, treibt ihn das Herz nicht mit unermüdlichem Pochen. Und nun wohlan: wo sitzt das Herz? Links, immer links! Hier sitzt der Wünscheschmied, hier glüht das Feuer aller Sehnsucht, hier wird der Wille geboren, hier hämmert das Leben den Werbetakt, bei jedem einzelnen Menschen wie bei einem großen Volke. Die That aber, die That flammt hier nicht auf, sondern weiter drüben, auf halbem Wege. Denn steigt das Herz in den Kopf: wehe! Und steigt der Kopf in das Herz hinab: wehe! Beide haben ihren natürlichen Platz; und damit es zur frohen That komme, muß das Herz dem Kopfe, der Kopf dem Herzen, die Einsicht den Wünschen, der Wunsch den Einsichten offen bleiben. Ein wahres Glück also, daß es in unserem Volksleben noch eine linke Seite giebt, wo die Wünsche brodeln und drängen und treiben zur That, zur That. Und ein noch größeres Glück wäre es, dürfte ich hoffen, daß diesem Wunschleben der Kopf niemals versagte, daß er aus dem Erfolge und dem Gelingen stets wieder den neuen Muth fände zu neuem Thun und Wagen. Das Leben anders als durch Leben erhalten wollen, ist ein Unding. Leben, wo es aufblitzt, weckt stets wieder Leben; und arm nur wäre ein Volk, bliebe ihm einmal kein Wunsch mehr zu erfüllen. Dann wäre das Leben nicht mehr des Lebens werth. Dann hieße es abdanken! Allzu weise und allzu bedenklich und allzu versagend schon werden mir Die da drüben. Sie wollen von ihrer eigenen Jugend nichts mehr wissen, nichts davon mehr, daß immer noch im Herzen des Volkes das Herz ihrer eigenen Jugend schlägt, daß, was einst sie auf den Weg zur That trieb, immer noch die gleiche Sehnsucht nach dem Leben ist, die heute in den jüngeren Schichten des Volkes lebt. Allzu weise und allzu bedenklich schon werden mir da drüben die Weisen. Aber ich werde sie schon noch einmal locker kriegen. Schon manchen in altem Schimmel versauernden Tropf habe ich mürbe gekriegt und aufgerüttelt aus dem Altwasser, in das er hineingerathen war, wenn ich im Frühling, nach dem Schmelzen des Schnees, meine Hochfluth in die Thäler sandte."

— —

So lachten meine Wellen; und ich lachte mit. Und ich stand auf von meinem Träumerplätzchen und wanderte zurück nach Hause. Viele alte Wegeerinnerungen waren verschwunden; aber obgleich es mir alte, liebe Freunde gewesen waren, grollte ich dem Leben nicht, das sie nahm, sondern dankte ihm und erfreute mich an den neuen Schönheiten, mit denen es im Laufe von kaum fünfzehn Jahren meine alte, schöne Heimath beschenkt hatte. Finde ich auch die verkrüppelten Weiden an „der alten Bach" nicht mehr, von denen wir einst unsere Maiflöten schnitten, so bin ich doch sicher, daß die Jungen ihre Plätze gar wohl zu finden wissen und daß ihre Maiflöten nicht trüber klingen als einstens die unserigen. Denn das Leben fand seine heimlichen Plätze noch immer, und mauerte man ihm hier einen neuen Damm in den Weg, so brach es dort einen alten durch. Darum ein Glückauf allem Leben und Lebenwollen!

Soden im Taunus. Mathieu Schwann.



Dekorationen.

Von der darmstädter Künstlerkolonie ist eine Anregung ausgegangen, die Professor Peter Behrens vertritt. Man kündigt eine Reform des dekorativen Stils unserer Theater im Sinn der modernen Kunstrichtung an. Die Gedanken des darmstädter Professors tragen die Thaufrische einer erfreulichen optimistischen Zuversicht. Die darmstädter Monatschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ unterrichtet fortlaufend und in ausgiebiger Weise über die „allkünstlerischen“ Bestrebungen, die Joseph Olberich der modernen Architektur, die Hans Christiansen der Innendekoration, der Glasmalerei und Kunstverglasung, die andere Mitglieder der Kolonie anderen Zweigen des Kunstgewerbes zuwenden. Aus dieser Kunstzeitschrift ist der Aufsatz des Professors Behrens von einem guten Theil der deutschen Presse abgedruckt worden, — wohl, weil er ein Thema behandelt, für das man Interesse in den sogenannten weitesten Kreisen voraussetzt. Der „Theaterfreund“ freut sich immer, wenn der ihm am Herzen liegenden Kunst, wie es alle paar Jahre geschieht, ein neues Evangelium verkündet wird, und findet es natürlich ganz in der Ordnung, daß die Resultate der in rascher Entwickelung aufblühenden Schwesterkünste der Bühne zugeführt werden sollen.

Das darmstädter Programm geht von der Annahme aus, daß die heutige bildende Kunst „die am Weitesten in kultureller Beziehung vorgeschrittene“ sei; „besonders die Malerei kann sich rühmen“, sagt Professor Behrens, „den ersten Anstoß zu der Entwickelung eines neuen, unseren Empfindungen angepaßten Stils gegeben zu haben“. Dennoch bescheidet sich die Reform: sie hat „nicht das Ziel, pomphafte Ausstattungstücke zu schaffen, sondern nur — auch auf der Bühne — die bildende Kunst ihre vornehme Sprache sprechen, den Gesang ihrer Linien erklingen und die Harmonie ihrer Farben ertönen zu lassen. Die Dekorationmalerei, wie wir sie in des Wortes übler Bedeutung verstehen, möge ihr Handwerk auf der Bühne aufgeben und auch dort Platz machen der Dekorationkunst, die wir, stolz jubelnd, in Palast und Dachkammer einziehen sehen“. Aus diesen Worten spricht eine sich siegreich fühlende Kraft und ein Muth zur Initiative, deren sich die Bühne, die sonst von allen möglichen Publikumsneigungen beeinflußt wird, nur freuen könnte. Dennoch stellen sich im Sinn des Theaterfachmannes, der vielleicht auch hier und da einmal neben dem „Theaterfreund“ gehört werden sollte, diesem Siegesbewußtsein nicht unbeträchtliche Zweifel entgegen.

Professor Behrens sagt, die bildende Kunst wolle die Bühne „mit neuem Geiste beleben“; die nächste Frage ist nur: ob die bildende Kunst dazu auch im Stande ist, ob der Zweck des Theaters ihr ein solches Mandat gestattet oder gar zuweist. Diese Frage ist nicht ohne Weiteres zu Gunsten

der freundlichen Anbieterin zu entscheiden; und selbst wenn die bildende Kunst uns verspricht, das Theater wieder dem Zweck entgegenzuführen, „dessen Sinn die Griechen wohl verstanden hatten, den auch Goethe verlangte: dem Kultus des Schönen und des vorbildlichen Geschmacks", so ist zunächst daran zu zweifeln, ob die darmstädter Reform die Griechen und Goethe auch richtig verstanden hat. Der Kultus des Schönen und des vorbildlichen Geschmacks scheint mir nämlich immer nur ein Nebenzweck des Theaters, ein unter Umständen beiläufig mit zu erreichender Zweck gewesen zu sein. Ich glaube sogar, daß der Kultus des Schönen nicht einmal der Zweck der bildenden Kunst ist, — es sei denn, daß man das „Schöne" im weitesten Sinn als alles Leben Wirkende der Seele in den Dingen der Welt erfaßt. Und vorbildlichen Geschmack hat überhaupt keine Kunst zum Hauptzweck; oder sie degradirt sich selbst zum moralischen und ästhetischen Schulmeister. Ein Engel von van Eyck, eine Figur Michelangelos, ein Monolog Racines, der Franz Moor aus den Räubern, ein Satz der Eroika oder ein Glasfenster von Hans Christiansen in Darmstadt: das Alles sind mir nicht Dinge des „vorbildlichen Geschmacks", sondern viel mehr: es sind die mich erfreuenden oder erschütternden Aeußerungen starker, eigenartiger Menschenseelen in den Formen der Kunst. Das hat man in Betrachtung aller anderen Künste doch längst begriffen; warum soll nun das Theater — und das Theater ist im eigentlichen Sinn doch das Drama, also eine unendlich viele und vielgeartete Lebensregungen umschließende Kunstform — allein gerade in eine so engherzige Teleologie eingespannt werden?

Aber lassen wir diese Sätze immerhin gelten, die, wie die liturgischen Formeln in der Kirche, jede dramaturgische Abhandlung einleiten, ohne daß man sich etwas Bestimmtes dabei denkt; die weitere Ausführung der Zweckbestimmung des Theaters, die Professor Behrens giebt, ist schon wesentlicher.

Die Verwandtschaft unserer modernen Kunstideale mit denen der Romantik ist zum Ueberdruß oft schon betont worden. Es ist ein Romantikerideal, das die darmstädter Reform auch für die Theaterkunst in Anspruch nimmt. Sie meint, das Werk der Bühne solle nie den Gedanken vergessen machen, daß Alles ein Spiel sei. Das war bekanntlich die Lieblingsmarotte Ludwigs Tieck. Ich sage, etwas unhöflich: „Marotte", obwohl meine Abneigung gegen diesen Satz dem aufrichtigen Bedauern entspringt, wenn ich gerade an Tiecks Bühnenwerk sehe, wie der Hang, durch ein über die Sache sich stellendes Ironisiren die eben als künstlerische Wirklichkeit geschaffene dramatische Form wieder aufzulösen, diesen feinen Geist um jede Wirkung auf der lebendigen Bühne gebracht und seine sonst weitausgreifende dramaturgische Befähigung eingeschränkt hat. Was Tieck wollte, war und ist nicht schwer zu verstehen: es giebt auf allen künstlerischen Gebieten eine Gattung

von Schöpfungen, die diesen Grad von vergeistigter Form erlangen können, die alle Erdenschwere in ein heiteres Spiel der Form auflösen und dadurch „erheben". Die Komoedie Shakespeares und die des Aristophanes haben sich dieses Ziel gesteckt. In einer freien Sphäre der Phantasie werden in Shakespeares Lustspiel Wahn, Leidenschaft und Schwäche der Menschheit von einem symbolisirenden Humor beleuchtet und im Licht einer poetisch heiteren Sinnlichkeit verklärt. So ist auch ein Theil der spanischen Komoedien beschaffen, wo an die Stelle des symbolisirenden Humors häufiger das Kunststück der Dialektik tritt. So verfährt auch Molière in mancher seiner Komoedien; auf andere seiner Stücke aber paßt die Schablone nicht: Tartuffe ist eine Komoedie des bittersten Ernstes und eben so der Misanthrop. Da tritt kein Puck vor den Vorhang und versichert uns, daß wir eine heitere Sommernacht durchträumt haben, da wünscht der Dichter im Gegentheil, daß wir das Gehörte und Gesehene als zum Nachdenken anregende Realität betrachten sollen. Tieck aber leitete seine Theorie einseitig von den Lustspielen der zuerst erwähnten Art ab; Shakespeares Lustspiel vor Allem galt ihm so sehr als Muster der dramatischen Gattung, daß er es über die Tragoedien des großen Briten stellte.

Von einer ähnlichen Neigung ist die moderne Kunst wieder stark beeinflußt; aber mit der Theorie Tiecks theilt auch das Bühnenideal der darmstädter Reform die Gefahr einer zu weit gehenden Verallgemeinerung. Der allergrößte Theil der Dramen der Weltliteratur ist diesem Zwecke nicht angepaßt. Der selbe Shakespeare, der mich durch den Puck-Monolog oder durch das Scheerenschleifer-Vor- und Nachspiel gewissermaßen um Entschuldigung bittet, daß Humor und Phantasie hier leidlich unkontrolirbare Sprünge gemacht haben, enthebt sich des Versuchs, meine Thränen zu trocknen, wenn der von unseliger Leidenschaft gefällte Othello im letzten, bereuenden Kusse stirbt. Er verschmäht eine formale Andeutung, daß hier nur ein Spiel getrieben worden sei, und auch nicht in diesem Bewußtsein liegt das erhebende Moment dieser und anderer Tragoedien: es liegt in der gewonnenen Einsicht in das unerschütterliche Walten der Nothwendigkeit, es liegt, wie Nietzsche es ausdrückt, auch zum Theil in der heimlich beklemmenden und doch mit Stolz empfundenen Freude, einen Menschen höherer Art an der Treue zu seiner Natur, zu seiner unendlichen inneren Anlage zu Grunde gehen zu sehen.

Wären Drama und Komoedie stets so beschaffen, daß sie in allen ihren Theilen nur symbolisirende Absichten darstellten, so wäre gegen eine durchaus stilisirende Behandlung des Bühnenbildes weniger einzuwenden. Professor Behrens aber setzt diese Absicht als immer vorhanden voraus, denkt dabei freilich mehr an das Drama, wie er es wünscht, als an das vorhandene. Das geht aus dem Entwurf des künftigen Bühnenbildes klar hervor: „Das

Hauptgewicht der ganzen Dekoration, die vom Zuschauerraum durch einen monumentalen Rahmen abgeschlossen wird, ist auf den Hintergrund zu legen. Die Malerei sollte so weit stilistisch, fast oder ganz bis zur Auflösung ins Ornament behandelt werden, daß die ganze Stimmung des Aktes durch Farbe, Linie getroffen wird. Die Malerei soll eben keine Natur darstellen, sondern ein schöner charakteristischer Hintergrund sein, vor dem schöne Menschen in prächtigen Gewandungen und mit feinen Bewegungen die schönste Sprache reden. Die Kostüme der Chöre und Statisten sind für koloristische Wirkungen auszunützen, die der Hauptdarsteller als selbständige Kunstwerke, bei modernen Stücken sogar als Beispiele feinsten Geschmackes zu betrachten." Wie eng ist da dem Drama seine Bewegung vorgeschrieben! Dem Drama? Ach nein: Das ist überhaupt eine Dramaturgie des Lebenden Bildes, aber nicht eine solche für das Spiel der Leidenschaften, das dem Dramatiker vorschwebt. Wenn ich von dem Genre des londoner „Empire" absehe und mich unter der dramatischen Dichtung unserer Tage nach Werken umsehe, die dem darmstädter Stil die Unterlage bieten könnten, finde ich wenig oder gar nichts. Vielleicht kommt Maeterlinck dieser darmstädter Bühne am Meisten entgegen. Seine Dichtung gestattet vielleicht die Adaption eines Stils in diesem Sinne. Aber bei Dramen schon wie „Prinzessin Maleen" und „Pelleas und Melisande" kommt der Regisseur ins Gedränge mit der realistischen Forderung praktikabler wirklicher Oertlichkeit und solcher Requisiten. Das Requisit namentlich, das im Drama immer „naturalistisch" sein wird, stellt einen Widerspruch dar gegen die symbolistische Auffassung der sonstigen Bühnenwelt.

Nun wollen aber die Darmstädter nicht durchaus symbolistisch verfahren und ganz ist es ihnen mit der Auflösung in Linie, Ornament und Farbe nicht Ernst: „Wir werden die schwüle Gluth eines Sommertags oder den feuchten Glanz einer Mondnacht anders begreifen als mißglückte Kunststücke billigster Bühneneffekte." Das ist der Malerei zu allen Zeiten und in allen Stilen viel besser als der Bühne gelungen; und wieder könnte auch eine Bühnenmalerei für das Lebende Bild hier das Wundervollste leisten. Etwas Anderes ist es mit der Bühnenmalerei für das Drama. Auf der Bühne des Dramas nämlich „lebt" die Natur. Das heißt: sie geht die Reihe ihrer Zeiten durch; auf den sonnigen Sommertag soll die müde Resignation der Dämmerung, soll die Nacht folgen und aus dem feuchten Mondglanzbild wieder muß sich der helle Morgen entwickeln. Ich brauche nun Professor Behrens nicht zu belehren, daß ein Bühnenbild, das unter so verschiedene Beleuchtungen gerückt werden soll, seine ganz eigenen technischen Bedingungen hat, die leider einen schmerzlichen Verzicht auf die intensive Ausgestaltung nur der einen Stimmung einschließen. Wenn man überhaupt noch irgend welche Art naturalistischer Bildwirkung auf der Bühne zulassen will, muß man sofort auch wieder die alten Kompromisse der

eigentlichen Dekorationenkunst acceptiren, die, nebenbei bemerkt, nicht dem stümperhaften Unvermögen, sondern der gewissenhaftesten Anstrengung hochbegabter Meister ihre Entstehung verdanken. Die Bibiena, Quaglio, Servandoni, Weinbrenner, Schinkel, Kloß, Schnitzler e tutti quanti waren ja keine Idioten.

Meiner Ansicht und Erfahrung nach kann der Dekoration-Stil der Bühne sich nur nach zwei Richtungen hin entwickeln: er versucht eine vollgetroffene Realität des Schauplatzes mit den künstlerischen Mitteln des Bildes; oder er stellt eine absolut indifferente Neutralität dar, wo etwa ein stilgemusterter Teppich zwischen einfachen, nichts bedeuten wollenden architektonischen Formen den Schauplatz abschließt, — vorstellt. Also eine naturalistische Bühne — immer in den Mitteln der Kunst gehalten natürlich — oder eine Bühne ohne alle Dekoration.

Eine richtig getroffene Realität im Bühnenbilde bringt, auch wenn die Stimmung des Dramas wechselt, deshalb keinen Widerspruch in unserer Empfindung hervor, weil wir durchaus daran gewöhnt sind, im reellen Bilde der Natur, der Stadt, des Hauses, des Zimmers die mannichfachsten Stimmungen zu erleben. Aus dieser Realität heraus empfindet in den weitaus meisten Fällen auch der Dichter die Stimmung seiner darzustellenden Handlung. Darum verstößt meiner Ansicht nach der darmstädter Stil von vorn herein schon gegen das Prinzip derjenigen Kunst, die auf dem Theater den Schwesterkünsten, der Schauspielkunst, der Musik, der Malerei, dem Tanz, nicht gleich geordnet, wie die Darmstädter meinen, sondern ganz entschieden übergeordnet ist: der dramatischen Dichtkunst. Bei ihr hätte die darmstädter Reform zunächst zu beginnen. Der Dramatiker dürfte nicht mehr aus der unmittelbaren Natur heraus denken und schaffen; für jedes seiner Gebilde müßten die Stilformen der modernen dekorativen Kunst das Medium sein. Die darmstädter Reform will sich jedoch nicht auf das Drama der Zukunft beschränken; auch das alte, das vorhandene möchte sie nach ihren Grundsätzen umbilden. Aber auch hier geht sie von Annahmen aus, die nicht immer stichhaltig sind. Sie beurtheilt das Drama der Weltliteratur weder historisch noch ästhetisch richtig. Die „stilistische Höhe früherer glanzvoller Epochen“, die sie voraussetzt, sieht in der Nähe ganz anders aus. Was der Inhalt der griechischen Tragoedie schon verrieth, ist nun, nachdem die Forschung mehr und mehr die früheren philologisch-archäologischen Annahmen beseitigt hat, kaum noch einem Zweifel unterworfen: daß nämlich das griechische Theater der Blüthezeit ein in weitgehendem Maße „naturalistisches“ Bühnenbild herzustellen vermocht hat. Die architektonischen Grundformen behinderten durchaus nicht, wie wir früher glaubten, einen weitgehenden Realismus der Szene. Der greise Oedipus stieg wirklich aus dem Eumenidenhaine auf Kolonos den steilen Felsweg empor, der ihn den Augen der kolonischen Bürger und denen der Welt ent-

rückte, und den Hain der Eumeniden selbst dürfen wir uns in der Bildstimmung ganz der in den Chören zum Ausdruck kommenden entsprechend denken. Maske und Kothurn, diese beiden uns immer unbegreiflich gebliebenen Bühnenmittel, waren zu des Sophokles Zeit schon längst überwundene „Traditionen“ einer ganz frühen mythischen Epoche.

Dann führt Professor Behrens Shakespeare als Gewährsmann für seine Absichten an; „und vor Allen Shakespeare legte den größten Werth auf Dekorationen und Kostüme“, sagt er. Ich vermuthe hier eine etwas unklare Ausdrucksweise, sonst wäre es peinlich, Professor Behrens daran zu erinnern, daß Shakespeare bekanntlich gar keine Bühnendekoration gekannt hat und daß sein Kostüm das englische seiner Tage war. Das Shakespearedrama ist deshalb auch unter Verzicht auf einen naturalistischen Schauplatz darstellbar; gedacht aber, empfunden ist es aus der verschwenderischsten Fülle der unmittelbaren Natur, die bildlich sich vorzustellen, eben weil er sie so umfassend voraussetzte, der Dichter der Phantasie des Zuschauers überließ. Vor Allem aber kannte er keine andere Bühne. Die seine, wie die seiner Vorgänger und nächsten Nachfolger, war eine den praktischen Anforderungen der Zeit angepaßte Neubildung der alten mittelalterlichen Mysterienbühne. Als dann das englische Theater unter der Puritanerherrschaft in seinen Winterschlaf verfiel, ging diese alte Form ganz verloren. Beim Wiederaufleben des englischen Theaters nahm es die inzwischen in ganz Europa zur Herrschaft gelangte Form der Renaissancebühne an. Und diese ist es, die, wenn auch nicht in gerader, doch in ununterbrochener Linie zur bis jetzt erreichten höchsten Spitze der alle Künste in ihren Dienst stellenden Theaterkultur hinführte, als die Professor Behrens ganz richtig Wagners Bühnenkunstwerk von Bayreuth bezeichnet. Je nach Zeit, Bildungverhältnissen, vor Allem aber je nach den Mitteln, die dem Theater zu Gebote standen, erlebte diese Renaissancebühne Epochen des Tiefstandes, des ärmlichsten Ungeschmacks, aber doch auch schon solche der üppigsten Entfaltung aller Kunstmittel.

Das Theater Calderons am Hofe des kunstprotzigen vierten Philipp hatte eine Bühne, die mit allen überhaupt nur erfindbaren Mitteln einer Poesie Körper verlieh, die in dem Bilder- und Vorstellungenreichthum der ariostischen Dichtung ihre Quellen hatte: Natur, Menschen-, Geister- und Zauberwelt, fabelhaftes Heldenthum bilden die Elemente des Dramas Calderons. Das Alles wurde nach italienischen Vorbildern der Szene auf dem Theater Madrids dargestellt. Prospekte und Maschinen, großes und kleines Himmelslicht, das seltsamste und zauberhafteste Gewandwerk, Gesang und Instrumentalmusik sind Voraussetzungen der spanischen Bühnenkultur jener Tage. Calderon war der Wagner des siebenzehnten Jahrhunderts.

Weder hat aber nun der Verzicht auf bildliche Versinnlichung des

Dramas bei Shakespeare noch die verschwenderische Fülle an dekorativer Kunst bei Calderon den Werth der ästhetischen Kultur dieser Dramatiker entschieden. Das Shakespearedrama wirkte in seiner gigantischen Kraft ohne Hilfe der bildenden Kunst; das Drama Calderons bedurfte dieses Mediums, weil der Dichter die sinnlich sichtbare Anschauung des mitspielenden Bühnenapparats vorausgesetzt hatte.

Der romantische Wunderbau des Calderontheaters kehrt bei Wagner wieder, denn aus dem Lande der Romantik schreitet er als ihr letzter Heros in unser Jahrhundert hinein. Auch er will das ganze Reich der Natur und das der elementaren Kräfte in den Allegorien der germanischen mythologischen Vorstellungwelt, wie Calderon die der christlich-romanischen Weltanschauung, sinnfällig machen. Freilich kann Wagner unseren Glauben nicht mehr in dem Maße gewinnen, wie Calderon den seiner Zeitgenossen fand. Es ist zuzugeben, daß Wagners Absicht in der Ausführung nicht erreicht worden ist, wahrscheinlich ganz auch nie erreicht werden kann. Aber nicht durch das Prinzip, uns in die unmittelbare Natur auf der Bühne zu versetzen, erweckt er einen ästhetischen Widerspruch, sondern dadurch, daß er der Natur eine zu selbständige Rolle zuwies, und zwar eine solche, die das bildnerische Vermögen unserer Zeit und Kunsttechnik nicht — oder noch nicht — ausfüllen kann. Seine Bühne hat die Divergenz nicht überwinden können, die sich aus dem Zusammenschweißen von Naturalismus und Allegorie nothwendig ergeben muß. Unsere Beleuchtungtechnik kann einen glaublich wirkenden Regenbogen schaffen; aber einen solchen herzustellen, der als wirklich benutzbare Brücke für körperhafte Menschen dient, ist ihr nicht gelungen. Und erreichten wir hier auch das denkbar Beste, so würde doch ein Widerspruch in uns laut bleiben, der immer auch bleiben würde, wenn es Thor gelänge, mit seinem Hammer vor unseren Augen ein Gewitter zu fabriziren. Es ist gar keine Frage, daß Wagner hier das schlechthin durch die Bühnenkunst Undarstellbare verlangt.

Im Wesentlichen ist jedoch an Wagners Bühnenwerk nichts zu ändern, weil es eben aus der Anschauung natürlicher Realität herausgedacht ist, und meist wirkt doch auch die breite, mächtige Natur, in der das Drama sich abspielt und die die Bühne darzustellen wohl vermögend ist, in voller Harmonie mit der menschlichen Gestalt, mit Gesang und Musik zu einem aesthetischen Gesammtkunstwerk. An Wagners Ausschreitungen aber mag die Grenze gefunden werden, die der Mitwirkung der bildenden Kunst auf der Bühne gezogen werden sollte. Nicht mit selbständigen geistigen Ausdrucksmitteln soll sich die bildende Kunst dem Drama zugesellen, denn aus der Natur und nicht aus den Anschauungformen anderer Künste schafft der Dramatiker sein Werk. Wäre Wagner etwa der „ästhetischen Kultur“ näher gekommen,

wenn er sein Bühnenbild des Tannhäusers nach den Miniaturen eines Missale des dreizehnten Jahrhunderts empfunden hätte? Das ist ja aber der Gedanke der darmstädter Reform, daß mir die bildende Kunst einer Zeit den Charakter der bildlichen Darstellung für das in dieser Zeit spielende Drama angeben soll. Der Dichter hat doch die immer gleich bleibende Realität der Dinge eben so empfunden, wie wir sie heute empfinden; er hat sie anders geschildert, als sie der Maler gemalt hat, vielleicht malen konnte. Die Federzeichnungen Boticellis geben mir doch nur im allerschwächsten Grade die Anschauung der Dantes Dichtung unterzulegenden Realität von Raum und Gegenstand und wollen Das auch kaum; sie sind Transskriptionen der künstlerischen Idee aus der Sprache der einen Kunst in die der anderen. Sie könnten mir nicht als Vorlage dienen, wenn ich ein für unser heutiges Phantasievermögen ausreichendes Bild einer Szene aus dem Inferno auf der Bühne herzustellen hätte. Jede neu schaffende Kunst wird, vor diese Aufgabe gestellt, immer wieder auf das primum, auf die Natur selbst, zurückgreifen. Zur Natur in diesem Sinne gehört aber nun auch aller kulturgeschichtlich überlieferte Stoff.

Das eben will die darmstädter Reform nicht; sie will eine selbständige, symbolisirende geistige Thätigkeit aus den dramatischen Motiven entwickeln. Ich meine aber: das szenische Bild soll die Natur in ihrer ruhig wirkenden Selbstverständlichkeit als Hintergrund und Umgebung der Handlung geben. Die dichterische Voraussetzung soll für diese immer real gedachte Umgebung im Rahmen des Darstellbaren bleiben. So verstanden und hergestellt, ist das Naturbild ein Faktor von fast passiver Bedeutung, wie es im Leben einer ist. In jedem heftigeren Affekt vergesse ich die natürliche Umgebung; nur eine solche passive Rolle soll sie auch im Drama, das vorwiegend eine Aeußerung seelischer Affekte ist, haben. Wo die Stimmungen der Natur ausdrücklich als Motive für seelische Aeußerungen dienen müssen, dürfen sie in keiner Uebersetzung in eine andere Kunstform, sondern müssen als möglichst treu nachgeahmte Natur gegeben werden.

Eben so sollte es mit dem kulturgeschichtlichen Bühnenbild gehalten werden. Es war die schlimme Wirkung der Meininger, daß ihre Bühnenbilder eine Kunstwirkung für sich beanspruchten und die Aufmerksamkeit abzogen. Sucht man aber das gerechte Verhältniß für Bühnenbild und Bühnenvorgang, so versetze man sich in die Empfindung der auf der Bühne Handelnden: für sie wird die äußere Umgebung in der Regel ein gleichgiltig hingenommenes Gegebenes sein, in dem nur Widernatürlichkeiten — also auch symbolisirende selbständige Empfindungäußerungen der Malerei! — und Unrichtigkeiten die Aufmerksamkeit beschäftigen würden. Die Ausnahmen von dieser Regel treten ein, wenn die Handlung ein Bild, einen Naturvorgang voraussetzt, durch welche die Handlung weiter bedingt wird, die also auch in

die Aufmerksamkeit der Handelnden fallen. Fiesko öffnet die Flügelfenster seines Palastes und schaut trunken auf das vom Morgenlicht überfluthete Genua. Hier geht die Handlung in dem Bilde auf, das Bild bedingt die weitere Handlung, also müssen auch wir Zuschauer ein möglichst intensives, der Wirklichkeit gut nahekommendes Bild vom Sonnenaufgang über Genua sehen. Oder wir müssen es uns nur denken; ein symbolisirendes Kunstmittel aber würde hier den Zweck verfehlen. Der Sonnenaufgang selbst ist hier von symbolischer Bedeutung für die Handlung. Der intellektuelle Vorgang einer echt dramatischen Handlung auf dem passiven Hintergrunde einer stillen Naturrealität und die Ausdrucksformen der modernen dekorativen Kunst in ihrer starken Selbständigkeit, mit ihren Linienakkorden und singenden Farbenharmonien, die dem Naturempfinden eine eigene Sprache schaffen wollen: Das sind Dinge, die so ausgesprochen an den beiden Enden der Reihe künstlerischer Formen liegen, daß sie, ohne Schaden an einander zu nehmen, nicht zusammengebracht werden können.

Max Martersteig.



Oberammergau.

Oberammergau ist ein lustsamer Ort. Zunächst für das fromme Völklein der Oberammergauer selbst. Dann für weitgereiste Leute, die eine gute, leicht reizbare satirische Ader haben. Wer Sinn für Lebenskomik hat, für die unfreiwillige wie für die andere, findet dort ein reiches Genußfeld. Auch Schlingel und Schelme von allerlei Art kommen dort nicht zu kurz; ich denke dabei nicht an die gewerbmäßigen Langfinger. Für durchtriebene Feinschmecker aller gottseligen Lasterhaftigkeiten ist reichlich gesorgt. Sogenannte Volksschriftsteller und andere Zeilenschinder, denen die vielabgegraste alpine Weide etwas zu mager geworden ist, können es, bevor sie zur Stallfütterung übergehen, auch noch einmal mit Oberammergau zur Passionspielzeit versuchen. Nicht zu vergessen Irrenärzte und ähnliche Menschenfreunde und suchende Brüder. Für sie Alle ist Oberammergau ein lustsamer, rentirlicher Ort. Das Spiel der Passion mit allem Drum und Dran, allen Vorder-, Mittel- und Hintergründen des komoediantischen und wirklichen Lebens kann ihnen zu einem guten Ding gedeihen.

Schlimmer fahren dort die ernsthaften Leute, die im alpinen Passiondorf ihr hochgestimmtes Menschen- und Künstlerthum auspacken wollen und dabei

die Fragen mit auskramen, die ihnen schon daheim nahegegangen sind. Fragen wie: Ist es den Dörflern da droben wirklich heiliger Ernst, tief religiöse Herzenssache mit ihrem Spiel? Wie fährt das wahrhaft Künstlerische dabei? Sind das Alles Dorfinsassen, denen neben der allzehnjährigen Theaterspielerei der handwerkliche oder bäuerliche Beruf die Hauptsache ist, oder sind es verkappte Komoedianten, die der Zufall der Geburt zu Oberammergauern werden ließ? Haben sie eine würdige Einfachheit? Ist es so wie etwas ungeheuerlich Großes um ihre Passion, ist es ein übermenschliches Opfer? Wirkt ihr Spiel rein legendenhaft? Schlägt das Einstudirte und Berechnete vor? Sehnen sie sich nicht nur nach der eigenen Erlösung und Befreiung der in Sünden verstrickten Seele, sondern auch nach einem lobenden Zeitungbericht und einem glänzenden Kassenrapport? Stört es die Spieler in ihrer Hingabe an das Christusdrama nicht, daß sie eine Lokalberühmtheit und alle zehn Jahre eine Weltberühmtheit sind? Läßt sie ihr Ruhm sittlich unangefochten, so daß sie ihre schlichte Eigenart wahren und nicht aus ihrer natürlichen harmonischen Linie gleiten?... Ich habe diese Fragen hergesetzt, obwohl sie zum Theil von erheblicher Naivetät sind, weil ich sie buchstäblich so von ernsten, sogar von weltläufigen Leuten gehört habe. Die Hypnose der Berichte und Bilder vom oberammergauer Passionspiel wirkt so kräftig, daß sothane Leute mir diese Fragen mittheilen konnten, ohne mit der Wimper zu zucken oder durch ein Lächeln hinter der Frage gleich das skeptische Ausrufzeichen zu markiren. Sie sind ja wirklich nicht dumm, sie sind nur ernst, überernst. Und damit das Unglaubliche Ereigniß werde: es sind Berliner darunter!

In den tollsten Täuschungen sind Die befangen, die aus den Träumen von Heimathkunst, Rassenkultur, heilig gehüteten Provinz-Idealen und germanischer Urständigkeit in die Wirklichkeit von Oberammergau kommen. So wissend sie auch in allen Weltdingen sein mögen: Eins wollen sie nicht als Nothwendigkeit vor Augen haben: daß die Kultur, die alle Welt beleckt, auch auf Oberammergau und sein Passionspiel sich erstreckt, daß folglich auch das moderne Bildschnitzer- und Theaterspielerdorf in keiner seiner Darbietungen und Schaustellungen irgend ein urgermanisches und urreligiöses, ja nicht einmal mehr ein mittelalterlich-christliches oder biedermeierisch-katholisches Idyll verwirklichen kann. Es ist vollendetes neunzehntes Jahrhundert, mit allem Mischmasch des Jetztzeitigen, mit allem Raffinement des Industrialismus. Also Theater im verwegensten Sinne des Wortes. Weil es einfach im Betriebe der modernen Kultur nichts Anderes sein kann.

Ich sehe noch das Entsetzen eines überzeugten Uhde-Schülers aus der dachauer Stilperiode, als ich mit ihm zum ersten Mal der Passion beiwohnte. Er war in dem Glauben gekommen, etwas im Bilde und in der Wirkung Dem Aehnliches vorgespielt zu erhalten, was sein Meister Fritz von Uhde in evangelischen Gemälden mit wunderbarer Kraft vollbracht hat. Der gut- und blutgläubige Jüngling von Dachau kam schaudernd aus dem oberammergauer Theater gestürzt, fassunglos. Und er stürmte auf seine lächelnde Freunde mit einem Schwall von Fragen und Exklamationen ein: „Aber Kinder: ist Das deutsch? Ist Das evangelisch? Das ist ja ein schauderhaftes welsches Mixtum-Kompositum! Das ist ja gräßlicher italienischer Pomposo-Stil, aus Oeldrucken nach Renaissance-Bildern von Meininger Regisseuren ins Theaterhafte, ins lebendige Panoptikümliche übertragen! Sind Das noch bajuvarische Aelpler? Das sind nachgemachte Italiener,

die ein nachgemachtes orientalisches Judenvolksdrama tragiren! Ist Das deutsches Christenthum und volksthümliche Kunst?" Und er fand kein Ende.

Bis Einer dazwischen rief: „Narr, der Du bist! Dein evangelischer Meister Fritz von Uhde ist auch nicht blos Maler-Herrgott, er ist nebenbei noch königlicher Professor und sächsischer Rittmeister. Und das Passionspiel der Oberammergauer ist landesüblicher Katholizismus und Komoedienkunst von heutzutage und kein lutherisches Bibeltext-Deklamatorium aus der Reformationzeit. Was für eine Echtheit und welche Sorte von deutscher Volksthümlichkeit verlangst Du denn? Es giebt eben verschiedene Völker in Deutschland, stockkatholische und stocklutherische — und andere. Und Kunst ist Kunst. Und die oberammergauer Kunst ist eine stockkatholische; und das Text- und Regiebuch für das religiöse Theater haben Jesuiten geschrieben; und Pfarrer und Schullehrer und ähnliche kundige Thebaner haben es modernisirt; und von Hoftheaterspielern und münchener Bühnenmaschinisten haben sich die findigen Leute von 1890 bis 1900 die Mimik und die Stellungen und die Coulissenkniffe abgeguckt. Was willst Du noch mehr von einem Passionspiel, das mit siebenhundert Mitwirkenden und einem Millionenbudget arbeitet und ein kolossales Industrie-Unternehmen mit einem erheblichen Risiko ist? Anders ist so Etwas überhaupt nicht mehr zu machen."

„Also nichts Echtes und Eigenwüchsiges mehr?" jammerte wieder der evangelische Malerei-Beflissene aus Dachau. Doch: die Gesichtsfarbe und das Haar und die Glieder und die hauptsächlichsten Gefühle. Schminke und Perrücken und falsche Waden sind in Oberammergau noch nicht zugelassen. Die Mitspieler sind echte, eingeborene Dörfler-Aristokraten, in vorsichtiger Auslese zu Passionkünstlern gezüchtet. Außerdem ist es strenge Voraussetzung für ihren Beruf, daß sie sich eines unbescholtenen Lebenswandels befleißigen.

Unser Uhde-Schüler kam in seiner Suche nach Echtem immerhin noch auf seine Rechnung, nachdem er sich in unsere Abstriche gefunden und die romantischen Traumbilder aus den Augen gerieben hatte. Er durchstöberte das Passiondorf in allen Winkeln. Er besichtigte die schönen, anheimelnden Häuser der Hauptdarsteller von außen und innen, morgens und im kühlen Dämmer des Abends. Er entzückte sich an der alpinen Umrahmung des Dorfbildes. Schließlich schloß er Freundschaft mit einigen Aposteln und Schutzgeistern. Sie erwiesen sich im außertheatralischen Verkehr als musisch begabte und empfindsame, aber zugleich schlichte, liebenswürdige und fröhliche Menschen. Ein weiblicher Schutzgeist geleitete ihn sogar in den Stall, wo die kleine Eselin stand, auf der der Christus-Lang, seines irdisch-gewerblichen Zeichens Hafnermeister, durch die Coulissengassen von Jerusalem reitet. Und das edle Grauthier erwies sich ihm in Allem von gewünschter Echtheit.

Nur einmal noch entbrannte sein Zorn über das Komoediantenthum. Aber diesmal galt er nicht einem Einheimischen, sondern einer Ausländerin, einer hysterischen Tochter Albions. Die zur Rekatholisirung bereite hochkirchliche Lady wollte den oberammergauer Christus zu seiner Erholung nach der Spielzeit mit auf Reisen nehmen. Bis nach Jerusalem und weiter. Natürlich lehnte Christus, der ein eben so kluger wie charaktervoller junger Mann von fünfundzwanzig Jahren ist, die englische Einladung ab. Es ginge ihm ja auch so recht gut in seinem Passiondorf, es fehle ihm dort nichts zur Erholung von seinen künst-

lerischen Strapazen. Er habe sein eigenes Zimmer im Theater und einen Diener, der ihm Erfrischungen hole und alle sonstigen Wünsche erfülle. Gewiß: so etwa fünfzigmal (einschließlich der Proben) sich geißeln, kreuzigen und begraben lassen und dann mit komplizirter Maschinerie auferstehen und gen Himmel fahren: Das sei eine rechtschaffene Anstrengung. Aber Massage und andere zweckmäßige Mittel nach jeder Vorstellung erhielten ihn gut bei Kräften.

Und wie Christus, so widerstehen auch seine hervorragenderen, von dem weiblichen England und Amerika umlagerten und umschwärmten Mitspieler den satanischen Fallstricken des importirten großstädtischen Mimenkultes. Die jungfräulichen Mitwirkenden beim oberammergauer Spiel erfreuen sich der Gnade, weniger belästigt zu werden. Es ist vielleicht nicht ausschließlich die größere Tugendhaftigkeit des stärkeren Geschlechtes, die ihnen diesen Vorzug einräumt. Die Oberammergauerinnen sind augenscheinlich viel weniger verführerisch als die Männer. Sie sind von einer eigenthümlich herben und frostigen Art. Auch künstlerisch stehen sie ihren männlichen Kollegen nach. Ihre Haltung und ihr Gesichtsausdruck mit dem halbwehmüthigen, halbdummen Lächeln, das den Städtern von dem geringer geschätzten Theil der angejahrten Balletdamen her in Erinnerung ist, giebt diesen alpinen Jungfrauen Etwas von jener Unberührtheit und Unnahbarkeit, die an altdeutsche Heiligenbilder gemahnt und verwöhnte Weltkinder nicht in Ekstase zu versetzen pflegt. Eine der letzten Muttergottes-Darstellerinnen war so von ihrem schmerzenreichen Berufe erfüllt, daß sie am Schluß der Spielzeit ins Kloster ging und der Welt und aller komoediantischen Lust entsagte.

Das liegt sonst nicht in der Natur der Oberammergauer. Sie haben richtiges Theaterblut. Sie füllen die zehnjährige Spielpause der Passion mit allen erdenklichen komoediantischen Uebungen und Lustbarkeiten aus. Eigentlich kommen sie aus dem Theatralischen nie heraus. Dadurch erklärt sich auch ihre verblüffende Virtuosität in den großen Szenen des Passionspieles, in der Gruppirung und Bewegung der Massen, die man auf keiner Hofbühne der Welt besser sehen kann.

Das wars auch, was schließlich meinen Uhde-Schüler aus einem strengen Dachauer in einen milden Oberammergauer verwandelte. Je öfter er die Passionspiele besuchte, desto stumpfer wurde seine Kritik, desto bereitwilliger seine Anerkennung. Zuletzt wurde er so widerstandsunfähig, daß er sich tragisch durchschauern ließ und die bittersten Seelenschmerzen empfand, wenn während der Kreuzigungszene sein bäuerlicher Nachbar ruhig eine Wurst verspeiste und tüchtige Schlucke aus seiner Enzianflasche nahm. Sein malerischer Sehnerv hatte sich so umgemodelt, daß er darauf schwor, die echtesten deutschen Meister, wie ein Schongauer oder Wohlgemuth oder Albrecht Dürer, müßten gewisse Figuren und Gruppen auf der Passionszene als Geist von ihrem Geiste, Kunst von ihrer Kunst erkennen. Aber ich habe bis heute keinen Menschen von Urtheil gefunden, der ihm Das glaubte.

München. Michael Georg Conrad.



Selbstanzeigen.

Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Friedrich Kirchner. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1900. Preis Mark 5,00.

Wenn Grillparzer in seinem „Traum ein Leben“ den Zanga sagen läßt: „Klar ists, daß im Thun und Handeln, nicht im Grübeln 's Leben liegt“, so hat er damit sicher ein für die Bethätigung des Menschen höchst wichtiges Wort gesprochen. Aber der Mensch verlangt beim Arbeiten und Schaffen im Gewühl des Lebens Ruhe und Sammlung. Sein Geist will sich besinnen. Außer Dem, was ihm der Telegraph, die Korrespondenz, die Tagespresse an Neuigkeiten und Einzelheiten übermittelt, wünscht er auch Etwas, das ihn dem Lärm des Tages entrückt; er wünscht oft eine Lecture, die ihn durch die feste Begründung der Gedanken erfreut und erhebt. Da sind es besonders Philosophie und Geschichte in ihren einzelnen Werken, die dem „Umhergetriebenen Rath und Trost“ gewähren und ihn zur Ruhe und Besonnenheit zurückführen. Die Dürrsche Buchhandlung in Leipzig versendet jetzt den Katalog ihres philosophischen und historischen Verlages, der sehr reichhaltig geworden ist, weil viele Werke anderer Firmen in den Besitz der Buchhandlung übergegangen sind. Der Katalog enthält die umfangreicheren und die kleineren Werke der Philosophie der verschiedenen Zeiten und Völker, von Aristoteles, Spinoza, Plato, Cicero, Descartes, Leibniz, Hume, Kant, Fichte, Schleiermacher, Lotze. Ferner werthvolle historisch-politische Schriften von Dante, Hutten, Luther, Milton, Macchiavelli, Friedrich dem Großen, Mirabeau, W. von Humboldt, Winkelmann, Karl von Scherzer, Lamprecht. Dann darf ich hier noch darauf hinweisen, daß die Buchhandlung die werthvollsten Abhandlungen aus einigen Jahrgängen der Philosophischen Monatshefte in besonderen Ausgaben veröffentlicht hat, darunter Arbeiten von Zeller, Bergmann, Comte, Eucken, Höffding, Lipps, Ribbeck, Ziegler u. A. Als ein Hilfsbuch für das Studium der philosophischen Werke ist das Wörterbuch von Kirchner zu betrachten, das in dritter verbesserter und vermehrter Auflage vorliegt. Das Buch umfaßt 1716 Artikel, die in klarer, faßlicher und gewandter Sprache die hauptsächlichsten Begriffe der theoretischen und praktischen Philosophie, insbesondere auch der Physiologie, Psychologie, Aesthetik u. s. w. erörtern. Das Werk wird auch Denen, die im Lande der Philosophie nicht ganz heimisch sind, die Lecture philosophischer Werke ermöglichen und erleichtern.

Leipzig. Johannes Friedrich Dürr.



M. von Egidy. Sein Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Familie von Egidy und unter Mitarbeiterschaft von Arthur Mülberger und einigen Freunden. E. Pierson, Dresden.

Das Werk zerfällt in zwei Bände, von denen der erste die gesammelten Vorträge und Aufsätze Egidys, der zweite die biographische Würdigung enthält, unter eingehender Darlegung seines Wollens und Wirkens. Es wird gezeigt, daß Egidy kein religiöser Reformator im hergebrachten Sinne war, noch weniger

ein Sektenstifter; ferner, daß seine Bestrebungen mit denen der Ethiker keineswegs zu identifiziren sind. Egidys Wollen erscheint vielmehr als ein Bestreben, alle Lebensregungen und -bewegungen zu umfassen, zu steigern und weiterzubilden, um so eine Um- und Höhergestaltung unserer Verhältnisse von Grund auf zu erzielen.

Heinrich Driesmans.



Die Lehren Tolstois. Ein Gedankenauszug aus allen seinen Werken. Weimar. W. Bodes Verlag. 2 Mark, geb. 2,70 Mark.

In diesem Buche betrachte ich alle Werke Tolstois von seinen Jugendschriften bis zur „Auferstehung" und prüfe ihren Gehalt an Lehren; so steht der grübelnde Russe, der Wahrheitsucher, in allen Lebensaltern vor uns; wir sehen, wie er sich allmählich zu dem Propheten entwickelt, der er heute ist. Hätten wir eine vollständige, zuverlässige und billige Ausgabe seiner Werke, so wäre mein Buch weniger nöthig. Jetzt aber sei es Denen gewidmet, die schnell die Entwickelung und den Inhalt der tolstoischen Anschauungen nachlesen wollen. Ein Inhaltsverzeichniß zeigt, wo zum Beispiel über Liebe und Ehe oder über Land- und Stadtleben oder über Christi Lehren u. s. w. die wichtigsten Sätze abgedruckt sind.

Weimar. Dr. Wilhelm Bode.



Los von Hauptmann! Berlin 1900. Hermann Walter.

In meiner kleinen Schrift versuche ich, auf Grund einer eingehenden Analyse von Hauptmanns sämmtlichen Werken ein psychologisches Bild des Dichters zu entwerfen und zu zeigen, daß seine Kunst hinter der geistigen Grundströmung unserer Zeit weit zurücksteht und demnach nicht als die Repräsentantin des künstlerisch modernen Deutschlands gelten kann. „Die maßlose Ueberschätzung, die Hauptmann bei uns erfährt, hindert die freie Entwickelung anders gearteter, geistig höher stehender Dichter, die auf kein bestimmtes Kunstprinzip eingeschworen sind. In diesem Sinne soll der Ruf: ‚Los von Hauptmann!' keineswegs die Künstlerschaft unseres bedeutendsten Dramatikers in Frage stellen. Er soll nur betonen, daß die geistige Potenz Hauptmanns dem jungen Geschlecht, das des Naturalismus herzlich müde ist, nicht mehr genügt, er soll freie Bahn schaffen für die Verwirklichung der neuen Ideale, denen wir entgegenstreben.

Dr. Hans Landsberg.



Dr. Richard M. Meyer, Privatdozent an der Universität Berlin, ein literarischer Ehrabschneider. Mit einem Anhang. Berlin, Johann Sassenbach. Preis 1 Mark.

Meine Brochure hat ein Vorwort und ein Nachwort. Das Vorwort lautet: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent. Goethe"; und das Nachwort: „Er ist besorgt und aufgehoben. Schiller." Arno Holz.



Der Chinesenkrieg.

Der chinesische Katzenjammer hat auf die deutsche Industrie eine wohlthätige Wirkung geübt, deren sich kaum Jemand versehen hätte: er hat sie zur Wahrhaftigkeit erzogen. Sie gesteht jetzt ein, was sie eben noch abgeleugnet hatte, daß sie die Zukunftaussichten für sehr ungünstig halten müsse. Dieser Pessimismus wird mit der Angabe begründet, daß die für chinesische Rechnung ertheilten Aufträge zurückgezogen worden seien, daß daher die Beschäftigung der Fabriken nachgelassen habe und Arbeiterentlassungen und Betriebseinschränkungen nothwendig werden. Besonders schlimm treibt es die Textilindustrie, deren Wohl und Weh vollständig von der Entwickelung des Absatzes nach China abhängig scheint. So hat die Kammgarnspinnerei in Kaiserslautern, die ungefähr achtzehnhundert Arbeiter beschäftigt, durch Anschlag bekannt gegeben, daß in Folge der durch die chinesischen Wirren verursachten Geschäftsstockung die Arbeit vorläufig an jedem Sonnabend eingestellt werden müsse. Recht trübsälig klingen auch die Nachrichten aus dem aachener und gladbacher Industriebezirk: die kriegerischen Verwickelungen in Ostasien wirken lähmend auf die Textilindustrie ein, die Ausfuhr von Baumwollwaaren stockt, die Webestühle müssen ruhen und Tausende von Arbeitern feiern. Staunend hören wir, welches wichtige Exportland das Reich der Mitte bisher für uns gewesen ist. Wir schelten die Reichsstatistik, die mit nur winzigen Ziffern den deutsch-chinesischen Handelsverkehr abthut, und freuen uns der deutschen Betriebsamkeit, die den schlitzäugigen Asiaten wärmende Kleidung schafft. Bald nehmen uns aber kluge Männer den schönen Wahn und weisen nach, daß die Fabrikherren geflunkert haben, als sie den Jammer der Industrie den chinesischen Wirren zuschrieben. Richtig ist nur, daß es um den Eingang neuer Aufträge schlecht bestellt ist und daß deshalb die Betriebe länger, als zur Erhaltung ihrer Geschmeidigkeit nöthig wäre, ausruhen müssen. Doch schon das offene Eingeständniß der Siesta ist erfreulich; und so könnten wir beinahe die Chinesen preisen, denen diese Wahrhaftigkeit zu danken ist.

Die westfälischen Militärausstattungfabriken haben gerade jetzt viel zu thun, um dem deutschen Expeditioncorps die Ausrüstunggegenstände für den heiligen Rachekrieg zu beschaffen, und auch die Waffen- und Munitionfabriken, die während des letzten Jahres fast allgemein unbeschäftigt waren, arbeiten mit Hochdruck. Mit Recht seufzen dagegen die Chinaknopf- und Nadelfabrikanten und andere Mitglieder der Kleineisenindustrie; ihnen gehen die chinesischen Wirren näher an den Kragen. Viele Jahre hindurch lieferte Lüdenscheid den Söhnen des Himmels den ungeheuren Bedarf an Knöpfen, bis die billiger arbeitende böhmische Konkurrenz dieses Geschäft abschnitt. Damals ging ein großes Trauern durch diesen Industriebezirk; heute trauern die Böhmen: alle Aufträge, die den Chinaknopffabriken bei Bodenbach, im Eulaubachthale und in Lissa ertheilt waren, sind zurückgezogen, die Betriebe mußten eingeschränkt oder eingestellt und viele Arbeiter entlassen werden. Auch die namhafte iserlohner Nadelfabrikation, die kleinen Eisenwerke bei Altena, Hagen, Remscheid und Solingen und die mit ihnen in Verbindung stehende dortmunder und essener Industrie leiden empfindlich unter dem Chinesenaufstand und befürchten von ihm eine dauernde Schädigung. Ihnen war der Löwenantheil an der deutschen Ausfuhr nach Ostasien zugefallen;

sie hatten von den dort wohnhaften Landsleuten die besten Aufträge erhalten, die zum Theil schon ausgeführt, zum Theil in der Ausführung begriffen waren. Die zum Versand bereit liegenden Waaren müssen nun einbehalten, die Vollendung der Bestellungen muß hinausgeschoben werden und die meisten Fabrikanten haben den Betrieb eingestellt oder lassen nur noch wenige Stunden am Tage arbeiten. Einen Ersatz giebt es leider nicht, denn der früher beste Kunde, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, mußte sich seit der Herrschaft Williams Mc Kinley und seines Zolltarifs mehr und mehr von den westfälischen Fabrikanten abwenden und hat seitdem im eigenen Lande Stahl-Kurzwaaren herzustellen begonnen. Die westdeutsche Kleineisenindustrie ist ohnehin ein empfindliches, wenig widerstandsfähiges Gebilde; sie spürte deshalb auch zuerst den Umschwung der Konjunktur. Erst bei den neuen Schiffsbauten des Reiches, hofft sie, werden so viele und so lohnende Aufträge für sie abfallen, daß sie sich wieder erholen kann. Es zeigt sich eben immer deutlicher, daß die Flottenvorlage nothwendig war, um einen vollständigen wirthschaftlichen Krach durch Schaffung neuer Arbeitgelegenheit zu verhüten. Aus Dortmund, Essen, Bochum und Mülheim dringen bewegliche Klagen über Mangel an Beschäftigung nach Berlin. Nun: China soll ja dem deutschen Thatendrang ein neues Feld, auf dem er sich bewähren kann, bieten. So wurde im vorigen Jahr von der mit der Deutsch-Asiatischen Bank verquickten Hochfinanz die Schantung-Eisenbahn- und die Schantung-Bergwerks-Gesellschaft mit beträchtlichen Aktienkapitalien begründet; für die eine sind bisher fast fünfzehn, für die andere drei Millionen Mark, also etwa je ein Viertel des Grundkapitals, hingegeben worden. Von Tsingtau nach Weih-Hsin soll eine Bahn gebaut werden, an die sich die Linie Weih-Hsin — Tsinanfu mit einer Zweigbahn nach Poschan schließen soll. Einstweilen sind die Vorstudien für die nach den Konzessionen innerhalb dreier Jahre zu vollendende Bahnstrecke Tsingtau—Weih Hsin beendet und die nöthigen Ländereien erworben. Wenn Alles glatt geht, der Bahnbau nicht durch aufrührerische Horden gestört wird und die diesjährige Regenzeit einigermaßen günstig verläuft, kann auf die Eröffnung der etwa siebenzig Kilometer langen ersten Theilstrecke von der deutschen Hafenstadt Tsingtau bis Kiautschou für Ende März oder April 1901 gerechnet werden. Der Verwaltung der Bahn hätte man die Vorsicht zutrauen sollen, daß sie die Ausführung der auf Eisenbahn- und Brückenbaumaterial gemachten Bestellungen schleunigst hemmen oder wenigstens die Ueberführung der fertigen Produkte nach China verhindern werde. Aber die Verwaltung hat ein Uebriges gethan: trotz der Nachricht, daß die Eisenbahnbauarbeiten in Folge der politischen Wirren eingestellt worden seien und daß die russischen Eisenbahnarbeiter in Nordchina schweren Schaden genommen haben, hat die Schantung-Eisenbahngesellschaft, um den Bau ihrer ersten Strecke in das Hinterland der Provinz Schantung mit aller Macht zu beschleunigen, die Vorbereitungen getroffen, um zunächst das zur Vollendung der ersten hundert Kilometer nöthige Bau- und Betriebsmaterial so schnell wie irgend möglich nach China zu befördern. Ob dieser Tüchtigkeit erwartet die Verwaltung gar noch eine Belobigung. Blinder Eifer pflegt aber nur zu schaden. Abwarten, meine Herren! Wir werden früh genug unser Kapital in fremden Landen verlieren.

Bei der imperialistischen Kraftentfaltung mögen wir uns ein Beispiel an unseren englischen Konkurrenten nehmen, die nicht minder heiß als die Deutschen

um die Vorherrschaft in Ostasien ringen. Sie schränken — auf die Gefahr, alte Beziehungen preisgeben zu müssen — den Ankauf von Wechseln auf Schanghai so viel wie möglich ein. Die Verschiffung der auf Kontrakt verkauften Waaren verschieben sie vorläufig bis zum Ende dieses Jahres und die Fabrikanten setzen sich mit den Verschiffern ins Einvernehmen, um diese Vorsichtmaßregel einheitlich durchzuführen. Durch die Unterbrechung des nördlichen Handels über Tientsin hat auch der Waarenverkehr nach Schanghai eine Störung erlitten; die Lagerräume sind überfüllt und es wäre waghalsig, neue Waaren aufzustapeln. Außerdem sind die Seefrachten nach Ostasien durch die Truppen- und Nahrungtransporte aus Westeuropa — zum Theil bis um 75 Prozent — gesteigert. Ein gewissenhafter Kaufmann, der mit dem Gelde rechnet, wird schon deshalb mit der Verschiffung seiner Waaren warten, bis die Ruhe in China wieder hergestellt ist. Wer von China Geld zu erwarten hat, darf ohnehin nicht auf baldige Begleichung seiner Rechnung hoffen. An dem Außenhandel Chinas ist Deutschland mit so geringen Summen betheiligt, daß es von der englischen, amerikanischen und japanischen Konkurrenz erdrückt wird. Selbst die deutschen Schiffe, die in den chinesischen Vertragshäfen verkehren, führen nur zum geringsten Theil deutsche Waaren; meist dienen sie dem Austausch britischer Handelsgüter. Jedenfalls würden wir am Besten fahren, wenn wir uns die Zurückhaltung zum Muster nähmen, die die erfahrenen englischen Kaufleute gegenüber China beobachten.

Die englische Konkurrenz sitzt in Ostasien so fest, daß Deutschland sich auf Jahrzehnte hinaus vergeblich bemühen wird, sie zu stürzen. Die Wurzel ihrer Macht ist die maßgebende Stellung in der Bankwelt. Selbst die deutschen Firmen, die sich in China angesiedelt haben, lassen ihre Finanzgeschäfte gern durch die alteingesessenen englischen Banken abwickeln, die über die weitestverzweigten Verbindungen verfügen. Der selben Neigung folgen die Chinesen selbst, die in dem Deutschen mehr den verhaßten Eindringling, in dem Engländer dagegen mehr den Handelspartner erblicken. Der Chinese ist ein gediegener Kaufmann, aufmerksam, klug und rege; in ihm steckt alles Zeug zum Großhandelsherrn. Er entzieht sich seinen Verpflichtungen fast nie, sondern hält auf Vertragstreue. Selbst in den jetzigen Wirren haben die chinesischen Firmen in dieser Hinsicht ihren guten Willen gezeigt, wenn sie auch zu schwach waren, um ihm die That folgen zu lassen. Der beträchtliche Schuldendienst funktionirt selbst jetzt noch, obgleich er der europäischen Kontrole ledig ist; die Rimessen für die fälligen Coupons der Anleihen werden regelmäßig nach Europa gesandt. Dann sogar, wenn die Rache schnaubenden Spree-Barbaren der patriotischen Wuth der Eingeborenen unterliegen sollten, brauchten wir um die Sicherheit der vielen Millionen-Anleihen, die wir dem chinesischen Reich gewährt haben, nicht zu zittern. Ob mit oder ohne deutsche Hilfe: China wird sich durch Anlegung von Eisenbahnen, Herstellung von Wegen und Schiffahrtlinien und durch Ausbreitung des Exportverkehrs reformiren. Es ist nur ein Irrthum unkundiger Leute, anzunehmen, das Alles sei ohne deutsches Kapital und deutsche Arbeit unmöglich. Wenn schon das Ausland die Hand mit im Spiele haben soll, so kommen zunächst England, die Vereinigten Staaten, Japan und Rußland in Betracht, die vor Deutschland einen erheblichen Vorsprung haben. Wir können uns durch Hitze und Kühnheit, zumal bei unserer Kapitalarmuth, nach dem Rausch nur einen gründlichen Katzenjammer holen.

Lynkeus.

Kaiser von China.

Kong-Fu-Tse, Chinas Sittlichkeitlehrer, dessen Wirken für die chinesische Religion und Politik die höchste Bedeutung hat, wurde im Jahr 550 oder 51 vor der christlichen Zeitrechnung geboren. Er hat die drei Heiligen Schriften der Chinesen aus alten Ueberlieferungen gesammelt, überarbeitet und redigirt: den Y-King, das Buch kosmischer, naturphilosophischer und geistiger Traditionen; den Schi-King, das Buch der Gesänge, eine Sammlung erotischer und politischer Lyrik; den Schu-King, das Buch der Geschichte, das der Kaiser Tsin-Schi-Hoang-Ti verbrennen ließ und das später nach der Erinnerung eines Neunzigers und nach auf Bambusplatten verzeichneten Fragmenten zum Theil wiederhergestellt wurde. Kong-Fu-Tse hat von sich selbst gesagt: „Ich bringe nichts Neues. Meine Lehre ist die von den Ahnen uns überlieferte. Ich habe nichts weggenommen und nichts hinzugefügt. Sie stammt vom Himmel und ich biete sie in ihrer ursprünglichen Reinheit. Wie der Landmann, streue ich den empfangenen Samen unverändert in die Erde.“ Außer Kong-Fu-Tse haben auf die Geistesgestaltung der Chinesen namentlich noch gewirkt: Lao-Tse, der Verfasser des Tao-Te-King, des „Buches vom Wege und der rechten Linie“, Meng-Tse, der Kong-Fu-Tses Werke scharfsinnig und geistreich kommentirte, und der nationale Staatsphilosoph Tschu-Tse, der seinem Volk eine einheitliche Weltanschauung schuf. Kong-Fu-Tse, der nach seinem Tode zum Fürsten, später sogar zum Kaiser ernannt wurde, hatte gelehrt, nur durch das von oben gegebene gute Beispiel könne die Ruhe und Glückseligkeit des Reiches gesichert werden. Das glaubt noch heute der Literat und der ungebildetste Kuli und oft kann man hören, unter den guten Kaisern vom Schlage Yaos sei es nicht nöthig gewesen, nachts die Thüren zu schließen, weil es unter so herrlichem Regime im glücklichen Reich der Mitte keine Diebe gegeben habe.

* * *

Auch der Jahrtausende alte Ahnenkultus hat sich bis heute erhalten. Im vierzehnten vorchristlichen Jahrhundert sagte ein Kaiser: „Wenn mein Wille Euch Unterthanen nicht höchstes Gesetz ist, so wird mein hochseliger Vater, unser alter Herr, Euch zur Strafe mit Mißgeschick jeglicher Art überhäufen und Eure Ahnen werden Euch Hilfe versagen. Wenn es unter meinen Ministern Solche giebt, die sich bereichern wollen, dann werden ihre Ahnen unseren alten Herrn anflehen, die Enkel zu bestrafen, und der Erhabene wird ihrer Bitte Gehör schenken.“ Als Kong-Fu-Tse von einem Schüler gefragt wurde, ob die Ahnen auch wirklich sehen und hören könnten, was die Nachkommen treiben, antwortete er diplomatisch: „Auf diese Frage ist eine klare Antwort mir nicht gestattet. Wenn ich sagte, die Ahnen sehen, hören nnd wissen, was auf der Erde vorgeht, und sind für ihnen erwiesene

Ehren dankbar, so müßte ich fürchten, kindliche Liebe und Ahnenkultus könnten die Sorge für das eigene Leben ersticken und die gesunde Selbstsucht töten. Sagte ich aber, die Toten wüßten nichts von der Lebenden Thun, so wäre wiederum zu befürchten, die kindliche Liebe könne aus den Herzen schwinden, die Selbstsucht allzu üppig ins Kraut schießen und das heilige Band zerrissen werden, das ein Geschlecht dem anderen verknüpft. Drum ist es am Besten, Du fährst fort, den Ahnen die schuldigen Ehren zu erweisen und so zu handeln, als ob sie Dich sähen und hörten. Alles weitere Fragen und Forschen aber ist vom Uebel."

* * *

Einer der ersten Kaiser schon soll eine historiographische Kommission eingesetzt und ihr aufgetragen haben, alle Reden der Monarchen und der angesehensten Männer des Reiches getreulich aufzuzeichnen. Diese Kommission, die von der Regirung unabhängig war, erwuchs allmählich zu einer bedeutenden Macht. Jedes Mitglied schrieb seine Notizen auf besondere Blätter, die durch eine Spalte in verschlossene Kasten geworfen wurden. Diese Kasten wurden stets erst nach dem Sturz einer Dynastie geöffnet und aus den darin aufbewahrten Blättern wurde dann die Geschichte der gestürzten Dynastie zusammengestellt. So war die Gefahr beseitigt, die Furcht vor den herrschenden Gewalten könne zu Fälschungen führen. Als der Kaiser Tai-Tsong von dem der Kommission Vorsitzenden die Erlaubniß erbat, die Kasten öffen und die Aufzeichnungen lesen zu dürfen, ward ihm erwidert: „Wir Historiker, o Herr, verzeichnen die guten und die schlechten Handlungen, die verständigen und die unverständigen Reden der Kaiser. Wir sind gewissenhaft und Keiner von uns würde sich einer Unwahrheit schuldig zu machen wagen. Nur eine streng wahrhaftige Geschichtschreibung hat Werth und kann die Fürsten von schlimmen Wegen zurückhalten, weil sie ihnen die Gewißheit giebt, daß ihre üblen Thaten der Nachwelt nicht verborgen bleiben können. Und noch nie hat, o Herr, ein Kaiser zu sehen verlangt, was über ihn geschrieben war." Aus dem Inhalt der verschlossenen Kasten ist die Reichsgeschichte entstanden, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Jesuiten de Mailla ins Französische übersetzt wurde. Diese Geschichte ist nicht im Hofstil geschrieben; sie schmeichelt nicht, beschönigt nichts, mißt die Herrscher an sehr strengen Sittlichkeitgrundsätzen und sagt von ihnen manches harte Wort. Ganz gut kommt dabei noch der Kaiser weg, von dem gesagt wird, er habe als reicher Erbe sich auf den von den Ahnen gesammelten Lorbern behaglich ausgeruht und seine einzige That sei die Aenderung sämmtlicher Beamtenuniformen gewesen. Von manchem anderen Herrscher wird Schlimmeres berichtet.

* * *

Als die drei Idealkaiser werden Fo-Hi, Yao und Schun verehrt. Sie gelten nicht nur als sittliche Vorbilder, sondern auch als die höchsten Autori-

täten in Gesetzgebung und Politik. Auf sie führt die Legende auch die Kanalbauten zurück, die China zu dem am Besten bewässerten Reich der alten Welt gemacht haben. Die wichtigste dieser Wasserstraßen, der Kaiserkanal, mußte freilich durch den Bau der Schanghai und Tientsin verbindenden Eisenbahn entwerthet werden. Dem Kaiser Yu, der im dreiundzwanzigsten Jahrhundert vor Christus gelebt haben soll, wird der erste Kampf gegen die Alkoholgefahr zugeschrieben. Er soll, als ihm auf einer Reise ein Glas des eben erfundenen Reisbranntweins angeboten wurde, gerufen haben: „Unsägliches Unheil wird dieser Trank über China bringen! Deshalb verbanne ich den Erfinder auf Lebenszeit aus des Reiches Grenzen!" Auf Yu paßt jedenfalls also nicht, was Heinrich Heine einen Kaiser von China sagen ließ:

Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuser;
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiser.

Wohl haben die Jünger Aeskulaps
Das Trinken mir widerrathen,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Besten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps und noch einen Schnaps!
Das schmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk ist glücklich, hats auch den Raps,
Und jubelt: Hosianna!

* * *

Yu war, bevor er den Drachenthron bestieg, der erste Minister des Kaisers Schun gewesen. Dieser Kaiser fand (etwa um das Jahr 2250 vor Christi Geburt) seinen Machtbereich für einen sterblichen Menschen zu riesengroß. Weil er aber wußte, daß die Chinesen von einer Theilung des Reiches oder der höchsten Reichsgewalt nichts hören mochten, hielt er an dem alten nationalen Spruch fest: „Ein Himmel und eine Erde, ein Kaiser und ein Volk!" Dennoch berief er eine Mandarinenversammlung und sprach: „Der Platz, auf dem ich stehe, ist von allen der gefährlichste, der am Schwersten gut zu behauptende. Des Volkes Wohl hängt von dem Kaiser ab, der, wie geschickt und gewissenhaft er auch sei, doch immer ein Mensch bleibt und deshalb nicht Alles wissen, kennen, beurtheilen, verstehen kann. Wie soll es ihm gelingen, sein Volk glücklich zu machen, wenn er nicht von treuen, tugendhaften, emsigen und erleuchteten Unterthanen unterstützt wird? So rief ich Euch, auf daß Ihr aus Eurer Mitte zwölf Männer wählet, die meiner Schwachheit beistehen können. Denn meine Geschicklichkeit ist nicht allzu groß, groß aber mein Verlangen, das Volk glücklich zu machen, und in diesem Bestreben hoffe ich, bei Euch Hilfe

zu finden.“ Die Versammlung wählte darauf zwölf Vicekönige für die Provinzen und später, als Schun von ihr die Wahl eines ersten Berathers forderte, Yu für den Posten eines Ministerpräsidenten. Als Schun dann starb, bestieg Yu den Thron. Die Kaiser sind die Söhne, die Vasallen des Himmels. Nach dem Schu-King heißen die Minister „Diener des Himmels“.

* * *

Des Kaisers Farbe ist gelb; sein Titel: Ti, der gelbe Herr. Er regirt im Namen des Himmels, ist „Herrscher von des Himmels Gnade“, führt auch im Namen des Himmels Kriege. Dem Kaiser werden Altäre gebaut, die in goldenen Lettern seinen Namen tragen und auf denen wohlriechende Stoffe verbrannt werden. Wer dem Kaiser naht, muß dreimal mit der Stirn den Erdboden berühren. Die selbe Ehre ist auch dem leeren Thron zu erweisen. Beim Anblick eines kaiserlichen Schreibens hat Jeder niederzuknien. Kein Mensch darf im Kaiserpalast sterben; die vom Tode Bedrohten werden schleunig hinausgeschafft.

* * *

Doch der Kaiser ist nicht schon durch die Geburt über die Gemeinschaft der anderen Menschen erhöht. Die Tugend, die ihm das Recht zur Macht und den Beistand des Himmels giebt, muß er in ernster Arbeit erwerben. Ein greiser Minister sprach nach dem Schu-King zu seinem Kaiser: „Nicht darfst Du auf eine beständige Gunst des Himmels bauen. Nur als einem Tugendhaften wird er Dir die Herrschaft bewahren, sie Dir sofort aber entreißen, wenn Du vom Pfade der Tugend weichst. Die Völker lieben dauernd nur wohlwollende Herrscher, hängen nur an Denen, die sich des Thrones würdig zeigen. Wähne nicht, o Herr, Dein Thron sei ungefährdet; erkenne vielmehr die ganze Gefahr Deiner bevorzugten, in der Menge Neid und Unmuth weckenden Stellung!“ Und ein Anderer: „Der Himmel überträgt einem Menschen die Herrschaft nicht für ewige Zeiten, sondern nur so lange, wie des Begnadeten Gerechtigkeit währt. Mit ihr entweicht auch Glanz und Macht.“

* * *

In den Annalen der Reichsgeschichte wird erzählt, Yu habe, da er als Kaiser auf einer Reise die Leiche eines Ermordeten sah, unter Thränen ausgerufen: „Wie unwürdig bin ich des höchsten Sitzes! Das Herz eines Vaters müßte ich für mein Volk haben und durch unablässige Sorge und Wachsamkeit hindern, daß irgendwo in meinem Reich ein Verbrechen begangen werde. Jedes Verbrechen klagt mich an; und so auch das hier begangene!“ Kaiser Tsching-Tang sprach zu seinem Statthalter: „Das Unrecht, das Ihr thut, fällt auf mich zurück!“ Und als unter seiner Regirung eine Hungersnoth das Land heimsuchte, klagte er sich selbst als den Schuldigen an und that so lange Buße, bis Regen auf die Reisfelder fiel. Solche Anschauung findet man häufig. Der Kaiser wird stets für das geistige und leibliche Wohl des Volkes verant-

wortlich gemacht. „Wenn das Volk nicht so ist, wie es sein soll", liest man in den Annalen, „ist Solches nicht des Kaisers Schuld?" Ein Weiser sprach einst zu seinem Gebieter: „Ob Du einen Menschen totschlägst oder ihn durch schlechte Regirung umkommen läßt: darin ist für den Himmel kein Unterschied. Deine Küche ist mit köstlichem Fleisch angefüllt, in Deinen Ställen werden feiste Pferde täglich mehrmals gut gefüttert, in des Volkes Angesicht aber siehst Du des Hungers Farbe und auf den Feldern häufen sich die Leichen der durch Nahrungmangel Entseelten. Wilde Thiere werden von uns gehaßt, weil sie andere Thiere auffressen. Wie kann ein Fürst, der, statt ein milder Wohlthäter zu sein, das Volk darben läßt, sein Vieh aber mästet, als Vater des Volkes geliebt werden?" So berichtet Meng-Tse. Als im Jahr 1832 wieder große Dürre herrschte, veröffentlichte der Kaiser Tao-Kuang ein Bußgebet, in dem es hieß: „Ich, der Diener des Himmels, bin über die Menschheit gesetzt und verantwortlich für die Ordnung des Reiches und die Ruhe des Volkes. Meiner Sünden Fülle, mein Mangel an Aufrichtigkeit und Demuth haben den Himmel erzürnt, so daß er uns seine Wohlthat versagte. Ich allein, ich Sünder, bin an der Dürre schuldig. Im Staube flehe ich den Himmel an, meine Unwissenheit, Unaufrichtigkeit und Thorheit zu verzeihen, mir Zeit zur Besserung zu gewähren und nicht viele Millionen unschuldiger Menschen wegen der Sündhaftigkeit eines Einzelnen in Lebensgefahr zu bringen!"

* * *

Yao, der, nach dem Wort Kong-Fu-Tses, dem Himmel am Nächsten kam, reiste viel, mischte sich dabei unter das arme Volk und hörte jede Klage mitleidig an, die ihm vorgetragen wurde. Er war mild gegen die Schwachen, streng gegen die Mächtigen und kontrolirte seine Beamten sehr scharf. Er war immer geneigt, den Regirten gegen die Regirenden Recht zu geben, und hielt sich Schmeichler und Lügner vom Leibe. So that auch Schun, an dem namentlich die Bescheidenheit gerühmt wird und der sich öffentlich zu dem Grundsatz bekannte, es sei tausendmal besser, einen Schuldigen unbestraft zu lassen, als einen Unschuldigen zu bestrafen. An diese beiden Kaiser dachte Kong-Fu-Tse, als er sagte: „Ein Kaiser muß jeden seiner Unterthanen, auch den geringsten, lieben und jedem ein behagliches Auskommen zu verschaffen suchen. Er muß die Steuerlast erleichtern und nur solche Steuern bestehen lassen, deren Nothwendigkeit Allen einleuchtet. Nicht das zum Leben Unentbehrliche, nur der Luxus soll besteuert werden. Dem Volk darf man keine Arbeit aufbürden, deren Früchte es nicht genießen kann. Ein Kaiser muß sich alle Vergnügungen versagen. Denn seine Zeit gehört nicht ihm, sondern dem Gemeinwohl, und zu dessen Mehrung hat er sie zu verwenden und jede Stunde, die er diesem Dienst entzieht und mit Spielereien — auch mit den anständigsten — ausfüllt, ist ein Raub an dem Volke, für das zu sorgen

er berufen ist.“ Auch dem Waidwerk sollen die Kaiser ihre Zeit nicht widmen. Zu einem tüchtigen, aber der Jagdleidenschaft allzu häufig huldigenden Kaiser sprach sein Minister: „Als es hieß, Du wünschtest, weise Männer um Dich zu haben, jubelte das Volk und glaubte, die Tage Yaos und Schuns seien wiedergekehrt. Wenn Du mit diesen Weisen aber täglich ausreitest, um sie hinter Füchsen und Hasen herzuhetzen, dann ist sehr zu fürchten, daß sie ihre Geschäfte vernachlässigen. Mache, o Herr, nicht Jäger aus Deinen Ministern! Ihre ganze Zeit, ihre ganze Sorge soll allein dem Volkswohl gehören!“

* * *

Willkür und Laune sind streng vom Thron zu verbannen, lehrt der Schu-King. Ein würdiger Regent ist nach der Heiligen Schrift nur der Kaiser, der jeder eigenwilligen Regung Widerstand leistet, sich nie einer launischen Stimmung hingiebt, nie die Rechtsprechung zu beeinflussen sucht, sondern die Weisheit der Gesetze walten läßt. Der Schu-King giebt den Monarchen die folgende Weisung: „Vor jeder wichtigen Entschließung prüfet sorgfältig selbst, befraget die Großen, die Minister, das Volk und die Zeichendeuter. Entsteht aus den Antworten der große Einklang, so werdet Ihr Ruhe und Kraft haben und Eure Nahfahren werden im Glück wohnen. Sollten die Großen, die Minister und das Volk übereinstimmen, Ihr selbst aber anderer Meinung sein, so darf Eure Meinung nur dann den Ausschlag geben, wenn sie durch die Verkündung der Zeichendeuter gestützt wird.“ In zweifelhaften Fällen hat der Kaiser sich an das Hergebrachte, an die von den Ahnen befolgten Regeln zu halten. Denn die rechten Herrscher, sagt Meng-Tse, haben zu allen Zeiten als Menschen und Regenten nach den selben Grundsätzen edler Geister gehandelt.

* * *

Meng-Tse hat auch gelehrt, wie man einen schlechten Kaiser beseitigen soll. Der erste Minister, sagt er, soll, wenn er dem Kaiser verwandt ist, ihn ernsthaft und offen zur Tugend ermahnen; hört der Herr auf die dritte Ermahnung nicht, so soll der Minister, damit das Reich nicht untergehe, einen weisen und tugendhaften Verwandten des Kaisers zur Herrschaft berufen. Ist der Minister dem Kaiser nicht verwandt, so bleibt ihm nach der dritten Ermahnung nichts übrig, als sein Amt niederzulegen. Der selbe Weise hat gesagt: „Drei höchste Dinge giebt es in jedem Reich: den Fürsten, das Volk und die alten Heiligthümer. Von diesen drei Dingen ist das Volk das wichtigste; denn ein Volk kann einen Kaiser, der Kaiser aber kein Volk machen und deshalb ist das Volk als werthvoller zu achten als der Kaiser.“ Und im Schu-King ist zu lesen: „Nur um des Volks willen sind die Fürsten da; sie sollen ihre Unterthanen nicht mißhandeln, ihnen nicht Unrecht thun, sondern für die Armen, Wittwen und Waisen sorgen und stets bedenken, daß sie gewählt sind, um ihrem Volk Ordnung, Ruhe und behag-

liches Leben zu sichern." Die Revolution gegen einen schlechten Kaiser gilt als rechtmäßig. Wuttke sagt: „Wenn die eine Seite des Volkslebens, der Kaiser, der Idee des Staates untreu wird und sich selbst, statt des Himmels, zum Schwerpunkt des Ganzen machen will, wenn er sagt: ‚Der Staat bin ich', — so hat die andere Seite das Recht und die Pflicht, für die angetastete Idee in die Schranken zu treten und den frevelnden Kaiser zu stürzen." So wurde der letzte Hia-Kaiser gestürzt, weil er ein Wüstling war, die Besitzenden plünderte, orgiastische Feste veranstaltete, unsinnig verschwendete und den Minister, der ihn warnte, enthaupten ließ. Der größentolle Herr hatte sich gerühmt: „So lange die Sonne die Welt erleuchtet, werde ich herrschen. Ich fürchte nichts, denn meine Macht ist unbeschränkt, ich werde jeden Widerstand brechen und Niemand wird gegen mich offene Empörung wagen." Bald danach wurde er dennoch gestürzt und der Minister, der seinen Sturz herbeigeführt hatte, konnte unter allgemeinem Beifall erklären, daß der Himmel nicht etwa bestimmte Dynastien liebe, sondern nur solche Personen, die den Weg der Tugend wandeln und sich von Willkür und Unbill fernhalten.

* * *

Bei der Ernennung von Beamten soll der Kaiser nur auf sittliche und intellektuelle Befähigung sehen, nicht auf Geburt und Vermögen. Kein Mandarin darf in der Provinz, wo er geboren ist, ein Amt verwalten, sondern muß mindestens fünzig Wegstunden weit von der Heimath angestellt werden. Er darf aus den ihm untergebenen Familien kein Weib erwählen. Verwandte dürfen nicht in der selben Provinz einander untergeordnete Aemter bekleiden. Kein Amt darf vererbt werden. Der Kaiser ist verpflichtet, seinem eigenen Bruder sogar den Mann aus geringstem Stande vorzuziehen, wenn dieser niedrig Geborene sich für ein von einem Prinzen begehrtes Amt besser eignet. Besonders geschätzt werden hohe Beamte, die dem Kaiser mit rückhaltloser Strenge die Wahrheit sagen. Die Minister haben dem Kaiser nicht unbedingt und blind zu gehorchen, sondern, als Diener des Himmels, dem Herrscher das höchste Gesetz mahnend und warnend vorzuhalten. Im Schu-King wird von einem Minister erzählt, der sagte: „Wenn ich aus meinem Herrn nicht einen zweiten Yao oder Schun machen kann, muß ich mich eben so schämen, wie wenn ich auf öffentlichem Marktplatz geprügelt worden wäre." Tschu-Tse sagte als Mandarin zu seinem Kaiser, die Auswahl der Beamten sei unvernünftig und ungerecht; selbständige, ehrenhafte und charakterfeste Männer würden von den Aemtern ferngehalten, weil der Kaiser fürchte, sie könnten den Schmeichlern und Günstlingen entgegenarbeiten, denen er sein Vertrauen schenke. Der berühmte, allgemein verehrte Minister Y-Yn sperrte einen jungen Kaiser, den er vergeblich zur Besserung ermahnt hatte, drei Jahre lang in einen entfernten Palast, wo er unter Entbehrungen seinen Großvater Tsching-Tang

betrauern sollte. Dieser Kurversuch wird im Schu-King gepriesen und es wird erzählt, der also gestrafte Kaiser habe Reue gezeigt und sich gebessert.

* * *

Natürlich fehlte es auch nicht an Ministern, die ihrem Herrn nach dem Munde sprachen. Zu ihnen gehörte Tsin-Schi-Hoang-Tis Minister Li-Se, der, als er merkte, daß der Kaiser den Ehrgeiz habe, Alles neu zu machen, also zu reden anhub: „Die Geschichte lehrt uns durchaus nicht, daß Deine Vorfahren stets den Regeln ihrer Ahnen nachlebten. Der von Dir eingeschlagene neue Weg wird Deiner Familie den Thron bewahren. Die ungeheure Mehrheit des Volkes billigt Dein Handeln und blickt in ehrfürchtiger Begeisterung auf Deine kraftvolle Persönlichkeit. Nur ein Literatenhaufe, der beständig die Vorzüge früherer Tage preist und die Tugenden Deiner Vorgänger gegen Dich ausspielt, stiftet Unruhe und Aergerniß. Diese Leute durchschnüffeln die alten Schriften, tadeln Deine Anordnungen und erregen Unzufriedenheit. Jedes Wort, das Du sprichst, jede Verfügung, die Du erläßt, wird von ihnen hämisch kritisirt. Wenn Du nicht schnell ernstlich gegen diese Doktrinäre einschreitest, werden sie Dein Ansehen ganz untergraben und den Geist des Umsturzes durch die Provinzen tragen. An Deiner Stelle würde ich die alten Bücher verbrennen und dem Volke verkünden lassen, daß fortan Jeder, der von diesen Scharteken überhaupt noch zu reden wagt oder sich gar erdreistet, Dein Thun zu kritisiren und die jetzigen Zustände zu tadeln, sammt seiner Familie die härteste Strafe erleiden soll.“ Tsin-Schi-Hoang-Ti folgte dem Rath, ließ die Bücher verbrennen und vierhundert nörgelnde Literaten lebendig begraben. Seine Regirung aber, die mit den weisesten Lehren der Vergangenheit brach, gilt als eine der unheilvollsten, die das Reich je kannte, und sein Name wird als der eines neuerungsüchtigen, unsteten Wirrkopfes vom Volk noch heute verwünscht. Er stützte seine Macht auf das Heer der Reisigen. Und doch hatte Meng-Tse gelehrt: „Ein guter Fürst muß so regiren, daß er im Volke keinen Feind hat, also auch gegen das Volk niemals der Waffen bedarf.“

* * *

Schon vor der Epoche der als Weise gepriesenen Männer waren in China Sittensprüche und Lebensregeln beliebt, von denen manche noch heute an den Wänden der Tempel, Paläste und Häuser zu lesen sind. Viele davon sind bestimmt, den Herrschern als Richtschnur des Handelns zu dienen. So wird den Kaisern gesagt: „Beginne nie, was Du später vielleicht zu bereuen haben wirst!“ „Mische Dich nicht in zu viele Angelegenheiten, denn Du kannst nicht alle übersehen und jedes Geschäft bringt Dir Sorgen.“ „Sprich nicht zu viel, denn wer viel spricht, sagt oft, was er nicht sagen sollte. Deshalb hüte weislich die Zunge und sei sparsam mit Deiner Rede!“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 11. August 1900.

Der Kampf mit dem Drachen.

Umberto, weiland König von Italien, ist in Monza ermordet worden, der Perserschach hat in Paris lächelnd den Attentatsversuch eines halb oder ganz Tollen erlebt, in Belgrad hat, dem einstweilen wenigstens von Milan, dem roi entretenu, befreiten Volk zur Freude, Alexander Obrenowitsch seiner Draga die Serbenkrone aufs Haupt gesetzt und aus Tientsin, Petersburg, London sind wichtige, Wandlungen ankündende Botschaften gekommen. Dennoch, trotz dieser Ueberfülle sommerlicher Sensationen, wird noch immer von der Rede gesprochen, die der Deutsche Kaiser am siebenundzwanzigsten Julitage in Bremerhaven gehalten hat. Ihr Inhalt war wirklich so, wie die an der Wasserkante erscheinenden Blätter ihn angaben. Graf Bülow hat zwar, ohne sichtbaren gesetzlichen Grund, die telegraphische Weiterverbreitung des wahren Wortlautes verboten, den trotzdem durchgesickerten Text aber nicht für gefälscht erklärt und sich in Schweigen gehüllt, als er gefragt wurde, seit wann ein unverantwortlicher Staatssekretär berechtigt sei, an öffentlich vom Monarchen gehaltenen Reden Präventivcensur zu üben. Wir müssen also mit der Thatsache rechnen, daß der kaiserliche Kriegsherr den nach China ziehenden deutschen Soldaten befohlen hat, keinen Pardon zu geben, keine Gefangenen zu machen, jeden überwältigten Feind zu töten und, nach dem Beispiel Atillas und seiner Hunnen, in Ostasien einen tausend Jahre lang nachwirkenden Schrecken zu erregen. Und an diesen Befehl hat — auch Das ist jetzt sicher — Wilhelm der Zweite die Worte geknüpft: „Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält. Dafür steht

Ihr mir mit Eurem Fahneneid!" Seitdem hat der Kaiser wiederum dreimal geredet; er hat einen modernem Empfinden schwer verständlichen Glauben an Gebetswirkungen bekannt, ein paar Tausend hamburger Arbeiter vaterlandlos und ehrlos genannt und den Großen Kurfürsten gepriesen, der sich, wie der königsberger Professor Prutz nachgewiesen hat, von einem Franzosenkönig in besoldete Dienstbarkeit fesseln ließ. Die vier Reden ergänzen einander; wer genöthigt ist, eine davon zu betrachten, wird auch auf die anderen einen Blick werfen müssen. Und dieser unerfreulichen Nöthigung darf man sich nicht entziehen. Denn die monarchische Krisis, die das ungeblendete Auge längst nahen sah, wird durch Vertuschungversuche nicht zum Guten gewendet; und die Wichte, die nach jeder kaiserlichen Rede knechtisch keuchen, der hohe und allerhöchste Herr könne unmöglich gesagt haben, was er, wie Jeder weiß, doch gesagt hat, schänden den alten Ruhm deutscher Ehrlichkeit.

Der Kaiser hat auf seiner Hofbühne Hebbels Nibelungentrilogie gesehen. Durch dieses Dramas dritten Theil schreitet ein mächtiger heidnischer Herrscher, der sich eine Welt erobert hat und im Besitz beinahe unumschränkter Gewalt edel geblieben ist. Er hat eine Christin zur Frau genommen und ihr jedes Wunsches Erfüllung zugesagt. Er ist sicher: sie wird ihm nichts Unedles ansinnen; die Christenlehre gebietet ja, den Feind selbst zu lieben. Nun fordert sie, er solle ihre, durch die Heirath auch ihm verwandte Sippe, die Brüder und deren Mannen, in einen Hinterhalt locken und töten lassen. Sie hat seinen Eid; den muß er halten. Als von den Treuen aber der Treuste getötet ist, als der Heidenkönig auf einem Leichenfeld steht und das Amt des Richters und Rächers verwalten soll, da wird ihm die Bürde zu schwer und er legt die Last seiner Kronen auf eines Christenfürsten schneeweißes Haupt. Diesen König hat der niederdeutsche Dichter, nach dem Volksepos, Etzel genannt und durch den Namen die Erinnerung an den Hunnenherrscher geweckt, den die Geschichtschreiber Atilla, Attila und Godegisel hießen. Und diese mit den vornehmsten Wesenszügen geschmückte Heldengestalt hat auf des Deutschen Kaisers lebhafte Phantasie offenbar stark gewirkt. Er hat nicht darauf geachtet, daß dieser Etzel schnöde das Gastrecht bricht, daß er sich von dem unwahrhaftigen Christenthum einer blutigen Zeit enttäuscht abwendet und daß für Hebbel die Hunnen dem Hornissenschwarm gleichen, der den Leun in den Tod quält, sondern sich gesagt: So sah der Mann also aus, der als Gottes Geißel scheu angestaunt ward; so gewaltig war er, so königlich und so edel in seines Wesens tiefstem Kern ... Leider sieht der Etzel der Geschichte ganz anders aus. Er lebte nicht, wie Wilhelm der Zweite meint, vor tausend,

sondern vor fünfzehnhundert Jahren und hauste mit seinen Reitern in Europa wie nach ihm kaum noch ein Dschingis Khan und Tamerlan. Doch diese Horden waren viel früher auch schon der Schrecken Ostasiens gewesen. Ihr erster Raubzug hatte die Hunnen vom Norden der Großen Mauer her in das Gebiet der Chinesen geführt, wo sie unter dem Namen der Hiong-Nu Entsetzen verbreiteten. Ihre Häuptlinge, die Tandschus, ließen die Truppen nach Herzenslust morden und brennen, besiegten den Kaiser Kao-Ti und erpreßten von dessen Nachfolgern Gold, Seide und schöne Jungfrauen als Jahrestribut. Erst der starke und schlaue Wu-Ti, der fünfte Kaiser der Han-Dynastie, vermochte das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Er überfiel, wie Gibbon erzählt, das Lager der Hunnen, „während es in Schlaf und Ausschweifung begraben war", und zwang den Tandschu, Vasall des Boghdo-Khans von Peking zu werden, der ihn mit allen Ehren in der Hauptstadt empfing und sich von ihm huldigen ließ. Die Hunnen brachen mehr als einmal den Lehnseid, neue Kriege folgten und auf hohem Berg kündete im Reich der Mitte Jahrhunderte lang eine Siegessäule dem Wanderer, daß ein Chinesenheer siebenhundert Meilen weit ins Hunnengebiet vorgedrungen sei. Die späteren Schicksale des Reitervolkes, der weißen und der Wolga-Hunnen, mag man in der Histoire des Huns Josephs de Guignes nachlesen. In Europa hörte man erst wieder von ihnen, als sie unter Balamir über den Don drangen, Alanen und Gothen vor sich hertrieben und den Anstoß zur Völkerwanderung gaben. Das geschah im Jahr 374. Siebenzig Jahre danach saß Atilla, der seinen Bruder und Mitregenten Bleda ermorden ließ, allein auf dem Hunnenthron. Es ist unnöthig, seine Geschichte, von dem Sieg über die Perser bis zu der Niederlage auf dem katalaunischen Feld, hier zu wiederholen; nur an Gibbons Schilderung des „furchtbaren Barbaren" mag erinnert werden, „der abwechselnd das Abendland und das Morgenland mißhandelte und den Sturz des römischen Reiches beschleunigte." Atilla, der sich seiner Abkunft von den Besiegern Chinas rühmte, soll einem häßlichen Kalmüken geglichen haben; er trug auf einem niedrigen, gedrungenen Rumpf einen großen, fast bartlosen Kopf mit platter Nase und pflegte, um Schrecken einzuflößen, die Schlitzaugen wild zu rollen. Die unterworfenen Fürsten und die Feldhauptleute „lauerten auf seinen Wink, zitterten bei seinem Dräuen und führten auf das erste Zeichen seines Willens ohne Zögern seine strengen Befehle aus"; sein Wohlwollen erwarben sie, wenn sie zeigten, daß ihr Auge den strahlenden Königsblick nicht ertragen könne. Im Lager des Weltherrschers sah man den üppigsten Prunk; „das Geschirr,

die Schwerter, sogar die Schuhe waren mit Gold und Edelsteinen besetzt und auf den Tafeln standen in Fülle Schüsseln, Becher und Vasen aus Gold und Silber"; nur der Monarch selbst blieb bei der Einfachheit seiner skythischen Ahnen, aß von hölzernem Teller und verschmähte die Tafelfreuden der Schlemmer. Doch nicht alle fleischlichen Genüsse scheint er sich versagt zu haben; er schleppte einen Weiberhaufen mit und ließ sich bei der Heimkehr ins Lager von fast völlig nackten Jungfrauen, denen die reiferen Haremsschönen ein Schleierspalier bilden mußten, mit Jubelhymnen begrüßen. Sein und seiner Schaaren Wesen ist von Kassiodorus und Priskus bis auf Gobineau verschieden geschildert worden und es wäre kindisch, einen Hunnenkönig des fünften Jahrhunderts heute etwa am Maßstab moderner Sittlichkeit messen zu wollen. Der Mann, der ein besonderes Vergnügen darin fand, sich von der Menge Godegisel nennen zu hören, hielt sich wirklich für die Geißel eines finsteren Rachegottes. Ihm war Alles erlaubt, konnte und durfte nichts heilig, nichts unantastbar sein. Als ihn der Hofmann Maximin im Auftrag des Kaisers Theodosius besuchte, vernahm er das freche Wort: „In den weiten Grenzen des Römerreiches ist keine Stadt und kein Flecken sicher, wenn es meinem Willen gefällt, sie von der Erdfläche zu vertilgen!" Jedes dem Zweck der Stunde dienende Mittel war dem Wüthenden willkommen; er hat unzählige Städte zerstört, unzählige Leichen gehäuft, Versprechungen, Eide, Verträge gebrochen und Europa in den zwanzig Jahren seiner Erobererherrlichkeit furchtbare Wunden geschlagen. Die Annahme, seine Horden hätten nie Pardon gegeben, ist falsch; wir wissen, daß er fast immer einen großen Troß Gefangener mitführte und daß in seinen Zeltlagern alle europäischen Sprachen zu hören waren. Und eben so falsch ist des Deutschen Kaisers Glaube, Atilla lebe in der Ueberlieferung als eine großartige Erscheinung fort. Nein: als ein blutgieriges Scheusal wird der Hunnenkönig verflucht, wurde er schon im deutschen Land verflucht, als er am Oberrhein erschien und, nach Lamprechts Wort, „nicht das Imperium nur, sondern die Kultur des europäischen Westens in Frage stand und die feindlichen Völker Galliens sich einmüthig zur Vertheidigung des höchsten Palladiums schaarten." Und so fest wurzelt im Volksempfinden dieser Schreckensruf, daß ein Schrei der Empörung durch Deutschland ging, als während des Kulturkampfes Papst Pius IX. zu deutschen Pilgern zu sagen wagte, im Deutschen Reich hause ein neuer Atilla. Damals konnte man im lahrer Hinkenden Boten lesen: „Unser Kaiser, der Deutschland einig, groß und mächtig gemacht hat, der die deutsche Armee als Hüter und Hort unseres Vaterlandes aufstellt, als

Bürgen für den Frieden und nicht als Söldlinge eines Eroberers, unser Bismarck, der die nationale Einigung vollzogen hat und jetzt durch die Wucht seiner geistigen Ueberlegenheit die Geschicke Europas zu Deutschlands Heil und Wohlfahrt lenkt, — diese großen Männer vergleicht der Heilige Vater mit einem Atilla, mit einem barbarischen Wütherich, der seit über tausend Jahren in der Geschichte heute noch als Schandsäule in der Menschheit dasteht! Damit hat der Heilige Vater das Unerhörteste geleistet, was einem Volke geboten werden kann." Der münchener Magistrat weigerte sich, trotz dem Drängen des Erzbischofes, das Jubiläum eines Papstes zu feiern, der Deutschland so beleidigt hatte, und im Kladderadatsch standen die Verse:

„Wozu die Jubelsänge? Wozu der Straßenzug?
Wir haben an Festgepränge und Prozessionen genug!
Die Kirch' ist kein Theater; und dann, Ihr Herrn der Stadt,
Bedenkt, was der Heilige Vater vor Kurzem gesprochen hat!

Wie er ob deutscher Misere vor deutschen Pilgern geklagt
Und wie er Deutschlands Ehre zu kränken hat gewagt.
Drum soll kein echter Bayer theilnehmen am Zuge hier!
He, Kollega Widmeyer, wie denkt darüber Ihr?"

Drauf spricht Doktor Widmeyer: „Ich müßt' als Protestant
Zwar stimmen für die Feier, denn ich bin tolerant;
Doch weil zu Deutschlands Wohle ich denk' und dien' allein
Ruf ich, dem Kapitole zum Tort, ein festes Nein!

Dem Alten sei entgolten, was uns von ihm geschah:
Uns hat er Hunnen gescholten, geführt von Atilla!
Das war uns Deutschen allen ein Faustschlag ins Gesicht;
Wir lassens uns nicht gefallen! Ergo: wir feiern nicht!"

Wer hätte geahnt, daß dreiundzwanzig Jahre später ein Deutscher Kaiser deutschen Soldaten den König Godegisel als Vorbild empfehlen und sie auffordern würde, nach hunnischem Muster die Chinesen zu schrecken? Wer findet von dieser Empfehlung den Weg zu der Mahnung, der Galiläerlehre eingedenk zu bleiben, und zu der auf tausend Blättern von Klio widerlegten Behauptung, nur die auf den festen Boden des Christenthums gebaute Kultur habe Bestand und jede heidnische Kultur müsse bei der ersten Kraftprobe erliegen? Und wer will sich darüber wundern, daß solcher Rede klirrender Ton einen Zustand banger Beklemmung schuf? Aus dem deutschen Süden drang derb und deutlich die Antwort gen Norden; und was im Ausland über die Etzelrede geschrieben wurde, haben die sonst so flinken Offiziösen bis heute nicht mitzutheilen gewagt.

Während die besten Monarchisten bekümmert noch schweigen, sind geschäftige Dienstleute dem Kaiser beigesprungen und haben also gesprochen: Wilhelm der Zweite, Ihr Nörgler, braucht nicht wie ein Höfling und Parlamentsgleißner zu lispeln; gerade die rückhaltlose Offenheit seiner Rede solltet Ihr Schwächlinge schätzen. Er sieht, mit Recht, voraus, daß es dem deutsch-asiatischen Heer unmöglich sein würde, einen Haufen Gefangener durchzufüttern, und befiehlt deshalb, ohne den Tadel der Humanitätheuchler zu fürchten, der Mannschaft, die gelben Gauner, wenn sie auch um Vergebung winseln, erbarmunglos niederzumachen. Soll er an seine Deutschen nicht eher denken als an die Chinesen, die er mit treffendem Wort Bestien nennt und deren wilde Triebe der Schrecken allein bändigen kann? Darauf ist zu erwidern, daß es den in heimischer Behaglichkeit zurückgebliebenen Civilisten nicht zukommt, über die in Ostasien nothwendige Strategie und Taktik ein Urtheil zu fällen, daß es aber ganz sicher nicht nützlich ist, mit grellster Deutlichkeit vorauszusagen, was man eines Tages vielleicht zu thun gezwungen sein wird. Im Kriegsgetöse verhallt häufig die Stimme der Menschlichkeit, muß man moralische Bedenken oft unterdrücken. Eben so unnützlich aber, eben so schädlich wie die allzu helle Beleuchtung der Kluft, die sich zwischen dem Christenbekenntniß und dem Planen eines Rachekrieges dehnt, ist die Betonung der Nothwendigkeit, allen feineren Kulturtugenden entsagen und wehrlose, zitternde Menschen wie Wiesenhalme mähen zu müssen. Junge Männer, hinter denen die Beschwerde einer langen Seefahrt liegt und deren Hirn von dem Gräuelruf chinesischer Grausamkeit erfüllt ist, werden im Rausch der Schlacht gewiß nicht zu mild verfahren; es ist nicht nöthig, schon vorher von höchster Stelle ihnen einzuschärfen, daß die deutsche Sittlichkeit und die deutschen Kriegsartikel für diesen Kampf nicht zu gelten haben. Wir haben oft die Briten gescholten, weil sie gegen Wilde den Krieg nach Wildenart führten. Und wir können nicht wünschen, daß den Chinesen, in deren Gewalt das Leben einer vielköpfigen Europäerschaar ist, das alle Leidenschaften aufstachelnde Kriegsgeschrei geliefert wird: Die Hunnen kommen! Die Zeit der Rassenkämpfe gegen die Hiong-Nu-Horde ist zurückgekehrt!

Wie kann der Kaiser, der nur der nazarenischen Sittenlehre ein Daseinsrecht zuerkennt und, in unüberbrückbarem Gegensatze zu der Mehrheit moderner Westeuropäer, mit der Inbrunst eines mittelalterlichen Mönches an die Heilswirkung von Massengebeten zu glauben scheint, zu der Anschauung gelangt sein, die aus seinen heftigen Reden jetzt so gellend hervortönt? Madame Campan, die Prinzen erzogen hat und einen großen Theil ihres Lebens am Hof der letzten Louis von Frankreich verbrachte, hat gesagt,

man müsse das Irren im Reden und Handeln der Fürsten nachsichtig beurtheilen und sich bei jedem Staunen erregenden Wort immer erinnern, wie selten es diesen Einsamen oder von schmeichelnden Lügnern Umringten vergönnt sei, in den Büchern der Geschichte und in dem an Lehre reicheren Buch des Lebens die Wahrheit zu lesen. Dieser Warnung einer französischen Royalistin sollten die Deutschen nachdenken. Dem Preußenprinzen Wilhelm ward von Lehrern, die er für aufrichtig und gründlich gebildet halten mußte, gesagt, jeder seiner Ahnen sei ein frommer Held gewesen, ein Christ und ein Krieger, jeder habe in des Geistes Tiefe weise Pläne gehegt, mit unbeugsamer Willenskraft sie verwirklicht und so, als ein geweihtes Werkzeug der Gnade Gottes, die Macht und den Wohlstand des Landes gemehrt. Der früh auf den Thron Erhöhte, der sich stolz den Sohn seiner Väter fühlt, blickt zurück und vergleicht. Wie gering war der Ahnen Vermögen und wie Gewaltiges haben sie dennoch erreicht! Soll ihm allein, dem reichen Erben gesammelter Kraft, keine von den Aufgaben zugewiesen sein, die das Monarchenleben erst lebenswerth machen und den roi fainéant zum Mehrer des Reiches wandeln? Niemand zwingt die weithin schweifende Phantasie in die engen Grenzen gemeiner Wirklichkeit, Niemand verscheucht holde Illusionen und warnt vor einer Ueberschätzung der kunstvoll, aber auch künstlich geschaffenen Reichsherrlichkeit. Jeder bemüht sich, das schön Scheinende noch schöner zu tünchen. Deutschland ist unermeßlich reich; Deutschland ist berufen, unter den Industrie- und Handelsstaaten die erste Stelle einzunehmen, und muß, um diesem Ziel näher zu kommen, seine sieghaften Feldzeichen über die Meere tragen; und der Kaiser der Deutschen muß, wie in den Tagen der Kreuzzüge die gekrönten Heroen, dem Evangelium die Welt zu erobern trachten. So umwispern Schwärmer und schlaue Spekulanten den Herrn und es ist nur natürlich, daß er, der die wahren Lehren der Geschichte und des bedrängten Lebens nicht kennt und nicht kennen kann, solcher lockenden Rede glaubt. In ruhiger Friedenszeit bleibt der Irrthum ungefährlich, stiftet er wenigstens noch kein ernstes Unheil; in jeder Epoche wirrer Verwickelungen kann er verhängnißvoll werden. Der deutsche Gesandte, der des Kaisers Person vertritt, wird in Peking ermordet, das Leben anderer deutscher Männer und Frauen wird mit gräßlichstem Martyrtode bedroht und der Fanatismus der Asiaten waffnet sich gegen die Christenpriester und deren Gemeinden. So werden, ohne Aufhellung der Ursachen, dem Kaiser die Ereignisse geschildert, wider besseres Wissen wird ihm gesagt, solchen Frevel habe der Genius der Menschengeschichte noch nicht erschaut, — und Lessings Glücksritter hat lächelnd schon die alte Weisheit ausgeschwatzt,

que tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi. Der in selbstgeschaffenen Welten lebende Herrscher wähnt zu großer, befreiender That die Stunde gekommen. In der Spur seiner Ahnen, die ihm stets nur in legendenhafter Verklärung gezeigt worden sind, wird er vorwärts schreiten, für Christenthum und Kultur den uralten Kampf erneuen und den Frevlern am heiligsten Recht beweisen, daß eines Deutschen Kaisers Arm bis in den fernen Osten der bewohnten Erde reicht. Das gelbe Gesindel, das selbst dem hehren Bilde des Gekreuzigten den schändlichsten Schimpf nicht erspart, hat keinen Anspruch auf Schonung; nur durch die stärkste Schreckenswirkung kann es bewältigt, nur mit des Schwertes Schärfe kann es der Heilandslehre gewonnen werden ... Aus solcher Stimmung mag der Grundton der Rache heischenden Reden entstanden sein.

Der Kaiser wäre wahrscheinlich sehr überrascht, wenn er hörte, wie ganz anders sich die Weltereignisse in den Köpfen der meisten Deutschen malen. Die hat das Studium der Geschichte, hat die Erfahrung eines harten Alltagslebens andere Dinge kennen gelehrt und zu anderer Anschauung sind sie erwachsen. In den Hohenzollern sehen sie ein tüchtiges Regentengeschlecht, doch nicht eine lückenlose Reihe gewaltiger Helden. Sie wissen, daß es recht schlechte Hohenzollernfürsten gab, daß mancher laut gepriesene Herrscher aus diesem Haus in der Nähe sehr klein und fleckig aussieht und daß sogar die Besten des Stammes zu den ihrem Lande nützlichsten Thaten oft von muthigen Dienern gezwungen werden mußten. Die Gründung des neuen Reiches schreiben sie nicht Wilhelm dem Ersten zu, der ihr mit altpreußischer Zähigkeit lange widerstrebte, sondern Otto Bismarck, dem Exponenten der Volkswünsche, deren Erfüllung das wirthschaftliche Interesse drängend gebot. Und dieses Reiches Herrlichkeit scheint ihnen nicht ungefährdet. Sie sehen es in schwieriger territorialer Lage, von Mißtrauen und Neid umlauert, im Innern unfertig, nach außen auf unzuverlässige oder kraftlose Bundesgenossen gestützt, mit rasch wachsendem Wohlstand, aber ohne den Reichthum, der ihm gestatten könnte, mit Großbritannien, Nordamerika, Rußland den Riesenkampf um Weltmacht und Welthandelsherrschaft zu wagen. Doch dieser Kampf dünkt sie gar nicht nöthig; sie erwarten, daß ihre Landsleute, wie bisher, so auch künftig durch eigene Kraft und Emsigkeit, ohne imperialistische Hilfe, sich Raum zur Bethätigung schaffen werden. Mancher von ihnen ließ sich durch hallende Worte bethören, als die Kunde von der deutschen Besetzung chinesischen Bodens kam; heute wird die einst so beredt gerühmte Aktion allgemein sehr nüchtern beurtheilt, denn das prophe-

tische Wort des Bischofs Favier, aus Kiautschou würden, wie aus Pandoras Büchse, die schlimmsten Uebel hervorgehen, ist nun leidige Wahrheit geworden. Es war ein Fehler, daß der Kaiser die Völker Europas zum Kampf gegen die gelbe Rasse aufrief, daß man dem geriebenen Li-Hung-Tschang den Anblick eines gierig vor dem reichen Kunden nach Bestellungen winselnden Händlerhaufens bot, daß der an zwei Missionaren verübte Mord mit der Zerstückelung Schantungs „gesühnt“ und, aller Warnung zum Trotz, in Peking der Bruch des geheiligten Hofceremoniells erzwungen wurde. Dieser Fehler Folgen erleben wir nun; doch ihre Tragweite können wir heute noch nicht ermessen. Unsere Kenntniß der ostasiatischen Vorgänge stammt aus trüben Quellen und die gestern gläubig hingenommene Nachricht wird morgen schon widerrufen. Hat der unglückliche Freiherr von Ketteler durch eigenes Verschulden die Wuth der Chinesen geweckt? Ist er von Regirungtruppen oder von der Sekte der Sacred Harmony Fist getötet worden? Wer herrscht in Peking und wie hat sich das Schicksal der dortigen Fremdenkolonie, der Diplomaten, Missionare, Beamten und Kaufleute, gestaltet? Auf diese und ähnliche Fragen fehlt uns seit Wochen die Antwort. Wir wissen nur, daß nationale Aufstände in Asien sehr häufig vorgekommen, daß Gesandte schon in allen Welttheilen getötet worden sind und daß der Kaiser von China in demüthigster Form von Deutschland Verzeihung erbeten hat. In der europäischer Kultur längst erschlossenen Ländern ist es, wie wir eben erst wieder erfahren haben, nicht möglich, den Monarchen vor Mördern zu schützen; warum könnte die durch fremde Eroberer geschwächte und der Verachtung preisgegebene chinesische Regirung an dem Mord des Gesandten nicht unschuldig sein? Unkontrolirbare Zeitungnachrichten können die Verurtheilung eines Volkes von vierhundert Millionen Menschen nicht begründen, können nicht zum Beginn eines Feldzuges führen, dessen nahe und ferne Wirkungen unübersehbar sind. Das Deutsche Reich hat nicht die Mission, in China wieder das Christenthum einzuführen, das, nach frühen Erfolgen, durch den Hader der Konfessionen im Lande Kong-Fu-Tses entwurzelt wurde. Das Deutsche Reich, dessen höchster Vertreter dem Sultan befreundet ist, trotzdem die Türkenregirung Hunderttausende armenischer Christen abschlachten ließ, ist auch durch keine Tradition und kein Treugelübde zum Rächer jedes Christenmordes berufen. Der deutsche Kaufmann will von dem einträglichen chinesischen Handel nicht ausgeschlossen sein; darüber hinaus geht sein Wunsch nicht. Und weil es um die deutschen Handelsaussichten in Ostasien schlecht bestellt scheint, deshalb kann man an

jeder Straßenecke jetzt die Ansicht hören, der fette Braten sei zu früh aus der Röhre gezogen worden und die uns Regirenden hätten klüger gehandelt, wenn sie beglaubigte Nachrichten abgewartet hätten, ehe sie Entschlüsse faßten, deren Ausführung ungeheure Opfer an deutschen Menschenleben und deutschem Volksvermögen kosten muß, — Opfer, die kein greifbarer Vortheil je aufwiegen kann. Der Händler will den asiatischen Kunden weder erschrecken noch gar beherrschen; er will ihm den Glauben oder den Unglauben gern lassen und sich mit Geld und Tauschwaare begnügen. Der Rachekrieg stört seine Kreise und er meint, Deutschland könne zufrieden sein, wenn die Seezölle reichlich fließen, die Zinscoupons prompt bezahlt werden und rundliche Mandarinen deutsche Produkte kaufen. Solche Rede klingt recht nüchtern, namentlich, wenn man sie dem Ueberschwang romantischer Kreuzfahrerschwärmerei vergleicht; noch nie aber hat die nüchterne Wägung seines Werthes einem wichtigen Unternehmen Schaden gebracht.

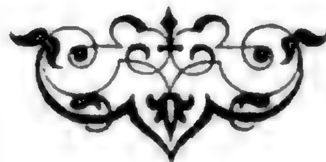
Stets aber hat es den Monarchien geschadet, wenn das Empfinden des Königs mit dem des Volkes nicht einträchtig zusammenklang. Dieser Einklang wird um so schwerer erreicht, je öfter der Monarch über die Fülle einzelner Vorgänge, die keines Sterblichen Blick umfassen und bis in ihre Entstehungursachen verfolgen kann, öffentlich Urtheile fällt. Die aus solcher Trennung des Empfindens der monarchischen Staatsform drohende Gefahr hat schon Montesquieu erkannt, der den Fürsten zurief: Comme les monarques doivent avoir de la sagesse pour augmenter leur puissance, ils ne doivent pas avoir moins de prudence pour la borner. Heute ist es nöthig, für solche Warnung das Gedächtniß zu schärfen. Wir haben eben gehört, wie falsch der Kaiser über den Lohnkampf der hamburger Werftarbeiter unterrichtet ist, die sein rauhes Wort aus der Reihe der redlichen Menschen stieß, und wir sind zu dem Glauben geneigt, daß ihm auch die chinesischen Vorgänge nicht im richtigen Licht dargestellt worden sind. Er würde die Christenmission nicht so stark betonen, jede unchristliche Kultur nicht so hart verdammen, wenn er wüßte, wie wichtig für den beginnenden Krieg die japanischen, mohammedanischen und hindostanischen Truppen sind; und er würde die Leidenschaft der Asiaten nicht ohne Nöthigung reizen, wenn ihm die Schwierigkeit eines Kampfes klar geschildert worden wäre, in dem man leicht siegen, eben so leicht aber sich an den Folgen des Sieges verbluten kann. Auch für einen Herrscher ist des Tages Stundenzahl beschränkt, ist der Irrthum unvermeidliches Menschenloos. Für allwissend und allvermögend halten den König nur blöde Knechte und vom Fanatismus ver-

blendete Feinde. Der Mörder Umbertos glaubte, den Italiens Staatsform stützenden Gedanken zu treffen, und tötete doch nur einen Menschen, der im organischen Leben des Staates keine Lücke läßt. Dem Gift der Schmeichler und dem Dolch der Mörder können Könige und Kaiser nur entgehen, wenn sie sich mit der Rolle bescheiden, die ihnen seit den konstitutionellen Kämpfen unseres Jahrhunderts zugewiesen ist: der Rolle des dem Tagesgezänk entrückten, hinter goldenem Gitter durch besondere Gesetze geschützten Repräsentanten der Volkheit, dessen sorgsam erwogenes Wort That ist, der Gutes wirken und für Uebles nie verantwortlich gemacht werden kann. Wo der Glaube genährt wird, alles politische Handeln entspringe dem Haupt des Monarchen, da wird in irgend einem kranken oder überhitzten Hirn sich immer wieder der Wahn festnisten, die gewaltsame Beseitigung eines der armen Menge verhaßten Herrschers sei eine dem Volkswohl nützliche Heldenleistung. In einem alten, vom Pater du Halde verfaßten Werk über China kann man lesen, wie die Tsin-Dynastie unterging, weil ihre Söhne, statt sich mit der Kontrole der Reichsverwaltung zu begnügen, Alles selbst beurtheilen, anordnen, leiten und lenken wollten und so in den Streit der Interessen herniedergezerrt wurden. Wer den Königen zu strengster Zurückhaltung räth, sorgt für ihre Sicherheit besser als der lärmende Haufe, der sich nach jedem Königsmord durch wildes Gezeter und durch den Strom seiner Heuchelzähren der Gunst überlebender Monarchen zu empfehlen sucht.

Der Deutsche Kaiser hofft, der Kraft seiner Streiter und der „heiligen Macht der Fürbitte“ werde es gelingen, „die Drachenbanner in den Staub zu werfen“, und er erinnert an das Bibelwort: „So lange Moses seine Hände emporhielt, siegte Israel!“ Das war das Wort eines stolzen Volkes, das sich vor anderen auserwählt und zum Heil berufen wähnte; in Preußen hat man sich lieber stets an die weniger fromme Zuversicht gehalten, daß der Herrgott nicht von den stärksten Bataillonen weicht. Der Jahrtausende alte asiatische Drache wird sich durch Kreuzeszeichen nicht bannen lassen. Schon der Anfang des Feldzuges, der auch den Anfang des seitdem unter den Christenheeren fortwühlenden Zwistes brachte, hat selbst die früher Zweifelnden wohl gelehrt, wie schwer auf diesem Wege jedes winzigste Gipfelchen zu ersteigen sein wird. Ob solche Erfahrung im Sinn des Kaisers eine Spur hinterlassen wird? Sein Handeln wird der Frage die Antwort bringen. Die spärliche Bürgerschaar aber, die noch in Siegerstimmung schwelgt, sollte des Johanniterjünglings gedenken, der von Rhodus in fernen Mythentagen einst in den Kampf mit dem Drachen zog, Ritterruhm erwarb und

die erste Pflicht doch des Ritters vergaß, „der für Christum ficht, sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen". Er hatte sein Roß und das flinke Paar seiner Doggen an das Bild eines Drachen gewöhnt; an den Gifthauch und die grimmen Hauzähne des wirklichen Drachen konnte er sie nicht gewöhnen. Und als er das furchtbare Ungethüm dennoch besiegt und im Triumphgefühl den Schritt in die Ordensheimath zurückgelenkt hat, muß er aus dem Munde des weisen Meisters vernehmen, daß er gegen der Pflichten schwerste sich in frevlem Uebermuth vergangen hat und, von der Gier nach eitlem Ruhm verlockt, des höchsten Christenschmuckes unwürdig ward, weil er das Joch nicht getragen, den eigenen Willen nicht in Demuth gebändigt hat.

Der Kampf, aus dem der Jünger Johannis nach schwerer Versuchung als Sieger hervorging, bleibt auch den Königen nicht erspart, die des Christenritters, nicht des Hunnenkönigs, Glauben bekennen. Vom Drachen der Revolution, von der Hydra des Anarchismus wird in Europa jetzt viel gesprochen und gegen das schreckende Thier, das die Angst mit apokalyptischen Farben malt, werden die wunderlichsten Waffen empfohlen. Wenn die hastigen Kurversuche der Pfuscher fruchtlos geblieben sind, wird man merken, daß die Kronenträger vor Dolch und Kugel nur so lange sicher sind, wie sie dem Mord sinnenden Haß keine Angriffsfläche bieten, und daß den schlimmsten Dienst ihnen der Knecht erweist, der in ihres Menschenwesens wechselnde Regungen von früh bis spät die Neugier hineinblicken läßt.



Verwandte Zeiten.

Das vierte Jahrhundert nach Christi Geburt ist der Zeitraum, wo sich das öffentliche Leben aus dem Forum und Kapitol zurückzieht, um in den Kirchen mit dem selben Feuereifer, den selben Leidenschaften und Tugenden, den selben Verbrechen von Neuem zu beginnen. Bis dahin hatte die „neue Lehre“, von einigen Schwärmern und vornehmen Frauen abgesehen, noch keinen Eingang in die reichen und mächtigen Kreise der Stadt gefunden. Es war eine soziale Bewegung, der sich die Armen und Verlassenen angeschlossen hatten, um in der Seelengleichheit Ersatz für irdisches Unrecht zu suchen. An Menschenrechte auf Erden wagte noch Niemand zu denken, denn die ganze alte Kultur wölbte sich über der Kluft zwischen Herrn und Sklaven; aber um die Seelenrechte wurde mit der eisernen Kraft des Glaubens gekämpft, die dem Christenthum Macht und Gewalt gab, die Welt der Dornenkrone zu unterwerfen. Nachdem es durch Konstantin den Großen neben dem Heidenthum zu staatlicher Berechtigung gelangt war, vollzog sich der wahre innere Uebergang vom Alterthum zum Mittelalter und die Antike erlosch im Morgengrauen wie eine Fackel, die man achtlos zu Boden geworfen hatte, während im Osten der neue Tag den Horizont leuchtend entflammt.

Unter den politisch Mächtigen, den wissenschaftlich Gebildeten, den reichen Besitzern verbreitete sich die sanfte Lehre des Nazareners, aus der die Jahrhunderte bereits ein soziales System entwickelt hatten, erst, als es zum „guten Ton“ gehörte, ein Christ zu werden, als der Senator und die Weltdame, der elegante Müßiggänger und der Philosoph in die Kirchen gingen, um Modeprediger anzuhören. In Rom geschah Das zur Zeit des Heiligen Hieronymus; und Rom war damals Europa, — die Hauptstadt des Westens. Hieronymus, der dalmatische Priester, schildert uns in seinen Büchern — man könnte sie Memoiren nennen — die damaligen Verhältnisse, Sitten und Ideale. Mehr als einmal glauben wir beim Lesen seiner Berichte, in den Spiegel der eigenen Zeit zu blicken, denn auch heute zieht die Furcht vor der Verantwortung manchen Mächtigen, Reichen, Gelehrten in den Bannkreis sozialer Gedanken. Lesen wir Nietzsche, Tolstoi, die neokatholischen Schriften Frankreichs, die religiös-philosophischen Romane der Engländer, so liegt der Vergleich allzu nah mit der üppigen, eleganten Welt Roms, die — verloren in Weichlichkeit und Schwelgerei — die strenge Lehre aus dem Heiligen Land ersehnte, theils aus Laune, theils der Mode wegen und theils aus echter Andacht suchender Begeisterung. Auch heute schreckt das Verlangen nach Wahrheit und Gerechtigkeit Viele aus dem Schlummer des still genießenden

Lebens empor, aus Ueberzeugung manchmal; oft aber sind sie auch nur hingerissen vom Zeitstrom der Mode.

Das römische Volk, der mächtige, unruhige Straßenpöbel, wie er sich ähnlich zur ewigen Beunruhigung Europas in Paris erhalten hat, war unverändert das verwöhnte, ungezogene Kind geblieben, das uns aus Juvenals Satiren entgegenlacht, heult, die Faust ballt oder bittend die flache Hand ausstreckt. Ein gefährliches, verdorbenes Kind. Den Lauf der Pferde bei den Rennen zu verfolgen, in niedrigen, poesielosen Theatern sich an körperlichen Kunststücken oder Zoten zu ergötzen, war seine Freude, sich von Politikern, Schauspielern, Rennkutschern des tosenden Beifalles wegen bestechen zu lassen, sein Verdienst. War es ein Wunder, daß es in die Kirchen lief, in denen ein Mönch oder Priester gegen die Ueppigkeit donnerte, an deren Pforten eine Dame, von Reue und Angst ergriffen, ihren Schmuck unter die Menge vertheilte, ein katzenjämmerlich gestimmter junger Mann seine Börse zwischen die Leute warf? Wie balgten sie sich, wie konnten sie lärmen! Aber wie hurtig sprangen sie Alle zur Seite, wie tief verneigten sie sich, wie begierig waren sie, für einige Kupfermünzen sich anzuschließen, wenn der Zug eines Großen, eines Senators des Weges kam!

Diese Herren — wichtige Würdenträger ohne Arbeit — machten mit Eifer Besuche in der Stadt und prunkten dann durch die Menge ihres Gefolges. In einem überhohen Gefährt lag die bedeutsame Persönlichkeit vor Aller Blicken in gleichgiltig bequemer Stellung ausgestreckt. Ob der Mann in die Kurie, ins Theater, zu einem Standesgenossen fuhr: stets liefen kräftige Sklaven mit vergoldeten Stäben voraus, das drängende Volk in den engen Straßen auf die Seite zu schieben. Um etwa Murrende zu versöhnen, folgte der Spaßmacher — das Urbild ehemaliger Hofnarren —, der die zusammengepferchte Menge zum Lachen brachte. Dann kamen junge, schöne, reich gekleidete Sklaven, dann der Wagen mit goldgeschirrten, aufgeregten Pferden, die an köstlich glitzernden Zügeln geführt wurden. Das ganze Hausgesinde folgte, selbst geborgte Sklaven der Nachbarn, aufgelesenes Straßenvolk; nur viele, viele Menschen mußten es sein. Denn dieser lebende Reichthum imponirte, gab Einfluß und Kredit, wie heute der Besitz großer industrieller Unternehmungen. Damals wollte man den Reichthum in glänzender Menge vor Augen sehen; jetzt muß man nur wissen, daß dieser oder jener Herr Tausende von Händen in seinem Auftrag beschäftigt. Der Respekt vor dem Sklavenbesitzer ist der selbe geblieben.

Die altrömische Kraft war vergangen und die Namen der Gracchen, Scipionen, Aemilier, Julier dienten zum Aushängeschild. Aus den Salons war jeder Ernst des Lebens verbannt; und wie man heute auf den Tischen der Damen und in den sogenannten Arbeitzimmern der Herren leichte französische Romane, Mirbeau, Gyp, Marcel Prévost, findet oder ein zum Skandal-

roman verwerthetes Geheimniß einer fürstlichen Familie, so lagen damals die Klatschbücher Suetons, die Anekdoten des Marius Maximus und die schlüpfrigen Verse eines Modedichters umher. „Die Bibliothek aber“, erzählt Hieronymus, „war geschlossen und geachtet wie das Grab.“ In solchen Zeiten suchen die Menschen Vergessen und stellen sich blind für Alles, was außerhalb des künstlichen, selbstgeschaffenen Interessenkreises liegt.

Doch wenn das Wort eines Propheten, Unglück verheißend, die Ohren Derer trifft, die den ewigen Totentanz lachend und sich selbst betäubend tanzen, dann fangen sie an, darüber zu sprechen, daran zu glauben, und schließlich paßt sich nach Generationen das alte Leben den neuen Bedingungen an. Heute sind es Zeitungen, Werke der Philosophen, Romane wie Tolstois „Auferstehung“, die mahnend oder aufschreckend wirken; damals waren es Predigten und Briefe. Die Briefe einsamer Männer aus den Wäldern und der Wüste, die sich in Rom geschminkte Damen zitternd und schaudernd vorlasen, ihre Nerven mit ein Wenig Seelenangst zu kitzeln. Diese Briefe, deren Stil und Sprache den lateinischen Klassikern entlehnt war, zündeten in den Herzen übersättigter, überreizter Frauen das Licht der Reue an und bewogen die Verwöhnten, auf ihre Art Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit zu suchen. Um den Mönchen den Aufenthalt in fernen, unbewohnten Gegenden nachzuahmen, zogen sie sich in den weitläufigen Palast Marcellas am Aventin zurück, in dessen mit Marmor bekleideten, mit Gold gezierten Sälen sie gemeinsam lasen und beteten. Das erste Kloster Roms entstand aus dieser halb weltlichen, halb geistlichen Vereinigung, die ihr Seitenstück in vielen frommen Kreisen unserer Tage findet. Römisches Lokalkolorit, antike Verhältnisse in den Schilderungen des Hieronymus; internationales Büßerthum, moderne Hysterie, wenn Tolstoi die Sitzung der Redstockisten beschreibt, wenn man die Theosophenapostel und ihren Damenanhang betrachtet.

Auch damals war es Sitte, die Haare leuchtend roth zu färben oder ihnen den Goldglanz der verführerischen blonden Farbe künstlich zu geben; und die schönen jungen Wittwen, die Gattinnen, die sich nicht verstanden und vereinsamt fühlten, eilten, in ihren goldenen Sänften getragen, von den weichsten, lieblichsten Seidenstoffen wie von leuchtenden Wolken umhüllt, geschminkt, gefärbt und mit Juwelen geschmückt, in Marcellas von Blumen durchduftete Säle. Dort schlugen sie sich klagend, von Reue gepeinigt, die liebliche Brust, wandten die verführerischen Glieder in weinender Verzweiflung und suchten in ihrem schimmernden Leib unter den Flittern des Lebens eine Seele, die unsere ungerechte, häßliche Erde im Paradies überdauern sollte. Denn sie fühlten sich vom Glanz umgeben elend, weil es nicht alle Menschen so gut hatten wie sie. Als sich Adam seiner Nacktheit bewußt ward, schämte er sich, wie sich in abgelebten Zeiten — in den Perioden einer

décadence — die Reichen ihres Besitzes schämen, weil sie ein Unrecht und eine Gefahr darin erblicken.

Doch inmitten absterbenden Lebens, von Untergang und Verwesung umgeben, keimt, verborgen und schwer zu erkennen, mancher jugendstarke Gedanke. Glauben auch zuerst hauptsächlich allzu sensitive Frauen an ihn und wird sein Träger als „Weiberprophet“ von Vielen nicht ernst genommen und verachtet, so wächst er doch in diesem Treibhaus stattlich in die Höhe, um später, seiner Art entsprechend, für die Menschheit Giftblumen oder süße Früchte zu tragen. Die ewige Lehre des Heilands, dessen reine, unentstellte Philosophie nur aufgeklärten Geistern entgegenstrahlt, war damals unter Buchstabenstreit und weltlichen Herrschergelüsten der Bischöfe und Mönche erstickt wie die weiße Lilie im verlassenen Garten unter Nesseln und wucherndem Gras. Dagegen bildete sich in Roms Kirchen und Frauengemächern eine Religion, die durch Höllenfurcht und Priestergewalt die Menschen bändigte, und wuchs zu dem mächtigen Gespenst empor, mit dem in späteren Jahrhunderten die Wissenschaft den Kampf auf Tod und Leben begann.

Als man den klugen, redegewandten Mönch Hieronymus lehrend im Kreis der Frauen fand und darüber spottete, daß er sich zwischen den geputzten, auffälligen Weltdamen herumtreibe und den Umgang mit ernsten Männern fliehe, erwiderte er: „Wenn mich die Männer über christliche Wissenschaft fragten, wäre ich nicht gezwungen, zu den Frauen zu sprechen.“

Um einen neuen Propheten der Kunst, um Richard Wagner, drängte sich in Bayreuth, auffällig lärmend, übermodern und hysterisch, ein Anhang von Damen. Ernste Philosophen, die neue Gedanken verkünden, weltflüchtige Braminen, die in Europa von Seelenläuterung und dem buddhistischen Fegefeuer auf Erden sprechen, sind von jenen Frauen umlagert, die aus verschleierten Augen begeistert den Lehrer anblicken und ihre nächsten Pflichten versäumen, weil sie sich einbilden, höhere zu haben. Blättert man in den Briefen und den anderen Schriften des Heiligen Hieronymus, so führt die Phantasie immer wieder in unsere Zeit zurück und man ist versucht, an einen historischen Roman zu denken, in dem uns Marcella, Albina, Furia, Eustochium an bekannte Persönlichkeiten erinnern sollen. Schilderungen intimer Begebenheiten sprechen deutlicher als allgemeine Gedanken und nur die Menschen der Vergangenheit beweisen uns, daß über ewigen Empfindungen allein Gewand und Sitte sich ändert. Die kleine Geschichte der weltfrohen Tante Praetextata könnte heute wie damals geschehen sein.

Eustochium war ein liebliches, überschwängliches Mädchen, das die lichten, bunt bemalten Seidengewänder mit einem dunklen, einfachen Kleid vertauschte und selbst die Damen für weltlich hielt, die ihre Stoffe mit biblischen Szenen statt mit lustigen Amoretten und Blumengewinden besticken ließen. Wie es

bei uns in manchen Kreisen Unsitte ist, englische Vornamen zu tragen, hatte man das Kind auf griechische Art Eustochium genannt. Nun war es zur Jungfrau herangewachsen und setzte allen Heirathplänen, die die Familie schmiedete, einen unbeugsamen Widerstand entgegen. Da kam ihre Tante Praetextata auf den Gedanken, den stärksten Trieb des weiblichen Geschlechtes im Herzen der Nichte wachzurufen: die Eitelkeit. Praetextata, ihr Gatte und ihre Freunde huldigten den alten Göttern und fanden mehr Gefallen an den formschönen, poetischen Mysterien der Isis als an Predigten, Messen und Straßenprozessionen zwischen unsauberen Mönchen und kleinen Leuten. Als Eustochium einmal, in ihr braunes, frommes Wollenkleid gehüllt, das Marmorhaus der Heidin betrat und gesenkten Blickes an den Statuen vorüberging, die in jugendschöner, blühender Nacktheit das von Rosen umrankte Mittelgärtchen schmückten, umringten sie Sklavinnen, entführten sie in das Frauengemach und zogen ihr lachend das armsälige Wollengewand vom Leib. Als sie neben dem Wasser des Bades stand und sich in der klaren Fluth spiegelte, selbst eine anmuthige Psyche wie das griechische Steinbild ihr gegenüber, lächelte sie. Praetextata, die hinter einem Vorhang stand, glaubte, ihr Spiel schon gewonnen zu haben. Indiens leichteste Seidenstoffe, die Blumenblättern gleich den Körper berührten, warf man Eustochium über und thürmte das wellige Haar zu dem kunstvollen Gebäude, das damals gerade Mode war. Goldene Armspangen hoben den Perlmutterglanz der Haut, dunkel gefärbte Wimpern und Brauen den Strahl ihres Blickes und ein Hauch von Roth auf den Lippen ließ den Mund doppelt verführerisch erscheinen. Damen traten herein, die Jungfrau zu bewundern, gefeierte, elegante Jünglinge plauderten mit ihr und erstaunten über den schlagfertigen Witz ihrer Reden. Sobald aber die Sonnenstrahlen, den Abend verkündend, schräg auf den Mosaik des Bodens fielen, erhob sie sich, legte den Schmuck ab und ergriff hastig das Nonnengewand, es überzuwerfen. „Da ich gesehen habe, wie schön ich bin, kehre ich mit doppelter Freude in die selbstgewählte Armuth zurück, die für ein häßliches Menschenkind verdienstlos wäre", sagte sie lächelnd und verabschiedete sich von den Erstaunten, um den Abendsegen mit ihren Genossen am Aventin zu beten.

Hieronymus hat uns von Praetextatas gescheiterter Weltbekehrung erzählt und dabei besser in die Mysterien der weiblichen Toilette eingeweiht, als man es von einem so heiligen Manne erwarten sollte. Die zurückgebliebenen Heiden spotteten wohl über das arme Kind, aber ein leises, fragendes Angstgefühl, ob Eustochium nicht doch vielleicht das Rechte erwählt habe, wird über die Seele der Fröhlichen geschlichen sein, die Scherz auf den Lippen, im Herzen Achtung vor der wahren Ueberzeugung empfinden mußten. Ob überreizt und hysterisch, nervös und widernatürlich in der Erscheinung:

die opfervolle Hingabe einer Frau hat immer etwas Großes, Edles, Bewunderns-werthes, denn sie trägt das Wesen des Muttergefühles in sich, mag sie auch einmal einer Idee geweiht sein, einem heilig ernsten Glauben gelten.

Antiker Mysterienkultus und heidnischer Zauberspuk beschäftigten im Rom des vierten Jahrhunderts noch immer die christenfeindlichen Kreise, die während der Regirung des die Sonne anbetenden Philosophen Julian auf kurze Zeit tonangebend und mächtig geworden waren. Der Gatte Praetextatas, Hymetius, gehörte zu ihnen und hatte unter dem abtrünnigen Kaiser das Amt eines Statthalters in Rom. Als er nach dessen Tode beim Haupte des lebenden Kaisers Valentinian eine Geisterbeschwörung vornahm und verrathen wurde, verbannte man ihn, doch kehrte er unter Gratians Regirung zurück und versammelte unter seinem Dach, wie vorher, Isisjünger, Mysterienbrüder,— Spiritisten, würden wir heute sagen.

Noch war das Christenthum gezwungen, duldsam gegen die Götter-gläubigen und Philosophen zu sein, denen ein großer Theil der Vornehmen und hohen Beamten angehörte; unduldsam bis zur Grausamkeit, vernichtend war es aber bereits gegen Männer, die sich eine eigene Ueberzeugung errungen hatten und Glaubenssätze der kirchlichen Führer anzweifelten. Man ver-brannte sie nicht — wie tausend Jahre später —, weil man dazu die Macht nicht besaß, aber man tötete sie moralisch, vernichtete ihre Schriften, trieb sie in die Wüste, wie es Origenes, Chrysostomos und später Hieronymus geschah, und nahm sie in Gnaden auf, sobald sie vor den allmächtigen Konzilien ihre Ansicht feierlich wiederriefen. War es anders, als man am Ende des neun-zehnten Jahrhunderts die Schriften Schells für ketzerisch erklärte, nachdem man einige Jahrzehnte früher Döllinger und seine Anhänger um eines Dog-mas willen aus dem Schoß der „allein selig machenden Kirche" vertrieben hatte? Höflicher, civilisirter vielleicht, moderner in den Aeußerungen; im Grunde wars das selbe Verfahren wie zu den Zeiten des Heiligen Hieronymus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die vornehme Würde des politischen Streites, die einst, trotz dem heftigen Zusammenprall tiefbegründeter Gegensätze, Forum und Kapitol be-herrschte, war nicht in die Basiliken, nicht in den Kampf über geistliche Fragen oder die Besetzung kirchlicher Pfründen übergegangen. Wie sich der Meinung-austausch in den schwachen Augenblicken einiger modernen Parlamente voll-zog, mag er sich damals in den Gotteshäusern abgespielt haben. Erhaltene Reden klingen wie Leitartikel unserer Hetzpresse und wir sehen, wie sich aus dem Streit um Glaubensartikel, aus der persönlichen Gefolgschaft dieses oder jenes Prälaten allmählich der furchtbare Fetisch entwickelte, der „Partei" ge-nannt und zum Götzen des öffentlichen Lebens wurde. Parteigänger einer politischen Richtung, eines Glaubens hat es immer gegeben. Aber die Menge,

die ein unparlamentarischer Ausdruck jetzt „Stimmvieh“ nennt, die ohne eigenes Verständniß und Interesse einigen geschickten Schreiern zu Mandaten und Würden verhilft, entstand, als auf dem Grab des sozialen Christenthums das Monument der Hierarchie errichtet wurde. Die Wahlen der Bischöfe und namentlich des Papstes in Rom gaben Anlaß zu leidenschaftlichen Auftritten, zu blutigen Szenen, die als warnendes Beispiel an der Anfangsgeschichte einer Art parlamentarischen Lebens stehen.

Als der verbannte Papst Liberius im Jahre 366 gestorben war, wurden Damasus und Ursinus als Kandidaten aufgestellt. Ehrgeizige Diakone, auf die Macht des alten Damasus eifersüchtige Priester durcheilten die Stadt, um Stimmung für den unternehmunglustigen, intriganten Ursinus zu machen. Wohin man kommen mochte: das Ohr vernahm Lobreden auf diesen Mann, von dessen Herrschaft sich die Agitatoren geistliche Ehren und gute Stellen versprachen. Der schön gekleidete, gebildete Priester, der sich das kirchliche Gewand aus feinen Stoffen machen ließ und die Glieder salbte wie ein junger Weltmann unter der seidenen Toga, sprach in den Salons der Damen für seinen Gönner und klatschte über einstige galante Sünden des Gegners. Unter den Bürgern sprachen ernste, einfache Geistliche von den Verwaltungtalenten des Ursinus, der das Gut der Kirche sicherlich mehren würde und große Beziehungen am kaiserlichen Hof besitze. Auf den Straßen, in den Wirthshäusern, auf den Stufen der Amphitheater, die Tag und Nacht obdachloses, arbeitscheues Gesindel beherbergten, versprachen zerlumpte, schmutzige, halbnackte Mönche Brot und Geld vor den Kirchenpforten und streuten, Silber verheißend, Kupfermünzen als Wahlschilling aus, der von einer christlichen Dame erbettelt worden war. Ob dies Volk zu den Katholiken oder Arianern gehörte, ob es überhaupt getauft war oder Weihrauchkörner zu Füßen des Jupiter Kapitolinus niederlegte, galt gleich. Es ging, mit Knütteln und der Macht seiner Stimme bewaffnet, nach der Laterankirche, wo der Bischof von Rom, der Papst, gewählt werden sollte. Die heiße Oktobersonne schien auf den Trümmerplatz, der fahl, grau und staubig die einfache Basilika umgab. Vom Kolosseum wälzte sich der Zug lärmend, mit Fahnen, Ursinus in der Mitte, der Kirche zu. Doch im Laufschritt kamen die Polizeiwachen der nächsten Stationen, schlossen die Kirchthüren und spannten die Bogen, so daß Ursinus unverrichteter Dinge umkehren mußte. Der Truppenführer sagte ihm, der kaiserliche Präfekt habe die Wahl in die Kirche des Heiligen Laurentius verlegt. So verstand es die Regirung schon damals, trotz „freier Wahl“ genehme Männer zu unterstützen. Doch die heulende, lärmende Meute kam noch zur rechten Zeit an den Wahlort, ihre Stimmen abzugeben, und erzielte einen solchen Erfolg, daß Damasus nur mit knapper Mehrheit als gewählt erklärt werden konnte.

Diese Wahl wurde sofort angefochten. Schreiend verkündete Ursinus, daß Damasus des päpstlichen Stuhles nicht würdig sei und seine Anhänger bestochen habe. Aber das Gefolge des Eindringlings wurde mit blutigen Köpfen aus der Kirche getrieben und im Lauf dieser unwürdigen Szene befleckten Christen den Marmorboden vor dem Altar des friedliebenden Gottes mit dem Blut ihrer Glaubensgenossen. Hinter geschlossenen Thüren inthronisirte den geängsteten, alten Papst der Bischof von Ostia, an dessen Sitz seit alter Zeit das Privilegium dieser Weihe haftete. Doch von Neuem wühlte die feindliche Partei in den Salons und unter den Bürgern, so daß sie am fünfundzwanzigsten Oktober sich stark genug fühlen konnte, „vor versammeltem Volk“ in der Basilika des Liberius die Wahl des Damasus umzustoßen. Geschickt hatte man die abgelegene Kirche am Esquilin und die Stunde des Sonnenaufganges ausgesucht. Der Bischof von Tibur, der zufällig des Weges kam, um in die Stadt zu gelangen, wurde in die Basilika genöthigt, um Ursinus zu weihen. Da der Markt der Livia sich in der Nähe ausbreitete, bemerkten die dort sitzenden Frucht- und Gemüsehändler den Tumult. Marktweiber eilten nach dem Lateran, Damasus zu warnen. Rasch, in geschlossenen Reihen wie die Soldaten, zogen seine Anhänger nach dem Esquilin und wurden von Patrouillen begleitet, die die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten sollten. Von innen verrammelte man die Pforten der Kirche, mit Beilen gingen die Gegner vor, aber die mit Eisen beschlagenen Thore hielten den Stoß aus. Die Belagerer bestiegen auf Leitern das Dach, deckten die Ziegel ab und warfen sie den Gegnern auf die Köpfe. Wüthende Worte schrien sie einander zu, aber die Anhänger des Ursinus wichen weder den Pfeilen, die hageldicht von oben herabgeschossen wurden, noch den Drohungen. Verzweifelt wagten sie erst den Durchbruch, als die Feinde den Dachstuhl in Brand setzten und die hellen Flammen der Kirche ins Sonnenlicht loderten. Inzwischen wurde der Anstifter dieser Verbrechen im Keller zum Bischof geweiht. Die Truppen des Präfekten Juventius machten dem Aufstand dadurch ein Ende, daß sie schonunglos auf beide Parteien einhieben. Ursinus wurde aus Rom verbannt und begab sich, um seine Sache zu führen, an den Hof des Kaisers Valentinian. Dort trat er mit wechselndem Erfolg auf und verbitterte jedenfalls mit Klagen und Verleumdungen das Leben des Gegners.

Zwei heidnische Philosophen, die von den Stufen eines verfallenden Tempels aus die brennende Kirche sahen und hörten, daß man von vielen Verwundeten und Toten spreche, betrachteten einander mit vielsagenden Blicken.

„Unmoralisch waren unsere Götter, aber friedlich und schön,“ sagte der Eine. „Lebten sie wirklich, jetzt würde der Olymp von ihrem Lachen ertönen.“

„Sie haben nie gelebt, mein Freund,“ antwortete der Andere, „denn nur ein Gott, der die Leidenschaft erweckt, lebt in Wahrheit.“

Doch nur Wenigen glückte die echte Leidenschaft, die, zur Wehr göttlicher Gedanken geschmiedet, in diesem Meer von Verbrechen und Blut, von Hochmuth, Haß und Neid die Perlenmuschel hütete, an deren Anblick sich im Lauf der Zeiten das Christenthum stets von Neuem stärkte und bereicherte. Wandten sich diese Wenigen im vierten und fünften Jahrhundert vor Allem an die Damen der vornehmen Welt, aus deren selbstzufrieden wohlthätiger Schaar manche edle, sich aufopfernde Seele hervorragte, und beschworen dadurch Spott und Verleumdung auf ihre Häupter, so bewahrten sie sich durch diesen Umgang vor einem philosophischen Cynismus, der den Männern leicht in weltflüchtige Einsamkeit folgt und sie das Leben vergessen läßt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf merkwürdigen Spindeln wird oft ein Faden der Weltgeschichte gesponnen. Die Männer, die im Frauenkreis predigten oder psychologisch-geistliche Briefe aus der Wüste an ihre Freundinnen richteten, retteten den Schimmer antiker Kultur in das Mittelalter, der zu erbleichen drohte, als die Religion der Entsagung von den Armen und Niedrigen zu den Reichen und Großen emporstieg. Das Diogenesthum, das die Christen ergriff, Verrückte auf Säulen trieb und ungesund Begeisterten im Schmutz des Körpers ein Mittel zum Seelenheil zeigte, das in der Vernichtung des Schönen und Glänzenden das Ziel sah, gleicht dem Anarchismus unserer Zeit, dessen drohende Fratze aus dem Weltmitleid der Altruisten hervorschaut und hinter dem Gebot der Sozialisten verborgen ist: „Jedem eine Hütte, Keinem ein Palast!"

Die Memoiren des Heiligen Hieronymus zeigen uns eine Welt, in der viel zerstört und wenig gebaut wurde, — eine Welt des Niederganges, wie die Gelehrten sagen. Wie kommt es, daß wir so viel Aehnliches, so viel Verwandtes mit unseren Tagen darin erkennen?

Ein Blick auf die überfeinen Gestalten damaliger römischer Frauen, auf die Nervösen, die im Reichthum eine zu schwere Verantwortung erblickten, weil die Armuth für eine Schande galt, auf die Frivolität, die Machthaber und Agitatoren beseelte und sie das Heiligste um persönlicher Interessen willen entweihen ließ, auf den Ernst mancher Schwärmer, die das Heilmittel in ihrem Herzen zu besitzen wähnen, erklärt uns mehr als philosophische Spekulation und lehrt uns, daß ferne Zeiten aneinanderklingen, wenn auch der Menschengeist inzwischen neue Formen errungen und verborgene Kräfte gebändigt hat.

Schloß Greifenstein. Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.



Die Welträthsel.*)

Unsere Zeit ist reich an Wissen und Erkenntniß, reicher als irgend eine Zeit vor uns, aber sie ist verhältnißmäßig arm an jenem intellektuellen Muthe, der unbeirrt durch Nebenrücksichten an die Weltprobleme herantritt. Unter den Forschern und Denkern, die solcher Muth beseelt, verdient in erster Linie Ernst Haeckel genannt zu werden. Ehrlich und unerschrocken hat er immer die Ergebnisse eindringender naturwissenschaftlicher Forschung und der daraus fließenden Denkweise weiteren Kreisen durch Wort und Schrift zugänglich gemacht und bekundet diese hohen sittlichen Eigenschaften in ganz hervorragendem Grade auf allen Seiten seines neuen Werkes, in dem er die Grundzüge seiner monistischen Philosophie giebt. Das Buch soll ein Abschluß sein. „Ich bin", sagt er, „ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen." Zu einem Ausbau der einzelnen Theile erachtete Haeckel seine Kräfte nicht mehr für ausreichend; er erkennt deshalb seinem Werk nur den Charakter eines „Skizzenbuches" zu, in dem Studien von sehr ungleichem Werth zu einem Ganzen gefügt sind.

Das Buch hat vier Abschnitte: einen anthropologischen, psychologischen, kosmologischen und theologischen Theil. Der erste und vierte umfaßt fünf, der zweite sechs und der dritte vier Kapitel. Haeckel beginnt mit einem allgemeinen Kulturbild des neunzehnten Jahrhunderts und erörtert die Unterschiede zwischen der anthropomorphen und der objektiven Naturanschauung, zwischen Dualismus und Monismus, berührt den Widerstreit zwischen Gemüth, Glauben und Vernunft und kennzeichnet die Stellung des Verfassers gegenüber den Sieben Welträthseln Du Bois-Reymonds. Das zweite Kapitel bringt das Wissenswertheste über menschliche und vergleichende Anatomie. Für den kritischen Forscher ergiebt sich die bedeutungvolle Thatsache, daß der Körperbau des Menschen und der Menschenaffen nicht nur im höchsten Grade ähnlich, sondern in allen wesentlichen Beziehungen der selbe ist. Die selben zweihundert Knochen in der selben Anordnung und Zusammensetzung bilden unser inneres Knochengerüst: die selben dreihundert Muskeln bewirken unsere Bewegungen; die selben Haare bedecken unsere Haut, die selben Gruppen von Ganglienzellen setzen den kunstvollen Bau unseres Gehirns zusammen, die selben zweiunddreißig Zähne bilden in analoger Anordnung unser Gebiß. Größe und Gestalt dieser Organe unterscheiden den Menschen vom Menschenaffen.

Ein analoges Ergebniß liefern die vergleichenden Studien über menschliche und thierische Physiologie. Athmung und Blutkreislauf, Zeugung und Geburt, Ernährung und Ausscheidung, die Sinnesfunktionen und selbst das geistige Leben zeigen bei allen Ordnungen der Säugethiere die selben typischen Züge wie beim Menschen. Am Größten ist auch hier die Aehnlichkeit des Menschen mit den anthropoidischen Affen. Besonders interessant ist hier die Thatsache, daß die Lautsprache der Affen physiologisch als Vorstufe zu der artikulirten menschlichen Sprache erscheint. Unter den heute noch lebenden Menschen-

---

*) „Die Welträthsel." Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von Ernst Haeckel. Bonn, Emil Strauß.

affen giebt es eine indische Art, die sogar musikalisch ist: der Hylobates syndactylus singt in vollkommen reinen und klangvollen halben Tönen eine ganze Oktave. „Für den unbefangenen Sprachforscher kann es heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß unsere hochentwickelte Begriffssprache sich langsam und stufenweise aus der unvollkommenen Lautsprache unserer pliokänen Affen-Ahnen entwickelt hat." In den folgenden Kapiteln werden wir mit den Thatsachen der Keimesgeschichte, der Ontogenie — Das heißt: der Entwickelungsgeschichte des Einzelthieres —, und der Stammesgeschichte des Menschen (Phylogenie) bekannt gemacht. Die Ontogenie bietet den großen Vortheil dar, daß zur Lösung ihrer Aufgabe der Weg der unmittelbaren Beobachtung betreten werden konnte. Man brauchte nur Tag für Tag und Stunde für Stunde die sichtbaren Umbildungen zu verfolgen, die der organische Keim innerhalb kurzer Zeit während der Entwickelung aus dem Ei erfährt. Viel schwieriger gestaltete sich die Aufgabe der Phylogenie, denn die langsamen Prozesse der allmählichen Umbildung, die die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten bewirken, vollziehen sich unmerklich im Verlaufe von Jahrtausenden und Jahrmillionen; ihre unmittelbare Beobachtung ist nur in sehr engen Grenzen möglich und der weitaus größte Theil dieser historischen Vorgänge kann nur indirekt erschlossen werden: durch kritische Reflexion, durch vergleichendes Studium von empirischen Urkunden, die sehr verschiedenen Gebieten angehören, der Paläontologie, der Ontogenie und der Morphologie. Dazu kam noch das gewaltige Hinderniß, das der natürlichen Erklärung durch die enge Verknüpfung der Schöpfungsgeschichte mit übernatürlichen Mythen und religiösen Dogmen bereitet wurde; es ist daher begreiflich, daß die wahre Stammesgeschichte nur unter schweren Kämpfen, die zum großen Theile gerade Haeckel selbst geführt hat, errungen und gesichert werden konnte. Der versteinerte Affenmensch von Java (Pithecanthropus erectus), den der holländische Militärarzt Eugen Dubois 1894 auffand, stellt nach Haeckels Auffassung das vielgesuchte fehlende Glied in der Primaten Kette dar, die den niedersten katarrhinen Affen mit dem höchstentwickelten Menschen verbindet. Durch den Fund dieses Pithecanthropus sei auch paläontologisch die Abstammung des Menschen vom Affen eben so sicher bewiesen, wie es früher schon durch die Urkunden der vergleichenden Anatomie und Ontologie geschehen sei. Haeckels biogenetisches Grundgesetz lautet: „Die Ontogenesis ist eine kurze und schnelle Rekapitulation der Phylogenesis, bedingt durch die physiologischen Funktionen der Vererbung (Fortpflanzung) und Anpassung (Ernährung)."

Mit dem sechsten Kapitel betreten wir das Gebiet der Psychologie. Hier stehen zwei Auffassungen einander diametral gegenüber: die dualistische und die monistische. Nach jener sind Seele und Leib gänzlich verschiedene Wesen, nach dieser stellt die Seele nur die Summe aller Lebenserscheinungen dar; Belebtsein und Beseeltsein sind für diesen Standpunkt einander bedingende und deckende Begriffe. Daß auf dem vielumstrittenen Gebiete des Seelenlebens die Abstufungen, Schwankungen und Unsicherheiten in den Ansichten außerordentlich zahlreich sind, kann nicht überraschen; Haeckel sucht nachzuweisen, daß bei Kant, Virchow, Du Bois-Reymond und Wundt Uebergänge von der dualistischen zur monistischen Auffassung vorhanden sind. Die allgemeine entwickelungsgeschichtliche Auffassung läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Eine psychologische

Schranke zwischen Mensch und Thier ist nicht nachweisbar; der Mensch besitzt keine einzige Geistesthätigkeit, die ihm ausschließlich eigen ist. Sein Abstraktionvermögen hat sich allmählich aus den nichtbegrifflichen Vorstufen des Denkens bei den nächstverwandten Säugethieren entwickelt: sein Seelenleben ist also von dem der nächstverwandten Säugethiere nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden.

Ist das psychische Leben durchaus an die physiologische Organisation gebunden, ist es nur die Summe und höchste Blüthe der Lebensäußerungen, so müssen sich Vorstellung, Gedächtniß, Assoziationen, Affekte, Willensäußerungen u. s. w. auf allen Stufen der Lebwesen nachweisen lassen und auch die Seele muß eine Entwickelung erfahren, die sich in der Keimes- und Stammesgeschichte wiederspiegelt. Dieser Auffassung entspricht es, daß Haeckel eine aufsteigende Skala der psychischen Funktionen entwirft und die Entwickelung der Seele aus ontogenetischen und phylogenetischen Gesichtspunkten unternimmt. In der Frage der Willensfreiheit huldigt Haeckel einem exklusiven Determinismus. „Wir wissen jetzt," sagt er, „daß jeder Willensakt eben so durch die Organisation des wollenden Individuums bestimmt und eben so von den jeweiligen Bedingungen der umgebenden Außenwelt abhängig ist wie jede andere Seelenthätigkeit. Der Charakter des Strebens ist von vorn herein durch die Vererbung von Eltern und Voreltern bedingt; der Entschluß zum jedesmaligen Handeln wird durch die Anpassung an die momentanen Umstände gegeben, wobei das stärkste Motiv den Ausschlag giebt, entsprechend den Gesetzen, die die Statik der Gemüthsbewegungen bestimmen. Die Ontogenie lehrt uns die individuelle Entwickelung des Willens beim Kinde verstehen, die Phylogenie aber die historische Ausbildung des Willens innerhalb der Reihe unserer Vertebraten-Ahnen."

Die Ansicht, daß auch den niedersten Lebewesen Bewußtsein zuzuerkennen sei, wird von Haeckel nicht mehr aufrecht erhalten: er entscheidet sich zu Gunsten der „neurologischen Theorie", nach der nur solche Thiere Bewußtsein hätten, die hochentwickelte Sinnesorgane und ein eben solches nervöses Centralorgan besitzen. Diese Auffassung dürfte auch die richtige sein. Denn das Bewußtsein ist nicht eine konstante Begleiterscheinung aller psychischen Prozesse, sondern tritt erst bei einer bestimmten Intensität, Klarheit und Deutlichkeit auf, wenn bestimmte Inhalte des Seelenlebens sich von dem Gesammtinhalt scheiden und abgrenzen. Im Bewußtseinsakt findet eine Trennung von Objekt und Subjekt statt: die Vorstellungsgruppen, die bewußt werden, treten als unterschieden von anderen möglichen Vorstellunginhalten heraus und über sie verfügt das Subjekt mit dem deutlichen Gefühl ihres Unterschiedenseins und ihrer Gegenwärtigkeit. Je deutlicher dieses Gefühl auftritt, je mehr wir uns als Herren dieser in uns aufgetauchten Vorstellungsgruppen empfinden, je mehr wir erkennen, daß sie Objekte sind, die wir nach gramatikalischen und logischen Regeln bearbeiten, mit soeben gemachten Erfahrungen in Beziehung setzen, vergleichen, diesen einordnen u. s. w., um so klarer und deutlicher ist unser Bewußtsein davon. Ja, man wird vielleicht ein Stück weiter gehen und sagen müssen: ein wirkliches, deutliches Bewußsein hat nur der Mensch; und zwar ist es keine okkulte, metaphysische Qualität, die ihn zu diesem wahrhaft bewußten Wesen macht, sondern eine organische, physiologische: die Sprache oder das Sprachvermögen. Nur durch die Sprache sind wir im Stande, bestimmte Inhalte unseres Seelenlebens von dem Gesammt-

inhalt willkürlich abzugrenzen, zu einem Objekt für uns und Andere zu machen und die logischen Operationen vorzunehmen, die das diskursive Denken ausmachen. In der Sprache — und noch mehr in der Schrift — liegt das Fundament zu einer unabsehbaren Fortbildung des menschlichen Geistes. Nur sie ermöglichen, daß Vorstellungsgruppen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, geprüft und je nach Befund verworfen oder anerkannt und zu neuen Gedankengebäuden verwendet werden. Den Schlußworten Haeckels: „Der Glaube an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist ein Dogma, welches mit den sichersten Erfahrungsätzen der modernen Naturwissenschaft in unlösbarem Widerspruche steht" wird man schwerlich mit haltbaren Gründen entgegentreten können. Dagegen dürfte der kosmologische Abschnitt manchem Widerspruch begegnen. Den Mittelpunkt des von Haeckel vertretenen Monismus bildet — unter ausdrücklicher Berufung auf Spinoza — der Substanzbegriff oder das Substanzgesetz, das nach seiner chemischen (Lavoiser) und physikalischen Seite (Fr. Mohr, Robert Mayer, Helmholtz u. s. f.) definirt wird. Es bildet das kosmologische Grundgesetz für die gesammte Natur. Dieses Gesetz sei zunächst für die einfacheren Beziehungen der anorganischen Körper festgestellt worden, dann habe die Physiologie eine allgemeine Geltung auch für die organische Natur nachgewiesen. Sie habe gezeigt, daß alle Lebensthätigkeit der Organismen ohne Ausnahme eben so wie die einfachsten Vorgänge in der sogenannten leblosen Natur einem bestimmten Kraftwechsel und einem damit verknüpften Stoffwechsel entspringen. „Nicht nur das Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen und Thiere, sondern auch die Funktionen ihrer Empfindung und Bewegung, ihrer Sinnesthätigkeit und ihres Seelenlebens beruhen auf der Verwandlung von Spannkraft in lebendige Kraft und umgekehrt. Dieses höchste Gesetz beherrscht auch diejenigen vollkommensten Leistungen des Nervensystemes, die man beim Menschen und den höheren Thieren als das Geistesleben bezeichnet." Haeckel spricht geradezu von der Allmacht des Substanzgesetzes und erläutert sie also: „Unsere feste monistische Ueberzeugung, daß das kosmologische Grundgesetz allgemeine Geltung für die gesammte Natur besitzt, nimmt die höchste Bedeutung in Anspruch. Denn dadurch wird nicht nur positiv die prinzipielle Einheit des Kosmos und der kausale Zusammenhang aller uns erkennbaren Erscheinungen bewiesen, sondern es wird dadurch zugleich negativ der höchste intellektuelle Fortschritt erzielt, der definitive Sturz der drei Central-Dogmen der Metaphysik: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Indem das Substanzgesetz überall mechanische Ursachen in den Erscheinungen nachweist, verknüpft es sich mit dem allgemeinen Kausalgesetz."

Nun: für Gott und Unsterblichkeit zu kämpfen, mag den Theologen überlassen bleiben; auch für die mit metaphysischen Fiktionen und zum Theil falschen, zum Theil schiefen Begriffen beladene Lehre von der „Freiheit des Willens" möchte ich, wenigstens unmittelbar, nicht eintreten. Aber durch dieses Substanzgesetz ist eine Thatsache bedroht, die zwar nicht aus der Natur, wohl aber aus der Menschengeschichte abzulesen ist und aus ihr unleugbar hervorgeht: die sittliche Selbstbestimmung. Für sie will und muß ich eintreten, freilich ohne dabei zu vergessen, daß dieser Gegenstand das schwierigste und dunkelste Kapitel der gesammten Philosophie und Ethik ist. Nicht nur Materialisten, wie Diderot, Holbach, Lamettrie, Voltaire, Büchner und Andere, sondern auch Idealisten, wie

Leibniz, Kant und Schopenhauer, nicht nur Atheisten, wie Vanini, Hobbes und Spinoza, haben sich in dieser Frage eben so wie Haeckel entschieden, sondern sogar tiefgläubige Männer wie Luther und Calvin. Haeckel befindet sich also unzweifelhaft in bester Gesellschaft und tritt nicht etwa nur in der Gefolgschaft „ruchloser" Atheisten und Materialisten auf.

Aus chemisch-physikalischen Ursachen folgt mit der selben Nothwendigkeit die chemisch-mechanische Wirkung wie aus den zu Grunde gelegten Begriffen der logische Schluß und aus der Zahl und Stärke der Motive die sittliche Handlung. Es giebt also einen dreifachen Kausalnexus: einen chemisch-physikalischen, einen logischen und einen Kausalnexus der Motive. Was daraus entsteht, entsteht immer nothwendig, heiße es Wirkung, Schluß oder Handlung. In dieser Nothwendigkeit und in ihr ganz allein liegt das Recht, mechanisch chemische Wirkung, Schluß und sittliche Handlung begrifflich unter dem gemeinsamen Titel der nothwendigen Wirkungen zusammenzufassen. Weiter aber geht das Recht dieser Verallgemeinerung und Identifizirung nicht. Identifizirt man auch rückwärts mechanische Ursachen, Begriffe und Motive als Ursachen schlechtweg, so wird Alles schief, ja, vollkommen falsch. Denn diese drei Formen des Kausalnexus folgen in Wahrheit verschiedenen Gesetzen: der mechanisch-chemische Nexus mechanisch-chemischen Gesetzen, der begriffliche den Gesetzen der Logik, der Kausalnexus des Handelns den Gesetzen der intellektuellen Motivation. Jede dieser Grundformen muß für sich untersucht und darf nicht mit einer beliebigen anderen verwechselt oder identifizirt werden. Wie falsch es ist, Ursachen, Begriffe und Motive schlechtweg zu identifiziren, läßt sich an folgendem Beispiel anschaulich machen. Tausend Mark in Gold üben, lediglich als physikal-mechanische Masse betrachtet, an allen Punkten der Erde und zu allen Zeiten den selben chemisch-physikalischen Effekt; dagegen als ein vom Intellekt gesetzter Werthmesser betrachtet, als Kauf- oder Tauschmittel, haben sie eine durchaus verschiedenartige Kraft und Wirkung, je nachdem sie in einem Lande mit Gold- oder mit Silber- oder mit Papierwährung als Kaufmittel auftreten. Verschiedenartig, ja von vorn herein unbestimmbar ist auch die Wirkung dieser tausend Mark in Gold, wenn wir sie uns als die Ursache von Handlungen vorstellen. Der Eine wird, um sich in ihren Besitz zu setzen, bereit sein, ihren Besitzer totzuschlagen; der Zweite, ihn zu bestehlen, der Dritte, ihn darum zu betrügen, ein Vierter wird bereit sein, dem Besitzer dafür eine bestimmte Zeit zu dienen. Jeder wird also in einer anderen Art handeln, um die Summe zu erwerben. Daraus geht unwiderleglich hervor, daß das einheitliche Substanzgesetz, so bald es sich um Motive handelt, unwirksam wird. Sittliche und intellektuelle Qualitäten, angeborene und anerzogene Rechtschaffenheit der Gesinnung, Humanität, Unbeugsamkeit des Charakters, Urtheilskraft und streng logische Denkweise lassen sich in keinen mechanisch-mathematischen Kalkul als Faktoren einsetzen, geschweige dadurch erschöpfend berechnen; sie haben über diese Welt des Druckes und des Stoßes eine Welt des Geistes und der Sittlichkeit gesetzt, die jene umgestaltet und veredelt, und werden es auch ferner thun.

Im letzten Abschnitte bekämpft Haeckel die christliche Theologie und Ethik. Er gehört zu den wenigen Männern, die die Ethik des vermeintlichen Stifters des Christenthumes vorurtheillos würdigen. Sein humaner Sinn und sein durch wissenschaftliche und praktische Menschenkunde geschärftes Auge erkennen klar die schweren

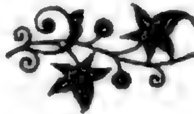
Gebrechen, die dieser Ethik anhaften. Und was er über das Prinzip der Feindesliebe, die Selbst-, Leibes-, Natur-, Kultur-, Familien- und Frauenverachtung der christlichen Ethik sagt, verdient die ernsthafteste Beachtung. Aber wenn das Alles sittliche Prinzipien des Christenthumes gewesen sind, dann muß ich das Urtheil, das Haeckel über die katholische Kirche und das Papstthum fällt, zu hart finden. Was haben die Kirchenväter und die großen Päpste gethan? Sie haben mit unbeugsamer logischer Konsequenz alle die Folgerungen gezogen und zur praktischen Anwendung gebracht, die sich aus den sittlichen Grundprinzipien des Stifters ziehen ließen. Wer die Prinzipien anerkennt, muß nothwendig die Konsequenzen gelten lassen. Ein „Urchristenthum", das etwas ganz Anderes wollte, als nachher entstanden ist, hat in Wahrheit nie existirt; und auf ein solches können nur Die verfallen, die zwar die Konsequenzen ablehnen, aber nicht den Muth haben, bis auf die Prinzipien zurückzugehen. Von solcher Schwäche ist Haeckel jedenfalls frei. Was soll also die Berufung auf ein Urchristenthum? Das „Ecrasez l'infâme!" ist heute gänzlich veraltet, ja, sogar schädlich. Was wir brauchen, sind Erkenntnisse, ein Einblick in den Ursprung und in den Entwickelungsgang der religiösen Systeme. Zutreffend sagt Ludwig Pfau: „Die Kirche erliegt überhaupt nicht dem Angriff, sondern dem Abzug der Forscher; sie verfällt, weil sie abseits der Kulturstraße steht und von den Baumeistern der Nation längst nicht mehr renovirt wird. Die religiöse Begeisterung ist erloschen, das übersinnliche Ideal ist erbleicht, auch im Herzen der Gläubigen."

Wenn nun durch die Entwickelung der naturwissenschaftlichen Erkenntniß und durch die religionpsychologische Analyse die religiöse Weltanschauung und ihre Systeme beseitigt werden: was bleibt dann für die Erbauung des menschlichen Geistes und für die Erhebung zur sittlichen Lebensführung noch übrig? Haeckel antwortet: die Ideale der Wahrheit, der Tugend und der Schönheit. „Die Göttin der Wahrheit", sagt er, „wohnt im Tempel der Natur, im grünen Walde, auf dem blauen Meere, auf den schneebedeckten Gebirgshöhen; aber nicht in den dumpfen Hallen der Klöster, in den engen Kerkern der Konvikt-Schulen und nicht in den weihrauchduftenden christlichen Kirchen. Die Wege, auf denen wir uns dieser herrlichen Göttin der Wahrheit und Erkenntniß nähern, sind die liebevolle Erforschung der Natur und ihrer Gesetze, die Beobachtung der unendlich großen Sternenwelt mittels des Teleskops, der unendlich kleinen Zellenwelt mittels des Mikroskops; aber nicht sinnlose Andacht-Uebungen und gedankenlose Gebete, nicht die Opfergaben des Ablasses und der Peterspfennige. Die kostbaren Gaben, mit denen uns die Göttin der Wahrheit beschenkt, sind die herrlichen Früchte vom Baum der Erkenntniß und der unschätzbare Gewinn einer klaren, einheitlichen Weltanschauung, — aber nicht der Glaube an übernatürliche Wunder und das Wahngebilde eines ewigen Lebens." Aber wo kommt denn diese Vernunft auf einmal her? Hat sie Sitz und Stimme in diesem monistischen System? Kann sie vor dem Substanzgesetz bestehen? Wodurch unterscheiden sich die Ideale der neuen Weltanschauung von denen der alten und was beweist uns, daß sie nicht gleichfalls auf Einbildung beruhen? Denn sollen diese Ideale als oberste, bestimmende Lebensmächte unseres intellektuellen und sittlichen Verhaltens eingesetzt werden, so müssen sie auch in dem allgemeinen Wesen des Menschen und in seinem Verhalten zur Natur begründet und daraus ableitbar sein, mindestens müssen sie zum

Haupt- und Grundgesetz dieses Monismus in einer widerspruchlosen Beziehung stehen. Hier bleibt uns Haeckel jede Aufklärung schuldig.

Mikroskope und Teleskope sind ohne Zweifel höchst kostbare Instrumente und sie geben wichtige Aufschlüsse. Aber Alles sieht man darin doch nicht und in Bezug auf die eben aufgeworfenen Fragen verweigern sie jeden Aufschluß. Philosophie, vor Allem Erkenntnißtheorie und Ethik, haben auch noch Sitz und Stimme: sie allein können diese Fragen beantworten. Wenn also der Geist der Gründlichkeit, dessen wir Deutsche uns so gern rühmen, nicht gänzlich erstorben ist, so müssen wir wohl oder übel den Faden der erkenntnißtheoretischen und ethischen Untersuchungen da wieder aufnehmen, wo Kant ihn fallen ließ. Er hat zuerst die ganze Schwere der Probleme empfunden und die Lösung mit größtem Scharfsinn versucht. Wenn sie ihm nicht gelang, so kam es daher, daß er mit der Vernunft begann, wodurch die Anschauung, die doch der Grund aller Erkenntniß ist, leer ausging, zum unlösbaren Räthsel wurde, statt mit der Anschauung zu beginnen und mit der Vernunft zu schließen.

München. Albrecht Rau.



Julian und Celia.

In dem dichten Wald wohnte Celia mit der Alten. Sie hatten ein ganz kleines Häuschen, in welchem eine Küche war mit einem sehr großen schwarzen Rauchfang, und dann zwei ganz kleine Kämmerchen, in deren Fenster wilde Rosen hineinrankten. Wilde Rosen rankten auch über den Zaun, der den Garten umgab. An der Seite plätscherte ein Bächlein über runde Steine. Am Morgen, am Mittag und am Abend ringelte sich lustig der hellblaue Rauch aus dem Schornstein in die klare Luft über ihnen, die ringsum begrenzt war durch die unbewegten Buchenwipfel.

Celia saß im Schatten vor der Hausthür, deren obere Hälfte geöffnet war und in die dämmerige Küche hineinsehen ließ. Sie hielt in der einen Hand den Rocken und mit der anderen ließ sie die Spindel lustig tanzen. Ein Huhn hatte sich im Sand halb vergraben, wo ein Streifen Sonne hinfiel; es streckte ein Bein von sich und blinzelte dumm mit den Augen. Unter dem vorspringenden Dach hingen allerhand Kräuterbündel zum Trocknen. Ganz weit aus dem stillen Wald her läutete die Glocke der weidenden Kuh.

Celia wußte, daß Dornröschen sich an einer Spindel gestochen hatte und mit dem ganzen Hof in Schlaf verfallen war und daß dann die Rosen um das Schloß herumgewachsen waren. Sie stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie und die Alte in Schlaf fielen und die Kuh, welche wiederkäuend daläge, ihre Augen-

lider zufallen ließe, und die Hühner und der Hahn und ihr Zeisig im Bauer, der immer ‚Diddel-diddel-diddeldätsch‘ sang; denn mehr konnte er nicht. Dann würden die wilden Rosen immer weiter ranken und im Herbst säßen Hagebutten an ihnen, bis sie über das Strohdach mit seinen dicken Moosklunkern gewachsen waren und über den Schornstein. Im Schornstein hingen vier Speckseiten; aber weil die Mäuse auch schliefen, so konnten sie nicht an die Speckseiten gehen. Sie läge dann auf ihrem weiß bezogenen Bettchen, das nach Salbei duftete, und dann käme der Königssohn herein. Wie mußte Der aussehen? Erstens mußte er eine silberne Rüstung haben und gelbe Haare und blaue Augen und sein Schwert mußte heißen ... Lerchenzauber mußte es heißen. Und dann mußte er eine Geige haben; und vor ihrem Bett fing er an zu geigen und da wachte sie auf, und der Zeisig, und die Kuh, und die Alte: ihm aber fielen beim Geigen die gelben Locken übers Gesicht. Dann sprang sie von ihrem Bettchen auf: denn sie war ja ganz angezogen; und der Königssohn hob sie hinter sich auf sein weißes Rößlein, das hieß ... Schwalbenflug hieß es. Und wenn er vor seinem Schloß ankam, da trat seine Mutter heraus, mit einem großen Bund Schlüssel am Gurt, und rief: „Ei, was hast Du Dir für eine liebe Braut mitgebracht! Nun wollen wir aber gleich Hochzeit machen.“ Und dann wurde acht Tage lang gesotten und gebacken und gebraten und geschmort und dann wurde Hochzeit gemacht: und sie war die Frau des Königssohnes und trug das große Bund am Gurt. Dann bekam sie auch ein Kind ... ja, das sollte heißen: Liebestrost. Das hatte von ihm die gelben Locken und von ihr die dunklen Augen und war so wunderschön, daß alle Leute stehen blieben, wenn es vorbeiging. Sie hatte es aber auch lieb! Jeden Abend badete sie es und keine fremde Hand durfte es berühren. Ach, wie Das sein mußte, wenn sie es so in der Badewanne hatte und es zappelte mit den Beinchen und Aermchen und krähte vor Vergnügen! Und dann wurde es abgerubbelt mit einem großen Tuch, da sah nur noch das Köpfchen heraus. Und dann schlief es so fromm und hatte die Hände gefaltet; denn sowie es nur sprechen konnte, da betete es auch schon, weil es der liebe Gott so lieb hatte. Ach, und Kleidchen hatte es! Nein, da war ein ganzer großer Schrank voll: Mit Silber gestickte und mit Gold gestickte und mit Pelz besetzte und mit Sammet besetzte; und so viel Wäsche! Zweimal den Tag zog sie ihm ein frisches Hemdchen an. Ja, armer Leute Kinder haben Das nicht!

Das Wässerlein plätscherte und das Hühnchen kakelte leise im Halbschlaf. Die Buchen standen ruhig mit ihren weißen Stämmen, bis ganz tief in den Wald hinein. Ameisen liefen kreuz und quer; wenn sie sich begegneten, befühlten sie einander mit den Hörnern; sie trugen emsig allerhand Dinge oder wuselten eilfertig herum, als wenn sie wichtige Bestellungen zu machen hätten; zuweilen halfen sie sich beim Schleppen und zerrten dann ihre Last hin und her; sie schleppten, was ihnen gerade einfiel und wohin es ihnen gerade gut schien, bergauf und bergab; und zuletzt ließen sie es liegen.

Sie war ganz bestimmt nicht die Tochter der Alten, obwohl sie immer Mutter zu ihr sagen mußte. War Das ein Scheusal! Und gewiß war sie auch eine Hexe. Celia hatte sich immer schon vorgenommen, des Abends aufzupassen, wenn die Alte durch den Schornstein ausfahren würde; denn Das glaubte sie ganz bestimmt, daß sie Das that: er war schon ganz glänzend geworden inwendig.

Aber sie schlief immer über dem Warten ein, und wenn sie aufwachte, dann schien schon die Sonne auf ihr Bettchen und die Vögel sangen und die Alte stand keifend vor ihr und schalt sie eine Langschläferin.

Wer konnte wissen, woher sie stammte? War es denn nicht schon vorgekommen, daß so eine Alte ein Kind geraubt hatte mit seinem Badezuber? Und wie das Mädchen groß ist, kommt einmal ein Ritter vorbei, der kehrt bei ihnen ein und dem soll das Mädchen die Füße waschen. Da erkennt der Ritter das Wappen auf dem Badezuber und merkt, daß das Mädchen sein gestohlenes Schwesterchen ist. Und wenn sie nun auch so einen Bruder hätte, der sie holte, und eine Mutter und einen Vater!

Die Spindel war doch manchmal, als wenn sie lebendig wäre! Manchmal hatte sie gar keine Lust und dann war sie wieder so fleißig! Ob Das wohl Alles für ihre Aussteuer bestimmt war, was sie jetzt spann? Aber was sollte sie wohl hier für einen Mann kriegen .. Einen Köhler? Sechs Tage ist er schwarz und den siebenten ist er ungewaschen. Am Sonntag rasirt er sich und in der Woche wachsen ihm die Stoppeln. Dann sollte sie wohl jeden Tag Köhlersuppe kochen und dem Köhler seine Kinder warten? Nein, dafür dankte sie denn doch!

Eine runde Wiese war im Wald, da wuchs Frauenschuh und Mannskraut und unter den Baumstumpfen wohnte das kleine Volk mit seinen Schätzen. Wenn sie da einmal Einem vom kleinen Volk begegnete und der gab ihr dann Etwas von seinem Gold! Dafür kaufte sie sich drei Kleider, eins wie die Sonne, eins wie der Mond und eins wie die Sterne. Mit denen ging sie dann weg: dann würde sie schon einen Königssohn kriegen. Nicht wahr, wenn man so groben Nessel und Warp anhat: wer soll Einen denn da wohl nehmen?

Und als die Alte mit ihren Kräutern nach Hause kam, da hatte sie natürlich wieder zu keifen, daß Celia nicht genug gesponnen hatte. Und doch hatte sie immer auf einem Fleck gesessen! Aber diesmal hatte die Alte noch etwas Anderes vor. Sie schickte Celia in ihr Kämmerchen, damit sie ihren besten Staat anziehen sollte. Celia dachte sich wohl schon, weshalb; aber sie sagte nichts und that, als ob sie von nichts wüßte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ritter Julian von Montabel wohnte in einem Schloß, das sich ganz spitz auf einem steilen Felsen erhob. Weithin nach drei Seiten dehnte sich eine Hochebene, die von ärmlicher Haide bedeckt war. Am Fuß der steilen Bergwand zog der Strom und erstreckte sich ein lachendes Gefilde. Hier saßen reiche Bauern, die von oben ganz klein aussahen. Tiefgehende Wolken streiften die Spitze des Burgthurmes und über das Land unten gingen oft die Schatten der Wolken. Auf seinem hellbraunen Pferd streifte der Ritter Julian oft durch die öden Ländereien, wo nur zuweilen ein Kiebitz ihn schreiend umflatterte. Er dachte an ein sonniges Land mit heller Luft, wo die Häuser weiß leuchteten. Hier, wo er war, blühte die violette Haide und gelber Ginster glänzte; es waren Lachen braunen Wassers und verkrüppelte Tannen und zuweilen schwankte der Boden unter dem Huf des Pferdes. So weit er blicken konnte, war kein Mensch zu sehen; er war allein auf seinem Pferd.

An eine Jungfrau dachte er; die mußte dunkles Haar haben und dunkle

Augen. Mitten im Wald mußte er sie treffen; und sie mußte ihn ansehen. In einem langen Gang schritt er neben ihr, wo zu beiden Seiten Rosen blühten; und indem sie ging, sah die Spitze ihres Fußes unter ihrem Gewand hervor. Schweigend gingen sie und sie hatte den Kopf gesenkt; er aber fühlte im Gesicht, daß die gleiche Luft vor ihnen war und zwischen ihnen. Er hätte nur immer so neben ihr gehen mögen, wenn er gedurft hätte.

Aber er hatte Furcht vor ihr, daß sie ihn für aufdringlich halten würde und daß er ihr dadurch überhaupt widerwärtig werden konnte. Vielleicht, wenn er mit ihr hätte sprechen können; aber er wußte nicht, was er hätte sagen sollen. Und es war ja auch am Schönsten, so still zwischen den blühenden Rosen neben ihr zu gehen. Es war einmal ein fahrender Sänger auf dem Schloß gewesen, der viele Liebeslieder mitgetheilt hatte. Er hatte sich in der Seele des Fremden geschämt, von solchen Dingen zu sprechen. Aber was er selbst fühlte, Das war ja doch etwas ganz Anderes als Liebe; und trotzdem war es ihm schwer zu Sinne, wenn er dachte, daß das Mädchen Etwas davon merken sollte, daß er sie gern hätte; und er würde sich dann absichtlich zu Anderen gehalten haben.

Ueberhaupt war ihm so, als sei er verliebt, während er doch an gar kein Mädchen dachte. Traurig war er, daß er hätte weinen mögen; aber die Traurigkeit saß nicht tief und es war ihm auch nicht Ernst mit ihr. Und dann fiel ihm ein, daß er noch so jung war und daß er jetzt gerade die allerschönste Zeit des Lebens vor sich hatte. Wenn er nur nicht so schüchtern gewesen wäre, dann hätte er schon allerhand verliebte Abenteuer haben können. Das wußte er wohl; die Zofe seiner Mutter hatte ihn doch ganz ersichtlich aufgemuntert; aber dann hatte er immer wieder gedacht, er deute solche Zeichen falsch; und er hatte sich auch geschämt. Ja, wenn er einmal eine Jungfrau fand, die so ganz hoch stand, wie eben nur die Frauen stehen können, und die von solchen Dingen gar nichts wußte und zu der er nur immer aufsah wie zu der Jungfrau Maria: da war es doch gut, wenn er sich reingehalten hätte von allen Leichtfertigkeiten; es war schon schlimm, daß er an solche Dinge dachte wie die verliebten Augen der Zofe. Ueberhaupt war die ja älter als er.

Aber indem kam ihm die Erinnerung, wie er die Zofe einmal auf der Treppe getroffen hatte, als sie sich das Strumpfband festzog. Sie hatte, als sie ihn bemerkte, schnell den Rock über das Bein geschlagen und sich aufgerichtet; aber ihm war doch das Bein in der Erinnerung geblieben . . . und der Busen, den er von oben gesehen hatte, und der Nacken mit den krausen Härchen und dem Streifen, wo die Haut weißer wurde unter dem Braungebrannten. Ein eigenes Gefühl überkam ihn, wie von Schwindel, und als ob er Ohrensausen habe und das Herz ihm stehen bliebe. Er ärgerte und schämte sich solcher Erinnerungen.

Was sollte die Dame, die er einmal verehren würde, denken, wenn sie von solchen Gefühlen bei ihm wußte! Das war doch eine tötliche Kränkung für sie!

Wie häßlich Das überhaupt war, daß wir mit so gemeinen Trieben ausgestattet sind. Und die meisten Menschen geben ihnen doch nach! Oder man muß ins Kloster gehen. Wenn er an solche Dinge dachte, graute ihm vor dem Leben. Wenn er seinen Vater ansah, dann dachte er, daß der gute alte Mann auch einmal jung gewesen und wahrscheinlich hinter den Dienerinnen hergegangen war. Und dann dachte er, daß seine Mutter ihn geboren hatte und alles Das hatte durch-

machen müssen mit seinem Vater. Zuweilen war es ihm, als wenn alle Menschen nur Tapeten seien, hinter denen etwas ganz Furchtbares und Entsetzliches verwese.

Er mußte wohl in die Welt hinaus, unter Menschen. Aber wenn er einmal zwischen Leute kam, so saß er stumm zwischen ihnen und war zwar höflich und freundlich gegen sie, aber sie waren ihm gleichgiltig und er wußte nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Sie fragten und er antwortete, aber das Alles kam ihm ganz fremd vor und er konnte sich gar nicht denken, daß er davon Etwas lernen sollte. Er wußte auch, daß sie ihn auslachen würden, wenn sie wüßten, was er bei sich dachte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er sich der Hütte näherte, wo Celia mit der Alten wohnte, hatte Celia ihren besten Putz angethan und saß vor dem dämmernden Hauseingang und spann. Große goldene Ringe trug sie in den Ohren und einen Kamm im Haar, in dem Steine funkelten. Ihr rothes Jäckchen war mit Gold gestickt und ihr tiefblauer Kleiderrock trug einen fingerbreiten Goldstreifen. Der Ritter kam aus dem Wald mit seinem hellen Antlitz und hielt betroffen sein Pferd an.

Celia erhob sich und ging ihm entgegen. Er sprang von seinem Rößlein, und als er sie nun so nahe erblickte, mit dem zaghaften Gehaben, ward ihm so weh ums Herz, daß er ohnmächtig hinsank. Celia beugte sich über ihn und ihre Thränen flossen ihm ins Gesicht. Die Alte richtete ihn auf und gab ihm Etwas zu riechen, daß er wieder zu sich kam. Dann nahm ihn Celia an der Hand und setzte sich mit ihm auf die Bank unter dem Rosenbusch, während die Alte das Pferdchen besorgte. Sie wußten nicht, was sie einander sagen sollten, und deshalb schwiegen sie lange. Dann brachte die Alte Milch und Brot heraus und sie aßen zusammen. Als er sich aufs Roß schwang, grüßte er Celia und die Alte; und dann ritt er fort.

Fort ritt er durch den gewölbten Buchenwald und durch die von Bienen übersummte Haide. Er dachte an Celia mit Angst. Er wußte nicht, was er fürchtete, aber seine Angst um sie war groß; und als er nach Hause kam, wunderten sich die Leute über sein verstörtes Gesicht.

Am anderen Tag kam er wieder zu dem Hüttchen, wo die Alte drinnen wirthschaftete und Celia vor dem Eingang in ihrem rothen Jäckchen saß und den Rocken hielt und die Kunkel tanzen ließ. Aber als er zum zweiten Male neben ihr auf dem Bänkchen Platz nahm und sie einem bunten Schmetterlingspärchen zusahen, das sich griff und im Sonnenschein übertaumelte, da fühlte sie eine sonderbare Beklommenheit in sich. Sie hatte ihm die Hand nicht wieder gegeben seit jenem ersten Mal, wo sie ihn zu ihrem Häuschen führte, und sie saßen wieder stumm neben einander. Es war ihr, als müsse sie immer weiter von ihm wegrücken. So saßen sie; und nach einer Stunde seufzte er tief auf, bestieg sein Pferd und ritt wieder fort. Und als er ritt, war seine Angst noch größer als das erste Mal. So ging es viele Tage hinter einander. Sie wurde immer scheuer und furchtsamer und er ängstigte sich immer mehr um sie.

Als aber seine Leute merkten, wie er von Tag zu Tag verfiel und blasser und magerer wurde, gingen sie ihm nach und entdeckten sein Geheimniß. Sie fanden die Beiden, wie sie saßen und in den spielenden Schatten vor sich hin-

träumten und wie er dann laut aufseufzte, sie mit liebreichem Blick ansah, ihr und der Alten grüßend zuwinkte und fortritt. Da glaubten sie, daß ihn das Mädchen behext habe und ihm heimlich die Seele aussauge, während er bei ihr sitze.

Sie wollten ihm nicht wehthun und deshalb versuchten sie zuerst, ihm zu helfen, ohne daß er es merkte. Sie führten ihm lustige Gesellschaft zu und suchten ihn durch Musik und Lieder zu zerstreuen; dann gaben sie ihm geweihte Tränklein ein, die den Zauber brechen sollten; aber er blieb traurig und wiederholte Tag für Tag den Ritt, von dem er immer trübsinniger zurückkam.

Zuletzt wurde er so schwach, daß er auch das Pferd nicht mehr besteigen konnte. Er lag auf seinem Bett und sah zu, wie die Sonnenstäubchen im Zimmer tanzten, oder er ließ sich in das kleine schmale Gärtchen hinter der gezackten Mauer hinaustragen und sah in den hohen Himmel, der doch auch über Celia sei.

Als ihn sein Vater so siech liegen sah, übermannte ihn der Zorn gegen das Mädchen, das, wie er meinte, diese Krankheit verschuldet hatte, und er schickte Leute aus, die sie aufgreifen sollten. Die fanden sie allein in dem Häuschen; denn die Alte war seit ein paar Tagen verschwunden.

Auf der Burg beschworen sie der alte Ritter und der Kaplan, die Verzauberung Julians aufzuheben. Aber sie weinte nur und erklärte standhaft, daß sie keine Schuld habe. Der Ritter Julian stellte nun seinem Vater vor, wie sehr er das Mädchen liebe, und flehte ihn an, sie nicht zu kränken. Endlich erweichte er das Herz des alten Mannes, der nicht wollte, daß sein einziger Sohn vor seinen Augen dahinstürbe. Er ging in das Thurmstübchen, wo Celia gefangen saß, und trug ihr die Hand seines Sohnes an, indem er ihr schilderte, in welch verzweifelter Verfassung er sei.

Celia stürzten die Thränen aus den Augen, als sie Das anhörte. Aber wenn sie sich dachte, daß sie des Julian Weib werden solle und daß sie mit ihm zum Altar treten müsse und daß Alle wüßten, daß sie seine Braut sei, dann schämte sie sich so, daß sie nicht „Ja" sagen konnte. Sie schüttelte nur wehmüthig den Kopf. Der alte Herr aber ging erzürnt von ihr und erzählte seinem Sohne, wie schlecht die Werbung abgelaufen war. Dieser erwiderte, daß er sich keinen anderen Ausgang gedacht habe; denn er sei viel zu schlecht für sie.

Und endlich konnte er den Zorn seines Vaters nicht mehr aufhalten. Auf dem Hof wurde ein Scheiterhaufen gebaut, auf dem Celia als eine Hexe verbrannt werden sollte. Bevor sie zum Tode geführt wurde, brachte man sie noch vor das Bett des sterbenden Julian, der sie weinend begrüßte. Er machte sich Vorwürfe, daß er durch seine thörichte Leidenschaft ihr Unglück verschuldet habe und nun durch seine Schwäche gehindert sei, ihr beizustehen; denn er konnte sich nicht mehr von seinem Bett erheben. Sie aber tröstete ihn und sagte, die Alte habe ihr erzählt, daß der Tod auf dem Scheiterhaufen ganz leicht sei, weil man sofort durch den Rauch bewußtlos werde und ersticke. Dann bat er sie, bevor sie scheiden mußten, noch um eine einzige Gunst. Sie hatte ihm nur einmal ihre Hand gereicht, als sie sich zuerst gesehen hatten: nun solle sie ihm die Hand noch einmal geben, wo sie für ewig von einander Abschied nehmen müßten. Da reichte sie ihm ihre mit Ketten beschwerte Hand, während sie im Gesicht und den ganzen Hals hinab roth wurde; und er drückte einen Kuß auf die Hand.

Paul Ernst.



Selbstanzeigen.

Unser Kaiser und die Schulreform. Nachgelassene Schriften vom Hofrath Professor Dr. W. Preyer. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 1900.

Es ist mir eine große Freude, die nachgelassenen Schriften Preyers herausgeben zu können. Der Verfasser hat mir überlassen, darüber zu entscheiden, wann der rechte Augenblick der Veröffentlichung gekommen sei. Ich glaube jetzt, in dem Augenblick, da von allen Seiten die Beweise gebracht worden sind, daß die Schulreform von 1890 und ihre gesetzgeberische Wirkung in keiner Weise die Hoffnungen des deutschen Volkes erfüllt habe, jetzt ist der Zeitpunkt da. Deutschland jubelte, als der Kaiser die Initiative zur Umgestaltung des erstarrten Schulwesens ergriff. Der Kaiser gab in seiner ersten Rede vom vierten Dezember 1890 die entscheidende Anregung für den Gang der Verhandlungen; leider wohnte er der Schuldebatte nicht bei, die sich in breitem Doktrinarismus erschöpfte. Nur Hofprediger Frommel und Dr. Göring sprachen klar, konsequent und warm im Sinne der kaiserlichen Botschaft. Zwischen dem Kaiser und den Philologen vermittelten Graf Douglas, Geheimrath Schiller und Geheimrath Graf; sie gebrauchten oft Wendungen, die nicht kalt und nicht warm waren. Dr. Güßfeld tänzelte den humanistischen Philologen mit gefälligen Worten Etwas vor, das den Schein hygienischer Reformprinzipien hatte. Hohl klang das Pathos des Herrn Schottmüller, der über Nacht aus einem Historiker der kaiserliche Berichterstatter über die ihm ganz unbekannte Schulreform geworden war. Ermuthigt durch den Zuruf des Geheimraths Stauder, erhoben die Altphilologen ihr Siegesgeschrei zu Gunsten der griechisch-römischen Bildung und zuletzt donnerte dann der Kaiser wieder in diese bunte Gesellschaft hinein. Doch der Kaiser lehnte die Unterstützung von Schulreformplänen ab, die ihm in letzter Stunde als utopisch verdächtigt worden waren. Und so blieb Alles beim Alten. Es ist nicht zu begreifen, warum man den hochverdienten Physiologen und Begründer der Kinderpsychologie Wilhelm Preyer nicht in die Dezemberkonferenz gewählt hatte. Seine nachgelassene Schrift umfaßt vier Arbeiten. Die erste weist den Zusammenhang der kaiserlichen Schulreformbestrebungen mit dem Programm der neuen deutschen Schule vom Dr. H. Göring nach. Preyer geht dabei auch auf einen Brief ein, den der Kaiser als Prinz Wilhelm am zweiten April 1885 an den Amtsrichter Hartwich in Düsseldorf geschrieben hat. Es ist interessant, zu sehen, wie klar der Kaiser schon als Prinz die Grundlinien einer durchgreifenden Schulreform zeichnete. Görings Programm, das zum ersten Male den Versuch macht, vom Standpunkt der modernen deutschen Gesammtkultur aus das Schulwesen umzugestalten, fällt in das Jahr 1882. Der Brief des Prinzen Wilhelm scheint erst kurz vor Preyers Tod in dessen Hände gekommen zu sein und wird in dieser Schrift zum ersten Male veröffentlicht. Wie ernst es dem sonst nur in stiller Gelehrtenarbeit und wissenschaftlicher Forschung thätigen, stets der Politik und Agitation sich fernhaltenden Forscher mit der Verwirklichung seines Reformgedankens war, sieht man aus der seiner Schrift vorangestellten Widmung: „Einem thatkräftigen Nachfolger Seiner Excellenz des Herrn Ministers von Goßler". Der zweite Theil der Schrift ist ein Aufruf Preyers an das deutsche Volk, alle

Kräfte zur Verwirklichung des Schulprogrammes Görings zu vereinigen. Unterzeichnet ist der Aufruf von dem Fürsten Georg zu Solms-Braunfels, dem Herzog von Ratibor und von Helmholtz. Das Unternehmen dieser vier Männer ist ein Vermächtniß, das vielleicht doch noch als lebensvolle That Segen stiftet. Der dritte Theil ist ein Vortrag. in dem Preyer nachweist, wie die Kultur unseres Zeitalters mit ihrer Naturwissenschaft und allen Bestrebungen zur Veredelung des Lebens auf die Gründung einer neuen deutschen Schule hindrängt. Den Schluß der Schrift bildet ein Vortrag über die Zukunft der Schulen, in dem Preyer die Erwartung ausspricht, daß man in Zukunft die Ausgestaltung des bisher vernachlässigten Schulwesens mit ganz anderen Mitteln und mit Summen betreiben wird, die man heute höchstens für Repräsentation aufwendet. Den Plan der neuen deutschen Schule theilt Preyer im Auszuge, aber in den entscheidenden Hauptpunkten mit den eigenen Worten Görings mit.

Wiesbaden. Dr. W. Geyer.



Der Aufbau der menschlichen Seele. Eine psychologische Skizze. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig.

In meinem Buche betone ich vor Allem das Gesetz der Erhaltung der Materie und der Erhaltung der Kraft und die Einheit Beider, wie sie als Ergebniß der exakten Forschungen unseres scheidenden Jahrhunderts festgestellt ist. Ich bezeichne der Klarheit und Kürze halber alles Vorhandene als „Kraftstoff,“ stelle mich also auf den monistischen Standpunkt. Das Wesen dieses Kraftstoffs ist dessen ständige Bewegung, die sich empirisch in einer stets zum Vollkommeneren fortschreitenden Formenbildung äußert. So sind aus den unorganischen die organischen Formen hervorgegangen, die sich zuerst nur als vegetative Umgestaltungen äußern, in der aufsteigenden Thierreihe aber Gebilde hervortreten lassen, die zur Aufnahme und Umformung der den Körper treffenden Bewegungen dienen. Diese Gebilde stellen sich als Reflexbögen dar und alle Nerven und Ganglien sind Theile solcher Bögen. Während die Nerven leitende Organe sind, schaffen die Ganglien durch verschiedenartige spezifische Energien komplizirte Arbeit. Am Auffallendsten tritt diese in den Ganglien der Hirnrinde hervor, durch deren Thätigkeit die schon in den Sinnesorganen umgeformten äußeren Bewegungen sich in verschiedenen Stationen zu Vorstellungen und Gefühlen umbilden, um zuletzt am Ende des Reflexbogens als Wille in die Erscheinung zu treten. Nicht an der fertigen Seele, sondern nur beim Kinde kann ein solcher Vorgang studirt werden.

Straßburg i. E. Sanitätrath Dr. Hermann Kroell.



Merlin. Georg Heinrich Meyer, Berlin, 1900.

Merlin, der vom Satan gezeugte Sohn eines Menschenweibes, weigert sich, dem Vater die Welt zu erobern, sieht aber all sein Ringen nach Selbständigkeit durch Satans Macht in nichts zerrinnen. Nach mißglückten Versuchen, die ersehntesten Güter der Erdenmacht zu gewinnen, will er sich der Hölle dadurch als entschlossenen Gegner zeigen, daß er die Artusritter zum Gral geleitet, also das gottgefälligste aller Werke zu vollführen trachtet. Doch dazu ist er nicht erwählt;

so mißlingt der Zug und Merlin wird, in seiner Einsamkeit fast verzweifelnd, durch Himmel und Hölle geschleppt und findet überall Fluch und Verneinung, nirgends den ersehnten Frieden. Aber aus der vermeintlich ewigen Qual erlöst ihn das Wort der sterblichen Mutter und seine Sehnsucht nach Schaffen und Handeln erfüllt Viviane, die Verkörperung des Seins, der ewigen Materie, des unendlichen Schaffenstriebes, die ihn in ihre Arme schließt. In ihr wird das ersehnte Ideal, das in Merlin immer nach der Erde und ihrem lebendigen Sein schrie, lebendig.

Schloß Veleslavin. Friedrich Werner von Oesteren.

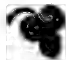


Der Weg nach Altötting. — Die Frauen in der sozialen Bewegung. Verlag von Franz Kirchheim, Mainz.

Nach dreijährigem unfreiwilligen Schweigen ist es mir gelungen, mit diesen beiden Büchern wieder mit meinen früheren und neuen Lesern anzuknüpfen. Beide Bücher sind fast vollständig im Laufe des letzten Jahres geschrieben; zwei Jahre habe ich überhaupt fast nichts geschrieben, da ich ja doch nicht die Möglichkeit hatte, es zu veröffentlichen. Was ich hier vorlege, ist nicht „Literatur", es sind auch nicht Theorien oder Probleme: es sind Erlebnisse. Die drei letzten Jahre waren so reich daran, daß sich ein kleiner Theil davon in diesen zwei kleinen Büchern zum Ausdruck gebracht hat. Ich kam aus einer Welt, die ich bis zum Ueberdruß kannte, in eine andere Welt, die kennen zu lernen eben so lehrreich wie interessant war. Und in dieser neuen Welt, die doch die tiefere Voraussetzung der früheren gewesen war, fielen ganz neue Schlaglichter zurück auf die verlassene. Zunächst fiel eine ganz neue Beleuchtung auf die „geistige Freiheit", dann auf die „Würde des Weibes", auf ihre „rechtliche Stellung in der Gesellschaft", auf die „Pflege des weiblichen Gefühlslebens", auf das gute Verhältniß von Eltern und Kindern und auf viele andere Dinge, in deren Hochhaltung sich der Germane auszeichnet. Einiges davon ist in den fünf Novellen: „Burgamädi", „Auf der anderen Seite", „Der Weg nach Altötting", „Im Bann" und „Schwesternliebe" zum Ausdruck gebracht. Neue Eindrücke und ein erweiterter Horizont geben Gleichgewicht und ein vergnügtes Herz; und diese beiden Eigenschaften sind ja heutzutage, um mit Falstaff zu reden, nicht „so billig wie Brombeeren". Das Buch „Die Frauen in der sozialen Bewegung" enthält auch etwas Geschichte; nicht gerade solche, wie man sie bei den approbirten Historiographen nachlesen kann — dazu verweise ich auf die Bücher aus den Verlagen Oldenbourg, Duncker & Humblot u. s. w. —, aber solche Geschichte, wie sie aus den Zusammenhängen des Lebens Dem, der nicht blind geboren ist, sich beim Umschauen und Rückschauen ganz unaufdringlich, aber recht prägnant darbietet. Die meisten, selbst hervorragende Frauen haben zu wenig historischen Sinn und da geht es ihnen — wie nicht den Frauen allein — nach dem alten Satz

„Zuvor gethan, nachher bedacht,
Hat Manchem schon groß Leid gebracht."

München. Laura Marholm.



In der Stille.

In den Tagen der Börsentrübsal erst zeigt es sich, wie mancher hitzige Parforcestürmer sich festgeritten hat. Das Unglück geschah schon in der Zeit der üppigsten Industrieentwickelung; erst jetzt aber wird seine ganze Schwere erkannt. Die Umwandlung von Privatbetrieben in Aktiengesellschaften bot ein bequemes Mittel, um sieche Unternehmungen scheinbar wieder flott zu machen. Jetzt versagen die früher so willfährigen Hände. Das ist der ganze Unterschied. Heute stellen sich freilich auch nicht mehr für neue Aktien die Zeichner ein, die alle Werthe ohne Rücksicht auf deren innere und dauernde Bedeutung begehren. Und wenn sich noch muthige Banken oder Bankiers finden, die bereit wären, für frisch geschaffene Papiere einen Markt zu suchen, so versagt heute doch das Lockmittel ruhmrediger Prospektverheißungen. Das Reichsgericht ist nämlich wacker auf dem Posten, um die Fälle zu ahnden, in denen leere Versprechungen zum Kaufen reizten. Das ist ganz angemessen in einer Zeit, wo der alte Spruch: „Wer die Augen nicht aufthut, thut den Beutel auf" in Vergessenheit gerathen scheint und Gesetzgebung wie Rechtsprechung förmlich in dem Bestreben wetteifern, den Schutzengel der Kinder zu spielen, die sich thörichter Weise aufs Glatteis begeben haben. Alle, die je einen trügerischen Prospekt veröffentlichten, müssen vor der Stunde zittern, wo sie gerichtlich verpflichtet werden, ihre eigenen Werthe zum Ausgabekurs zurückzunehmen. Das würde für die meisten Industriegesellschaften, die im Laufe der letzten zwei bis drei Jahre ihre Aktien auf den Markt gebracht haben, eine Einbuße von fünfzig bis hundert Prozent bedeuten. Erführe die große Masse der Aktionäre nur, welches weitgehende Recht ihnen die Rechtsprechung des Reichsgerichtes einräumt, so würden sie einen förmlichen run auf die Emissionhäuser eröffnen, um ihr schönes Geld zurückzuerlangen. Der hohe Gerichtshof weiß freilich offenbar nicht, wie oft das Publikum Bankiers und Banken mit der dringenden Bitte bestürmt hat, ihm das Geld überhaupt abzunehmen, um bei Ueberzeichnungen Sonderberücksichtigungen zu erzwingen. Nachträglich ist es leicht, die Unvollständigkeit oder Unrichtigkeit des Emissionprospekts zu verdammen und für den Leichtsinn beider Kontrahenten nur den einen Theil, nämlich den Abgeber, und nicht zugleich den aufdringlichen Käufer büßen zu lassen. Prospekte wurden in der Blütheperiode der Konjunktur überhaupt nicht lange studirt; welcher Art auch ihr Inhalt sein mochte: die angepriesenen Werthe wurden ohne Weiteres gezeichnet. Merkwürdig, daß die Käufer nicht schon in der Zeit der unaufhaltsamen Kurssteigerungen die Bedeutung der Prospektangaben erkannten.

Aktiengesellschaften und Kommunen haben nun das selbe Schicksal, mit den ausgebotenen Papieren sitzen zu bleiben. Da wollte die Stadt Köln vor einigen Jahren eine Anleihe von etwa dreizehn Millionen Mark aufnehmen, die auch längst zum Börsenhandel zugelassen ist. Ein bis zwei Jahre sind verflossen, seit der Prospekt veröffentlicht wurde, und jetzt erscheint plötzlich ein abermaliges Angebot der Millionen, die man längst untergebracht wähnte. Ja, die Käufer haben sich bis heute eben noch nicht gefunden, — und so wird denn mit dieser Anleihe der schönen und reichen Stadt Köln weiter hausirt.

Der Geldbedarf drängt überall und auch das Reich war genöthigt, bei der Reichsbank erkleckliche Guthaben zu kündigen, um vorläufig das erste ost-

asiatische Corps kleiden und nähren zu können. Schon werden neue Truppen zusammengezogen und sie alle wollen verpflegt und ausgerüstet werden. Die Uebersee-Schiffahrt, die sonst um diese Jahreszeit einen regen Güteraustausch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vollzog, wird diesmal eingeschränkt, weil sie ihre Fahrzeuge zum Theil für Truppentransporte bereit halten muß und weil der Bedarf wegen der chinesischen Wirren reservirt bleibt. Selbst der Philister revidirt seine Vaterlandsliebe und eilt in die Sparkassen, um seine Einlagen zurückzufordern; sie scheinen ihm nicht mehr sicher, da der König und Kaiser so viele Soldaten nach Asien schickt. Sogar in einer so reiche Keime des Wohlstandes in sich tragenden Stadt wie Danzig wird die Zahlungeinstellung einer großen Sparkasse befürchtet; so gering schätzt das Volk das Vermögen des Staates. Bei dieser Aengstlichkeit des Kapitals darf nicht lange nach den Gründen der Friedhofsruhe der Börsen gefragt werden. Das Mißtrauen tötet jeden Versuch der Unternehmunglust, sich zu regen und die Luft zu erfrischen. Die Industriebezirke senden unerfreuliche Post. Ueber den amerikanischen Wettbewerb auf dem Eisenmarkt lächelt heute Niemand mehr. Zwei der größten oberschlesischen Werke, die Bismarckhütte und die huldschinskyschen Hüttenwerke, haben beim Direktor der Tennessee Coal and Iron Company je tausend Tonnen Puddelroheisen zum Preise von siebenundfünfzig Mark für die Tonne frei Hamburg bestellt und sich weitere fünftausend Tonnen zu dem selben Preis, der wesentlich unter den Forderungen der einheimischen Erzeuger steht, an die Hand geben lassen. Natürlich wird das patriotische Gewissen durch die Beschönigung eingelullt, daß es sich nur um einen Probeauftrag handle. Aber die Zusammensetzung des Roheisens, also seine Leistungfähigkeit, wird von dem Lieferanten garantirt und die vornehmeren Vertreter der schlesischen Interessen gestehen bei allem Bedauern der ausländischen Konkurrenz doch bereits ein, daß die Preise in Oberschlesien in der letzten Zeit etwas getrieben worden sind und daß trotz hohen Selbstkosten für Kohlen, Koks und Erze auch niedrigere Erlöse, als sie hier erzielt werden, den Hochöfen einen ansehnlichen Gewinn gelassen hätten. Von Roheisenknappheit kann keine Rede mehr sein; die Bestände steigern sich. Die größten Betriebsstätten, wie etwa die Waggonfabrik der Königs- und Laurahütte, sind mit Aufträgen überhäuft. Aber kleinere Werke, Draht-, Blech- und Röhrenfabriken finden für ihre Erzeugnisse nur noch schleppenden Absatz, müssen auf Lager arbeiten, haben die Erzeugung eingeschränkt und mühen sich vergeblich, die in den letzten Jahren übermäßig erweiterten Anlagen jetzt entsprechend ihrer gesteigerten Leistungfähigkeit zu beschäftigen. Das deutet schon darauf hin, daß es mit der Noth um die Kohlenversorgung im Herbst und Winter nicht gar so schlimm bestellt sein wird. Amerika trifft außerdem alle Vorbereitungen, um noch manche Maschine in Deuschland binnen Kurzem zum Stillstand zu zwingen. Die Versuche, eine Preiskonvention unter den fünf größten Eisentrusts der Vereinigten Staaten, der Carnegie Company, der National Steel Company, der Federal Steel Company, der American Steel Hoop Company und der American Steel and Wire Company, zu bilden, ist gescheitert, obgleich sie bereits sämmtlich sich festgeritten haben und eine große Anzahl von Oefen und Essen ausblasen mußten. Die Amerikaner sagen sich sehr richtig, daß die außerordentlichen Erfolge, die ihr Auslandgeschäft in den letzten drei Jahren aufzuweisen hatte, hauptsächlich daraus

zu erklären sind, daß die deutschen, französischen und englischen Fabrikanten durch heimischen Bedarf stark in Anspruch genommen waren. Je mehr die industrielle Bewegung in diesen Ländern sich mäßigen lernt, um so schwerer wird es den Amerikanern werden, gegen die ausländische Konkurrenz anzukämpfen. Da die Vereinigten Staaten bei der gewaltigen Zunahme der Lieferungfähigkeit ihrer Eisen- und Stahlindustrie unmöglich für die ganze Erzeugung im eigenen Lande auf Abnahme rechnen dürfen, so sind sie um der Selbsterhaltung willen gezwungen, die Frachten und die Herstellungkosten so zu ermäßigen, daß sie den europäischen Markt beherrschen, und sie hoffen, durch ausgedehnteste Massenfabrikation dieses Ziel zu erreichen. Leider herrschen in Deutschland ähnliche Verhältnisse. Nur haben wir nicht die Existenzmittel, um es auf einen Kampf auf Leben und Tod ankommen zu lassen. Wir werden uns auf die Herstellung von Spezialitäten beschränken und, ohne erst mit Preisunterbietungen zu beginnen, in Massenartikeln den Amerikanern das Feld räumen müssen. An der düsseldorfer Montanbörse ist vorläufig mit einer Revision der Eisenpreise begonnen worden; die offiziellen Notirungen sind dabei zum großen Theil nur nominell.

Nach Alledem wäre es vergebliche Mühe, den absterbenden Eifer für industrielle Gründungen beleben zu wollen. Die allgemein kräftig emporgehobenen Preise für die Fabrikate lassen sich nur noch durch Syndikate und Konventionen aufrecht erhalten. Mit banger Sorge fragt sich die Cementindustrie, ob über das laufende Jahr hinaus die jetzt vorhandenen Kartelle zu sichern sein werden. Ihre glücklichen Tage sind gezählt. Die Ueberproduktion würde nur dann keine Gefahr bedeuten, wenn das Ausland steigende Mengen deutschen Cementes aufnehmen könnte. Das wird aber von den bestehenden Unternehmen geleugnet. Trotzdem tauchen hier und da Projekte für die Errichtung neuer Cementfabriken auf. Die Kapitalien sind den Gründern schon lange von befreundeten Banken in Aussicht gestellt; bei den heutigen Geld- und Industrieverhältnissen wäre die Hoffnung auf die freiwillige Erfüllung solcher Versprechen aber trügerisch. Hat doch manche Bank ihre eigene Kraft überschätzt. Wo die Bankgründung nur ein Rettungmittel war, die Aktien aber noch nicht untergebracht sind, hätte jetzt das Konkursgericht einzugreifen, wenn nicht von feststehenden Instituten ein Unterstützungfeldzug eingeleitet wird. So geht es der Firma Keienburg & Co. in Essen. Sie hatte ein gutes, ruhiges und sicheres Geschäft betrieben, als sie dem Gründungfieber verfiel. In kurzer Zeit hatte sie sich mit ihren vielen Betheiligungen an Bergwerksunternehmen, die zum Theil noch embryonisch und jedenfalls noch nicht betriebsfähig waren, vollständig festgeritten. Wenn sie über ungezählte Millionen verfügt hätte, wäre es ihr ein Leichtes gewesen, alle begonnenen Pläne auszuführen. Der Teufel plagte sie, als sie sich — nur um flüssige Mittel zu erlangen und wieder auf die Beine zu kommen — den Luxus einer Bankgründung erlaubte. Der schöne Name „Essener Industriebank“ war bald gefunden, nicht so bald das Publikum, das die Aktien zeichnen wollte; Niemand will sie erwerben, Niemand auch nur beleihen. So sitzt denn die Firma auf drei Millionen Mark Aktien und hat für sie neue Verpflichtungen übernehmen müssen. Die Direktoren haben den Kopf verloren und das Weite gesucht. Aber in der Statistik der deutschen Aktiengesellschaften, die für den Segen der Konjunktur zeugen soll, steht fortan eine Ziffer mehr mit einem ansehnlichen Grundkapital . . . auf dem Papier.

Lynkeus.



Seepredigt eines Königs.*)

... Von des menschlichen Lebens Hinfälligkeit spricht uns in dem Psalter ein Gebet Moses, des Mannes Gottes, und mahnt zu frommer Ergebung in das Menschengeschick. Es zeigt uns im Gewölk den Schöpfer aller Dinge, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, und redet ihn also an, in ängstlichem Stammeln: „Der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder! Du lässest sie dahinfahren wie ein Strom und sind wie ein Schlaf; gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret. Das machet Dein Zorn, daß wir so vergehen, und Dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Denn unsere Missethat stellest Du vor Dich, unsere unerkannte Sünde ins Licht vor Deinem Angesichte." So lallt, bang erbebend, ein in der Finsterniß verirrtes Kind, wenn es die Nähe des furchtbaren Vaters fühlt, den es kaum kennt und von dem es nichts Anderes weiß, als daß er die Sünder mit harten Geißelhieben bestrafen und der schlimmsten Brut die Spanne der Zeitlichkeit kürzen wird; ganz leise und schüchtern nur klingt eine hellere Hoffnung auf die Wiederkehr zum versöhnten Vater durch den Nebel. Denn Nebel umgiebt dicht noch diesen Beter, ringsum kreischen warnende Rufe, die Bahn der gefährlichen Fahrt ist verhüllt und kein Lichtschein erwärmt die unholde Luft. Licht und Wärme bringt in die ungesund vergeistigte und verdumpfte Welt erst der milde Mann, der mit der frohen Botschaft den Gespensterglauben an einen Gott des Zornes und der Rache verscheucht. Leset nach dem neunzigsten Psalm die erste Epistel Pauli an die Korinther, leset bedachtsam den Abschnitt, der den evangelischen Brüdern verkündet, wie es mit der Auferstehung der Toten beschaffen ist, — und die Verschiedenheit zweier Glaubenszonen wird Euch ins Bewußtsein dringen. Hier ist der Abschied, auch der schwerste, jäheste, vom irdischen Wandel keine finster ersonnene Strafe mehr, hier hat der Tod seinen Stachel verloren; die schüchterne Hoffnung ist zuversichtliche Gewißheit geworden, alle Schrecken der Höllenqual besiegt der sonnige Strahl der Gnade und jubelnd schwingt sich aus der entlasteten Brust der Ruf in die Höhe: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum!" ... Nennet die Zuversicht, die Ihr aus diesem Buch der Liebe schöpft, nennet die Gewißheit, daß des sterblichen Menschen geläuterter Wesenswerth nicht ins Leere verloren ist, in einfältig frommen Kinderlauten den Glauben an Auferstehung oder, im Hochgefühl reiferer Naturerkenntniß, den Glauben an die Erhaltung jeglicher Kraft — Name ist Schall und Rauch —: Ihr werdet nicht un-

*) Fragment eines vor vier Jahren veröffentlichten Aufsatzes.

getröstet aus der sanften Umklammerung scheiden und der brennende Schmerz um die verlorenen Brüder wird mählich linderer Wehmuth weichen.

Es ist kein dem Herrn geweihter Priester, der so zu Euch spricht; und Mancher wird vielleicht bei sich denken: Woher nimmt Dieser das Recht, uns Gott zu verkünden, da er dem leisen Lenker aller Geschicke doch nicht näher ist als Jeder von uns? Mancher hat vielleicht schon oft bei sich gedacht: Ist es Großmannssucht, die Diesen bestimmt, von der Meerfahrt den Prediger auszuschließen und, als habe sein Haupt mit der Krone auch die Priesterweihe empfangen, selbst stets den Gottesdienst abzuhalten? Wer so denkt, kennt mich nicht und kennt nicht seinen eigenen Glauben. Unser Glaube, wie wir ihn dem tapferen Meister Martinus verdanken, hat den beamteten Vermittler zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf abgeschafft und das persönliche Verhältniß jedes Christenmenschen zu seinem Gotte begründet. Für uns ist die Zeit der Menschenlehre längst vorbei, vorbei sind die Tage, da statt des göttlichen Wortes Ablaßzettel und Bullen feilgeboten wurden und von einzelnen sterblichen Menschen der lutherische Ausspruch galt: Nomina enim significant ad placitum. Der Heiland hat seine Lehre nicht bis ans blutige Ende gelebt, der Sohn des Menschen ist nicht am Kreuz für die Menschheit gestorben, damit nach ihm Andere kommen und den Sinn seines Wollens fälschen. Uns ist der Priester nicht ein besonderer Weihe gewürdigtes Wesen mehr, zu dem wir, der Gnade oder des Zornes gewärtig, in scheuer Ehrfurcht emporschielen, dem wir beichten und von dem wir Entsündigung hoffen dürfen, — nein: er ist uns ein mit dem Wort Gottes vertrauter Bruder, dessen reiner, von dem eklen Anhauch geschäftlicher Machenschaften freier Wandel uns dafür bürgt, daß wir zu jeder Stunde in ihm einen selbstlosen Freund finden werden, einen Tröster, den die gemeine Lust an Gewinn und Vortheil niemals versuchen, niemals bewältigen kann. Der Prediger steht uns über den Niederungen des Alltagsgetriebes und der Parteienwuth; er soll sich gewiß nicht der irdischen Sorge für die Brüder entschlagen, er darf und er muß die Nächstenliebe auch in ihrer für den modernen Menschen höchsten und wirksamsten Form, in politischer Bethätigung, üben, aber er soll sich — und darin hat ihm der König zu gleichen — vor jedem gehässigen Wort, vor jeder schroffen Parteinahme rechtschaffen hüten. Als ein Mensch, dem die göttliche Verkündung ein liebes, vertrautes Gelände und dem nichts Menschliches dennoch fremd ist, tritt er vor unseren Blick; so wollen wir ihn, so lauschen wir seinem Wort. Aber wir können, als freie Christen, die ohne Mittler auf offenem Markt oder im stillen Kämmerlein mit ihrem Gott persönliche Zwiesprache halten, ihn so gut wie die engen steinernen Kirchen entbehren. Und wo wäre zu freiestem Verkehr mit dem Unsichtbaren bessere Gelegenheit als hier, als auf hoher See? Hier ist keine aus Quadern gefügte

Kirche, kein gothischer Dom, in dessen dumpfe Wölbung nie ein erfrischender Luftstrom drang; hier umweht uns der belebende Athem der Natur, die Macht und die furchtbare Größe des Alls thürmt sich in Wogen und Wolken vor unser Gesicht, das Auge schweift, frei seine Richtung wählend, durch weite Räume und der salzige Gischt spült die ungesunde Geistigkeit über Bord. Im Nebel sogar fühlen wir uns hier freier und leichter als im Dunst und Qualm gemauerter, von schwitzenden, keuchenden, gierenden Menschen bewohnter Städte; und wir brauchen den Priester nicht, denn auch ohne seinen Beistand kann ein heller Strahl aus der Höhe das Nebelgespinnst zerreißen. Auch den im fernen Land gefallenen Christenbrüdern stand in der letzten Stunde ihres Lebens kein Priester zur Seite. War ihnen deshalb der Christentrost etwa versagt? Konnte nicht Jeder von ihnen, der Niedrigste wie der Höchste, der Sehnsucht die Zunge lösen, nicht Jeder, im festen Bewußtsein der Unverweslichkeit seines besseren Theiles, mit Paulus rufen: Der Tod ist verschlungen in den Sieg? Und wollt Ihr mir, dem König, allein wehren, was selbst der Niedrigste als sein Menschenrecht heischen darf: das persönliche Verhältniß zum höchsten Herrn aller gläubig des Heils harrenden Christen?

Nichts Anderes habe ich verlangt, nichts Anderes werde ich jemals begehren. Wahrlich: es war nicht Großmannssucht, nicht ein frevler, vermessener Höhenwahn, der mich Gottes Wort zu Euch sprechen ließ. Nicht einem bestrittenen Oberpriesterthum, auch nicht einer besonderen Begnadung entnahm ich mein Recht, den Freunden, mit denen die Wochentage mich zu froher Erholung und Kurzweil vereinigt sehen, in ernster Feierstunde den Gottesdienst abzuhalten. In dem selben Brief an die Korinther, dessen ich vorhin gedachte, findet Ihr die Worte des Paulus: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ An dieses Bekenntniß der Demuth des Mannes, der mit Morden und Drohen so lange wider die Jünger des Herrn gewüthet hatte und in dem spät erst, auf dem Wege gen Damaskus, der Wille des Höchsten lebendig geworden war, dachte Luther, als er, in der Schrift wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe, sich von Gottes Gnaden Ekklesiastes zu Wittenberg hieß; und diesen demüthigen Glauben bekenne auch ich, wie jeder rechtschaffene und bescheidene Fürst ihn bekennen sollte. Wehe dem Herrscher, der sich heute noch an den Irrglauben schlechter Monarchen verlöre, mit dem Goldreif habe eine besondere Kraft, eine nur den Gekrönten bestimmte göttliche Weihe, sich um ihre Schläfen geschmiegt und sie seien an Erkenntniß und Weisheit über den Troß der gemeinen Sterblichen nun erhaben! Der Freibrief jenes unsinnigen Gottesgnadenthumes, das wähnte, Recht und Gesetz selbstherrisch verachten zu dürfen,

ist längst schon in Plunderfetzen zerfallen; schlaue Priester hatten ihn ausgestellt, die auf Gegenseitigkeit ein vortheilhaftes Geschäft begründen und ihrer Macht einen starken, immer zum Kampf bewaffneten Büttel werben wollten. Mit dem Wahn, der Priester sei der besonderer Weihe gewürdigte Stellvertreter Gottes auf Erden, ist auch der alte Gottesgnadenbegriff gestorben, dessen Einführung in die Weltlichkeit schon die Karlinge mit einem nichtigen Schattenkönigthum büßen mußten, und heute gilt längst in allen evangelischen Landen unangefochten das Wort des großen Preußenkönigs: „Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf ist eben so ungereimt wie das Vorgeben, womit man Souverainen schmeichelt, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien. Ich liebe nicht, daß man die Könige die Abbilder Gottes auf Erden nenne; sie stehen zu tief unter ihm, als daß ein Vergleich mit der göttlichen Majestät möglich wäre.“ Solches sprach der erleuchtete Mann, der als Jüngling schon, während das Frankenreich von frivolen Fürsten noch wie ein Pürschgrund oder ein brunstheißer Hirschpark verwaltet wurde, warnend den Herrschern zugerufen hatte, daß ihre Schwäche nur in dem falschen Glauben wurzle, die Völker seien für sie, nicht sie für die Völker, geschaffen. Und heute, in einer völlig gewandelten Welt, in einer Zeit gereiften Naturerkennens und geklärter Einsicht in die Zusammenhänge alles Gewordenen, sollte der Spuk der thörichten Monarchenteleologie noch eine Stätte finden, sollte die Kinderkrankheit unmündig irrlichtelirender Völker noch in den Hirnen der Könige wirken? Ein Sterblicher sollte so frevelhaft sich über die Grenzen der Menschheit recken, daß er glaubte, von ihm, dem gekrönten Wurm, könne gelten, was Paulus in der anderen Epistel an die Korinther von Jesus sprach, dem Gekreuzigten: Denn alle Gottes-Verheißungen sind Ja in ihm und sind Amen in ihm? Wir müßten, wenn solcher Hochmuth bei uns wuchern könnte, beschämt vor Epochen und Völkern stehen, über die unser Stolz sonst so gern sich in eitlem Behagen erhebt. Wohl nennt man im alten China, wie Y-King und Schu-King uns lehren, schon seit dem dritten Jahrtausend vor Christi Geburt den Kaiser den Sohn des Himmels, seine Gesetze, Befehle und Wünsche haben nicht menschliche, sondern göttliche Autorität und er ist, selbst als erwählter oder durch eine Revolution auf den Thron erhöhter Herrscher, der Pol, um den alle anderen Gestirne sich drehen; wohl ragen ihm, dessen Symbol der Drache und dessen geheiligte Farbe das Gelb ist, ringsum Altäre, auf denen wohlriechende Stoffe verbrannt werden und vor denen der Unterthan auf die Knie zu fallen und, wie vor dem Kaiser selbst, dreimal mit der nackten Stirn die Erde zu berühren hat. Doch diese Ehren, deren Bezeugung uns eines Menschen unwürdig dünkt, werden nicht dem gekrönten Monarchen gespendet, sondern dem Vertrauensmann der Nation, der sich aus eigener Kraft an Tugend und

Weisheit zu einem Muster herangebildet und durch die ernsteste Selbsterziehung den Namen des Himmelssohnes verdient hat. Nicht nach Laune und Willkür darf der Gebieter schalten und nicht seinen Willen eigensinnig zur Geltung bringen; des Himmels Bestimmung, nicht der einzelne sterbliche Mensch, soll herrschen, ein guter Regent ist Der nur, der seine Besonderheit, seinen persönlichen Willen, der Allvernunft freudig zu opfern vermag, und gegen den schlechten Regenten, der die gesunde Entwickelung des nationalen Lebens hemmt oder stört, ist dem Volk, das auf eine gute Regirung rechtmäßigen Anspruch hat, selbst das äußerste Mittel gestattet, — die Revolution, die gegen Ungesetzlichkeit dann die Gesetzlichkeit vertritt und die alte, durch Leichtfertigkeit oder hitzige Neuerungsucht zerrüttete Ordnung des Reiches wieder befestigt. Und wenn Euer Blick von China ins alte Inderland schweift, was erschauet Ihr da? Ihr sehet auch hier einen König von Gottes Gnaden, den Raja, der als Vertreter der Gottheit regirt, und Ihr leset im Gesetzbuch des Manu: „Ein König ist gebildet aus den ewigen Theilen der obersten Götter und ist darum über alle Sterblichen an Majestät erhaben; gleich der Sonne blendet er Augen und Herzen; kein Mensch kann seinen Anblick ertragen; er ist das Feuer und die Luft, die Sonne und der Mond, der Herrscher der Gerechtigkeit, der Herr des Reichthumes, der Gewässer und der Himmelsveste. Einem König, selbst wenn er ein Kind ist, darf nicht ohne Ehrfurcht begegnet werden, als sei er ein bloßer Mensch, denn er ist eine mächtige Gottheit, die unserem Auge in menschlicher Gestalt erscheint." Aber Ihr leset auch in dem selben herrlichen Buche: „Ein König ist geschaffen, daß er der Schützer aller Stände sei und allen Unterthanen ein Vater. Der unsinnige Fürst, der sein Volk mit Ungerechtigkeit bedrückt, wird bald seines Reiches und seines Lebens beraubt werden. Der König lerne emsig von den Vedenkundigen die heilige Lehre, er mache sich mit den Gesetzen vertraut und unterrichte sich in allen Arbeiten und Gewerben. Berauschende Getränke, Spiel, Liebe zu Weibern und Jagdleidenschaft sollen von einem Fürsten als verderbliche Laster betrachtet werden. Ein König, der das Heil seiner Seele erstrebt, muß immer nachsichtig sein, wenn Mühsälige, Kinder, Greise oder Kranke gegen ihn Beleidigungen ausstoßen; wer den Leidenden Beleidigungen verzeiht, wird dafür im Himmel belohnt werden, aber wer im Herrscherstolz Rachegefühle hegt, wird in die Hölle fahren. Ein König wähle zu seinen Berathern weise Männer von guter Herkunft, unbescholtene, unabhängige und aufrichtige Männer; mit ihnen überlege er Alles, von ihnen höre er Jeden, dann befrage er die Brahmanen, — und dann erst entscheide er selbst." Auch hier also sehet Ihr nicht einen nach Laune des Amtes waltenden Despoten, nicht einen freien Herrscher, dem der persönliche Wille die Richtung weist, sondern den Vollstrecker des ewig währenden brahmanischen Ge-

setzes, der fallen muß und fallen wird, wenn er auch nur um Fußesbreite sich von dem Boden dieses Gesetzes entfernt. Soll ich Euch noch sagen, wie der Buddhismus diesen Königsbegriff geläutert und verfeinert hat, bis endlich jener edle König Asoka erstand, der uns auf einer Säule die Inschrift ließ: „Mein ganzes Bestreben war, ist und wird sein, meine Schuld gegen die Geschöpfe abzutragen und sie hienieden glücklich zu machen, auf daß sie im Jenseits sich den Himmel gewinnen können"? Wenn Christen unter der hellen Höhe solcher Anschauungen blieben, dann wahrlich wären sie werth, zu erleben, daß ringsum in der Weite das böse Wort des unglücklichen philosophischen Schwärmers ein hallendes Echo weckte, der das Gesetzbuch des Manu über das Evangelium stellt. Das aber soll niemals geschehen. Nie sollen höhnisch grinsende Feinde sehen, wie in diesem Lande ein christlicher König sich in heidnischen Herrscherwahnsinn verstrickt.

. . . Langsam lichtet sich um uns der Nebel und der Blick auf das offene Meer wird wieder frei. Des großen deutschen Dichters, den Thorheit einen Gottlosen nennt, muß ich gedenken und seines größten, menschlichsten Geschöpfes. Vom Meere träumt Faust, des unbändigen Elementes zwecklose Kraft will er besiegen, der feuchten Breite Grenzen verengen; und der Mann, den im Sterben noch die Hoffnung beseligt, auf freiem, dem Meere abgerungenem Grund mit freiem Volk einst stehen zu können, hat auch über die Königspflicht und das Königsrecht weise Worte gesprochen. Als Mephistopheles ihm von dem jungen Kaiser erzählt, der, um sich aus Schwierigkeiten zu lösen, einen Krieg beginnt, und als der Böse mit wonniger Tücke den gekrönten Knaben schildert:

Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falschen Reichthum in die Hände spielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil
Und ihm beliebt' es, falsch zu schließen:
Es könne wohl zusammengehn
Und sei recht wünschenswerth und schön,
Regiren und zugleich genießen.

Da antwortet Faust:

Ein großer Irrthum! Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darfs kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste; Genießen macht gemein.

Und dennoch fühlen wir, fühle ich wenigstens auch in diesem weise warnenden Spruch noch einen falsch, fast wie verspätet anklingenden Ton. Darf wirklich, was der König will, kein Mensch ergründen und ists eines Königs Aufgabe, durch jähe, blitzhaft aus dem Dunkel zuckende That die Welt in Erstaunen zu setzen? Soll der moderne Monarch, statt seinen Willen, den oft genug irrenden Menschenwillen, den Treusten ins Ohr zu raunen, nicht in seinen Willen aufnehmen, was von den Treusten und den Erfahrensten ihm ins Ohr geraunt ward? Und darf ihm Befehlen Seligkeit sein, ein in stolzer Herrenfreude geübtes Recht, nicht die im ernsten Bewußtsein schwerer Verantwortung beinahe schaudernd erfüllte Pflicht? Der König, den ich meine, und dem ich gern gliche, wird, wenn die Nothwendigkeit ihn zum Entschluß drängt, nicht in vermessenem Jugendmuth jubeln: Wohl mir, daß ich, ich ganz allein, entscheiden darf! Er wird achtsam vielmehr den Stimmen der Treuen und den stummen oder nur unbehilflich gestammelten Wünschen der Volkheit lauschen und auch dann noch, wenn er Alles geprüft und vor dem Wagen alles Wägbare gewogen hat, wehmüthig unter der Last der schmerzenden Pflicht seufzen: Wehe mir, daß ich, ich ganz allein, doch nun entscheiden muß! Faustens Denken erwuchs, als er die Seligkeit des Befehlens pries, aus dem störrischen Titanentrotz, der sich den Göttern gleich dünkte; er hatte die Kunst der Entsagung noch nicht gelernt, noch nicht die wahre innere Freiheit errungen, die mit äußerer Demuth so gern einhergeht. Vor seines Geistes Auge stand ein römischer Caesar Augustus der guten, von ruchlosen Schwelgerbegierden nicht zerfressenen Art, nicht ein germanischer König, der, als Erbe des Geschlechtsältesten, der Vertrauensmann und der kluge Geschäftsführer des Stammes war. An diesen altdeutschen kuning, den höchsten Häuptling der Hundertschaften, wollen wir uns erinnern; er soll uns in verworrener Zeit Wesen und Bedeutung des Königsgedankens wieder lebendig machen. Wie er im Kriege der starke Führer, im Frieden der stille Schiedsrichter der Volsgemeinde war, unter Gleichen der Erste, ein Mensch, dem Ehrfurcht dargebracht, aber nicht Götterehre gespendet wurde, vor dem der Blick sich nicht senkte, dem jeder Mann frei vielmehr und in ungeblendeter Liebe ins leuchtende Auge sah —: so sollen auch unsere Könige sein: Menschen, denen man Wahrheit, nicht hündisch gewinselte Lüge, bietet, sterbliche, Allen sichtbare und Allen zugängliche Menschen, die einen vom Volk ihnen gehäuften Vertrauensschatz zu behüten haben, deren Befugniß, Gutes zu wirken, unbegrenzt ist und deren freiem Walten sich nur da eine feste Schranke erhebt, wo die Wirkung unheilvoll werden könnte. Und wie der altdeutsche thiungans, der ehrfürchtig begrüßte Leiter des Volkes, zugleich Priester war, der Vertreter einer höheren Macht, der Hort der geistigen Ueberlieferung und der Hüter der zum Stammesbesitz erweiterten Familienheiligthümer, und als Priester

und König zu reinem Wandel und bescheidenem Fleiß verpflichtet —: so soll auch der neue König, der seine Pflicht und sein Recht in einen Vertrag eingefriedet hat, sich als den berufenen Künder der Volkssehnsucht fühlen, der irdischen wie der über das Irdische hinausflatternden, und in stiller Ergebung, als ein verpflichteter Mann, und gewissenhaft seine Arbeit leisten, — ob er mit wehendem Helmbusch nun dem Kriegerhaufen voranzieht oder am Altar die frohe Botschaft des höheren Herrn in menschliche Laute faßt.

. . . Der Gott des alten Bundes ließ sein Volk vor den Königen warnen und ihm, das von einem König gerichtet sein wollte, durch Samuel sagen: „Eure Söhne wird der König nehmen zu seinem Wagen und zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfzig und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von Eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Wenn Ihr dann schreien werdet zu der Zeit über Euren König, den Ihr Euch erwählet habt, so wird Euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören.“ Also sprach durch Samuels Mund zu Israel jener Jahwe, der eifersüchtig im Finsteren waltende Rachegott, von des kommenden Königs herrischem Recht; und Mancher, dem der Christenglaube im Gemüth noch nicht aufgedämmert ist, dachte knirschend vielleicht der fernen Bibelverkündung, als der Schreckensruf von dem gräßlichen Ende unserer Brüder ihn traf. Er vergaß nur, der Zornige, in zager Verdrossenheit, daß von Samuels Mythentagen eine lange, von röthlich rinnenden Bächen durchsickerte Straße uns trennt, — die schmale Straße der Schädelstätten, auf denen der Menschheit Menschenopfer geschlachtet wurden. Blut mußte fließen, ehe der neue, der helle Gott die alten Götter in Nacht und Vergessen scheuchte, und blutig mußte mehr als ein Morgen tagen, ehe der neue König zum Ueberwinder des alten, mit rostigen Kronen geschmückten Gespensterheeres ward. Soll dieses Blut, soll des Einzelnen köstlicher Lebenssaft, der das Erdreich düngt und zu frischen Trieben befruchtet, vergebens etwa vergossen und auf dürren, leblosen Felsenklippen unnützlich geronnen sein? Weit streckt sich der Weg, der die Geschlechter der Menschen zur Klarheit führt, und die Reise wird durch die großen Auseinandersetzungen zwischen dem bewußter werdenden Geist und dem Gottheit suchenden Sinn, zwischen Völkern und Königen, Armen und Reichen, Schwachen und Starken, oft unterbrochen. Noch naht nicht das Ende des Weges und kein Menschengesicht wird es jemals erblicken; in dem von den Wanderern aufgewirbelten Dust erkennt

aber das freie, muthige Auge doch schon ein Ziel, ein erstes Frühroth der erwachenden und erweckenden Sonne. Wer die Morgenzeichen der werdenden Zeit nicht sieht, wer die fremd anmuthenden Erscheinungen der engen Erde, die uns die Welt ist, heute noch mit der trüben, ängstlichen Kurzsicht Samuelis betrachtet, ist so unverständig, wie wir wären, wenn wir jetzt noch die schrillen Seufzer der Sirene erschallen ließen. Schauet um Euch: bis auf die letzte Spur ist allgemach der Nebel verschwunden und hell und heiter spielt das Himmelslicht wieder auf der Wasserfläche. Und der Mann dort oben, auf der Kommandobrücke, hat rechtzeitig dem Nebelhorn Schweigen geboten und mit vollem Dampf die vorher verlangsamte Fahrt flink wieder vorwärts gelenkt. Nicht im Paradeanzug und in schöner, eitel ersonnener Pose steht er da, wie Einer, der selig ist, höher als Andere zu thronen und dem Troß der Matrosen Befehle herunterherrschen zu dürfen, — nein: im wärmenden Wettermantel, als der Tüchtigste, Unerschrockenste und Unscheinbarste unter uns Allen, als ein Mann, der sich in ruhigen Tagen bei ernster Arbeit verborgen hält und, wenn er in unsichtiger oder stürmischer Stunde aus seiner Kammer tritt, die drückende Last der Verantwortung schmerzlich empfindet. So wollen wir ihn, so ist er uns lieb geworden, so gewähren wir ihm, der treu seine Pflicht erfüllt, gern auch sein Recht, das Recht des Befehlenden, und sehen in ihm den fleißigen Führer, den kundigen König des Schiffes. Und wie ihn, der auf dem aus Eisen und Brettern gefügten Bau sorgsam und besonnen uns über Untiefen und Klippen, durch Nebel und Stürme steuert: so wollen, so hoffen wir auch den Herrscher, der auf dem festen Boden der Väter einem ganzen Volke das Ziel und die Richtung weist. Jahwe warnte vor dem übergreifenden Recht und schwieg von der Pflicht der Könige; seiner dunklen Erde fehlte der König, der, ohne sich höhentoll je an dem mystischen Wahn einer Gottähnlichkeit aufzurecken, unter ungekrönten Königen als ein Gleicher steht und den im Dienst der Volkheit, seiner und ihrer Herrin, gefallenen Söhnen nicht als Söldnern, sondern als Brüdern die ernste Gedächtnißfeier bereitet ... Mehr als ein blutiger Morgen mußte tagen, ehe der neue König zum Ueberwinder des alten, mit rostigen Rumpelkronen geschmückten Gespensterheeres ward: Herrscher sanken dahin und Unterthanen, Männer und Frauen, ganze Geschlechter wurden mit rother Sichel grausam gemäht. Nicht vergebens aber ist dieses Blut geflossen; und wenn aus dem nun wieder erhellten Himmel die ewig waltende Macht in Dreieinigkeit auf uns herniedersieht, wird ihr strahlendes Gottesauge ein frei vereintes Volk hier erblicken, in dem es keine Unterthanen mehr giebt und das, nach der Totenklage um die Gefallenen, in ernster und doch froh hoffender Stimmung mit seinem stillen, schlichten und prunklosen König stracks an gedeihliche Arbeit geht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 18. August 1900.

Zwei Nationen.

„Und wie unsere blauen Jungen und unsere strammen Khakikerle jetzt da unten den letzten Tropfen Schweiß und, wenns sein muß, Blut hergeben, um der gelben Schweinerei ein Ende zu machen, so wollen auch wir dafür sorgen, daß der große Moment kein kleines Geschlecht treffen möge. Ein großer Moment ists, wo zum ersten Mal in der Weltgeschichte die Truppen aller civilisirten Großmächte unter der Leitung eines deutschen Generals das Banner der Christenheit gegen freche Heidenschaaren ins Feld tragen! Unsere Aufgabe muß es sein, der Ehre, die damit der deutschen Armee und ihren Leistungen erwiesen ist, uns in alle Wege würdig zu zeigen. Auf uns blickt das ganze Volk, das, von dem kleinen vaterlandlosen Haufen abgesehen, in dieser nationalen Sache so einig ist, wie man es in unserem Lande ödesten Parteigezänkes selten sah; auf uns blicken, da wir den Führer stellen, aber auch die anderen Mächte. Wir Alle sind bombensicher, daß ihre Hoffnung nicht enttäuscht werden wird. Auch hier sitzen in unseren Reihen liebe Kameraden, die der Fahne nach Ostasien folgen. Wünschen wir ihnen einen frischen, fröhlichen Krieg, der Freund und Feind beweist, daß in dreißig Jahren friedlichen Garnisonlebens die deutschen Waffen nicht rostig geworden sind, und eine gute Heimkehr im Siegerkranz. Mögen sie nie vergessen, daß sie im Dienst christlicher Kultur kämpfen und daß es in diesem Dienst keine schlappe Humanitätduselei geben darf! In diesem Sinn fordere ich Sie Alle auf, das Glas zu erheben und, da wir des höchsten Kriegsherrn schon gedacht haben, mit mir zu rufen: Der Oberkommandirende der verbünde-

ten Truppen in China, der Chef unserer scheidenden Kameraden, General-Feldmarschall Graf Waldersee: Hurra!"

„Hurra! Hurra! Hurra!"

„Mahlzeit, meine Herren!"

„Hennessy oder grünen Chartreuse?"

„Ja... Famos ist die Geschichte wirklich. Brillant gefingert. Erstens wegen der Flotte. Nun doch dem Blindesten klar, wie nöthig. Daß wir diese Entwickelung ins Aquarische mit einem heitern, einem nassen Auge sehen, ist 'ne Sache für sich. August Lentze, der durch die Mitte abging, als bei S. M. ein Korvettenkapitän früher als er vorgelassen wurde, wird noch ganz andere Dinge erleben. Aber fürs Prestige ist es pikfein. Die eifersüchtige Gesellschaft da unten mußte vor ein fait accompli gestellt werden, sonst hätte sie sich nie geeinigt oder eines Tages unseren Leuten zugemuthet, unter einem gelbschwarzen japanischen Knirps zu fechten. Und dann ... Kinder, wir sind entre na nu: so konnte es mit dem Avancement doch nicht weitergehen! Man ergraut vor dem ersten Stern. Und jetzt steht ja der Oberlieutenant schon zusammen mit seinem Sohn in der Front!"

„Na, die anderthalb Vordermänner, die im besten Fall unten bleiben, machen den Kohl auch nicht fett. Wenns überhaupt bei der Intriguirerei dazu kommt. Eh ich nicht knallen höre ..."

„Keinen gelben? Nee, denn Cognac."

„Wieso: ‚Wenns dazu kommt'? Zweierlei ist doch nur möglich. Entweder kriegen wir die Europäer lebendig raus. Dann holt die Chinesen der Deibel. Oder die Europäer werden abgeschlachtet. Dann holt die Chinesen erst recht der Deibel. Ein Drittes giebt es doch nicht!"

„Hier auf dem Balkon kann man wenigstens athmen. Drin ist ja Südchina in den Hundstagen... Gar keine Hochgefühle, Herr Schwager? Du gucktest vorhin schon bedenklich zerstreut in Dein leeres Glas und trankst nachher den hochanständigen Rauenthaler so miesepetrig wie Manöverbordeaux. Spiel oder Liebe? Aber Spaß bei Seite. Ich bin, trotz meinem Dragonerrock, ja nur ein schäbiger Civilist und gehöre der Diplomatengilde an, die nicht mehr im besten Geruch steht, seit sie nach Bismarck so oft versagt hat. Kein Wunder, wenn Bernhard Bülow, der draußen als einer unserer Besten gilt, solche Sachen macht wie neulich mit dem Verbot chiffrirter Depeschen. Als ob der chinesische Schlaumeier von Gesandten nicht durch Herrn Schul-Ze in Pankow telegraphiren lassen könnte, was er will! Jeder bessere Bankier hat sich den Bauch gehalten und im Ausland hat Keiner das wunderliche Kunststück nach-

gemacht. Aber die Sache mit Waldersee war zunächst wirklich gut inszenirt. Und das Verständigste, was die Leute am grünen Tisch thun könnten, wäre, den ganzen Kram von einem tüchtigen deutschen General besorgen zu lassen. Ist nun mal unsere force. Nur... Daß Waldersee über Europa nie hinausgekommen ist, will ich nicht sehr urgiren. Er ist klug, riesig geschickt und im größten Stil ehrgeizig. Wie er sich aus den Affairen Hammerstein und Normann-Schumann rausgewickelt hat, soll ihm erst Einer nachmachen. Aber da unten? Oberkommandirender klingt recht gut. Nur wird wahrscheinlich von einer Kommandoeinheit nicht die Rede sein. Jeder wird mitsprechen wollen. Schon jetzt stellt jede Macht ihre Bedingungen, die dem Kommandirenden die Hände binden, und schließlich wirds auf die schöne Sache hinauslaufen, die man einen permanenten Kriegsrath nennt. Daß ein Deutscher die Hauptverantwortung trägt, ist Allen sehr angenehm. Gehts schief, hat unser berühmtester Stratege eine Schlappe. Und wenns mit den Gesandtschaften erst zum Klappen gekommen ist — was ja längst vor Waldersees Landung geschehen sein muß —, kanns uns passiren, daß wir die gelbe Suppe allein auszuessen haben. Jeder will was Andres, Alle aber freuen sich, wenn Deutschland den Haupthaß der Chinesen auf sich lädt. Das versperrt ihm die Aussicht. Schon seit Kiautschou haben die Engländer uns einen großen Theil des chinesischen Geschäftes weggekapert; unsere Farbstoffindustriellen, die sich in Schantung nicht halten können, jammern. Jetzt werden die Amerikaner sich und ihren ungeheuer wachsenden Export beliebt zu machen suchen. Sie erklären, daß ihnen nur an der Befreiung ihrer Landsleute gelegen ist und daß sie keinen Krieg führen wollen. Auch Rußland will die sogenannte chinesische Regirung nicht bekriegen; ich glaube, Skrydlow, der Deutschland haßt und für die Revanche schwärmt, hat das China-Geschwader. S. M. aber hat gesagt, er werde nicht ruhen, bis er in Peking den Frieden diktiren kann. Die Engländer wollen nur mitmachen, wenn Waldersee auf Tschili beschränkt bleibt, und werden sich bemühen, jedem lieben neighbour heimlich ein Bein zu stellen. Oesterreich und Italien zählen nicht, die Gefühle der Franzosen kann man sich denken und die Japaner werden sich, wenn immer von europäischer Kultur und Christenthum gesprochen wird, bald erinnern, daß sie, trotz Frack und Parlament, doch Asiaten sind. Kurz und gut: ich fürchte, wir werden hereingelegt. Und dann wird die Sache nicht nur sehr theuer — vor vierzig Jahren kostete der kleine Chinakrieg Frankreich achtzig Millionen —, sondern auch sehr böse. So denken bei Euch in der Armee, wo ja ein gutes Stück unserer Intelligenz steckt, sehr Viele; Manche hoffen freilich, Waldersee werde den europäischen Krieg, von

dem er seit Moltkes Tod träumen soll, nun doch noch erleben ... Und Du? Bist sonst doch ein großer Politikus vor dem Herrn! Und heute kein Wort?"

„Bloße Müdigkeit, Walter. Wir haben blödsinnig lange im Kasino gesessen. Auch hast Du ja ausgesprochen, was ich unklar fühlte. Und dann ... Ich habe heute etwas sehr Merkwürdiges gesehen."

„Wo wohnt sie denn?"

„Ach nein, gar nicht. Ich bummelte mittags ein Bischen. Du weißt, wie gräßlich mir Sonntage sind. Alles in Wichs; und nicht mal Schaufenster. Ich kam von der Gedächtnißkirche rum. Das Ganze Halt! Menschenwälle. Kaum durchzukommen. S. M. ist doch nicht hier. Was mag los sein? Ich war in Civil und konnte fragen. ‚Liebknechts Begräbniß.' Liebknecht: Das war dieser alte Sozialdemokrat, der auf Alles geschimpft hat, Monarchie, Bismarck, Heer, Christenthum und so weiter. Nun erinnerte ich mich auch, den Aufruf zur Beerdigung gelesen zu haben; im Ton halb polizeiliche Bekanntmachung, halb Hofansage; es fehlte nur: ‚Die Damen versammeln sich in der Drap d'or-Kammer'. Höchst spaßhaft ... Durch das dichte Menschenspalier nahte der Zug. Ganz still. Alles zog die Hüte; sogar die Taxameterkutscher nahmen ihre weißen Cylinder ab. Tausende und Abertausende, Männer, Frauen und Kinder. Fast lauter Arbeiter. Viele trugen auf hellen Anzügen den Trauerflor. Die Ordner hatten feuerrothe Armbinden. Auch rothe Blumen sah man häufig. Und die Kränze! Ein Halbtausend sicher; wahrscheinlich mehr. So kamen sie vom feinsten Westen her, aus den schönen Straßen mit den guten altpreußischen Namen Kant, Kleist, York, Bülow, Gneisenau. Immer mehr. Es wollte nicht enden. Ich stand zwei Stunden und ging dann hinter den Letzten her. Ueberall das selbe Spalier. Nicht Neugierige, sondern Leidtragende. Und ein ganz anderes Publikum als an Paradetagen. Mindestens zweimalhunderttausend Menschen in ihrem Stand entsprechender Trauerkleidung. Und offenbar echte Trauer, nicht nur die feierliche Grimasse. Willst Du glauben, daß ich Soldaten salutiren sah, als der Leichenwagen vorbeikam? Ich konnte ein paar Gespräche hören. Wie ein Nationalheld wurde der tote Jakobiner gefeiert. Oder eigentlich doch nicht; denn mit besonderem Stolz wurden die Namen der ausländischen Delegirten aufgezählt, Polen und Skandinaven, Franzosen und Czechen, Russen und Briten, und immer wieder wurde betont, was der ‚Alte' für die Weltbrüderschaft des Proletariates gethan habe ... Eine ganze Trauerindustrie marodirte um den Zug herum, trotz der Sonntagsruhe: Liebknecht-Postkarten, Liebknecht-Shlipsnadeln und umflorte Rosetten wurden angeboten und in

Massen gekauft. Die Ordnung war auf dem ganzen Wege musterhaft, ich hörte und sah keine Roheit und die Schutzleute brauchten kaum den Finger zu rühren... In welcher Zeit leben wir? Da war doch gar nichts zu begaffen, Galawagen, Uniformen, Fahnen, Luxustoiletten fehlten; da wurde ein vielfach bestrafter Umsturzmann, der alle unsere wichtigsten Institutionen bekämpft und gelästert hatte, ein Republikaner und Feind des Privateigenthumes am hellen Sonntagmittag in der Residenz des Kaisers zu Grabe getragen und auf dem letzten Wege geleitete ihn trauernd ein ganzes Volk. Es war wirklich ein Volk — ich mußte lächeln, als der Oberst vorhin von einem kleinen vaterlandlosen Haufen sprach —, ein Volk, das mit uns im Grunde gar nichts gemein hat, andere Gedanken denkt und andere Ideale träumt. Ich habe von diesen Dingen bisher nichts geahnt. Wie dieser Mann, der sich einen Rebellen und einen Soldaten der Revolution nannte, ist noch kein Kaiser und kein Staatengründer bestattet worden. Und dieses vielsprachige, durch keinen nationalen Hader getrennte Volk hat auch schon seine Hymne. Eine von der Trauermusik gespielte Melodie wurde von Groß und Klein in leiser Begeisterung mitgesummt; ich ließ mir den Text diktiren:

Es stand meine Wiege in niedrigem Haus,
Die Sorgen, die gingen drin ein und drin aus.
Und weil meinem Herzen der Hochmuth blieb fern,
Drum bin ich auch immer beim Volke so gern.
Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben."

„Als poetische Leistung nicht gerade überwältigend. Kann mir aber denken, daß es seinen Zweck erfüllt. Und ich bin sehr stolz, Dir einen Kollegen nennen zu können, der das Räthsel Deiner heutigen Vision lösen kann. Es ist ein verstorbener Kollege jüdischer Abkunft. Zwei erschwerende Umstände; sonst aber: alle Achtung, wie Arpads Sohn Mikosch sagt. Er hieß zuerst Benjamin d'Israeli, später Lord Beaconsfield, war Premierminister und Peer von England und hat einen Roman geschrieben, der den Titel trägt: ‚Sibyl oder die zwei Nationen.' Darin wird gezeigt, daß in jedem modernen Staat zwei Völker wohnen, die einander fremder sind als der australische dem westfälischen Großkaufmann und die Ballkönigin von Rio der Rennplatzschönheit von Wien: die Völker der Wohlhabenden und der Armen. Die können nie zu einander kommen; das Wasser ist zu tief. Dein alter Liebknecht war seinen Leuten Etwas wie d'Israelis Schmiedemeister von Wodgate, der ‚Bischof', der Salz auf den Bratrost streut, ein verkehrtes Vaterunser liest und so die Paare traut. Merkwürdig, wie schnell heutzutage gute Bücher vergessen

werden... Ja, über die Sache, die Du gesehen hast, ließe sich Manches sagen; sie ist für unsere Zukunft um etliche hundert Nasenlängen wichtiger als der Chinesenrummel, bei dem für das andere Volk nichts herauskommen kann als die uralte Weisheit: Plectuntur Achivi. Immerhin rathe ich Dir, Dich um diese Dinge, so lange Du den rothen Attila trägst ..."

„Was ist schon wieder mit Attila? Hat der Kerl ...?"

„Ich meine den anderen, der so leicht Flecke kriegt."

„Ach so. Aber, Kinder, was macht Ihr denn eigentlich hier draußen?"

„Wir sprachen über einen alten toten Juden."

„Pfui Deibel! ... Kommt doch rein! Wir haben Weihenstephan. Der kleine Rinckwitz ist so haubitzenvoll, daß er eben den Obersten gebeten hat, ihm doch nur für einen Kasernenappell mal den pour le mérite zu pumpen. Thränen gelacht. Im Uebrigen aber streng kriegswissenschaftlich. Jetzt können sie sich nicht darüber einigen, wo Waldersee 70 den unverwelklichen Lorber gepflückt hat, von dem in den Zeitungen so viel geredet wird. Wißt Ihrs vielleicht? Im Großen Hauptquartier ..."

„Generalstabswerk, lieber Sohn! Da steht Alles drin."

„Pst! ... Der Adjutant schwingt eine Rede!"

„... Und wieder braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall. Aber höheren Sieg gilt es diesmal zu erkämpfen, einen Sieg vor den Augen der ganzen christlichen Welt. Rache gilt es zu nehmen für unerhörte Beschimpfung, blutige, unvergeßbare Rache. Und wieder der herrliche Anblick des in der Gefahr geeinten Volkes, wo von Memel bis München, an Belt und Bodensee Einer für Alle, Alle für Einen ..."

„Hörst Du die Drei da unten, Walter?"

„Ja. Die sind auch voll."

„Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben."

„... Und deshalb: Die Kameraden von der Marine: Hurra!"

„O je!"

„Der Jüngste schläft wieder. Sechs leere Gläser!"

„Komm, rother Husar. Die Sachen verderben Charakter und Karriere. Ich will die Balkonthür schließen. Es wird nachgerade wirklich kalt."



Die beiden berliner Kunstausstellungen.

Die Kunst braucht, um zu blühen, zwar den Frieden im Lande; aber ihr selbst thut es wohl, wenn in ihren eigenen Gebieten sich die Mächte bekriegen. Denn Wetteifer ist die Seele der Kunst; und niemals sind größere Kunstwerke entstanden, als da ein großer Künstler den anderen aus einer Gunst verdrängen wollte. Diese alte Erfahrung darf man nicht vergessen, wenn man die jetzigen deutschen Kunstverhältnisse richtig beurtheilen will. Fast überall im künstlerischen Deutschland ist es sehr still geworden. In München ist man auf dem besten Wege, Frieden zu schließen, aus rein finanziellen Gründen; denn die Stadt trägt nicht zwei Ausstellungen; der Künstlerstreit in Düsseldorf war eine ungeschickt inszenirte Komoedie; Dresden wollte sich durch einen kleinen Kunstkrieg wichtig machen; und in Wien hat der Wunsch, nicht abseits aller Modernität zu bleiben, den Bruch herbeigeführt. Nur in Berlin wird noch energisch und aus Nothwendigkeit gekämpft. Der besondere Grund dafür liegt in der Thatsache, daß es in Berlin eine vom Hof und vom Staat reichlich unterstützte offizielle Kunst giebt, die sich weder um die Forderungen der Zeit noch um die Stürme des Lebens zu kümmern braucht und die so in einen Gegensatz zu der übrigen Kunst gerathen ist. Dieser schließlich akut gewordene Gegensatz kann aus bestimmten Gründen, von denen die wichtigsten eine völlig von der offiziellen Kunst okkupirte Akademie und die persönliche Stellungnahme des Monarchen sind, auf absehbare Zeit nicht ausgeglichen werden. Der Wunsch nach einem Ausgleich ist allerdings vorhanden, nur denkt Niemand daran, ihn durch einen Verzicht auf Ansprüche herbeizuführen, sondern durch einen die andere Partei zwingenden Sieg. Eine solche Situation bietet fast die sichere Gewähr dafür, daß Berlin der für die deutsche Kunst wichtigste Platz im Reiche werden wird.

Die diesjährigen Ausstellungen in Moabit und Charlottenburg unterstützen diese Annahme durch ziemlich deutliche Anzeichen. Die der berliner Sezession kann unbedenklich die beste deutsche Kunstausstellung in diesem Jahre genannt werden, und wenn die Große Berliner Kunstausstellung 1900 auch nicht gut ist, so verräth sich doch wenigstens in dem ihr zu Grunde liegenden Plan ein gewisses ehrgeiziges Bestreben, das man an dieser Stelle sonst fast immer vermissen mußte. Ganz richtig haben die Inhaber des Landes-Kunstausstellunggebäudes herausgefühlt, daß sie, um mit der Sezession konkurriren zu können, Etwas unternehmen müßten, das die Sezession nicht vermag. Sie haben sich dabei nicht gescheut, Grundsätze über Bord zu werfen, für die sie in früheren Jahren mit mehr Eifer als Glück eingetreten

sind, und der diesjährigen Ausstellung ein vorwiegend internationales Gepräge gegeben. Nun wartet freilich auch die Sezession mit ausländischer Kunst auf, aber naturgemäß kann sie von dieser nur einzelne Proben bieten, während man in Moabit durch den Besitz ausgedehnter Räume in die Lage gebracht ist, ganze Uebersichten vorzuführen. Doch auch in diesem Jahr war im moabiter Glashause der Geist willig und das Fleisch schwach; der gute Wille war vorhanden, aber die Kräfte fehlten. Denn es genügt nicht, Säle mit Auslandskunst zu füllen: diese Kunst muß auch werthvoll sein und kein falsches Bild von dem Stande der internationalen Kunst geben. Der blinde Eifer für das Nationale rächt sich allmählich. Man hat sich um die künstlerischen Vorgänge im Auslande in den letzten Jahren blutwenig gekümmert und kennt deshalb jetzt weder die wichtigen Leute noch die wichtigen Werke. Der Inhalt einiger Säle in der Großen Berliner Kunstausstellung läßt darauf schließen, daß zur Erlangung internationaler Kunstwerke Persönlichkeiten ins Ausland geschickt worden sind, die sich mehr auf die Dienstwilligkeit von Kunsthändlern als auf eigene Sach- und Personenkenntnisse verlassen mußten, denen sogar der Ueberblick über die Leistungen der berliner Kunstsalons fehlte. Möglich aber auch, daß man für diesen Zweck Künstler wählte, deren ideelle Namenlosigkeit sie verhinderte, ihre Absichten durchzusetzen, die einfach gar nicht bis zu ihren berühmteren Kollegen im Auslande vorzudringen vermochten. So ist der Saal der Franzosen zum Beispiel eine Sammlung von ehrwürdigen Alterthümern und bedeutunglosen Mittelmäßigkeiten geworden. Dieser Mangel an praktischer Intelligenz ist um so betrübender, als der Künstlerschaft Opfer auferlegt wurden, ohne daß sie Vortheile davon gehabt hat. Das Schlimmste freilich ist, daß die Auslandssäle die eigentliche pièce de résistance bilden müssen; denn mit der deutschen Kunst in der Ausstellung ist nicht viel Ehre einzulegen. Man merkt, daß die rührigen Elemente fehlen. Die paar Bracht-Schüler allein machen es nicht. Es geht im Ganzen anständig, aber doch eigentlich recht langweilig zu. Die Ausstellung gleicht einer jener gefürchteten Familien-Gesellschaften, wo Jeder von vorn herein weiß, was der Andere sagen und wie er es sagen wird. In eine solche Gesellschaft können selbst ein paar famose Leute kein Leben bringen. Eine Art von Aushilfe bilden die Sonderausstellungen; aber durch Unverständigkeit verdirbt man sich auch hier die Chancen. Eine Sonderausstellung von Eugen Bracht, einem der wenigen Charakterköpfe auf dieser Seite, wirkt in mehr als einer Beziehung anregend, ein Saal mit Werken des Eklektikers Hugo Vogel sieht äußerlich wenigstens noch ganz amusant aus; aber bei dem mit der nüchternen Trockenheit eines Mathematiklehrers Bilder malenden Amerikaner Gari Melchers fängt schon wieder die Langeweile an und ein paar temperamentlose Landschafter steigern sie ins Unerträgliche. Schließlich tritt noch der von grotesker

Kunstbegeisterung glühende, von allem Guten, Schönen und Wahren, das andere Bildhauer vor ihm gefühlt haben, bis zum Bersten erfüllte Gustav Eberlein in Aktion, und damit die Komik in der Kunst zu ihrem Recht komme, folgt ihm noch ein lächerlicher Stümper mit Bildern von der fast schon vergessenen Jerusalemfahrt des Kaisers.

Aber wenn auch nicht mit den Sonderausstellungen, so ist es doch mit anderen Dingen besser geworden. Die Produktion schlechter patriotischer Bilder ist in bemerkenswerther Weise zurückgegangen und den gar zu aufdringlichen Dilettantismus hat man auch meist fernzuhalten gewußt. Viel zur Verschlechterung des Aussehens der Ausstellung haben die münchener Künstler beigetragen. Die Säle der Genossenschaft enthalten fast ausschließlich Handelswaare; und die Luitpoldgruppe könnte aus Berlin sein, so wenig erheben sich die Leistungen ihrer Mitglieder über das Niveau der besseren berliner Säle. Als reuiger Sünder ist Ludwig Dettmann von der Sezession wieder an den Ort seiner ersten Erfolge zurückgekehrt, wohl in der sicheren Erwartung, daß man ihm Absolution in Form der Großen Goldenen Medaille ertheilen wird. Doch zieht er bei einer gewiß nicht selbst gewählten Konkurrenz mit dem Belgier Wauters den Kürzeren. Den interessantesten Theil der Ausstellung bilden die Säle der Schweden und Dänen. Da giebt es nicht allein tüchtige, für Berlin noch neue Künstler, sondern auch hervorragende Kunstwerke, die den Ausstellungbesucher belohnen. Daß man dem Verbande Deutscher Illustratoren wieder einen Riesenraum zur Verfügung gestellt hat, mag diesem wie dem literarisch-künstlerische Anregungen suchenden Publikum sehr angenehm sein: zur Verbesserung des künstlerischen Niveaus der Ausstellung trägt diese Großmuth leider nicht bei. Und was an Plastik geboten wird — die Denkmal-Industrie steht immer noch im glänzendsten Flor — ist wenig geeignet, den Glauben zu stärken, daß es nur großer Aufgaben bedarf, um große Künstler hervorzurufen.

Wenn man dieses Fazit gezogen und sich dann noch einmal die Summe von Arbeit und Mühe vergegenwärtigt hat, die eine solche Ausstellung erfordert, dann drängt sich ganz unwillkürlich die Frage auf: Mußte diese Ausstellung so groß sein? Denn überlegt man sichs recht: gegen die Ausstellung ließe sich nicht viel Schlimmes sagen, wenn sie statt 2500 Werke nur deren 800 enthielte. Es würde ihr vielleicht ein Wenig Frische fehlen, aber man könnte nicht behaupten, daß sie langweilig sei. Damit kommt man zu dem Schluß, daß große Kunstausstellungen überhaupt nicht gut sein können, daß sie jedenfalls nicht geeignet sind, die Achtung vor der Kunst zu stärken. Warum werden sie also immer wieder veranstaltet? Aus Gründen, die mit Kunst zu thun haben, sicherlich nicht, und andere sollte man nicht gelten lassen. Es ist eine ganz falsche Annahme, daß man durch den riesigen Umfang

der Ausstellungen Kunst fördere. Gerade das Gegentheil ist der Fall: man zieht nur ein Kunstproletariat groß, das den rechten Künstlern Luft und Licht wegnimmt und die Entwickelung der Kunst hemmt. Unter diesen Umständen hört man mit Freude, daß vom Kultusministerium an eine Aenderung der Ausstellungsatzungen gedacht wird, falls die Künstler selbst die ideale Seite der Einrichtung weiter außer Acht lassen. Wünschenswerther wäre freilich, daß die Künstler diese kunstpolizeiliche Intervention nicht abwarteten, sondern selbst ihre wahren Interessen begriffen und förderten.

Solche Einsicht scheint freilich schwer zu erlangen, denn Die in Moabit begreifen nicht, warum dem Publikum, das der Kunst und nicht des Bierparkes wegen in Kunstausstellungen geht, die Sezession besser gefällt als ihr doch so viel mehr für weniger Geld bietendes Unternehmen. Sie haben vollkommen das Gefühl dafür verloren, daß Kunstwerke und Massenartikel zwei Dinge sind, die einander ausschließen, und glauben gar noch, daß sie für die Bildung des Publikums etwas Besonderes thun. Wirksamer aber als alle Erörterungen über die Mißstände im moabiter Ausstellungpalast dürfte das Beispiel sein, das die berliner Sezession in ihrer Ausstellung den vereinigten Mächten der „Großen Berliner“ giebt.

Die berliner Sezession geht nicht von dem Grundsatz aus, den Besuchern ihrer Ausstellung alles nur halbwegs Zulängliche zu zeigen, was innerhalb eines Jahres gemalt oder gemeißelt wurde. Sie weiß, daß Langeweile und Kunst eben so wenig zusammengehören wie Kunst und Geschäft und daß eine anregende Ausstellung durch ihre Wirkung auf das Publikum nicht allein die Kunst fördert, sondern auch im weiten Umkreise den praktischen Interessen der Kunst dienlich ist. Und nicht der geringste der Vortheile, die ihre Ausstellung bietet, bleibt deren Uebersichtlichkeit. Das Publikum ist ungeheuer dankbar dafür, daß es bei der Sezession die vorzüglichsten Kunstwerke leicht findet, während es sie in Moabit mit Mühe suchen muß. Von allen diesen äußerlichen Unterschieden aber abgesehen, ist die diesjährige Ausstellung der Sezession der Großen Berliner Kunst-Ausstellung 1900 durch ihren Inhalt unendlich überlegen. In Moabit sieht es aus, als ob die deutsche Kunst seit zehn Jahren nicht weiter gekommen sei; in Charlottenburg zeigt sie sich in lebensvollster Thätigkeit und in einem Zustand, der keinen Zweifel darüber läßt, daß sie auf dem besten Wege ist, wieder eine glänzende Blüthe zu treiben. Von der Kunst des Auslandes sind nur einige Stichproben, allerdings vorzüglichster Art, gegeben, um Vergleiche zu ermöglichen. Die deutsche Kunst verliert nichts dabei; denn den Whistler, Zorn, Renoir, Roll, Segantini, Lavery, Brangwyn, Pissarro, Meunier, Rodin u. s. w. können hier Liebermann, Boecklin, Trübner, Uhde, Thoma, Slevogt, Corinth, Zügel, Leistikow, Kalckreuth, von Hofmann, Gleichen-Rußwurm, Marées,

Frenzel, Lepsius, Hildebrand, Tuaillon und andere bemerkenswerthe deutsche Künstler entgegengesetzt werden, deren Leistungen überall Anerkennung finden würden. Wie in jeder Ausstellung, die ihren Zweck erfüllt, hat man auch hier einen bestimmten Eindruck von den Neigungen, denen sich die Kunst im Augenblick hingiebt. Zwar sollte selbst der leiseste Schein vermieden werden, als wende die Sezession, an deren Spitze ein Liebermann steht, einer bestimmten Richtung besondere Gunst zu; aber man konnte doch schließlich nicht Thatsachen fälschen und so ließ sich trotz der Mobilmachung aller zur Verfügung stehenden Vertreter der idealistischen Richtung der Eindruck nicht wegwischen, daß ein Aufschwung des Realismus in Vorbereitung ist. Eine richtige Renaissance-Stimmung weht durch die sieben, zum Theil recht engen Säle des unscheinbaren Gebäudes. Mit besonderer Genugthuung sieht man selbst berliner Künstler davon ergriffen und das Schönste ist, daß auch die Heroen der deutschen realistischen Malerei mitten in der Bewegung stehen und durch ihr Beispiel die etwa noch zweifelnde künstlerische Jugend anfeuern. Auf der anderen Seite aber ist es tot. Wohl leuchtet dort noch das himmlische Gestirn Boecklins in unvermindertem Glanze, noch tönt Thomas schlichte Weise wie ein Nachklang vergangener Zeiten in das unruhige Gebrause des modernen Lebens herüber, aber Marées — den man jetzt nach dem Tode bewundert, weil man Gefühl für Das bekommen hat, was er wollte — zählt schon nicht mehr mit und der Nachwuchs ist in eine Sackgasse gerathen, aus der er nicht mehr herausfinden kann. Die Boecklin, Thoma und Marées wollten nur schaffende Künstler sein; ihre Nachfolger wollen boecklinische Bilder malen oder für „deutsche“ Künstler gehalten werden, kümmern sich also den Teufel um die Kunst. Das liebe Ich ist die Hauptsache und der Beifall eines Publikums, das ungebildet genug ist, zu glauben, daß mangelndes Können ein besonderes Kennzeichen deutschen Wesens sei. Daß diese klugen Spekulanten in einer Ausstellung, wo man mit reinen Händen der Kunst opfern möchte, nur deplacirt wirken, ist klar. Aber der gesunde Umschwung macht sich auch in anderer Beziehung bemerkbar. Das vom Plakat abstammende Bild ist ganz verschwunden, und während die jungen Maler früher ängstlich vermieden, mit ihren Bildern in die Nähe der Tradition zu gerathen, sieht man sie jetzt sich der Kunst der alten Meister wieder nähern, — aus einem triftigen Grunde: man fühlt allgemein das Bedürfniß, über die Studie fort zum Bilde zu gelangen. Man scheut sich auch nicht mehr, Bilder mit erzählendem Inhalt zu malen, weil man weiß, daß die Kunst, mit der es geschieht, groß genug ist, um den Verdacht, man wolle literarisch interessiren, da die Kunst nicht lange, völlig auszuschließen. Und dann giebt es auf der Seite der Sezession wirklich eine künstlerische Jugend, unbekannte Leute, die sich mit Vertrauen dem Unternehmen anschlossen, weil sie fühlen,

daß man hier nicht spitzfindig Kritik treibt, sondern das Talent achtet. Sehr wohlthätig muß von diesen jungen Leuten der in der Sezession herrschende liberale Zug empfunden werden. Kastenunterschiede werden nicht gemacht. In der Großen Berliner Kunst-Ausstellung müssen sich die Neulinge mit den bescheidensten, entlegensten Plätzen begnügen. Es ist dort unmöglich, daß ein Bild von Knaus inmitten einer Umgebung erscheint, die nicht wohlbekannte Namen aufwiese. Die Sezession kennt solche ceremonielle Rücksichten nicht. Ihre Räume sind sammt und sonders Ehrensäle; denn die Werke der Großen erscheinen nicht auf besonderen Plätzen und Wänden, sondern da, wo sie der Gesammtwirkung der Ausstellung am Besten dienen. Es ist klar, daß solche Vortheile von der künstlerischen Jugend beachtet werden und es sie eine größere Ehre dünkt, in der Ausstellung der Sezession vertreten zu sein, als in Moabit ihre Werke in irgend einem verborgenen Winkel untergebracht zu wissen.

Die moralische und künstlerische Ueberlegenheit der Sezession hat sich erst in diesem Jahr ganz offenbart. Beim ersten Versuch war man unvorbereitet und daher zum Theil auf den Zufall angewiesen gewesen; die diesjährige Ausstellung erscheint in jeder Beziehung wohl überlegt. Sehr geschickt hat man Einseitigkeit vermieden und Höhepunkte festzustellen gewußt. Lange sind nicht so viele vorzügliche Portraits in einer berliner Kunstausstellung vereinigt gewesen. War man sonst froh, ein paar alte, oft gesehene Bilder Boecklins zeigen zu können, so vermochte die Sezession diesmal seine beiden neuesten, noch niemals ausgestellt gewesenen Schöpfungen vorzuführen. Hans Thoma hatte eine ganze Sammlung seiner vorzüglichsten Bilder hergegeben und Liebermann paradirte mit einem eigenartigen neuen Werk, das zu seinen besten Schöpfungen gezählt werden muß. In der Großen Berliner möchte man glauben, daß bedeutende plastische Kunstwerke in unserer Zeit überhaupt nicht mehr entstehen, bei der Sezession wird man vom Gegentheil überzeugt. Dort eine Ueberfülle der gleichgiltigsten Produktion, hier eine Auswahl der allerbesten Arbeiten. Auch das Sensationstück, das man in der Großen Berliner wenigstens erwarten durfte, aber nicht sieht, findet man in der Sezession. Jeder Vergleich fällt leider immer zu Ungunsten des vom Staat unterstützten Unternehmens aus.

Es erscheint fast unbegreiflich, daß immer noch der Versuch gemacht wird, einen Unterschied der in beiden Ausstellungen vertretenen Richtungen herauszukonstruiren. Es giebt nur einen solchen der Ausstellung-Leitungen. Auf der einen Seite glaubt man, mit Gewalt, auf der anderen, mit Einsicht ans Ziel zu gelangen. Niemand zweifelt daran, daß es den moabiter Herren ganz leicht fällt, ihre fünfzig und einige Säle bis oben hin mit Kunstwaare zu füllen, wenn es Noth thäte, sogar mit der hypermodernsten, aber Jeder

ist überzeugt, daß sie es nicht wagen werden, die Gefühle der hinter ihnen stehenden Künstlerschaaren durch eine strenge, sachliche Auswahl zu verletzen und eine kleine, gediegene Ausstellung zu machen. Hinderlich sind dabei auch die Ausstellung-Satzungen; aber sie hätten längst geändert sein können; bei einigem guten Willen der mitwirkenden Faktoren jedoch würde man auch ohne diesen letzten Ausweg Mittel gefunden haben, das Niveau der Ausstellungen zu heben. „Meisterwerke lassen sich nicht aus der Erde stampfen"; wohl aber wird es immer möglich sein, eine gewisse Höhe zu erzwingen. Hier hätte die Kommission der Großen Berliner Kunst-Ausstellung 1900 einzusetzen gehabt, wenn sie der Sezession wirksam hätte Konkurrenz machen wollen. Und daß sie sich wieder zu dem banalen Prinzip bekannte: „Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen", verräth einen bedenklichen Mangel an künstlerischem Sinn. Gerade auf der lebhaften Bethätigung dieses Sinnes aber beruht das Uebergewicht der Sezession. Wie vorzüglich ist in ihrer Ausstellung das Niveau! Ist es denn nöthig, dem Philisterium Konzessionen zu machen? Wie leicht hätten es die Veranstalter der Großen Berliner Kunst-Ausstellungen, das Publikum zur allerbesten Kunst zu erziehen! Aber der gute Wille fehlt, weil man mit Zittern und Zagen an das „Geschäft" denkt, das man im Dienst der hohen Kunst verderben könnte. Ist ein kläglicherer Zustand für Künstler auszudenken? Untergräbt man mit dieser schnöden Rücksicht nicht alles ideale Streben der Jugend? Wenn der Ehrgeiz nicht weiter reicht als bis zu dem Wunsche, Bilder malen, Bildwerke formen zu können, die das Publikum kauft, so kann man sich nicht wundern, wenn die Kunst zu kurz kommt. Nachdem die Juroren der Großen Berliner seit zehn Jahren die Einsendungen der jungen Künstler nur an diesem Maßstab gemessen haben, ist es glücklich erreicht worden, daß das Publikum nichts mehr zu sehen bekommt, was seine Gefühle verletzt, aber man hat die besten Kräfte geknickt oder fortgegrault und nach jungen Talenten kann man sich nun in Moabit die Augen aussehen. Das ist eine der schlimmsten Wirkungen der vom Staat unterstützten Kunstausstellungen, während es der beste Ruhm der berliner Sezession bleiben wird, daß sie die Leistung des Einzelnen nicht mit dem Maß des akademischen Examinators, sondern mit der Empfindung gemessen hat, daß die Regeln der Akademie niemals Fesseln für Talente werden dürfen, die nach Bethätigung in Freiheit dürsten. Nur dadurch ist die Kunst lebendig zu erhalten und vor zeitweiliger Erstarrung zu bewahren.

Hans Rosenhagen.



Hans Richter.

Man kennt die einfachen Worte, die Richard Wagner nach der ersten Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg“ an die Orchestermitglieder gerichtet hat: „Euch habe ich nichts weiter zu sagen, Ihr seid deutsche Musiker!“ Von allen Lobsprüchen, die Wagner gespendet hat, haftet mir keiner im Gedächtniß, der gleich diesem eine starke Ergriffenheit in ein paar Worte preßte und, ohne an Sentimentalitäten zu rühren, das Gemüth in seiner Tiefe erwärmte. Wie große Dinge die Geschichte von den Kämpfen um Wagner erzählt: sie weiß keine schöneren Dinge zu rühmen als die Treue und Kraft, mit der sich die deutschen Musiker des Werkes angenommen haben. Hier, unter den einfachen Musikern, den Handwerkern der instrumentalen Kunst, die ihr Leben in der Tretmühle eines widerlichen Opernbetriebes verbracht und nur selten in der freien Luft großer Kunst einen tiefen Athemzug gethan hatten, unter diesen Taglöhnern der Musik blühten die schönsten deutschen Tugenden auf: Leidenschaft, Treue, selbstlose Hingebung und ein bewundernswerther Gehorsam. Die selben Kriegertugenden, die in diesen und späteren Tagen die deutschen Heere zum Siege geführt hatten ... Neben dem schlichten Thun der deutschen Musiker scheint alle Anhänglichkeit, die Wagner in Deutschland gefunden hat, schwächlich und unreif. Ich rede gar nicht von den abstoßenden Formen der Verehrung, sondern von ihren schönsten Formen: jener der Frauen und der Jugend, der die Zukunft des Werkes anvertraut war. Wie viel Phantastik, unkräftige Schwärmerei, wie viel Idealismus der Unbefriedigung, der Gefühlsromantik, wie viel Unklarheit und Verstiegenheit war nicht hier gezeitigt worden, von der sich die mannhafte und bescheidene Treue deutscher Musiker abhob wie gemünztes Gold von einer flüchtigen Legirung. In jedem einzelnen dieser Männer, die keine Chronik und keine Zeitung nennt, scheint mir ein Stück der Seele jenes Urvaters der deutschen Musik verkörpert zu sein, der sein Leben in stillem und tapferem Gehorsam an der Orgelbank verbrachte, innerlich der gewaltigsten Töne voll. Der hieß Johann Sebastian Bach.

Unter diesen deutschen Musikern ist Hans Richter der Deutscheste. Alle ihre Soldatentugenden wurden in ihm zu Unteroffiziertugenden verstärkt. Er hatte von der Pike an gedient, stark in seiner Hingebung und seinem Gehorsam, war langsam zum Zugführer avancirt, in seiner Hingebung und seinem Gehorsam stärker und reifer geworden und wurde bei den Festspielen Musik-Feldwebel. Wenn ich meine, daß er in jenen Tagen des Kampfes der ideale Unteroffizier gewesen ist, ein Genie des Gehorsams, des Uebertragens fremder Befehle, voll von zarter Treue und Fürsorge, im Kampfe hinter dem Feldherrn

und vor der Schlachtreihe als Erster einherschreitend, dann glaube ich, das Wesen dieses wunderbaren Mannes aufs Höchste geschätzt zu haben.

Das einzige große Erlebniß im Leben Richters, das den Künstler geformt hat, war die Freundschaft und Unterweisung Wagners und die Arbeit an dessen Werk. Selten war ein menschlicher Stoff bildsamer als in diesem Falle. Selten einer reicher an Goldgehalt. Eine starke Natur von Leidenschaft und Energie des Empfindens, imposant durch ihre gezügelte Kraft, ohne Knoten in irgend einer Faser ihres Wesens und im Bewußtsein ihrer Stärke zum Gehorsam bereit, von zärtlicher und hingebender Treue, kam hier in die Hand des Künstlers. Im Leben Wagners ist nichts rührender als das Genie der Freundschaft, das der selbe Künstler im Behandeln einfacher Naturen gezeigt hat, der (der Fall Nietzsche lehrt es) im Verkehr mit komplizirteren Organisationen hart und tyrannisch war. Bei jenen fühlte er sich offenbar dem Mutterboden menschlicher Beziehungen näher und die gütigen Kräfte seines Wesens offenbarten sich freier. So hat er auch dieser einfachen und starken Natur Freundschaft gehalten. Und sie mußte ihm mit ihrer Genialität des Gehorchens mehr als Freundschaft eingeflößt haben, wenn er ihr das Nibelungenwerk auf die breiten Schultern gelegt hat. Die Liebe zu Wagner war das Schicksal und die ganze Entwickelung Hans Richters. Deshalb erscheinen — je besser eine Gestalt gezeichnet ist, desto schärfer zeigen sich auch ihre Grenzen — neben Hans Richter andere Dirigenten reicher. So Bülow oder Levi. Ihre Entwickelung ist größer, die Wurzeln ihres Wesens sind weitverästet. Ihre Bildungquellen und ihr Erleben sind vielfältiger. An ihnen hat nicht ein, sondern haben mehrere Schicksale gearbeitet. In Bülow prasselt revolutionäre Energie. Levi wird durch einen feinsinnigen Humanismus vergeistigt. Die innere Geschichte Richters ist viel einfacher. Er ist als germanischer Söldner zu Wagner gekommen und hatte ihm seine Treue angeboten. Wagner hatte sie angenommen und ihn dafür zum Künstler gemacht.

Als ich zum ersten Male, alle alten Götter noch im Herzen tragend, in Bayreuth einzog, rollte an mir ein Postwagen vorbei. Auf dem Bocke oben saß in weißem Sommerkleid, einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, Hans Richter; er blies auf dem Postillonhorn Nibelungenmotive. In Triebschen war er mit einem „Hörnlein“ bewaffnet angelangt. Als man in Triebschen zum ersten Male das Siegfriedidyll aufführte, blies er die Trompete; bei den bayreuther Proben der Neunten Symphonie saß er bald hinter der Pauke, bald unter den Posaunisten. Er war in allen Ecken und Winkeln des Orchesters heimisch und stieg aus der Mitte des Orchesters auf den Dirigentenplatz. Sein Verhältniß zu den Instrumenten gemahnt so recht an den Förster, der beim Eintritt in den Wald jede Blume und jedes Thier, das über den Weg läuft, kennt. Die echte deutsche Musikantenlust lebt in diesem

Manne. Andere sind gewaltige Herren des Orchesters geworden durch ein starkes inneres Erleben, das sie den Spielern mit Heftigkeit und Energie mitzutheilen bestrebt waren. Andere durch eine reife und verfeinerte musikalische Bildung. Andere durch eine pathetische Komoediantenkunst. Hans Richter wurde Herr über das Orchester, indem er aus dem Orchester herauswuchs, dessen Kräfte alle in ihm lebten. Er ist in ihm gewachsen wie die Eiche im Wald, kein Kunstprodukt, sondern eine Naturkraft.

Wien. Dr. Max Graf.



Der Untergang des Wirthshauses.

Es ist mein völliger Ernst, wenn ich vom Untergang des Wirthshauses rede. Ich weiß wohl, daß Tausende von redlichen Leuten über das Gegentheil klagen, daß sie ein üppiges Gedeihen der Wirthschaften auf Kosten besserer Häuser feststellen, ein Ueberwuchern ihres Einflusses, ein gefährliches Anwachsen ihrer Anziehungskraft. „Mögen die Zeiten schlecht sein, mögen sie gut sein: die Kneipen gehen immer", hört man sie wohl sagen. „Die Wirthe stehen in Pantoffeln hinter dem Schänktisch und streichen das Geld ein, die Wirthinnen rauschen kugelrund in seidenen Kleidern daher, während in den Häusern ihrer Gäste Schmalhans Küchenmeister ist."

Und dennoch will ich behaupten und beweisen, daß das Wirthshaus vor unseren Augen untergeht. Ich will beweisen, daß wir nicht immer mehr, sondern immer weniger Wirthshäuser und Gasthäuser und Restaurationen bekommen und daß diese Abnahme eine ängstliche, gemeingefährliche Sache ist.

Das „Wirthshaus", Das heißt doch: das Haus des Wirthes. Bei dieser Definition sehen wir schon die Krankheit vor uns liegen: die sogenannten „Wirthshäuser" sind meistens keine Wirthshäuser mehr, es sind Spekulantenhäuser; und der Mann, der da den Wirth spielt, ist nur ein Schauspieler, ein Ritter vom Pappenhelm, dem ein Braten von Papiermaché vorgesetzt wird; ein wirklicher Wirth ist gar nicht da, der Direktor und der Regisseur des Theaters lassen uns nur Etwas vormachen. Der Bauspekulant oder der Brauspekulant oder sonst ein Spekulant machen ein Haus zu einem „Wirthshaus", wie man eine Bühne zum Rittersaal macht; sie setzen da einen Kerl hinein, der sich „Wirth" nennen muß, und dann wird das geehrte Publikum eingeladen, sein Geld zu bringen.

Doch gehen wir von den Bildern zu nüchternen Thatsachen über! Der falsche Wirth ist entweder nur Bierzapfer einer Brauerei, der in diesem Falle auch offenkundig die Wirthschaft gehört, oder er ist ein Pächter mit längerem Kontrakt, oder er ist ein leicht entfernbarer Miether, den man eben so bequem abstoßen kann wie einen Tagelöhner, der uns nicht mehr gefällt, oder er ist nominell Eigenthümer des Hauses, hat aber so viel Schulden darauf, daß er dem Hauptgläubiger doch als Diener gegenüber steht. Wir wollen von Fachleuten,

Das heißt von Restaurateuren und Brauern, uns schildern lassen, wie es im Einzelnen gemacht wird.

Wenn ein Bauunternehmer oder ein Privatmann ein neues Haus baut, das einigermaßen günstig liegt, vielleicht an einer Ecke, so flüstert ihm der Versucher zu: „Du kannst den Werth des Grundstückes sogleich verdoppeln, wenn Du eine Schankkonzession darauf nimmst.“ Und der Versucher erinnert ihn dann an alle die Vettern und Freunde, die in der Stadt eine Rolle spielen und die für das Bedürfniß gerade nach dieser neuen Wirthschaft mit dem Brustton der Ueberzeugung eintreten werden. Vielleicht gilt in der Stadt auch die Bedürfnißfrage gar nicht; und so braucht das Erdgeschoß nur den besonderen Vorschriften gemäß gebaut zu werden und die Konzession ist sicher. Für die Nachbarn ist die neue Kneipe mit ihrem Lärm und sonstigen Unannehmlichkeiten freilich sehr ärgerlich, aber ihr Bedürfniß nach Ruhe wird auch bei der Bedürfnißfrage nicht geprüft. In der Nähe ist zwar schon eine Wirthschaft oder es sind eine ganze Anzahl da, aber die mögen zusehen, wie sie sich über Wasser halten.

So entsteht eine neue Kneipe, eine neue Tränke, ein Bier- und Schnapsschwamm, aber kein Wirthshaus. Denn der Hauseigenthümer oder der Bauunternehmer hüten sich, Wirthe zu werden, sie suchen sich einen Dummen — wie man Das allgemein nennt —, denn Das ist viel bequemer und profitabler. Lassen wir den breslauer „Gastwirth“ weiter erzählen: „Es findet sich dann irgend ein Geschäftsmann, ein kleiner Handwerker, der sich Etwas erspart hat. Er geht auf den Leim. Bald ist das Geld fort und das Elend da. Was geschieht nun? Der neugebackene Wirth macht die Bude zu oder sucht sie zu verkaufen und Das geht nun das Jahr über flottweg mehrmals. Ich kenne ein solches Restaurant, das in einem Jahre siebenmal den Besitzer gewechselt hat. Daß der Hauswirth sich für seine — in solchen Fällen meist exorbitante — Miethe gesichert hat und sie trotz dem Ruin der einzelnen Gastwirthe einstreicht, ist doch die Hauptsache.“

Wir sehen das Jammerbild eines solchen modernen „Wirthes“ noch etwas deutlicher, wenn wir den Miethvertrag lesen, der von einem Hausbesitzer in Kassel im November 1898 einem solchen vorgelegt wurde. Danach vermiethet der Hausherr nicht nur die nöthigen Räume, sondern stellt dem Herrn Habenichts auch das Inventar, „wie Buffet mit Zapfvorrichtung für Kohlensäure, Garderobenständer, Tische, Stühle, Sofas, Beleuchtungskörper.“ Der Miether soll nur „Kohlensäure, Tischdecken, Gardinen, Porzellan, Gläser u. s. w.“ beschaffen. Aber noch nicht einmal Miether ist unser Freund Habenichts, denn ein Miether weiß doch, wie viel Miethe er zahlen muß und daß er bei sonst gutem Verhalten nicht wegzugehen braucht. Er ist nur Zäpfler und Hausknecht, denn „der jährlich zu zahlende Miethzins wird, wie folgt, festgesetzt: „Für die ersten fünfhundert Hektoliter des zu verkaufenden (bestimmten) Lagerbieres zahlt Miether per Hektoliter vierundzwanzig Mark, für weitere dreihundert Hektoliter per Hektoliter einundzwanzig Mark und von hier ab für jeden weiteren Hektoliter neunzehn Mark. Für echtes Bayerisches (wieder bestimmte Sorte) zahlt Miether vierzig Mark per Hektoliter. Miether darf keine anderen als die eben genannten Biere führen und hat sie durch . . . zu beziehen. Die Zahlung des gelieferten Bieres erfolgt am Ersten und Fünfzehnten jeden Monats an den Vermiether. Bleibt Miether mit der Bierbezahlung länger als drei Tage im Rückstand, so ist der

Vermiether berechtigt, diesen Vertrag sofort aufzuheben, und zwar derart, daß auf Verlangen die Räumung sämmtlicher Räumlichkeiten innerhalb von acht Tagen zu erfolgen hat. Hat innerhalb des ersten Jahres der Bierumsatz die Höhe von mindestens sechshundert Hektoliter erreicht, so gilt dieser Vertrag auf ein Jahr verlängert, andernfalls haben beide Kontrahenten das Recht der vierteljährlichen Kündigung." Es ist kaum glaublich, aber wahr, daß der Behörde und dem Publikum gegenüber nicht etwa der Vermiether der Wirth ist, sondern jener Habenichts, dem von der Lampe nur der Cylinder, von dem Tisch nur die Decke gehört, jener Zäpfler, dessen ganzes Sinnen und Trachten dahin gerichtet sein muß, von den vorgeschriebenen zwei Sorten Bier recht viele Hektoliter durch seinen Zapfen laufen zu lassen. Von diesem armsäligen Wicht heißt es in dem klassischen Vertrage weiter: „Miether verpflichtet sich, innerhalb der ersten acht Tage nach Unterzeichnung dieses Vertrages die Wirthschaftkonzession durch Rechtsanwalt . . . nachzusuchen. Nach eventueller Ablehnung ist die Konzession in zweiter, erforderlichen Falles in dritter Instanz nachzusuchen." Und dieser Wicht, den natürlich der Gesetzgeber früherer Zeiten nicht geahnt hat, bekommt die Konzession, Das heißt: er wird Einer der allzu vielen privilegirten Verwalter der nationalen Betäubung- und Vergiftungmittel.

Man halte diesen Fall nicht für ganz selten oder besonders schlimm. Dr. Trefz behandelt ihn in seinem Werke über „Das Wirthsgewerbe in München" als etwas Alltägliches; auch in München ist die Pachtsumme veränderlich, ein Antheil am Bierabsatz, und der Pächter erhält die Wirthschaft mit dem gesammten Inventar gewissermaßen tageweise geliehen. Die Abrechnung zwischen Brauer und Wirth erfolgt wöchentlich, oft aber auch täglich. „Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl der Wirthe, bei denen der Bierführer vor der täglichen Ablieferung des Bieres sich von der Zahlungfähigkeit des Wirthes überzeugt, auf ungefähr fünfundzwanzig Prozent der Gesammtzahl berechnet."

Schon in dem kasseler Falle, in dem das Haus noch einem Privatmann gehört, sehen wir, daß der „Wirth" noch nicht einmal das hauptsächliche Getränk frei oder nach dem Geschmack der Gäste wählen kann und daß ein starker Bierabsatz sein erstes Gebot ist. Wo die Brauereien wirkliche Besitzer sind oder ihm hohe Hypotheken geliehen haben, ist Das natürlich eben so. Sehen wir uns diese Brauersklaven aber noch etwas näher an:

Wie sie entstanden sind, schildert die „Rhein.-westf. Wirthe-Zeitung" zutreffend. „Die Herstellung des Bieres richtete sich früher nach dem Bedarf; der Brauer lieferte an den Wirth, der zu dieser Zeit fast ausnahmelos noch eine selbständige Stellung hatte. Eine Ueberproduktion war niemals vorhanden. Wie ist alles Dies nun anders geworden, seitdem die Jagd nach dem goldenen Kalb die Kapitalkraft auch auf das Brauergewerbe gehetzt hat! Großbrauereien um Großbrauereien schossen aus der Erde; es wurde nicht danach gefragt: ist eine solche in dieser Gegend, an diesem Platz nöthig? Sie wurde errichtet, lustig drauflosgebraut und den engagirten kaufmännischen Kräften, sogenannten Bieragenten u. s. w. die Sorge für den Absatz aufgeladen. Zu welchen Mitteln diese Acquisiteure bis heute gegriffen haben, um die ins Fabelhafte gesteigerte Produktion an den Markt zu bringen, davon weiß ein Jeder ein Lied zu singen, der während dieser Zeit im Wirthsgewerbe gestanden hat; sie waren nicht immer

die lautersten. Was sind nun die Folgen dieser wilden Jagd? In erster Linie und zu Anfang wurden die kleinen Brauereien davon betroffen; sie konnten nicht weiter konkurriren und sind schon zum größten Theil von der Bildfläche verschwunden. In zweiter Linie haben sich dann die Großbrauereien des Wirthschaftbetriebes, des Absatzes direkt an die Konsumenten, zu bemächtigen gesucht; und leider ist es ihnen in umfangreicher Weise auch gelungen. Durch Errichten großer Bierpaläste und Pachtung oder Erwerbung aller nur einigermaßen rentablen Bierlokale wird der selbständige Wirth immer mehr zurückgedrängt; und an seine Stelle tritt das Hausknechtsthum des abhängigen Stellvertreterwesens, wo die Herren nach Belieben ändern können, so oft es ihnen beliebt. Daß nun die sogenannten Stellvertreter diese kurze Spanne Zeit benutzen, um auf jede Weise Geld zu machen, ist klar. Wenn nur viel Bier abgesetzt wird, dann ist Alles gut!"

So heißts im Wirtheblatt; und nicht weniger besorgt urtheilt ein Brauerblatt, die in Berlin erscheinende „Deutsche Brau-Industrie". Sie fragt: „Wie soll Das enden? Zur Errichtung und Führung von Wirthschaften werden vielfach von den Brauereien an Wirthe Kredite eingeräumt, wobei eine Abtragung der bewilligten Summen von vorn herein als völlig ausgeschlossen erscheinen muß. Diesen Hypothekendarlehen schließt sich dann der Ankauf und das Pachten von Wirthschaften durch die Brauereien zu oft ganz übertriebenen und vollständig ungerechtfertigten Preisen an. Man sieht: die Sucht, nur höhere Produktionziffern zu erzielen, Das heißt: die sogenannte Hektoliterwuth, läßt nach und nach jede kaufmännische Berechnung und Vorsicht außer Acht."

Also selbst die Brauer werden ängstlich und sie haben auch allen Grund dazu, denn es steht schon manche Brauerei, die vielleicht noch sehr hohe Dividenden zahlt, im Kerne faul da, weil ihre Aktiva auf übermäßig bezahlten Wirthschaften beruhen und sichere Reserven, schnell in Geld verwandelbare, sichere Werthe, nicht genügend vorgesehen sind. Ein Krieg z. B. würde der deutschen Brauerei sehr bald einen Krach ersten Ranges bescheren und ihre bisherige Dividendenbezieher unangenehm aufwecken. Um ein paar Zahlen zu geben, so stecken, nach Trefz, in münchener Wirthschaften vierundvierzig Millionen Brauereikapital; und die „Kölnische Zeitung" berechnete 1898 an der Hand der letzten Geschäftsberichte, daß bei dreiunddreißig deutschen Brauereien mit rund fünfundsiebenzig Millionen Aktienkapital diese Außenstände rund $41^{2}/_{3}$ Millionen Mark betrugen. Und ein Brauerblatt wiederum fügt dieser Notiz hinzu, daß in Wien siebenzig Prozent der Wirthe mit mehr als ihrem Geschäftswerthe bei den Brauereien verschuldet seien. „Immer mehr werden die Brauer die Banquiers ihrer Abnehmer, — ohne Bankiergewinn, aber mit großem Risiko." (Bericht der Handelskammer zu Meiningen 1899).

Doch ein möglicher zukünftiger Brauerkrach ist ein sehr kleines Unglück im Vergleich zu der beständig vor sich gehenden Entartung der Wirthe und Gäste. Das Organ des Ostdeutschen Gastwirthe-Verbandes knüpfte in seiner Neujahrsbetrachtung 1898 an den Ausspruch eines angesehenen Wirthes an: „In fünfzehn Jahren werden wir sehr wenige Gastwirthe haben, die selbständig ihr Geschäft betreiben." Und das Fachblatt fährt fort: „Eine wilde Jagd hat sich in den letzten Jahren entsponnen, um die Produktion der einzelnen Großbrauer zu heben, und wenn heute ein besseres Wirthsgeschäft zum Verkaufe gelangt,

so erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß eine Brauerei die andere überbietet. Es werden reine Va-banque-Geschäfte gemacht, Geschäfte so bedenklicher Art wie das riskanteste Börsengeschäft. Den obskursten Individuen und dunkelsten Existenzen werden oft Tausende baar in die Hand gezählt; und wie häufig avancirt auf die Weise ein ganz Geschäftsunkundiger über Nacht zum Wirth, nur, weil er sich willig zeigt, der gefügige Sklave eines Brauhauses zu werden. Es ist klar, daß dadurch die Geschäfte nicht solider und der Wirthsstand nicht solventer wird ... Da hört beispielsweise ein Großbrauer, daß X oder Y da oder dort ein neues Geschäft errichten will. Flugs ist er bei ihm und offerirt ihm nicht etwa gutes und billiges Bier, nein: er offerirt ein Darlehn von 10 000 Mark; und am anderen Tage kommt ein anderer Brauereivertreter und offerirt ihm zu den selben Bedingungen 5 000 Mark mehr. ‚Baargeld lacht‘, sagt ein Sprichwort; oft nimmt so ein kleiner Anfänger das Geld, ohne es dringend zu benöthigen, und er ist gefangen. Aus diesem Netze ist ein Entkommen nicht so leicht möglich."

Ueber andere Praktiken klagt öffentlich eine Kundgebung der prager Bürgerlichen Schänkergenossenschaft vom Jahre 1898: „Gegen eine ehrliche Konkurrenz zwischen den einzelnen Großbrauereien ließe sich nichts einwenden; allein zum Zweck der Schaffung des erforderlichen Absatzes sind einige von ihnen genöthigt, eine wahre Jagd nach der Gewinnung von Gasthäusern zu unternehmen. Der beliebteste Weg ist der, daß man den Inhaber eines gut situirten und von Durstigen stark besuchten Gasthauses zuerst zum Verrath an dem Unternehmer zu veranlassen sucht, von dem er bisher das Bier bezogen hat, indem man ihm alle möglichen Vortheile und Benefizien verspricht; und wenn sich der Gastwirth nicht nachgiebig genug zeigt, wird ihm der Revolver auf die Brust gesetzt, indem man ihm entweder mit der Errichtung eines Konkurrenz-Gasthauses in der nächsten Nachbarschaft droht, oder noch häufiger, indem man dem Besitzer dieses oder jenes Hauses für die Vermiethung der Gasthauslokalitäten einen höheren und selbst den doppelten Zins anbietet. Ist der Gastwirth nicht durch einen entsprechenden Vertrag gesichert, so geht der Hausbesitzer in der Regel auf das gestellte Angebot ein, wodurch mitunter die Früchte langjähriger Bemühungen und langjährigen Fleißes mit einem Schlage zerstört werden. Ein solches Ausmiethen der Gastwirthe durch die Brauereien ist ein unmoralisches und verwerfliches Beginnen."

Seit Kurzem können wir dieses ganze System auch statistisch für die deutschen Städte feststellen; wir verdanken Das dem statistischen Amt der Stadt Dortmund, das alle 261 Städte mit mehr als 15 000 Einwohnern danach gefragt hat. Nicht alle haben gerade diese Fragen beantwortet, namentlich die größten Städte nicht, es ist aber doch viel Lehrreiches gemeldet worden, das unsere Gesetzgeber und unsere Stadtverwaltungen in Bewegung setzen sollte. Zuerst wurde gefragt, wie viele Wirthschaften in gemietheten Räumen betrieben werden, und da hat sich gezeigt, daß es schon eine Reihe von Städten giebt, wo die Zahl der Miether die der wirklichen und der scheinbaren Besitzer übersteigt. Ich nenne Königsberg (526 Miether: 239 Besitzer), Tilsit, Neu-Weissensee (210 : 48!), Rummelsburg, Schöneberg (469: etwa 20!), Rixdorf (215 : 73!), Köpenick, Steglitz, Groß-Lichterfelde, Spandau, Frankfurt a. O., Grabow, Posen (209 : 89), Inowrazlaw, Gnesen, Breslau (1595 : 484!), Liegnitz, Oppeln, Neisse, Halle (369 : 174), Weißenfels, Lehr, Hagen, Ludwigshafen, Pirmasens, Fürth, Freiburg i. B.,

Pforzheim, Offenbach, Bremerhaven und Metz. Es sind namentlich ostdeutsche und südwestdeutsche Städte und namentlich solche, die die Bedürfnißfrage nicht kennen. Der dortmunder Statistiker hat ferner gefragt, wie viele Wirthschaften den Brauereien gehören oder von ihnen gepachtet sind; und auch da sind zuweilen erhebliche Zahlen genannt, zum Beispiel 65 in Breslau, 58 in Halle, 48 in Erfurt, 31 in Münster, 88 in Kassel, 52 in Hanau, 100 in Köln, 48 in Trier, 45 in Saarbrücken, 46 in Straubing, 215 in Kaiserslautern, 218 in Ludwigshafen, 121 in Pirmasens, 71 in Speyer, 50 in Bamberg, 129 in Augsburg, 82 in Plauen i. V., 45 in Heilbronn, 167 in Stuttgart, 43 in Konstanz, wenigstens 98 in Karlsruhe, 70 vom Hundert in Pforzheim, 59 in Heidelberg, 42 in Darmstadt, 265 in Mainz, 82 in Worms, 46 in Gotha, 21 in Bernl urg, 66 in Bremen, 38 in Hagenau, 36 in Colmar, 83 in Mülhausen i. E. und 93 in Metz. Hier hat also Südwestdeutschland wieder die Führung und die Städte ohne Bedürfnißnachweis ragen wieder hervor. Nun ist endlich aber auch gefragt worden, wie viele Wirthe als völlig unabhängig ihren Lieferanten oder anderen Gläubigern gegenüber gelten können, als freie Männer. Hier bedeuten die Antworten natürlich nur subjektive Schätzungen, aber lehrreich sind sie doch. Ich gebe hier in bunter Reihe einige Antworten wieder. Königsberg nennt zwei Drittel der Wirthe unabhängig, Eberswalde: 20 von 91, Schöneberg: etwa 125 von 489, Neu-Ruppin: den kleineren Theil, Landsberg: nur wenige, Guben: etwa 50 von 187, Posen: 96 von 297, Langenbielau: 9 von 37, Görlitz: etwa 40 von 224, Burg: den größten Theil, Aschersleben: mindestens die Hälfte, Halle: nur sehr wenige, Nordhausen: im Wesentlichen sämmtliche, Schleswig: alle bis auf 3 oder 4, Altona: nicht die Hälfte, Wilhelmshaven: nur einige, Minden: kaum die Hälfte, Hagen: ein Drittel, Wattenscheid: ein Drittel, Siegen: alle außer drei, Krefeld: die Hälfte, Barmen: ein Drittel, M.-Gladbach: 102 von 228, Saarbrücken: höchstens 40 von 105, Düren: alle, Kaiserslautern: nur wenige, Speyer: 30 von 110, Augsburg: zwei Drittel, Pirna: 11 von 61, Meerane: kaum 10 von 82, Stuttgart: ein Drittel, Pforzheim: 30 von 100, Mainz: 32 von 100. Coburg: ein Drittel, Gotha: kaum 10 von 98, Greiz: nur wenige. Diese Angaben beweisen, was ich eben ausgeführt habe: die Enteignung der Wirthschaften ist in vollem Gange, und zwar nicht die Enteignung durch den Staat oder die Gemeinden, die viel für sich hätte, sondern die Enteignung durch die Getränkelieferanten, die Alle, die an das Gemeinwohl denken, mit schwerer Sorge erfüllen muß.

Die Folgen dieses Systems sind, wie schon angedeutet, der Ruin vieler Wirthe oder aber ihr sittlicher Verderb. Wenn in München in einem Jahre, wo die Volkszahl, die Wohlhabenheit und der Fremdenzufluß wuchsen, dennoch 490 Gastwirthe ihr Geschäft aufgaben, so liegt Das besonders an diesem System; wenn in Württemberg von 1883 bis 1892 auf hundert Gastwirthschaftbetriebe 5,4 Konkurse kamen, Das heißt: mehr als in irgend einem anderen Gewerbe, so liegt Das zum Theil wieder an dieser Proletarisirung der Wirthe. Die Gastwirth-Zeitungen schreiben selber dazu: „Wenn der eine Käufer oder Pächter sein Vermögen eingebrockt hat, wird ein neuer angeschmiert. Den Nutzen davon haben einige Spekulanten.“ Und die selben Zeitungen schreiben von der mit der finanziellen Gefahr leider so oft verbundenen sittlichen Gefahr: „Die sogenannten ‚jungen Wirthe‘, die in ihrer früheren Branche meistens schon aus Unkenntniß

nicht bestehen konnten, verfallen zum größten Theile, bevor sie den Sprung ins Proletariat machen, auf allerlei mit Moral und Sitte nicht gut zu vereinigende Kunststücke, um, wie sie glauben, dadurch das Geschäft zu machen. Das heißt man unlauteren Wettbewerb. Fast in jeder Branche macht sich dieses häßliche Kind unserer Zeit bemerkbar, aber nirgends in so schreckenerregender Weise wie gerade im Wirthsgewerbe."

Welche Mittel alle diese „Wirthe" anwenden, um trotz ihrer Ueberschuldung sich zu halten und trotz ihrer Ueberflüssigkeit weiter aus den Taschen ihrer Mitmenschen zu leben, brauche ich kaum noch zu schildern. Man gehe nur in Berlin die Friedrichstraße entlang und lasse sich die Zettelchen in die Hand drücken, wodurch man auf die Schönheiten aufmerksam gemacht wird, die uns in nahen Lokalen bedienen möchten. Das sind keine ehrlichen Bordelle, sondern es sind Stätten, denen nach dem Wortlaut des Gesetzes polizeilich bezeugt wird, daß sie Völlerei und Unzucht nicht dulden. Es passirt wohl dann und wann, daß ein junger Bursch dort in einer Nacht Hunderte oder Tausende ausgiebt, die er vielleicht frisch unterschlagen hat; aber daraus wolle man nicht schließen, daß er sich in einer Räuberhöhle befand: es ist eine konzessionirte Schankwirthschaft. Und in bescheidenerem Maße geht dieses Ausplünderungsystem überall vor sich. Ich bin durchaus nicht gegen weibliche Bedienung, ich lasse mir Speise und Trank viel lieber von einem hübschen Mädchen bringen als von einem schwalbenschwänzigen Kellner; aber Das ist freilich ein großer Krebsschaden, daß in Norddeutschland die Kellnerin den Zweck hat, die Gäste anzulocken, festzuhalten und zu fleißigem Getränkekonsum zu verführen. Den selben Zweck haben auch manche andere Wirthshausinstitutionen, zum Beispiel ein großer Theil der Vereine, die dort tagen, und der Festlichkeiten, die veranstaltet werden. Nicht ohne Grund klagt man über die „Festseuche" und die „Vereinsmeierei". Der nothleidende Mittelstand wird daran immer nothleidender und der Arbeiterstand, der in der proletarischen Poesie am Hungertuche nagt und sich selber ermahnt: „An die Thüre pocht die Noth, bete kurz, denn Zeit ist Brot!", — dieser selbe Arbeiterstand fällt auf alle die Feste und Vereine hinein, die die Bieragenten arrangiren. Der Grubendirektor Dach in Alstaden bei Oberhausen schreibt aus reichster Erfahrung: „Die Schankwirthe sind gar zu erfinderisch in immer neuen Mitteln, den Arbeitern das Geld abzunehmen und sie zur Völlerei zu verleiten. Stets werden an dem Tage nach der Entlöhnung oder nach der Abschlagszahlung Festlichkeiten veranstaltet. Um einen Vorwand hierzu sind die Wirthe nicht verlegen. In jedem Dorfe bestehen Dutzende von Vereinen, deren Stiftungfeste nicht aufhören. Jeder Verein ladet sämmtliche andere Vereine des Ortes und der Umgebung zur Theilnahme ein. Neuerdings pflegen solche Feste zwei Tage zu dauern. Wirthe, die keinen in ihrem Lokal tagenden Verein haben, gründen selbst solche und strecken sogar unbemittelten Mitgliedern Geld vor, damit sie tüchtig mitfeiern und trinken können." Und wenn der Fabrikinspektor Kopf in Nürnberg meint, daß auf solche Weise fünfzehn bis zwanzig Prozent von dem Wochenverdienst der dortigen Arbeiter für Bier draufgehen, so rechnet der erwähnte Grubendirektor Dach seinen 800 Arbeitern vor, daß sie in einem Jahre 70 000 Mark allein dadurch einbüßen, daß sie wegen dieser Kneipereien Schichten versäumen; dazu kommt dann eine ähnliche Ausgabe in den Wirthschaften und für die Folgen.

Andere Mittelchen, mit denen manche der sogenannten Wirthe ihre Pflichten als Brauersklaven zu erfüllen suchen, haben einen komischen Anstrich. So verkauft ein görlitzer Wirth Bierkarten, die wie Eisenbahnfahrkarten aussehen und für je ein Glas Bier gegeben werden. Wer innerhalb eines Jahres die ersten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Prämie ein neues Fahrrad, der Zweite eine goldene Herrenuhr, der Dritte einen schwarzen Rockanzug nach Maß. In Hann.-Münden hat ein Wirth ein Bier-Abonnement eingeführt, an dem sich 1898 die Hälfte seiner Stammgäste betheiligten. Für die andere Hälfte und das Jahr 1899 hat er eine Bierprämie, bestehend in 500 Mark und einem Diplom, versprochen, die am Sylvesterabend ausgehändigt werden: „Je nach Wunsch des Empfängers wird sein Name verschwiegen oder mit rühmenden Worten der Oeffentlichkeit preisgegeben werden." In Jena haben manche Wirthe ein Roulettespiel eingerichtet, bei dem der Gewinner sechs Biermarken erhält, die er an Ort und Stelle abtrinken darf. Es kam vor, daß Leute während des Vogelschießens acht- bis zehnmal gewannen, also 48 bis 60 Glas Bier in diesen Tagen abzutrinken hatten. Die Förderung der Völlerei ist in Deutschland gesetzwidrig und würde deshalb von der Polizei nicht gelitten werden; hier handelt es sich also wohl nur um eine Förderung der Brauerei und ihrer vorhin geschilderten Hektoliterwuth. Es glaubt ja Mancher, der näher liegende Pflichten gern übersieht, einen Witz zu machen, wenn er sich als Mitglied des Vereines gegen Verarmung der Bierbrauer bezeichnet.

Am Stärksten ausgebildet ist das Plünderungsystem dieser verkommenen neuen Wirthe gegen ihre Lieferanten und gegen die Handwerker, denen sie hie und da eine Arbeit zuwenden. Mancher Geschäftsmann denkt, er dürfe es mit einigen Wirthen nicht verderben, und zecht deshalb, wo er mit seiner Zeit und seinem Gelde Besseres anfangen könnte; der Bäcker und der Metzger und so Mancher noch, der den Wirth zum Kunden und Fürsprecher haben will, muß sich erst Wochen lang bei ihm sehen lassen und ihm dann die Waare noch mit Rabatt liefern, was er dann an uns, seinen übrigen Kunden, wieder herausschlägt. Alljährlich versammelt der Wirth alle von ihm irgend abhängigen Geschäftsleute zu einem Karpfenschmause und Dergleichen, wobei sie natürlich bezahlen dürfen; der „Cigarrenonkel", der Weinreisende oder der Vertreter der Brauerei übernimmt freiwillig die Rolle des Animirgastes oder ein Wirth aus der Nachbarschaft thut es; und wenn die Stimmung angeregt wird, läßt dieser Fröhlichste von Allen „Sect anfahren" und nun dürfen die Anderen sich auch nicht lumpen lassen. „Plötzlich sieht sich der arme Handwerker, der daheim mit Weib und Kind mittags Kartoffeln und Leinöl speist, hinter der Sectflasche. Er würgt an jedem Tropfen, denn er überschlägt, was ihn der ‚Spaß' heute kostet, aber das Geschäft will es." (Corvey im „Volkswohl"). Wie erst die Getränke- und Cigarrenlieferanten bei diesen Wirthen fleißig zechen müssen, ist bekannt. Sie wissen sich finanziell natürlich schadlos zu halten, aber ihre Reisenden werden nebenbei leicht zu Säufern, wenn sie sich nicht Andere halten, die für sie trinken. Leid kann es uns aber doch thun um manchen kräftigen Bierkutscher, der mit vierzig Jahren ins Grab sinkt, weil er sich im Dienste dieses verrückten Systemes ein Fettherz ansaufen mußte. Hören wir nur, was die „Deutsche Destillateur-Zeitung" ihren Kunden, den Wirthen, für ein Zeugniß giebt: „Die Herren Gast- und

Schankwirthe sind geschäftlich nicht früher für unsere Reisenden zu sprechen, als bis Diese mit ihnen eine Flasche Wein und verschiedene Seidel getrunken haben. Sie provoziren diese Libationen durch die verschiedensten Mittel. Wenn es dann zu den Geschäften kommt, ist der Reisende gewöhnlich schon etwas angeheitert. Er quittirt über mehr, als er bekommen hat, versteht das Geld nicht mehr zu zählen. Die Kunden lassen sich dann auch manchmal die Rechnung quittiren, sagen, sie würden das Geld bald bringen, — und Beide vergessen dann, daß die Rechnungen nicht bezahlt wurden, obgleich der Reisende quittirt hat, und wenn er am anderen Morgen mit dem Brummschädel erwacht, weiß er sich nicht mehr zu entsinnen, ob er Geld bekommen hat und wie viel davon auf die Zeche draufgegangen ist. Am Gefährlichsten sind für unsere Reisenden die ‚Animirkneipen' mit weiblicher Bedienung, aber auch die solidesten Frauen und Töchter der Wirthe und die einwandfreiesten Kellnerinnen lächeln den Destillationreisenden viel freundlicher an, wenn er, wie sie es nennen, ‚anständig' verzehrt, als wenn er bei einem Glase Bier sitzen bleibt. In einem glogauer Falle wurde erwähnt, daß der angeklagte Destillationreisende die unterschlagenen Beträge mit lüderlichen Dirnen durchgebracht habe. Sicher geschah Das bei seinen Geschäftsbesuchen in den Lokalen ‚mit Bedienung von zarter Hand'." ... „Manches ist doch annähernd wahr", bemerkt zu diesen Anklagen ein Wirtheblatt.

Wer gedeiht nun eigentlich bei diesem korrumpirten und korrumpirenden System? Eine Anzahl Spekulanten und Dividendenmenschen, nicht aber die Wirthe. Sehr viel Geld fließt in ihre Kassen, aber wie viel davon mag wohl an den zweiten Erben kommen? Wo wir eine gedeihende Wirthefamilie kennen, die sich seit Jahrzehnten hindurch sehen lassen konnte, da gehört sie zu der alten Sorte der Wirthe, die ja noch nicht ganz ausgestorben ist. Der nie gedankenlose Goethe hat in Hermann und Dorothea einen Wirth und einen Wirthssohn verherrlicht; ob er es heute noch thäte? Einer meiner Großväter war ein Gastwirth, ich habe ihn nicht mehr gekannt, auch in der Kindheit nichts von ihm gehört. Aber vierzig Jahre nach seinem Tode erzählte ich einmal hundert Meilen weit von seinem Grabe, woher ich sei, und sogleich fing dann ein alter Mann in unserem Kreise an, meinen Großvater zu rühmen, der ihn nicht nur billig und gut verpflegt, sondern zugleich so gut berathen habe, daß er ihm noch jetzt dankbar sei. Das war eben noch ein rechter Wirth, Das heißt: ein Vater und König des ihm eigenen Hauses, ein Patriarch über seine Schutzbefohlenen. Der rechte Wirth ist für sein Gebiet, was der Kapitän für das Schiff und der König für das Land sein soll; früher gab es ja auch für den König die Umschreibung: „Wirth des Landes". Von den heutzutage mit der Schankkonzession versehenen Menschen verdient nicht der dritte Theil den Ehrennamen „Wirth" und ihre Lokale sind keine Wirthshäuser, sondern Getränke-Agenturen. Was aus diesen Wirthen häufig wird, sagt uns ein Satz von Trefz: „So kommt es, daß unter je 25 Kanalarbeitern, Fiakern, Ausgehern oder Packträgern in München sich zum Mindesten ein verdorbener Wirth befindet."

Noch miserabler als die Wirthe sind vielleicht ihre Mitarbeiter daran. Kaum ein Stand hat so wenig Herz für seine Gehilfen wie der Wirthestand. Das soll natürlich nur als Regel mit manchen Ausnahmen gelten. Freilich sind die Einnahmen ihrer Bediensteten nicht schlecht; ein Kellner nimmt viel mehr ein

als ein Ladendiener, eine Kellnerin ganz erheblich mehr als ein Dienstmädchen. Aber die Form der Einnahme ist erniedrigend, verderblich für den Charakter; die Arbeitzeit ist zu lang, ihre Behausung ungenügend, ihre Gesundheit wird ruinirt. Die Reichskommission für Arbeiterstatistik hat sich im November 1898 mit diesen Dingen beschäftigt. Bei 53,3 vom Hundert der befragten Betriebe dauert die Arbeitzeit länger als 14 bis 16 Stunden, bei 29,8 länger als 16 bis 18, bei 12,7 länger als 12 bis 14, bei 2,7 : 12 Stunden und weniger, — und bei 1,5 noch länger als 18 Stunden. In dieser Dienstzeit sind natürlich Pausen, unregelmäßige Viertelstunden, die aber eine wirkliche Ruhezeit nicht ersetzen. Die unglücklichen Kellnerlehrlinge arbeiten bei 39 vom Hundert der Wirthschaften eben so lange wie die Erwachsenen, bei 41 kürzere, bei 20 noch längere Zeit. Einen bestimmten, aber ganz geringen, mehr scheinbaren Lohn erhalten 82,5 vom Hundert der Kellner, 74,8 der Oberkellner und 79 der Kellnerinnen, die Uebrigen sind auf die Trinkgelder angewiesen. Die Frage, ob dieses Trinkgeldsystem dem Kellnerstand schädlich sei, haben von 25 Wirthe-Vereinen 11 bejaht, 14 verneint, von 26 Kellnervereinen 25 bejaht, 1 verneint.

Die Befragung der Reichskommission ergab, daß die Arbeitgeber für das Wohl ihrer Leute erschrecklich wenig Interesse haben. Sie treiben Raubbau und überlassen es einfach den Arbeitern, zuzusehen, wie sie die oft hochgespannten Anforderungen des Dienstes mit ihrem Ruhebedürfniß in Einklang bringen. Barbarisch ist, daß die Kellner, auch wenn sie nichts zu thun haben, sich nicht setzen dürfen, so lange Gäste da sind. Der Kellner, der genug Ruhe haben will, muß sich gewöhnen, im Stehen und mit offenen Augen zu schlafen.

Diese bösen Verhältnisse treten auch in der Sterblichkeitstatistik hervor, die das preußische Statistische Bureau bekannt gegeben hat. Schon die Prinzipale bieten in dieser Hinsicht ein böses Bild, denn neben 1617 Sterbefällen an Altersschwäche stehen da 1821 Fälle von Schlagfluß, 308 von Säuferwahnsinn, 501 von Selbstmord, 315 von Verunglückung. Sehen wir die jungen Kellner an, die schon zwischen 15 und 20 Jahren sterben müssen, so erliegen 400 vom Tausend der Tuberkulose, 79 dem Typhus, 116 enden durch Selbstmord. Bei den späteren Altersklassen steigt die Tuberkulose allmählich auf 633 unter 1000 Todesfällen, der Selbstmord nimmt etwas ab, bleibt aber mit 89 und 64 pro Mille noch sehr erheblich über dem Durchschnitt.

Eben so böse ist die Krankheitstatistik der Wirthschaftbediensteten. In der berliner Ortskrankenkasse der Gastwirthe kamen 1895 auf die männlichen Mitglieder 27 Krankheitstage, auf die weiblichen 28, während der Reichsdurchschnitt für alle Berufe nur 17 Tage ist. Sehr häufig sind die Geschlechtskrankheiten der Kellnerinnen und an Ansteckungsgefährlichkeit übertreffen sie die eingeschriebenen Dirnen, die bald kurirt werden, während Jene sich allzu lange hinschleppen.

Ein besonders wunder Punkt in diesen Arbeitverhältnissen, der die hohen Einnahmen der Kellner und Kellnerinnen empfindlich verkleinert, ist dann noch das Stellenvermittelungwesen. Es fehlt mir hier an Platz, dieses raffinirte Ausbeutungsystem zu schildern; ich will nur über die Verhandlungen des hamburger Gewerbegerichtes vom dritten Juli 1899 aus einem Wirthsblatte, dem „Norddeutschen Gastwirth“, einige Zeilen ausschreiben: „Auf eine Bemerkung des Beklagten (des Cafétiers Diwischowski), daß er ohne den Agenten doch kein Personal habe

bekommen können, betonte der Vorsitzende des Gerichtes, daß in keinem Gewerbe das Agentenwesen so vorherrsche wie im Gastwirthsgewerbe. Wenn alle Gewerbe das Gericht so in Anspruch nehmen würden, so müßte Hamburg noch sechs Gewerbegerichte haben, denn 50 Prozent aller Klagesachen beträfen die Gastwirthe; in den meisten Fällen hätten die Gastwirthe selbst Schuld an den üblen Zuständen." In München beziehen sich auf die Wirthschaften 30 bis 32 Prozent aller Klageansprüche vor dem Gewerbegericht, obgleich sie nach der Zahl ihrer Beschäftigten kaum ein Zwölftel ausmachen sollten. Einige Angaben über die Kellnerinnenagenturen seien dem „Berliner Tageblatt" entnommen. Danach bezieht der Agent, der aus Ostpreußen, Posen oder Oberschlesien ein Mädchen für eine berliner Animirkneipe liefert, 10 bis 50 und mehr Mark als Vermittlerprovision; und oft macht er hundert solche „Abschlüsse" im Monat. Der berliner Platzagent bezieht nicht so viel, aber er erhebt seinen Tribut von 10 bis 15 Mark desto öfter. Einer statistischen Erhebung, die vor mehreren Jahren in Berlin stattgefunden hat, entnehme ich folgende Stelle: „In welchem kaum glaublichen Umfange die Agenten den Stellenwucher betreiben, davon giebt ein anschauliches Bild die Thatsache, daß unter 1108 Kellnerinnen 732 in mehr als sechs Stellungen jährlich konditionirt haben. Darunter waren wieder 200, die über mehr als zehnmal im Jahre die Stelle wechselten, und 63, die es jährlich zu 20 und mehr Stellenwechseln brachten. Daß eine Kellnerin ein halbes Jahr und darüber in der selben Stelle bleibt, ist ein überaus seltener Fall. Möge an dem häufigen Stellenwechsel auch die Unbeständigkeit der Mädchen manchmal die Schuld tragen, zum weitaus größten Theil wird er doch durch die Agenten herbeigeführt."

Der Inhaber einer ostdeutschen Kellnerinnenagentur sagt:

„Das Geschäft ist sehr einfach, eine zeitraubende Korrespondenz wird nie geführt, die Abschlüsse erledigen sich meist auf dem Drahtwege. Da heißt es einfach: ‚Gewünscht 1, 2 oder 3 Kisten.' Oder es wird depeschirt: ‚Mittelstarke, starke, schwache oder dicke Kiste senden'; ferner: ‚Feine, elegante Kiste nöthig.' Kisten sind nämlich in unserer Geschäftssprache Kellnerinnen. Eine feine, elegante Kiste ist eine ‚chike' Kellnerin mit eleganter Toilette. Für den Osten werden auch noch Doppelkisten verlangt und Niemand außer den Betheiligten ahnt, daß diese Doppelkiste eine Kellnerin ist, die deutsch und polnisch spricht. Eben so giebt es ‚faule Kisten'. Das sind Kellerinnen, die nicht oder schlecht zu ‚animiren' verstehen."

Aber was geht das Alles uns an, die wir nicht Wirthe oder Kellner sind? Das ist ja in vielen Gebieten so, daß der Großbetrieb und das kapitalistische Wesen an die Stelle der gemüthlichen Kleinbürgerei treten, und oft hat der Konsument den Vortheil davon.

Gut! Uns Gäste kümmert nicht das Wirthshaus, sondern das Gasthaus. Möge es gehören, wem es wolle, wenn es nur ein den Gästen gewidmetes, zu ihrem Wohle bestimmtes Haus ist. Aber ich habe schon gezeigt und angedeutet, daß die moderne Kneipe weder dem Wirth und seinen Gehilfen noch den Gästen Segen bringt, sondern in erster Linie dem Bierabsatz, dem Gewinn der Spekulanten, den Interessen des Großkapitalismus gewidmet ist. Wirkliche Gasthäuser müßten ganz anders aussehen; Restaurationen, die ihren Namen verdienen,

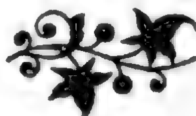
zur Erholung, Kräftigung und Erfrischung der Menschen bestimmt, dürften nicht Betäubung, physische und sittliche Schwächung und Entartung zur Folge haben.

Wir sind so an das Schlechte gewöhnt, daß wir uns ein wirklich gutes Gasthaus nur mit Anstrengung der Phantasie ausmalen können. Auf welche Gäste müßte es zuerst eingerichtet sein? Doch auf solche, die einkehren müssen, und Das sind nicht die Schöppler aus der Nachbarschaft, sondern die Ortsfremden, die Touristen, die Radfahrer, die auf dem Ausflug begriffenen Schulkinder, die Arbeiter, Angestellten und Geschäftsleute, die zu kleinen Mahlzeiten und Ruhezeiten nicht nach Hause gehen können. Und was soll das Gasthaus diesen und allen Gästen in erster Linie bieten? „Bier“, ist jetzt die thatsächliche Antwort, vernünftiger Weise aber sollte sie lauten: einen möglichst guten Ersatz des Heims. Ich komme als Radler müde und heiß zu einem Hause, das sich mir als „Gasthaus“, Das heißt: als mein Haus, anbietet; es ist Vormittags um elf; um drei möchte ich weiter fahren. Was würde ich daheim thun? Ich ginge in mein Schlafzimmer und hätte eine erfrischende Abwaschung, bürstete meine Kleider ab, setzte mich dann in ein kühles Zimmer, plauderte oder läse die Zeitung. Dann würde ich ein einfaches Mittagsmahl haben, zwei Gänge oder auch nur einen; vorher hätte ich meinen Durst mit Wasser gelöscht, zum Essen tränke ich nichts, denn ich liebe es nicht und halte es nicht für zuträglich. Dann, weil es ein heißer Tag ist und ich schon lange auf der Fahrt bin, ein Stündchen Mittagsschlaf auf dem Sofa einer stillen Stube und danach eine Tasse Kaffee. So daheim. Und wenn das angebliche Gasthaus wirklich eins wäre, würde es mir gastlich Das bieten, was mir zu meinem Behagen dient. Aber auf die Waschung verzichte ich gleich, denn Das giebt nur Umstände und erstaunte Gesichter; diese Art der „Restauration“ ist zwar sehr praktisch und angenehm, aber sie paßt nicht in die „Restauration“, in der ich mich befinde. „Ein Helles?“ fragt der Kellner, nachdem ich mich kaum gesetzt habe. Ich hasse das Zeug, aber das Selterswasser begehre ich auch nicht und es kostet doppelt so viel; möchte ich mir aber eine Citronenlimonade selbst bereiten, so ist entweder keine Citrone da oder der Scherz stellt sich auf 45 Pfennige. „Kann ich kalte gekochte Milch haben?“ frage ich den Kellner; er verschwindet in die Küche und bedauert dann sehr, daß gerade keine da ist. „Also ein Glas Bier.“ Nun tritt der Wirth hinzu und begrüßt mich mit erheblich mehr Ehrerbietung, als ich verdiene. „Fürchten Sie nicht, daß Sie sich mit dem kalten Bier den Magen erkälten?“ erkundigt er sich gütigst, da ich so erhitzt aussehe. Ich weiß schon, ich soll einen Cognac vorher trinken, aber ich belehre ihn lieber, daß ein Bissen Brot die selbe Kraft hat; freilich vergißt er Das bald wieder. Endlich wird es Zeit zum Essen, aber in diesem vornehmen Hause esse ich nicht wie gewöhnliche Bürgersleute, sondern ich „speise table d'hôte.“ Die Suppe ist bei uns zu Hause nicht so versalzen, aber ich weiß schon, warum sie es hier sein muß. Mir wird eine Weinkarte vor die Augen gehalten, damit ich nicht wähne, für eine Mark fünfzig Pfennige könnte ich ein Mittagessen haben. Und so reiht sich ein Scherz an den anderen; und erst, wenn ich ein paar Stunden später mich am Waldsaume ins Gras strecke und ein paar Aepfel verzehre, die ich in der Tasche mitnahm, wird mir wieder richtig wohl. Aber da fallen mir die hundert Schulkinder ein, die ich mit ihren Lehrern in einem Wirthsgarten am Flusse sah; ihre dünnen, schlechten Kleider sprechen von Armuth und ihre schwerfälligen

Bewegungen von allzu früher Haus- und Feldarbeit. Dennoch hatten sie einen Groschen oder zwei mitbekommen und nun liefen sie und kauften sich dafür Bier, natürlich Lagerbier, denn die alten leichten und süßen Biere sind ja längst ausgestorben. Das Bier macht sie müde und steigt ihnen in den Kopf, aber was sollen sie sich da sonst kaufen? Ja, wäre ein wirklicher Wirth da, dann rührte er aus frischem Brunnenwasser, Zucker und Himbeersaft sogleich ein paar Eimer Limonade zusammen und sagte: „So, Kinder, Das ist gut für Euch!“ Ich habe noch von einem Wirth die Sage gehört, er habe drei jungen, eben konfirmirten Bengeln, die sich frech drei Seidel Lagerbier bestellten, stillschweigend drei große Schoppen Milch vorgesetzt. Wo giebt es jetzt noch solche Wirthe? Andreas Hofer soll auch ein Wirth gewesen sein: was er wohl zu den Brauerknechten sagen würde, die seine Nachfolger wurden? Und was zu ihren Produkten? Da gingen aus seiner Heimath neulich neun Burschen zur Gestellung und kein einziger war brauchbar: vor Freude setzten sie sich hin und tranken an jenem Tage dreiundfünfzig Liter Wein. Da versteht man, daß der wackere Rosegger heftig wird, wenn er sieht, daß die Deutschen weniger nüchtern sind als die Italiener, Czechen und andere Slaven, die mit ihnen ringen. „Wenn heute ein neuer Hermann aufstünde“, schreibt er, „mit der heiligen Absicht, das deutsche Volk wiederherzustellen, zu kräftigen, großzumachen: die Auerochsenhörner dürfte er nicht mehr hervorsuchen, im gegohrenen Saft der Gerste dürfte er Germaniens Heil nicht erblicken. Der neue Hermann müßte jeden Burschen, der über Durst klagt und ein Sauflied gröhlt, auf die Bank legen und mit einem hübsch zähen Buchstaben ihm auf die Abachseite schreiben lassen: Lump, wenn Du Durst hast, so trink Wasser!“

Und tausend andere unserer edelsten Geister klagen eben so über die Biersumpferei, die bei uns herrscht, über die Verbierung der Leiber und Seelen. Ich habe eine wichtige Ursache gezeigt. Die Brauer wollen, daß die Deutschen immer mehr Bier trinken — in einer ihrer Zeitschriften waren vor einem halben Dutzend Jahren 200 Liter pro Kopf als Ziel genannt —, und sie erreichen ihren Willen. Man bedenke: damit diese Durchschnittszahl nur um einen Liter steige, müssen 52 Millionen Liter mehr getrunken werden. Um 1880 herum tranken wir im Reiche 82 bis 87 Liter pro Kopf und Jahr, 1895 schon 107, 1896: 116 und 1897 sind es 123 Liter geworden. Die Brauer haben ihren Willen, die Spekulanten auch, — und Dumme sind immer noch ausreichend für ihre Zwecke vorhanden.

Weimar. Dr. Wilhelm Bode.



Der angeräucherte Yankee.

In einem Lande, das so viele Lichtseiten aufweist wie Amerika, muß es auch viele Schattenseiten geben. Eine der dunkelsten ist der Neger. Er ist ein Stiefkind des guten Onkel Sam, gerade wie der Indianer. Aber während

die rothen Kinder „im Aussterben begriffen sind," wie man ihre Vernichtung wohlklingender zu bezeichnen pflegt, und nur noch etwa 250000 Köpfe zählen, gedeihen die schwarzen Kinder vortrefflich und mehren sich so gewaltig, daß sie heute bereits auf ungefähr acht Millionen angewachsen sind. Und Das verursacht Onkel Sam schwere Sorge. Er fürchtet, daß die schwarze Rasse dereinst die weiße völlig verdrängen werde; nicht im Norden, wohl aber in den sechzehn Süd-Staaten, von Delaware, Maryland und Virginia bis herunter nach Florida, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas. Von da, wo vor Zeiten die alte Plantagenherrlichkeit mit ihrer Negersklaverei blühte, droht die Gefahr. Dort ist noch heute die Heimath der Schwarzen oder ihrer heller gefärbten Nachkommen. „Colored people" (Farbige) ist die anständige Bezeichnung der Rasse, „nigger" nennt sie der Weiße, wenn er ein Schimpfwort gebrauchen will. Daneben giebt es noch eine Anzahl scherzhafter Titel für den Neger. Man nennt ihn z. B. „coon," eine Abkürzung für „raccoon" (Waschbär). Der Waschbär, eine harmlose, kleine Bärenart in Amerika, gilt nämlich unter den Schwarzen als ein Leckerbissen und dieser sonderbare Geschmack hat ihnen den Spitznamen eingetragen. Noch drolliger ist die Bezeichnung des Negers als „the smoked Yankee": der angeräucherte Yankee.

Der Amerikaner macht zahlreiche Unterschiede. Unter einem Neger versteht er den Schwarzen von völlig unvermischter Rasse, das Kind, das aus der Ehe eines Schwarzen und einer Schwarzen hervorgegangen ist. Das Kind aus einer Mischehe zwischen einem Weißen und einer Schwarzen, das gewöhnlich eine hellere Hautfarbe zeigt, nennt er Mulatte. Wiederum das Kind aus einer Ehe zwischen einer Mulattin und einem Weißen ist ein Quadrone, das Kind aus einer Ehe zwischen Quadronen und Weißen ein Oktorone und so fort. In Louisiana wird der eingeborene Neger zum Unterschied von einem aus Afrika herübergebrachten Neger häufig ein Kreole genannt. Im Allgemeinen jedoch werden so nur die in Louisiana seßhaften Amerikaner genannt, die von den früheren französischen und spanischen Ansiedlern Louisianas abstammen. Sie sind stolz auf diese Abstammung und betrachten sich gesellschaftlich als die Aristokraten, die angelsächsischen Eindringlinge dagegen als Plebejer.

So paradiesisch an sich der Süden der Vereinigten Staaten ist, so unbehaglich sind durch das stetige Anwachsen der schwarzen Rasse die Zustände dort geworden. Es scheint, daß Schwarz und Weiß einen unversöhnlichen Gegensatz bilden. Der angelsächsische Amerikaner haßt den schwarzen Mitbürger nicht nur, er verachtet ihn auch, — und zwar ganz besonders im Süden, wo die Befreiung der Neger durch Abraham Lincoln noch heute als einer der größten politischen Fehler gilt. Sie hat zahllose Plantagenbesitzer und andere Leute geschäftlich ruinirt und der Ruin dieser Leute wurde durch den Bürgerkrieg und die Niederlage des Südens besiegelt. Der Südländer hält hartnäckig an der Ansicht fest, daß der Schwarze unfähig zum Mitregiren sei und durch Mißbrauch seiner Freiheit Staat und Gesellschaft gefährde. Es ist der alte Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, der in den eigenartigen amerikanischen Verhältnissen hervortreten mußte. Die Theorie, daß das freiste Land der Welt keine Sklaven dulden kann, erkennt der Amerikaner bereitwillig an. Folglich mußten die Schwarzen befreit werden. Einmal frei, mußten sie auch volle bürgerliche Gleich-

berechtigung erhalten. Die bürgerliche Gleichstellung involvirte in erster Linie Gewährung des Stimmrechtes und Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern. Damit trat dann aber sofort die praktische Seite der Frage in den Vordergrund. Der weiße Mitbürger im Süden behauptet, der Schwarze sei zur Verwendung in öffentlichen Aemtern und zum Mitregiren irgend welcher Art in Folge seiner zurückgebliebenen moralischen und geistigen Entwickelung unfähig. Noch mehr: weil der Schwarze früher „nur" ein Sklave gewesen sei, dürfe er nicht über den ehemaligen Herrn herrschen, jetzt nicht und in alle Ewigkeit nicht. Das sei etwas Beschämendes und Erniedrigendes für den Weißen. Dazu tritt ein eigenthümliches Argument von nicht geringer Bedeutung: die den männlichen Schwarzen zugeschriebene Neigung zu unmoralischen Ausschreitungen gegenüber weißen Frauen. Schon jetzt sei die weiße Frau auf der Straße nur sicher, so lange der Schwarze wisse, daß er unerbittlich jedes unsittliche Attentat mit dem Leben büßen muß. Das geschieht nicht im Wege des staatlichen Gerichtsverfahrens, sondern mit Hilfe der summarischen Lynchjustiz. So sehr der Europäer geneigt ist, sie als barbarisch und einer civilisirten Nation unwürdig zu verdammen: der Amerikaner sieht sie mit anderen Augen an. Da jeder einzelne Amerikaner sich als einen Souverain betrachtet, hält er sich auch für berechtigt, in gewissen Fällen selbst Gerechtigkeit zu üben. Diese Auffassung vertritt er auch nicht nur dem Neger gegenüber. Im Osten und Westen ist Lynchjustiz auch an Weißen vollstreckt worden. Mir haben gebildete Südländer mehr als einmal gesagt, daß diese Volksjustiz den Negern gegenüber in gewissen Fällen unentbehrlich sei. Das gewöhnliche Prozeßverfahren ist überall in Amerika umständlich und bietet dem Angeklagten, der einen geriebenen Advokaten hat, hundert Löcher zum Entschlüpfen. Im Süden ist die Gerichtsbarkeit noch dazu besonders mangelhaft. Das ordentliche Prozeßverfahren hat daher für den Neger keine Schrecken. Nur Eins fürchtet er wie den Gottseibeiuns: die schnelle und grausame Prozessirung durch die aufgeregte Volksmenge, — die Gewißheit, daß er kaum zwei Stunden nach dem Attentat auf eine weiße Frau von hundert Kugeln durchbohrt ist oder an einem Baume hängt. Das mag, so erklärte mir der Südländer, in der Theorie ungesetzlich und strafbar sein; in der Praxis ist es das einzig Richtige. Auch theilt der ganze Süden diese Auffassung, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß sich an den Lynchgerichten die angesehensten Bürger betheiligen. Ist das Trauerspiel zu Ende, so kommt das staatliche Gericht und sucht die Lyncher zur Verantwortung zu ziehen. Dann hat aber Niemand Etwas gesehen, Niemand Etwas gehört und das Verdikt der Behörde lautet gewöhnlich: „Der Schwarze ist ums in Folge unbekannter Umstände Leben gekommen." Damit ist die Sache abgethan. Und dieses schwarze Scheusal, so fragt der weiße Südländer, das nur durch solche Mittel abgehalten werden kann, über unsere Frauen und Töchter herzufallen, soll mitregiren dürfen? Niemals!

Es liegt auf der Hand, daß dieser schreiende Gegensatz zwischen Theorie und Praxis zu ernsten Konflikten führen mußte. Der Schwarze ist ein freie Bürger wie jeder andere Amerikaner. Er konnte also das Stimmrecht ausüben und, wenn er wollte, auch seinen eigenen Stammesgenossen wählen. Doch Das durfte er nicht, unter keinen Umständen, oder es kam zu Mord und Totschlag. In der Regel wußte der Schwarze nur zu gut, was ihm bevorstand, wenn er

sich einfallen ließ, seine bürgerlichen Rechte wirklich auszuüben. Also zog er es meistens vor, nicht zu stimmen und das Wählen völlig dem weißen Bruder zu überlassen. Dann herrschte, abgesehen von den gelegentlichen Exekutionen Schwarzer durch die Lynchjustiz, ein wahrhaft idyllisches Verhältniß zwischen den beiden Rassen. Aber manchmal wollte der Schwarze durchaus nicht auf seine ihm von der Konstitution verbrieften Rechte verzichten oder er war von den weißen Republikanern zur Wahlbetheiligung verführt worden. In jedem Fall kam es dann zum Blutvergießen.

Diese politische Freundschaft zwischen weißen Republikanern und Schwarzen ist neben dem Rassenmoment das zweite entscheidende Moment in der Negerfrage. Die Schwarzen im Süden sind stets Republikaner, noch von der Zeit her, da die republikanische Partei und Präsident Lincoln ihnen die Freiheit gaben. Stimmen sie aus Dankbarkeit unentwegt republikanisch, so stimmen die Weißen im Süden vorwiegend demokratisch, schon, um mit den Schwarzen nicht aus einer Schüssel zu essen. Zu der ursprünglichen Rassenfeindschaft gesellt sich also im Süden noch eine politische. Die weißen Republikaner sind in der Minderheit und bedienen sich unter Umständen der schwarzen Parteigenossen als Stimmvieh.

Erst vor einem Jahre (im November 1898) haben diese absonderlichen Verhältnisse in Nord- und Süd-Carolina, die getrennte Staaten sind, zu verhängnißvollen Zusammenstößen geführt. In beiden Staaten ist die schwarze Bevölkerung ungemein zahlreich. In Nord-Carolina wohnen ungefähr 1055000 Weiße und ungefähr 570000 Schwarze, in Süd-Carolina überwiegt sogar die schwarze Rasse mit 700000 Köpfen gegenüber 470000 Weißen.

Der Schauplatz des Dramas in Nord-Carolina war die Stadt Wilmington. Aus Dankbarkeit für geleistete Parteidienste hatte dort der republikanische Gouverneur einigen Schwarzen kleine Aemter verliehen. Einige von ihnen waren Stadtverordnete oder in sonstigen städtischen Stellungen, zum Beispiel als Postbeamte, Feuerwehrleute und Polizisten. Die weißen Bewohner von Wilmington, nicht blos die Demokraten, waren von diesen Verhältnissen wenig erbaut. Sie beschuldigten die schwarzen Beamten der Unfähigkeit und Faulheit. Den schwarzen Polizisten wurde vorgeworfen, daß sie Leute auf der Straße insultirten, vor Allem weiße Frauen und Mädchen, und nicht auf ihren Posten wären, so daß Diebstähle und schlimmere Verbrechen überhandnähmen. Besondere Erbitterung herrschte gegen den schwarzen Redakteur eines republikanischen Blattes, der darin die Moral der weißen Frauen angegriffen hatte. Immer stärker wurden die Leidenschaften erregt und die Weißen beschlossen, bei der nächsten Staatswahl der Geschichte ein Ende zu machen. Sie bewaffneten sich mit Winchesters, kauften Munition und erklärten kurz vor der Wahl, die Schwarzen unter allen Umständen am Stimmen und am Erreichen weiteren Einflusses verhindern zu wollen, koste es, was es wolle. Die offene Drohung erschreckte den Gouverneur des Staates Daniel L. Russell so sehr, daß er, um Blutvergießen zu verhindern, die republikanischen Kandidaturen, die sich auf Negerstimmen stützten, zurückzog und den weißen Demokraten das Feld räumte. Die Wahlen verliefen daher noch ruhig; da keine Republikaner kandidirten, konnten die Schwarzen auch nicht für ihre Freunde stimmen. Aber der angehäufte Zündstoff explodirte doch. Die Meisten waren dafür, jetzt ein für alle Mal reinen Tisch zu machen, darunter

auch viele weiße Republikaner, bei denen das Rassenvorurtheil stärker war als die politischen Beweggründe. In einer Massenversammlung beschlossen die Weißen, alle schwarzen Inhaber von Aemtern und gewisse weiße republikanische Beamte, die ihre Erwählung den Schwarzen verdankten, aufzufordern, sofort ihre Entlassung zu nehmen und Nord-Carolina zu verlassen. Ein Ausschuß wurde ernannt und richtete an die weißen und schwarzen Republikaner, Bürgermeister u. s. w. die Aufforderung, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen. Inzwischen hatten auch die Schwarzen, die wußten, was ihnen bevorstand, zu den Winchesters gegriffen. Wer den ersten Schuß abfeuerte, ist natürlich nicht zu ermitteln. Wie ein Wirbelsturm fegte der Kampf über Wilmington hinweg, eben so verderblich wie rasch beendigt. Fünfzehn Schwarze wurden auf der Straße erschossen, eine Unmenge schwer oder leicht verwundet.

Der Gouverneur Russell, der zufällig auf der Eisenbahn durch die Gegend fuhr, wurde auf einer Station angehalten, aus dem Wagen geholt und beinahe gehängt, denn die wüthende Menge sah in ihm den Hauptschuldigen. Das Bureau des mißliebigen schwarzen Redakteurs wurde in Brand gesteckt. Selbst Geistliche paradirten mit der Winchesterbüchse auf der Schulter in den Straßen, um nicht schutzlos zu sein und um die Ordnung gegenüber zu Plünderung neigendem Pöbel aufrechtzuerhalten.

In wenigen Stunden, wie gesagt, war Alles vorbei. Die bedrohten Beamten hatten bei Zeiten die Flucht ergriffen. An ihrer Stelle wurden weiße Demokraten erwählt. Der neue Bürgermeister sagte den zu Tode geängsteten Schwarzen Schutz zu und sie kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, — mit dem ehrlichen Vorsatz, sich vor der Hand jeglichen Versuches zu enthalten, ihr Stimmrecht auszuüben und an der Regirung Theil zu nehmen. Die Rassenfrage, von den bösen weißen Republikanern aufgerollt, war in Nord-Carolina beantwortet und die allgemeine Gemüthlichkeit wieder hergestellt.

Fast zu der selben Zeit brach der Konflikt im benachbarten Süd-Carolina aus. Wie ich vorausschickte, ist die schwarze Bevölkerung dort bedeutend stärker als die weiße. Das hatte schon früher zu unliebsamen Vorgängen geführt, weil auch in Süd-Carolina die schwarzen Republikaner von der Minorität der weißen Republikaner als Stimmvieh benutzt worden waren. Um Rassenkämpfen vorzubeugen, hatte man darauf zu einem Mittel gegriffen, das nicht mehr und nicht weniger als eine Vergewaltigung der Schwarzen war. Das Gesetz erklärte alle Personen für stimmberechtigt, die ein Vermögen von mindestens dreihundert Dollars besaßen und lesen und schreiben konnten. Dadurch waren die Schwarzen nahezu entrechtet, denn sie sind meist arme Teufel, die weder lesen noch schreiben. Von 145 000 stimmfähigen Schwarzen in Süd-Carolina waren nur 14 000 stimmberechtigt, von den 100 000 stimmfähigen Weißen dagegen 92 000. So schlau ersonnen diese Entrechtung aber war: auch die 14 000 schwarzen Wähler erschienen der weißen republikanischen Minorität zu politischer Ausnutzung noch gut genug. Und gerade wie in Nord-Carolina entwickelte sich der Kampf, der aus politischen Beweggründen entstand, blitzschnell zu einem allgemeinen Rassenkampf gegen die Schwarzen, an dem schließlich die Weißen ohne Unterschied der Partei Theil nahmen. In Süd-Carolina sind die Tolberts die angesehenste weiße Familie, reiche, von Charakter ehrenwerthe Leute und Führer der dortigen weißen Re-

publikaner. Einer von ihnen, Robert Tolbert, wünschte, in den Kongreß gewählt zu werden, und hatte den Schwarzen das Versprechen abgenommen, für ihn zu stimmen. Ganz in der Stille griff Alles zu den Winchesters. Die Wahl sollte in dem Oertchen Phoenix stattfinden. Ungeachtet aller Warnungen begaben sich die Schwarzen zur Wahlurne, denn ihr Selbstgefühl und ihre Eitelkeit waren durch das tapfere Verhalten der schwarzen Freiwilligenregimenter bei der Einnahme von Santiago mächtig gehoben. Die weißen Republikaner hatten ihnen damit gewaltig geschmeichelt und sie hielten sich für eine Rasse von geborenen Kriegern. Als sie nun an die Wahlurne in Phoenix traten, um ihre Stimmen für Robert Tolbert abzugeben, wurden sie, Einer nach dem Anderen, zurückgewiesen. Das ärgerte einen weißen Republikaner namens Etheridge, einen angesehenen Mann, und er griff den Wahlvorstand mit heftigen Worten an. Ein Streit folgte, in dem Etheridge erschossen und ein Sohn Tolberts schwer verwundet wurde. Das war das Signal zu einer Negerjagd, die drei Tage dauerte. Acht Neger und ein Weißer wurden erschossen, zahlreiche Neger und Weiße verwundet. Die Schwarzen flohen in die Sümpfe und Wälder. Aber auch gegen die Tolberts richtete sich der allgemeine Grimm. Das Haupt der Familie, Major Thomas Tolbert, wurde auf der Landstraße durch Büchsenschüsse verwundet und rettete sich nur mühsam, die übrigen Familienmitglieder flüchteten über die Grenze. In einer Massenversammlung wurde den Tolberts Niederbrennen ihrer Wohnungen und der Tod angekündet, falls sie sich jemals einfallen ließen, wieder zurückzukehren, — und damit war auch für Süd-Carolina die Rassenfrage erledigt. Den Schwarzen war mehr deutlich als brüderlich zu verstehen gegeben, daß sie zwar in der Theorie die gleichen Rechte wie die Weißen hätten, aber nicht in der Praxis. Den Gouverneuren der einzelnen Staaten ist bei derartigen Vorkommnissen vorgeschrieben, die Miliz aufzubieten und den gesetzlichen Zustand mit Gewalt herzustellen. Aber der Gouverneur von Nord-Carolina war froh, daß man ihn nicht gehängt hatte, und der Gouverneur von Süd-Carolina hatte erst recht keine Lust, sich der selben Gefahr auszusetzen. Nur wenn es sich um wehrlose ausständige Arbeiter handelt, finden amerikanische Gouverneure den Muth, die Miliz aufzubieten.

Also: die Ansicht, daß der Neger bürgerlich unfrei bleiben müsse, herrscht im Süden allgemein. Senator Tillman, der Süd-Carolina im Bundessenat zu Washington vertritt, erklärte nach den Schreckenstagen von Wilmington und Phoenix einem Interviewer mit cynischer Offenheit: „Die Weißen müssen im Süden herrschen, die Schwarzen sich unterordnen. Niemals werden ihnen die Weißen gestatten, über sie zu herrschen oder auch nur mitzuherrschen. Wenn sich die Schwarzen damit zufrieden geben und sich anständig benehmen, werden sie von uns stets wohlwollend behandelt werden.“ Im Uebrigen machte auch er für die traurigen Vorkommnisse in Nord- und Süd-Carolina die weißen Republikaner verantwortlich, die sich seiner Ansicht nach schämen müßten, den Schwarzen politisch auszunützen.

Leider ist damit die Frage nicht aus der Welt geschafft. Die Beantwortung ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Tillman und andere Südländer gehen von der Voraussetzung aus, daß der Schwarze für alle Ewigkeit ein Amerikaner zweiten Ranges bleiben wird, ein großes unmündiges Kind, das wohl im Zim-

mer mit den Eltern sein, aber nicht am Tisch sitzen und nicht die selben Gerichte essen darf wie Papa und Mama. Aber wird sich der Neger Das immer und ewig gefallen lassen? Im Westen und Osten giebt es keine Rassenfrage, weil die Schwarzen dort nicht so zahlreich sind wie im Süden und von keiner politischen Partei als Werkzeug benutzt werden. Man läßt sie dort ruhig stimmen, für wen sie Lust haben, aber auch im Osten giebt es Leute, und sogar sehr gebildete Leute, die an der Zukunft der Schwarzen verzweifeln. Zu verwundern ist Das nicht. Der Schwarze ist von Natur faul, unehrlich und wenig intelligent. Ein Negerheim und ein Negerdorf im Süden oder wo sonst sind der Inbegriff allen Schmutzes, aller Verwahrlosung und aller Armuth. Der Ehrgeiz scheint unter den Charakterzügen des Negers zu fehlen. Wenn er Ehrgeiz besitzt, so ist es nur der, Hühner, Wassermelonen und dem lieben Herrgott den Tag zu stehlen. Kann er dazu noch singen und seine „Buck-Dances" (Bucks werden die jungen Neger genannt) tanzen, so ist er glücklich. Er bringt es in seinem Beruf selten über den Kutscher, Kellner, Stiefelputzer, Straßenfeger, Hausbedienten oder Schlafwagenkondukteur der großen Eisenbahnen hinaus. Diese Berufe monopolisirt er nahezu, weil sie wenig anstrengend sind und ihm ermöglichen, eine Uniform zu tragen, die seiner kindischen Eitelkeit schmeichelt. Natürlich giebt es auch Ausnahmen, zum Beispiel schwarze Prediger. Uebrigens sind diejenigen Schwarzen, die sich zu Zeitungredakteuren, Aerzten, Lehrern oder Politikern emporgearbeitet haben, in der Mehrzahl keine reinen Neger, sondern Mischlinge, also Schwarze, die durch Blutmischung veredelt sind. Nur Eins muß dem Schwarzen auch sein unversöhnlichster Gegner lassen: das musikalische Talent. Er ist mit einer schönen Stimme von eigenartiger Färbung — im Gegensatz zu seiner Hautfarbe eher hell als dunkel — begabt. Er singt musikalisch außerordentlich rein und mit Feuer und begleitet sich dazu auf seinem Lieblingsinstrument, dem Banjo, einer Art von Mandoline. Die berühmten Plantagenlieder, von sonderbar fesselnder Melodie, meist schwermüthig beginnend und mit einem lebhaften Tanz endigend, sind sein ausschließliches geistiges Eigenthum. Und auch seine Tänze zeigen eine ausgesprochene Eigenart. Ihr hervorragendstes Merkmal ist eine groteskkomische Ausgelassenheit in Rhythmus und Darstellung. Aus dieser musikalischen Veranlagung heraus sind die berühmten Neger-Minstrels entstanden, schwarze Troubadoure, die im Süden und seltener auch im Norden von Haus zu Haus ziehen und auf der Straße ihre originellen Lieder singen. Von der Straße haben sie sich auf die Bühne verpflanzt, auf der sie überall im Lande gern gesehene und gern gehörte Gäste sind. Noch jetzt reist eine Schauspielertruppe durch die Vereinigten Staaten, deren Mitglieder sämmtlich Schwarze sind und die ein Stück „The South before the War" (Der Süden vor dem Kriege) aufführen, das die alte Plantagenidylle nebst ihren Schattenseiten schildert. Eine andere Truppe, gleichfalls in der Mehrzahl aus Schwarzen bestehend, spielt das alte Rührstück „Uncle Tom's Cabin" nach dem Roman der Mrs. Beecher-Stowe bearbeitet. Dvorak, der rühmlichst bekannte slavische Komponist, der lange Zeit in New-York wirkte, hielt so viel von der Neger-Musik, daß er auf den ihr eigenthümlichen Charakter eine Symphonie aufgebaut und den Amerikanern empfohlen hat, die Negermelodien zur Grundlage einer nationalen amerikanischen Musik zu machen. Diese Negermusik spiegelt den Negercharakter vollständig wieder.

Der Schwarze ist von Hause aus gutmüthig, — nur behaupten Kenner, daß diese Gutmüthigkeit sofort in Arroganz umschlage, wenn er nicht die Ueberlegenheit des Weißen fühle. Er nimmt gern das Leben von der heiteren Seite und benützt jede Gelegenheit, um seinen umfangreichen Mund mit den prachtvollen Zähnen aufzureißen und in das ihm eigenthümliche gurgelnde Gelächter auszubrechen. Kleine Scherzchen liebt er über Alles. Gern kopirt er den Weißen in seinem Bestreben, sich elegant zu kleiden. Aber da er wenig Geschmack hat und immer das Bunte bevorzugt, wird er zur Karikatur. Das höchste Ziel seines Ehrgeizes ist ein Cylinder für den eckigen Wollkopf und ein Paar Lackstiefel für die riesigen Plattfüße. Dazu trägt er eine grüne Weste, einen rothen Shlips und ein Paar chokoladenbrauner Hosen. In diesem Aufzuge hält er sich für unwiderstehlich und prangt Stunden lang an der Straßenecke, um sich bewundern zu lassen. So gutmüthig er ist, so leicht hat er bei seinem heißen afrikanischen Blut Streitigkeiten mit den Rassegenossen. Diese Streitigkeiten werden mit dem Rasirmesser ausgefochten, der bevorzugten Waffe des Negers.

Für den Menschenfreund, der die Rassenfrage im friedlichen Sinne gelöst sehen möchte, bietet die Zukunft nur trübe Aussichten. Die Entrechtung der Schwarzen in Süd-Carolina hat den Zusammenstoß zwischen Weiß und Schwarz nicht verhindert. In Nord-Carolina will man neuerdings die bisher für beide Theile gemeinsamen Schulen trennen und den Schwarzen nur so viele Schulen geben, wie sie durch Zahlung der Schulsteuer unterhalten können. Sie wären damit von der Bildung beinahe ausgeschlossen und kaum mehr als Sklaven. Doch auch wenn dieser barbarische Plan zur Ausführung käme, dürfte er nicht das gewünschte Ergebniß haben. Nicht weniger aussichtlos ist der Vorschlag von Phantasten, die Neger allesammt nach Afrika, zum Beispiel nach dem Neger-Freistaat Liberia, zurückzusenden. Die Kluft zwischen den beiden Rassen erscheint unüberbrückbar. Auch wenn der immer noch halbwilde Schwarze — seit seiner Emanzipation sind doch erst fünfunddreißig Jahre verstrichen — im Laufe der Zeit an Bildung dem Weißen ebenbürtig werden sollte, wird der Weiße im Süden ihn nicht neben sich, geschweige denn über sich, dulden. Man weist auf die Negerrepubliken Liberia und Haiti mit ihren gräulichen Verhältnissen als zwei besonders schlagende Beweise für die Behauptung hin, daß selbst der gebildete Schwarze nicht im Stande sei, ein Gemeinwesen mit geordneten Zuständen aufrechtzuerhalten. So wird es immer wahrscheinlicher, daß die große Rassenfrage nur durch einen blutigen Rassenkrieg gelöst werden kann. Die schmachvollen Vorkommnisse in Carolina und in anderen Bundesstaaten wären dann das erste schwache Aufblitzen des nahenden Gewitters gewesen. Der Ausgang eines solchen Kampfes dürfte nicht zweifelhaft sein: er würde mit der Vernichtung der schwarzen Rasse enden, wie ja auch der Kampf zwischen Roth und Weiß, den Indianern und den angelsächsischen Eindringlingen, mit der Vernichtung der Indianer geendet hat. Des edlen Lincoln hochherzige Befreiung der Neger wäre dann ein Danaergeschenk gewesen und der große Bürgerkrieg um der Schwarzen willen wäre völlig vergeblich gekämpft worden. Aber auf die Blätter der Weltgeschichte sind schon häufig solche Satiren geschrieben worden.

New-York. Henry F. Urban.



Selbstanzeigen.

Der Marxismus und das Wesen der sozialen Frage. Veit & Co., Leipzig.

Meine Schrift behandelt nicht allein den Marxismus; ich versuche, sowohl auf geschichtphilosophischem wie auf soziologischem, auf rein ökonomischem wie auf politischem Gebiet durch die positive Ueberwindung des metaphysischen und mechanischen Sozialismus neue Gesichtspunkte zu bringen. Außer der Einleitung, die den Leser in den Gegenstand einführt und ihn kurz über die zu behandelnden Probleme orientirt, zerfällt mein Werk in vier Theile. Der erste Theil geht von einer Eintheilung des gesammten Marxismus in einen soziologischen und ökonomischen aus, analysirt zunächst kurz die philosophischen Grundlagen der Lehre, stellt die materialistische Geschichtauffassung dar, um dann zu zeigen, daß diese Philosophie der Geschichte schon in ihrer Grundlage verfehlt ist. Die materialistische Geschichtauffassung besagt vor Allem, daß es eine soziale Gesetzmäßigkeit im strengsten Sinne gebe. In einer Erörterung über die historischen Gesetze, auf Grundlage einer kurzen Analyse der Begriffe Geschichtprinzip und Geschichtmethodik, suche ich nachzuweisen, daß es eine solche strenge Gesetzmäßigkeit sozialer wie historischer Dinge überhaupt nicht giebt und daß wir einstweilen nur mit einer provisorischen, allgemein orientirenden, thatsächlich rein heuristischen Geschichtauffassung vorlieb nehmen müssen. Einen Theil der provisorischen Geschichtauffassung bildet nun meine Theorie von der sozialen Komplikation (S. „Zukunft", siebenter Jahrgang, Nr. 50); sie hängt mit dem Darwinismus zusammen und ist, ohne an alle biologischen Schlußfolgerungen der darwinischen Lehre geknüpft zu sein, innerlich ihm verwandter als der soziologische Marxismus. Der zweite Theil beginnt nach einigen kritischen Bemerkungen mit einer philosophischen Analyse. Es handelt sich darum, auch dem rein sozialwissenschaftlichen Leser klar zu machen, in welch unüberbrückbarem Gegensatz Erkenntnißtheorie und Metaphysik stehen, wie die metaphysischen Hypothesen nur in den Naturwissenschaften, nicht aber in den Sozialwissenschaften eine große methodische Brauchbarkeit besitzen. Die Darstellung und Kritik der immanenten Gesetze kapitalistischer Entwickelung führt uns mitten in das praktische Getriebe der Wirthschaft; der Entwickelungsgang der Weltindustrie, die Expansion- und Kolonialpolitik, die Kartelle und andere rein wirthschaftliche Erscheinungen werden betrachtet. Diese wirthschaftliche Untersuchung mündet wieder in einen allgemeineren soziologischen Beweis aus: in den Satz von der Entwickelung-Nothwendigkeit, -Möglichkeit und -Wahrscheinlichkeit aller wirthschaftlichen Erscheinungen. Hieran knüpft sich eine kurze kritische Skizze der theoretischen Grundlagen des Genossenschaftsozialismus oder, besser gesagt, des wirthschaftlichen Prinzips des Sozialliberalismus. Da sowohl der wirthschaftliche Marxismus als der Sozialliberalismus trotz glänzenden Einzeluntersuchungen von Einseitigkeit nicht frei zu sprechen sind, muß die theoretische Nationalökonomie andere Bahnen zu wandeln suchen; sie muß die Metaphysik in unserem Sinne aufgeben, sie muß deskriptiv anschaulich werden, muß das vom englischen Klassizismus übernommene ein-

seitige Wirthschaftprinzip als gleichsam primär gegebenes Regulativ aller menschlichen Entwickelung definitiv aufgeben. Nach einer kurzen Skizzirung unserer anschaulichen Nationalökonomie schließt der zweite Theil mit einer Gesammtbilanz des Marxismus. Der dritte Theil sucht auseinanderzusetzen, daß der kollektivistische Hauptgedanke nicht das einzig gemeinsame Element aller sozialistischen Systeme sei; der wichtigste gemeinsame Faktor sei die Anschauung von der ausschließlichen Realität der Gesellschaft im Gegensatz zum Individuum. Es wird nun nachzuweisen versucht, daß dem „reinen Individuum" im sozialen Leben gar keine Realität zukomme, daß aber auch die Gesellschaft fast so unreal sei wie das reine Individuum. Der Begriff Gesellschaft sei eine unklare, methodisch sehr wenig brauchbare Begriffsbestimmung. Dem Begriff Organisation komme die größte Realität zu. Hieran knüpft sich eine Analyse des sozialen Endzieles. Der vierte Theil enthält die Politik, die ich als letzte Konsequenz meiner Weltanschauung dem Marxismus entgegenstellen will.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.



Tota mulier. Tragikomoedie in einem Akt. 1900. Dresden und Leipzig E. Piersons Verlag. Preis 50 Pfennige.

In der Tragik des Alltagslebens steckt stets zugleich ein gutes Stück Humor, wenn er auch zuweilen etwas bitterer Natur ist. Da mein Einakter ein Stück Leben darstellt — die Präliminarien zu einer mariage à trois — so fehlen auch in ihm die Seitenlichter der Komoedie nicht. Denen, die das Stück zu graß oder gewaltsam finden, möchte ich zurufen: „Lieber Freund, ich habe das Leben nicht geschaffen und kann nichts dafür, daß es oft grasser und gewalsamer ist, als man es sich für gewöhnlich träumen läßt. Aber es ist so." Mein Stück steht jenseits von aller Moral, sowohl im guten wie im bösen Sinn, wie das Leben selbst. Darin beruht sein Werth. Daß sich in der Aera der Lex Heinze eine Bühne finden wird, die den Muth hat, es aufzuführen, möchte ich bezweifeln. Immerhin bleibt es abzuwarten. Ich habe Zeit.

Friedenau. Kurt Holm.



Die Freude am Waidwerk. Eine psychologische Studie. Verlag von Paul Parey in Berlin. M. 1,60.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß über die eigentliche Natur, den Inhalt und Ursprung der Jagdleidenschaft nirgends eine ernste psychologische Untersuchung angestellt worden ist. Denn alle unsere vortrefflichen Jagdschriftsteller nehmen diese starke menschliche Leidenschaft als eine gegebene Thatsache an und beschränken sich darauf, das Wild und die einzelnen Jagdarten zu beschreiben. Soll man, wenn man die Jagdleidenschaft sieht, nicht an die Beutelust unserer entfernten Vorfahren denken, die auf die Jagd zu ihrer Ernährung und Vertheidigung im Kampf ums Dasein angewiesen waren? Das habe ich zu zeigen versucht und dabei die Entwickelunglehre und die Probleme des Instinktes und der Vererbung gestreift. Diese Erörterung dürfte nicht nur Jäger

interessiren; dem Waidmann aber wird sie zeigen, wie der scheinbare Widerspruch zwischen seiner Jagdbegierde und seiner Liebe zu den Thieren, insbesondere dem Wild, zu erklären ist.

Königsberg i. Pr. Karl Graeser.

Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia Sexualis. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Verlag von H. Barsdorf. 1900. 8⁰ VI, 502 S.

Nachdem durch den geistvollen Essay des Professors A. Eulenburg („Der Marquis de Sade" in der „Zukunft" vom 25. März 1899) die Sade-Forschung, die in dem selben Jahre durch Marciat und Ginisty in Frankreich neu belebt wurde, auch in Deutschland eröffnet worden ist, habe ich den Versuch gemacht, die erste wissenschaftliche Biographie und Bibliographie dieses merkwürdigen Menschen und Schriftstellers zu verfassen. Zwar habe ich in meiner Eigenschaft als Arzt überall die medizinische Seite des Problems gebührend gewürdigt, aber, abweichend von der bisher üblichen, rein medizinisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungweise der sexualpathologischen Phaenomene, unter dem Einfluß der Lehren von Buckle und Taine auch deren Untersuchung als einer geschichtlichen Erscheinung eine große Aufmerksamkeit zugewendet und aus dem Zeitalter, dem Leben, den Schriften des Marquis de Sade und aus der Geschichte des Sadismus im neunzehnten Jahrhundert eine Auffassung und Erklärung der sexualpathologischen Erscheinungen abzuleiten versucht.

Dr. Eugen Dühren.

Torso. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin. 1900.

Georg Freiherr von Ompteda hat in der Figur des Sylvester von Geyer in seinem gleichnamigen Roman den Durchschnittsmenschen des deutschen Adels dargestellt. Diesen Typus werden die Leser in der Novelle „Dora Gattorf" finden; im „Torso" dagegen habe ich versucht, einen Menschen zu schildern, der an Talent und Begabung sein adeliges Milieu weit überragt, aber durch dieses untergeht, da seine Umgebung ihn an der Ausübung seines Talentes hindert und er nicht die Kraft hat, sich aus dieser Welt loszureißen und sich eine andere zu suchen, wo er freier athmen könnte. Damit habe ich einen der Hauptfehler des deutschen Adels berührt, die Engherzigkeit, mit der er jedes seiner Mitglieder verurtheilt, ausstößt, vernichtet, das die traditionellen Berufsarten seiner Ahnen nicht ergreift. Ich habe im „Torso" den deutschen Adel mit seinen großen Vorzügen und seinen großen Schwächen geschildert; ich möchte sagen: ganz objektiv, aber ich will lieber schreiben: so, wie ich ihn gesehen habe.

Leipzig. Kurt Freiherr von Reibnitz.

Theure Kohle.

Gutmüthige Stadtväter und verärgerte Fabrikanten thun sich zusammen und philosophiren über Mittel und Wege, die Kohlennoth zu beseitigen. Sie berufen Versammlungen ein, die starken Zulauf finden, denn jede Hausfrau jammert über die theuren Kohlenpreise, und gern treten Alle in den Dienst der gemeinsamen Sache, von deren öffentlicher Erörterung sich jeder Einzelne einen besonderen Vortheil verspricht. So entstehen die einstimmigen Beschlüsse, in denen die Bevölkerung ganzer Städte die Begründung eigener Kohleneinkaufsgenossenschaften in Aussicht stellt, wenn ihr nicht die Gruben und Händler auf der Stelle billigeres und reichlicheres Material beschaffen. Als Drohung machen sich diese schematischen Beschlüsse sehr gut. Doch Erfolg werden sie nicht haben. Werden solche Genossenschaften wirklich gebildet, so müssen sie dennoch auf irgend welche Thätigkeit verzichten. Meist bleibt es aber bei den bloßen Worten. Noch ist kein Centner Kohle an eine neuerdings gebildete Einkaufsgesellschaft abgegeben worden. Die Leute, die mit dem Kohlenmangel unzufrieden sind, werden sich schon gedulden müssen, bis die Konjunktur noch dunklere Schatten wirft als schon heute; es währt vielleicht nicht mehr lange, bis wir im Kohlenüberfluß schwelgen. Alle Heilmittel, die zur Linderung der jetzigen Noth vorgeschlagen wurden, haben sich bis auf eins als unpraktisch erwiesen; als letztes bleibt die Aufhebung der Ausnahmetarife für die Ausfuhr deutscher Kohle auf den Staatsbahnen oder gar ein generelles Verbot, unser Produkt an das Ausland abzugeben. Mit der Beseitigung der billigen Tarife wäre den inländischen Verbrauchern noch nicht viel genützt; das Ausland erhielt ohnehin nur noch geringe Mengen deutscher Kohle, nämlich so viel, wie nach den Verträgen geliefert werden muß; denn die alten Kontrakte lassen sich nicht umstoßen. Neue Verträge werden jetzt nur über geringe Mengen abgeschlossen. Der oberschlesische Kohlenbezirk ist im Uebrigen darauf angewiesen, daß ihm Oesterreich die Erzeugung an Hausbrandkohle zum großen Theil abnimmt. Heute zwar findet das oberschlesische Produkt in Deutschlands Grenzen befriedigenden Absatz. Sobald aber die industriellen Werke nicht mehr genöthigt sind, Mengen zu verwenden, die eigentlich für Hausbrandzwecke bestimmt waren, und sobald sich gleichzeitig ein nur halbwegs milder Winter einstellt, ist die Rentabilität des oberschlesischen Kohlengeschäftes gefährdet, — es sei denn, daß es auf die Aufnahme seines Ueberschusses durch die österreichischen Verbraucher rechnen kann. Wollten wir uns selbst diese Absatzquelle muthwillig — aus Bequemlichkeit, um nicht peinlichen Kritiken ausgesetzt zu sein — verstopfen, so würden wir die deutsche Volkswirthschaft schwer schädigen. Wenn uns aber nicht billige Tarife zur Verfügung stehen, wird sich der Export übermäßig vertheuern und aufhören müssen. Der Einwand, daß die Ausfuhrtarife nur zeitweilig — so lange nämlich die Kohlenkrisis in Deutschland währt — aufgehoben werden könnten, ist nicht stichhaltig, denn wenn ein Absatzgebiet erst einmal an andere Lieferanten verloren gegangen ist — und dazu würde diese Maßregel führen —, so ist es fraglich, ob wir es je wieder erobern könnten. Jedenfalls sind die künstlichen Mittel, die sich zur Linderung der Kohlennoth anwenden ließen, erschöpft. Die Hoffnung auf die „Regirung“ (welche?), die eine Besserung herbeiführen soll, ist eitel; denn nirgends in der Welt, geschweige

denn in Deutschland — wie gesegnet unser Vaterland sonst auch sein mag —, giebt es eine Regirung, die stark genug wäre, um gegen natürliche Verhältnisse anzukämpfen. Nur schwache Regirungen versuchen es manchmal.

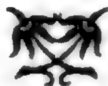
Die weisen Stadtväter und die noch weiseren Fabrikanten vergessen, daß weder die rheinisch-westfälischen noch die schlesischen Kohlengruben für ihre Förderung innerhalb unserer Grenzen stets willigen Absatz gefunden haben. Diese Werke mußten sich sehr bemühen, im Auslande Abnehmer zu finden, denen aber erhebliche Preisnachlässe bewilligt werden mußten, wenn ihre Kundschaft behauptet werden sollte. Die Grubenbesitzer müßten schlechte Rechner sein, wenn sie trotzdem unablässig neue Erweiterungen ihrer Anlagen vorgenommen hätten. Sie thaten hierin ihr Möglichstes — thaten vielleicht zu viel —, als der Bedarf sich überall steigerte, und auch das Publikum hat ihnen ja ungezählte Millionen zur Vergrößerung der Bergwerke willig zur Verfügung gestellt. Die Erzeugungfähigkeit ist dadurch ungeheuer verstärkt worden. Die ungestüme Nachfrage kann noch immer nicht befriedigt werden; und doch wären die Grubenbesitzer Frevler an der Zukunft ihrer Unternehmen, wenn sie dem Drängen der Verbraucher nachgeben und abermals die Anlagen erweitern wollten; das dazu erforderliche Kapital würde ihnen auch weder von der Bankwelt noch von Privatleuten dargeboten werden. Ich darf wohl ausplaudern, was mir einer der ersten deutschen Kohlenmänner anvertraut hat: In sehr vielen deutschen Bergwerken ist in den letzten Monaten förmlicher Raubbau getrieben worden. Die Besitzer fürchteten, die Nachfrage könne bald stiller werden und dadurch auch die Preise herabmindern. Deshalb forcirten sie die Erzeugung der Bergwerke weit über deren normale Kraft hinaus; sie unterließen die Sorgfalt der Stollen-Flötzbehandlung, die — schon um Unglück zu verhüten — sich jeder ordentliche Betrieb zur ersten Pflicht machen muß, und warteten, bis in einigen Monaten ruhige Zeiten wieder eingekehrt sein würden, wo dann die in der Erhaltung und Sicherung der Gruben verschuldeten Versäumnisse nachgeholt werden könnten. Wehe, wenn jetzt die staatlichen Aufsichtbeamten auf dem Posten sind! Schon im Juli 1900 wurden für den Handel nur noch geringere Mengen frei als in dem selben Monat des vorigen Jahres. Es scheint also, daß bereits eine Reaktion eingetreten ist und sich die Förderung vermindert hat. Denn der Selbstverbrauch der auch über Hüttenwerke verfügenden Grubenbesitzer hat sich nicht wesentlich gesteigert. Für das gesammte zweite Quartal dieses Jahres ergiebt sich gegenüber der Erzeugung des entsprechenden Vierteljahrs 1899 zwar noch eine Vermehrung; sie ist aber nur gering. Alle Berechnungen, die über den voraussichtlichen Kohlengebrauch der Welt angestellt worden waren, sind durch die gegen China unternommene Aktion umgestürzt worden. Welchen Einfluß der Krieg auf die Versorgung der Kohlenkonsumenten üben muß, läßt sich daraus ermessen, daß die Schiffe der vereinigten Streitmächte täglich genau so große Kohlenmengen verschlingen, wie ganz Oberschlesien täglich hervorbringt; natürlich tragen viele Länder zur Stillung dieses Bedarfes bei, aber auch der Antheil Deutschlands ist so erheblich, daß alle übrigen Verbraucher den von dem unseligen Kriege verschuldeten Ausfall schwer empfinden. Mit banger Sorge müssen deshalb auch die Kohleninteressenten dem Augenblick entgegensehen, wo ein deutscher General den Oberbefehl über die vereinigte Streitmacht übernimmt und dadurch wahrscheinlich

auch das sogenannte nobile officium einer Verstärkung der Opfer auf Deutschland lädt. Die Befürchtung, daß sich der Kohlenmangel im Winter, der Hauptverbrauchszeit, noch verschärfen wird, hat viele Industrielle veranlaßt, die Nachfrage trotz hohen Preisen zu steigern und sich große Kohlenlager anzulegen. Durch diese Ansammlung toter Vorräthe ist natürlich die Noth nur noch erhöht und die Preise der Händler, die unter allen Umständen die ihnen ertheilten Aufträge ausführen wollen, sind künstlich in die Höhe getrieben worden. So vermehren die Hauptschreier, die eine ganze Händlerschaar aufhetzen, sie solle ihnen stets neue Kohlenmengen zuführen, nur noch das Unheil, dürfen dann aber nicht die Händler, die ihnen hohe Preise abfordern, unersättliche Spekulanten schelten, sondern sich selbst verantwortlich machen. Ob sie nicht die schlimmsten Spekulanten sind?

Nun haben auch die oberschlesischen Kohlengruben eine neue Preissteigerung eingeführt; sie ist nicht erheblich, aber im Hinblick auf die vorangegangenen Erhöhungen doch bemerkenswerth. Das Publikum, das über diese Rücksichtlosigkeit der Grubenbesitzer erregt zu werden drohte, versuchte man rasch durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß nur ein geringer Zuschlag zu der üblichen Winterpreissteigerung festgesetzt worden sei. Dabei wird aber verschwiegen, daß zu Beginn des diesjährigen Sommers die alten Winterpreise beibehalten worden waren, während sonst um diese Zeit eine wesentliche Preisermäßigung eintritt. An sich hat jeder Kaufmann das gute Recht, sich die Konjunktur, die jeweilig für seine Waare besteht, nach Möglichkeit nutzbar zu machen und sein Erzeugniß so hoch zu bewerthen, wie er es bezahlt zu erhalten nur irgend hoffen darf. Im Hinblick auf diese kaufmännische, durchaus gesunde Moral ist es anerkennenswerth, daß die Gruben sich nicht noch höhere Aufschläge zu den alten Preisen zahlen lassen, als sie es jetzt bestimmt haben. In schlechten Zeiten muß ja die Herabsetzung der Preise raschere Fortschritte als je deren Steigerung machen, wenn sich überhaupt Käufer für das Produkt finden sollen. Das liebe Publikum ist aber der Erkenntniß wirthschaftlicher Grundsätze, wie berechtigt sie auch sein mögen, schwer zugänglich und so muß ihm denn noch eine absonderliche Erklärung der Kohlenpreiserhöhung vorgesetzt werden: es sei nur beabsichtigt, den übermäßigen Unterschied, der bisher zwischen den Grubenpreisen und den Preisen der kleinen Händler bestand, etwas herabzumindern. Freilich: die kleinen Händler haben das Kohlengeschäft in Verruf gebracht. Sie verschaffen sich billige Kohle dadurch, daß sie sich mit den niederen Grubenbeamten, deren Zuverlässigkeit nicht immer die schwerste Probe verträgt, und mit kleinen Fuhrleuten und Handwerkern, die an den Erzeugungplätzen ansässig sind, in Verbindung setzen und auf diese wenig ehrliche Weise in vielen kleinen Mengen einen ansehnlichen Vorrath sammeln. Sie treiben dann förmlich Wucher mit ihrer Waare, während nach wie vor der Vorwurf, unerschwingliche Kohlenpreise zu verschulden, gegen den Großhandel erhoben wird. Die Großhändler haben, wie sich aus ihren Korrespondenzen und Büchern ergiebt, in diesem Jahr auch nicht einem ihrer Kunden, den sie auch nur im vorigen Jahr befriedigt hatten, einen Centner vorenthalten, so weit sich der Bedarf in den alten Grenzen hielt. Wenn freilich dieser und jener Verbraucher es lieber mit einem Kleinhändler, der ihm vielleicht anfangs besondere Reizmittel bot, versuchte und sich erst, als er dabei Schaden litt, nachträglich an den früheren Lieferanten wandte, so fand er hier keine Waare mehr für sich frei

und mußte sich von dem kleinen Händler schröpfen lassen. Diese Ehrenrettung ist man den Hauptvertretern des freien Kohlenhandels in einer Zeit, wo sie von Privatpersonen und Gemeinden verketzert werden, schuldig. Allerdings hätten die Gruben, um den Verbrauchern entgegenzukommen, gerade jetzt ihre Preise herabsetzen können, wenn ihnen an der Gunst der „öffentlichen Meinung" liegt; denn die Selbstkosten haben sich nicht erhöht. Aber die Grubenbesitzer sind Kaufleute, die für ihre eigene Tasche zu sorgen haben und denen es Niemand verargen darf, wenn sie die Preisregelung von Angebot und Nachfrage abhängen lassen.

Lynkeus.



Notizbuch.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hat den unter dem Namen Werki bekannten Komplex russischer Güter, den, gegen die gesetzliche Vorschrift, die Gnade des Zaren ihm Jahre lang zu behalten erlaubte, jetzt verkauft. In den Zeitungen, die diese Nachricht verbreiten, wird auch der Kaufpreis genannt: neunzehn Millionen. Das ist eine Privatangelegenheit des Fürsten. Politisch aber ist es wichtig, daß der alte Herr, der, trotzdem er, der einzig für die Reichspolitik verantwortliche Beamte, in den Zeiten bedeutsamer Entschlüsse fern von Berlin im Auslande weilt, noch Kanzler ist, als Standesherr und Grundbesitzer mit den Russen nichts mehr zu schaffen hat. In einer schlaflosen Nacht fiel Bismarck ein, daß er einen Theil seines Vermögens in russischen Papieren angelegt habe, und er wies am nächsten Morgen Bleichroeder telegraphisch an, diese Papiere sofort zu verkaufen. Der Bankier kam ganz verstört nach Varzin und fragte, was denn geschehen sei. „Nichts", antwortete Bismarck; „ich möchte nur an dem wirthschaftlichen Wohl des russischen Reiches nicht persönlich interessirt sein".

* *
*

Herr Karl Jentsch sendet die beiden folgenden Notizen:

I. „Wenn man einen Leib, zumal einen wachsenden, einschnürt und seine Glieder an der Bewegung hindert, so werden die Verdauung und der Blutumlauf gestört und Verkrüppelung oder Verletzung der inneren Organe und Siechthum sind die Folge. In einem Volkskörper künden die Krämpfe bösartiger innerer Streitigkeiten das Verderben an. Das haben die großen Staatsmänner aller Zeiten gewußt und haben drohenden Blutstauungen durch auswärtige Unternehmungen vorgebeugt, die für das Wachsthum des Leibes und die freie Bewegung der Glieder Raum schufen. Bei uns, und zwar nicht blos bei unseren liberalen Philistern, ist diese Methode eine Zeit lang als napoleonisch verrufen gewesen. Dann ist die Stimmung allmählich umgeschlagen und heute schwärmt, wenn den Zeitungen geglaubt werden darf, die Mehrheit unseres Volkes für Weltpolitik. Durch das chinesische Unternehmen, liest man, sei ein großer, kräftiger und frischer Zug ins öffentliche Leben gekommen, der das Kleinliche wegfege und auf längere Zeit das Gezänk um Fleischbeschau, Waarenhäuser, Zuchthausvorlagen und Heinziana unmöglich machen werde. Ob sich diese Hoffnung erfüllen wird, bleibt abzuwarten. Daß ein längere Zeit übersehener oder

mißachteter Grundsatz der Staatskunst wieder allgemein anerkannt wird, muß man mit Freude begrüßen; aber ob er von unseren leitenden Staatsmännern jetzt richtig angewendet wird, wäre erst noch zu untersuchen. Der Napoleonismus ist nämlich in der That ein verwerfliches System; nur besteht er nicht darin, daß durch zweckmäßige auswärtige Unternehmungen wirklichen Volks- und Staatsbedürfnissen abgeholfen, sondern darin, daß versucht wird, durch sinnlose, zweckwidrige und gefährliche Abenteuer die Blicke von den inneren Zuständen abzulenken und so der kritischen Prüfung des Verhaltens einer unfähigen Regirung vorzubeugen. Nun wäre zu fragen, ob das chinesische Unternehmen von der Art ist, daß ihm jeder Patriot mit reiner Begeisterung Opfer an Geld und Blut zu widmen vermag; ob Gebietserwerbungen in China oder der Handelsverkehr mit China Vortheile versprechen, die die Opfer eines großen Krieges überwigen; welche Ziele man sich eigentlich steckt, Gebietserwerbungen oder nur Handelsverbindungen; ob der bisher eingeschlagene Weg zu diesen Zielen zu führen geeignet ist; ob man sich nicht vielleicht durch einen Rachekrieg, dessen Ausgang doch bei der Entfernung, Größe und Volkszahl des zu bestrafenden Staates und nach den Erfahrungen der letzten Monate sehr zweifelhaft erscheint, das Ziel, welches es auch sei, mehr versperrt als sichert, — und noch mancherlei Anderes. Der Rachezug ist ja wohl durch den Gesandtenmord unvermeidlich geworden; damit ist aber noch nicht gesagt, daß man sich darüber freuen und Alles, was seit Jahren von uns geschieht, die Chinesen gegen uns aufzuregen, billigen müsse; am Allerwenigsten aber sind mit dem Zuge selbst schon Ziel, Zweck und Begrenzung des Unternehmens gegeben. Darüber haben wir von unseren Staatsmännern erst Auskunft zu erwarten, da die Gefühlsausbrüche des Kaisers, denen obendrein die verfassungsgemäßen Erfordernisse von Regirungskundgebungen fehlen, solche Auskunft nicht bieten. Schon jetzt muß aber gesagt werden: die arme christliche Religion hat es wahrlich nicht verdient, in diesen weltlichen Handel hineingezogen zu werden, und alle ihre aufrichtigen Freunde müssen tief betrübt darüber sein, daß durch diese Angelegenheit ihr Ansehen bei den Denkenden einen neuen harten Stoß erleidet. Unwiederbringlich dahin sind die naiven Zeiten, wo man morgens im Würgen der Ungläubigen schwelgte, abends im härenen Büßerkleide auf Heiligen Stätten kniete und in der Erinnerung an den Gekreuzigten Thränen vergoß, durch beide Handlungen aber den Christengott gleichermaßen geehrt zu haben vermeinte; dahin auch die Zeiten der Puritaner, die Christen zu sein glaubten, wenn sie, von alttestamentlichem Geist erfüllt, den papistischen Götzendienst und alle Götzendiener ausrotteten. Heute weiß jedes Kind, daß dieser Seite des alttestamentlichen Geistes der Geist der Evangelien gerade entgegengesetzt ist und daß Jesus nichts ausdrücklicher verbietet und seinen Jüngern nichts unmöglicher macht als eben die Rache und überhaupt jede Gewaltthat. Das ist ja eben der Grund der Abwendung der Denkenden von der Kirche und der grimmigen Feindschaft edler und ehrlicher Herzen gegen sie, daß sie beständig, um des weltlichen Vortheiles ihrer Diener willen, die wesentlichsten Lehren und Forderungen des Evangeliums unterschlägt und Dinge lehrt und fordert, die es ausdrücklich verbietet. Ein wahrhaft christliches Gemüth wird besonders schmerzlich verletzt, wenn man sein Heiligstes, sei es auch nur den Namen dieses Heiligsten, dazu mißbraucht, die ganz weltlichen und widerchristlichen, zum Theil aus gemeinster Habsucht entspringenden und mit den verwerflichsten Mitteln durchgeführten Unternehmungen des modernen Erwerbsgeistes zu fördern oder zu be-

schönigen. Nicht weniger als das arme Christenthum pflegt bei europäischen Ausflügen in exotische Länder unsere arme Kultur mißhandelt und beschimpft zu werden. Jene europäische Seelenkultur, deren Blüthen Philosophie, Kunst, Humanität und Christenthum heißen, ist noch niemals in die Herzen exotischer Völker verpflanzt worden; nur in Nordamerika gedeiht echt europäisches Leben, aber nicht bei den Indianern, sondern bei den eingewanderten Europäern, die die Ureinwohner ausgerottet haben. Jeder weiß, daß die Ankunft von Europäern für farbige Menschen entweder Ausrottung bedeutet oder Versklavung, Ausbeutung und Ergänzung der heimischen Lasten durch die europäischen und daß die Technik, die der Europäer bei ihnen zu selbstsüchtigen Zwecken einführt, mit jener höchsten Kultur rein nichts zu schaffen hat. Sollte Jemand glauben, daß die Farbigen durch Europäisirung veredelt, gebessert und von Unthaten abgehalten würden, so verriethe Das eine merkwürdige Unkenntniß der Geschichte und der Völkerpsychologie. Die moralischen und Gemüthseigenschaften der Neger und der Mongolen, die uns nicht gefallen, wurzeln nicht in ihrem religiösen Glauben, sondern in ihrem Rassencharakter, zu dessen Aeußerungen ihre Religion oder ihr Aberglaube gehört. Das Christenthum ist wohl die feinste Blüthe des europäischen oder kaukasischen Geistes, aber nicht eine magische Kraft, die farbige Rassen umzugestalten vermöchte. Ja, wo immer und so oft das dogmatische Element der christlichen Religion einseitig und mit fanatischem Eifer gepflegt worden ist, da haben sich dadurch die Christen (am sechzehnten Juni wurde wieder einmal in der ‚Zukunft' daran erinnert) wider ihre edle Rassenanlage zu wilden Gräueln fortreißen lassen, die alle mongolischen, hunnischen, chinesischen Gräuel hinter sich ließen. Also thue man, was nach Ansicht der Maßgebenden unsere nationale Ehre und der Vortheil unserer Exporteure zu fordern scheinen, das Christenthum aber, die Humanität und die Kultur lasse man aus dem Spiel; sie bleiben am Besten gewahrt in der stillen Obsorge ihrer politisch einflußlosen Liebhaber, die schon froh sind, wenn es ihnen gelingt, ihre heiligsten Güter vor dem Schlammstrom des politischen und Erwerbslebens zu bergen."

* * *

II. „In meinen Sommerschlaf ist die Kunde von der Ermordung des Königs Humbert spät erst gedrungen. Was die Zeitungen der verschiedenen Parteien darüber sagen würden, stand im Voraus fest; man hatte also nicht nöthig, sie nachzulesen. Die Sozialdemokraten haben Recht, wenn sie sagen, daß es gegen individuelle Wahnsinnsanfälle keinen Schutz gebe, daß dagegen auch die bestorganisirte Polizei nicht helfe und daß man ihre Wirkungen hinnehmen müsse wie Blitzschläge; aber sie sind im Unrecht, wenn sie glauben machen wollen, daß es sich bei den politischen Morden unserer Zeit um individuelle Wahnsinnsanfälle handle. Ihre Gegner haben Recht, wenn sie Anarchismus und Sozialismus, trotzdem Beide einander theoretisch entgegengesetzt sind, für Produkte der selben geistigen Strömung erklären. Aber die Sozialisten haben wieder Recht mit der Behauptung, daß die sozialen Zustände diese Strömung mit Nothwendigkeit erzeugen. Wo unterdrückt und ausgebeutet wird, da hassen die Unterdrückten den Unterdrücker, und wenn sie energische Menschen sind, suchen sie sich bei günstiger Gelegenheit durch eine Gewaltthat zu befreien oder wenigstens ihrem Haß- und Rachegefühl Luft zu machen. Wo die Abhängigkeiten persönlicher Art sind, richtet sich der Mordstahl nicht gegen das Staatsoberhaupt, sondern gegen den Herrn; die Römer wußten sich vor ihren Sklaven nur durch ein Gesetz zu sichern, wonach,

wenn ein Bürger in seinem Hause ermordet wurde, alle seine Sklaven gekreuzigt wurden. Ist die Abhängigkeit politischer Art, so sind die herrschenden Klassen, die Behörden und die Staatsoberhäupter Gegenstand des Hasses und der Attentate. Im Mittelalter, bei verwickelter Mischung politischer und persönlicher Abhängigkeitverhältnisse, trugen auch die Arbeiter- und Bauernaufstände und die vereinzelten Mordthaten einen sozusagen gemischten Charakter, da sie sich gegen verhaßte Herren und gegen den Staat zugleich richteten. Daß heute ein großer Theil des italienischen Volkes in einem Elend schmachtet, das zum Himmel schreit, ist bekannt und allgemein anerkannt. Wer es nicht aus Reisen in Italien, aus Reisebeschreibungen, nationalökonomischen, statistischen und kriminalistischen Werken weiß, Der muß es aus dem Umstande schließen, daß sich die italienischen Arbeiter in aller Herren Ländern durch Unterbieten ihrer Genossen Prügel holen, was sie nicht nöthig hätten, wenn sie daheim ihren nothdürftigen Lebensunterhalt fänden. Bei Menschen, in deren Adern wärmeres als Froschblut rinnt, erzeugt dieser Zustand natürlich Erbitterung; und zu den Gewaltthaten, in denen sich der angesammelte Ingrimm von Zeit zu Zeit entladet, gehören eben so natürlich Attentate auf hochstehende Persönlichkeiten. Außer politischen und sozialen Reformen giebt es kein Mittel, Revolten, Verschwörungen und Attentaten vorzubeugen; Alles, was sonst noch über die Sache geschwatzt wird, von internationalen Maßregeln gegen die Anarchisten und ähnlichen Dingen, ist Unsinn. Wird nicht reformirt, so giebt es immerhin noch ein Mittel, die soziale Bewegung möglichst in gesetzlichen Bahnen zu erhalten und die sinnlosen Wuthausbrüche zu zügeln: Volksaufklärung im Sinn der marxischen Geschichtkonstruktion. Diese Konstruktion beruht auf der Uebertreibung zweier Wahrheiten: daß allgemeine große Strömungen mächtiger sind als die mächtigsten Staatsmänner und daß unter diesen Strömungen die der materiellen Interessen, die ihren Inhalt von dem jeweilig herrschenden Produktionsystem empfangen, die stärkste ist. Diese Geschichtkonstruktion ist als Uebertreibung nur mit großen Einschränkungen anzuerkennen, aber zur Bekämpfung der Attentatsucht, darin haben wieder die Sozialdemokraten Recht, ist keine Auffassung so geeignet wie sie, denn nach ihr ist es offenbarer Unsinn, von der Beseitigung des Monarchen die Aenderung wirthschaftlicher, sozialer und politischer Zustände zu erwarten. Daß der Monarch nur in den seltensten Fällen der leitende Staatsmann ist, wissen ja wohl auch solche Leute, die die Massen-, Sozial- und Wirthschafttheorie verabscheuen und an der Heldenverehrung festhalten; aber das gemeine Volk weiß es leider noch nicht überall und so richtet sich sein Haß noch zuweilen gegen gekrönte und ungekrönte Staatsoberhäupter, die weit unschuldiger am Gange der Ereignisse und an den Zuständen des Landes sind als reiche Privatleute, ja, deren Worte und Handlungen gewöhnlich nur dann Einfluß auf die Politik üben, wenn sie damit einer Gruppe solcher Privatleute als Werkzeuge dienen. Daraus geht hervor, in welchem Grade Der die Personen der Monarchen gefährdet, der dem Volk eine übertriebene Meinung von ihrer Macht und Bedeutung beizubringen sucht. Die Kirchenmänner vollends aber sollen mit ihren Rezepten für Monarchenschutz daheim bleiben; weiß doch Jeder, daß in den Zeiten des überspannten Kircheneifers die gewaltsame Beseitigung mißliebiger Staatsoberhäupter nach wissenschaftlichen Methoden betrieben wurde, wobei die katholischen Romanen den Meuchelmord, die pedantisch gewissenhaften nordischen Protestanten die Hinrichtung auf Grund eines richterlichen Verfahrens vorzogen."

* * *

In sein Buch „Menschliches, Allzumenschliches“ schrieb Nietzsche:

„Möchte ich mich irren: aber mich dünkt, im gegenwärtigen Deutschland werde eine doppelte Art der Heuchelei für Jedermann zur Pflicht des Augenblicks gemacht: man fordert ein Deutschthum aus reichspolitischer Besorgniß und ein Christenthum aus sozialer Angst, Beides aber nur in Worten und Geberden und namentlich im Schweigenkönnen. Der Anstrich ist es, der jetzt so viel kostet, so hoch bezahlt wird: die Zuschauer sind es, derentwegen die Nation ihr Gesicht in deutsch- und christenthümelnde Falten legt.“ Das ist schon lange her. Und Nietzsche war kein Patriot.

* * *

Auf einen Brunnen, den er, wie die Zeitungen melden, dem Sultan schenkt, läßt der Deutsche Kaiser eine Inschrift setzen, die in wörtlicher Uebersetzung lautet:

„Der aufrichtige Freund S. M. des Sultans Abd ul Hamid-Chan,
Die schönste Zierde einer erlauchten Linie von Caesaren,
Das heißt Kaiser Wilhelm II., der den Gipfel des Glückes erreicht hat,
Deutscher Kaiser, Souverain ohnegleichen,
Ist gekommen, den Padischah der Osmanlis zu besuchen,
Und hat Konstantinopel verschönert, indem er es mit seinem Fuß betrat.
Dieser Brunnen ist errichtet worden, um das Andenken dieses Besuches zu verewigen,
Das reine Wasser, das ihm entströmt, bildet eine Freude
Und ist ein Bild der Reinheit der Freundschaft beider Potentaten.
Die architektonische Schönheit des Brunnens setzt in Staunen den Betrachtenden,
Und so lange die Welt steht, soll dieser Brunnen ein Freundschaftmonument sein
Und ein liebes Andenken dieses Besuches.“

In Deutschland ist der Sultan seit den Armenierschlächtereien nicht übermäßig beliebt. Auch der Deutsche Kaiser folgt, wenn er ihm Freundlichkeiten erweist, wohl mehr politischen Erwägungen als des Herzens Neigung. Er kann die Türkenwirthschaft nicht lieben. Und er hat in Bremerhaven gesagt: „Jede Kultur, die nicht auf dem Christenthum aufgebaut ist, muß bei der ersten Kraftprobe erliegen!“

* * *

Ueber die ravensberger Kurfürstenfeier wird in den berliner Zeitungen berichtet: „Die tausend minden-ravensberger Posaunenbläser, die von Sr. Maj. dem Kaiser ausdrücklich zur Denkmalsweihe auf der Sparenburg bei Bielefeld gewünscht waren, durften die große Freude erleben, daß Se. Majestät zum Schluß der Feier mitten in ihre Reihen hineinritt. Sobald der Kaiser unter dem Thorwege sichtbar wurde, hörte er den Ruf des Leiters der Posaunenchöre (P. Kuhlo-Bethel): ‚Der beste Landesvater von der Welt soll leben!‘, nahm huldvoll lächelnd das erbrausende Hoch entgegen und forderte freundlich auf: ‚Nun blast mir eins!‘ Auf die Frage: ‚Was sollen wir blasen, Majestät?‘ hieß es: ‚Was Ihr wollt!‘ worauf der Dirigent laut ankündigte: ‚Nr. 160: Wer überwind't, bekommt Gewalt, mit Christo zu regiren u. s. w.‘ Inzwischen hatten die Bläser aufgeschlagen und es erschallte dieser machtvolle Choral in dem wuchtigen und ursprünglichen Rhythmus und dem unvergleichlichen Tonsatz von Schein aus dem Jahre 1628. Danach fragte Se. Majestät den Leiter: ‚Wie haben Sie die Bläser arrangirt?‘ ‚Im Ganzen stimmenweise neben einander, doch an mehreren Stellen ganze Chöre, so daß überall alle vier Stimmen gleichmäßig zu Gehör kommen. Erlauben Ew. Majestät, daß die vorderen

Bläser niederfallen, damit die hinteren Reihen Ew. Majestät auch deutlich sehen dürfen?' worauf der Kaiser mit huldvoller Handbewegung: ‚Jawohl, nieder!' Ein neues Hoch wurde mit lächelndem Gruß freundlich aufgenommen und auf die Worte: ‚Nun blast mir noch eins!' stand Alles wieder da."

* * *

Am dritten August hat der Kaiser in Bremerhaven ein paar Arbeiter des Norddeutschen Lloyd dekorirt und dabei die in Hamburg zum kleinen Theil strikenden, zum größten Theil ausgesperrten Werftarbeiter vaterlandlos und ehrlos genannt. Am nächsten Tage veröffentlichte der Deutsche Holzarbeiterverband Bremerhaven die folgende, einstimmig in der Gewerkschaft angenommene Resolution: „Die Vorarbeiter der Tischler des Norddeutschen Lloyd, die der Deutsche Kaiser gestern abend hierselbst in Gemeinschaft mit anderen Vorarbeitern gleichsam als die Vertreter der an der Fertigstellung der Truppentransportschiffe für die ostasiatische Expedition beschäftigt gewesenen Arbeiter dekorirt und denen er seine Zufriedenheit ausgesprochen hat, daß sie ‚nicht dem schlechten Beispiel der vaterlandlosen Gesellen in Hamburg gefolgt' seien, sondern durch die prompte und pünktliche Fertigstellung der Schiffe ‚den Patriotismus der deutschen Arbeiter fleckenlos gewahrt' hätten ... diese Vorarbeiter gehören weder dem Deutschen Holzarbeiterverbande noch einer anderen gewerkschaftlichen Arbeiterorganisation an und sind noch niemals in irgend einer Sache von den organisirten Tischlern des Norddeutschen Lloyd oder den organisirten Holzarbeitern der Unterweserorte Bremerhaven, Geestemünde und Lehe als ihre Vertreter betrachtet worden. Die organisirten Holzarbeiter in den Unterweserorten sehen daher die Dekorirung und Belobigung dieser Vorarbeiter lediglich als deren persönliche Angelegenheit an und verwahren sich entschieden dagegen, mit den Dekorirten identifizirt zu werden. Die Generalversammlung versichert die ausgesperrten Werftarbeiter Hamburgs ihrer vollsten Sympathie und ist überzeugt, daß die organisirten Holzarbeiter der Unterweserorte, in die gleiche Situation gedrängt, der Fertigstellung der Truppentransportschiffe des Norddeutschen Loyd gegenüber genau den selben Standpunkt eingenommen haben würden, auf den sich die Werftarbeiter Hamburgs bei der Fertigstellung der Transportdampfer der Hamburg-Amerika-Linie gestellt haben."

* * *

Mildherzige Christen jammern darüber, daß nach dem italienischen Strafgesetz der Mörder Bresci nicht hingerichtet werden dürfe. Vielleicht tröstet sie die Schilderung, die von den Wonnen einer in Italien zu verbüßenden lebenslänglichen Zuchthausstrafe entworfen wird: ‚Die Haft wird mit zehn Jahren Einzelhaft begonnen. Bresci wird in eine zwei Meter lange, einen Meter breite Zelle gebracht, deren Thür nie geöffnet wird. Die Wärter beobachten durch das Guckloch. Während dieser zehn Jahre ist Wasser und Brot die ausschließliche Nahrung. Bresci darf weder lesen noch schreiben, weder arbeiten noch rauchen. Er darf nicht sprechen. Niemand darf ihm antworten. Spricht er nur ein einziges Mal oder läßt sich sonst Etwas zu Schulden kommen, so erhält er sofort die Zwangsjacke und wird mit Eisen ans Bett geschnallt. Die Jacke ist so eingerichtet, daß er die Hände absolut nicht bewegen kann. Nachts wird ihm ein Riemen um den Leib geschnallt, so daß er sich auch nicht von einer Seite auf die andere legen kann. Diese Vorschriften können im Fall der Renitenz noch verschärft werden. Dann wird eine andere Zwangsjacke gebraucht, deren Ärmel geschlossen sind. Mit zwei dicken Riemen werden die Hände

über der Brust gekreuzt und mit starken Eisen gebunden. Von den Händen läuft ein Lederriemen zu den Füßen, der fest angezogen wird. Der Körper des Sträflings wird durch den Riemen förmlich gekrümmt. Diese Stellung dauert vom Morgen bis zum Abend. Nachts werden die Füße durch zwei in einem Brett unterhalb des Fußendes angebrachte Löcher gesteckt. So liegt der Sträfling vollkommen bewegungslos da. Nach einem Jahr kann eine Milderung eintreten. Bei tadelloser Aufführung kann der Sträfling in eine größere Zelle gebracht werden. Die Zellenthür wird zeitweise einige Centimeter weit geöffnet." Aber auch diese Torturformen werden den sonderbaren Vertretern christlichen Geistes noch nicht genügen. Sie haben ganz andere Wünsche. Einer von ihnen tobt: „Bei uns zu Lande kennzeichnet man die Schläger unter den Pferden mit einem Strohknoten oder Bändchen im Schweif. Wäre es nicht am Gescheitesten, wenn man alle bekannten resp. noch zu entdeckenden Anarchisten oder auch solche Halunken, die zum Fürstenmord hetzen, mit einem recht in die Augen fallenden Brandzeichen auf den Wangen versähe? Bresci und Andere sind schon der Polizei durch die Finger gegangen; hätte man ihnen bei der Gelegenheit den Anarchistenstempel aufgebrannt, so wären sie vom Volke ausgesondert worden und andere, auf der Schwelle des Anarchismus stehende Individuen würden sich scheuen, in die Gemeinschaft der Geächteten zu treten." Ein Zweiter heult: „Die Prügelstrafe, auf Anarchisten angewendet, würde vor allen Dingen das Märtyrerthum ertöten, in dem diese Gesellschaft schwelgt. Ein täglich durchgeprügelter Verbrecher wird nur Gegenstand der verdienten Verachtung sein, aber nicht mehr zur Nachahmung seiner Thaten reizen. Also alle Attentatversuche müssen mit oft wiederholter Prügelstrafe geahndet werden und auch der zum Tode verurtheilte Attentäter ist vor seiner Hinrichtung in der selben Weise zu behandeln. Das würde sicherlich helfen." Und ein Dritter rast: „Die Anarchisten sollten lieber sofort füsilirt werden und die von der Strafvollstreckung zurückkehrende Truppe sollte einfach auf dem Rückweg vom Kirchhof ein ‚Freut Euch des Lebens' von der Musik vor sich herspielen lassen; dazu dürfte nur eine kurze Meldung von der Beförderung des Verbrechers zum Tode erfolgen." Es ist eine — hier oft genug beklagte — Schande, daß den wilden Gesellen, die das wehrlose Haupt eines Staates mit der Mordwaffe treffen, von der nach Sensationen lüsternen Presse Reklame gemacht und zu dem Klüngelruhm verholfen wird, den sie ersehnten. Das wäre leicht zu vermeiden. Aber soll man der Roheit mit Roheit begegnen? Soll man zu dem Racherecht barbarischer Zeiten zurückkehren und von dem Grundsatz weichen, daß jedes Menschen, auch des erbärmlichsten, Leben heilig ist und nur in den Formen geordneter Justizübung angetastet werden darf? Würde es moderne Sinne befriedigen, wenn Brutus oder Wilhelm Tell, die ihre Landesherren töteten, auf dem Theater geprügelt würden? Gewiß ist nicht jeder Monarchenmörder ein Brutus oder Tell; jeder ist aber ein Mensch und die Grenze zwischen der befreienden Heroenthat und dem schimpflichen Herostratenwerk ist, besonders unter dem frischen Eindruck des grausigen Vollbringens, nur vom subjektiven Empfinden zu ziehen. Die über Mörder verhängten Strafen sind wirklich in keinem europäischen Lande zu mild. Bismarck, der für die Todesstrafe eintrat, hielt sich wahrlich nicht an den cant einer heuchlerischen Humanität. Dennoch hat er am ersten April 1870 gesagt: „Die Prügelstrafe steht im Widerspruch mit unserer Gesittung."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 25. August 1900.

Als die Toten erwachten.

Tientsin, im August 1900.

Lieber Onkel,

Dank für Dein und Tantes Telegramm, das ich beantwortete. Hoffentlich erreicht meine Depesche Euch; sicher ists nicht, denn kein Mensch weiß, wer hier jetzt eigentlich Koch und wer Kellner ist. Seit meiner Hochzeit bin ich nicht so viel angekabelt worden wie während der letzten drei Tage (Anna und Lenerl sind übrigens munter und grüßen). Ganz nett, so eine Weile verschollen sein; die Leute lernen Einen dann wenigstens schätzen. Immerhin war ich über den Ton all der Depeschen erstaunt. Das roch so merkwürdig nach Räucherpfanne und welkenden Totenkränzen. Wart Ihr denn wirklich in solcher Mordsangst? Lieber Himmel: wenn man nach Asien geht, um schneller, als es im theuren Vaterlande der billigen Arbeit möglich ist, seinen Rebbach zu machen, darf man sich nicht wundern, daß es manchmal ein Bischen dick kommt. Wo klobig verdient wird, heißts gewöhnlich: va banque; und kein Vernünftiger wird sich einbilden, daß er im Lande der gelben und blauen Flüsse so behaglich und sicher leben kann wie im Dunstkreis der Panke. Oder giebts die gar nicht mehr? Mir dämmert so was. Habt Ihr die Goldgräbergeschichten schon ganz vergessen? Wir nehmen den Leuten hier den Boden weg, ziehen, unter dem Vorwande, der Kultur Pionierdienst zu leisten, ihnen das erbsenfarbige Fell über die Ohren und zwingen ihnen Sitten auf, die sie mehr hassen als die ihnen vertrautere Pest. Natürlich giebts da von Zeit zu Zeit eine kleinere oder größere Schlächterei. In Asien werden Menschenleben nicht so hoch eingeschätzt wie auf dem Halb-

inselchen, das Ihr Europa nennt. Wer vorsichtig ist, kommt aber fast immer durch. Jetzt wars ja recht schlimm; aber die eben erwähnte Pest ist, wenn sies gerade gut meint, auch nicht von Pappe. Damit müßt Ihr Euch abfinden; wir müssens auch. Als ich meinen Stoß von Depeschen und Briefen durchstudirte, fiel mir besonders der fromme, gottselige Pastoralklang auf. Daran ist man gar nicht mehr gewöhnt. Und ich denke, Ihr führt Krieg? In dieser Stimmung? Schmeckt gar nicht nach preußischer Schneidigkeit. Ich glaube, es war der Talmi-Perser Bodenstedt, der mal gesagt hat:

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm,
So viel und wie Ihr wollt, verkünden:
Nur schweigt von Eurem Christenthum,
Gepredigt aus Kanonenschlünden.
Bedürft Ihr Proben Eures Muths,
So schlagt Euch wie die Helden weiland,
Vergießt, so viel Ihr müßt, des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland!

Na, nehmts nicht übel! Man wird hier unten schließlich zum halben Heiden und bekommt eine gräulich scharfe Witterung für Europens übertünchte Phraseologie; aber wie gut Ihr Alle es meint, weiß ich doch noch. Und seit ich gestern und vorgestern die Zeitungen der letzten Wochen durchgeackert habe, ist der Litaneiton mir kein ganzes Räthsel mehr. Kinder, da stehen wilde Sachen! Wenn Ihr all die Geschichten geglaubt habt, mag die Zeit Euch noch schwerer gewesen sein als uns.

Also wir waren tot, mausetot, so tot, wie ein gebildeter Europäer überhaupt nur sein kann. Ungefähr vier Wochen lang. So um die Julimitte wurden wir abgeschlachtet, „nach heldenmüthigem Widerstand bis auf den letzten Mann niedergemacht.“ Von allen in Peking weilenden Europäern trug kein Einziger auch nur das nackte Leben davon. Und nachher wurden unsere Leichen zerstückt, geschändet und die rauchenden Fetzen im Triumph durch die Straßen geschleift. Frauen und Kinder hatten wir vorher erschossen, um sie nicht in die Hände der gelben Halunken fallen zu lassen. Das habe ich nun in vier großen Zeitungen gelesen. So ziemlich stimmen die Berichte überein; nur der Lokalanzeiger war ganz besonders gut unterrichtet. Und die ihm verbündete „Woche“ natürlich. Da war beinahe jede Phase der letzten Kämpfe ausführlich geschildert; und als ich las, wie das Thor gesprengt wurde und die Horde sich in wüthendem Jubel auf uns stürzte, überlief es mich ordentlich. War ich am Ende doch tot? Da stand es ja, unter dem Datum des vierzehnten Julitages: „Es liegt etwas unerhört Grausames

in dem Schicksal dieser Unglücklichen. Gerade in der Zeit des Verkehrs, die fast keine Entfernungen mehr kennt und Zeit und Raum durch ihre Erfindungen überbrückt, werden Hunderte unschuldiger Opfer hingeschlachtet, während die ganze civilisirte Welt mit ängstlicher Spannung ihr Geschick verfolgt, ohne helfen zu können. Die Fremden haben sich tapfer gewehrt; namentlich die Deutschen haben mit Löwenmuth gekämpft und schließlich, nachdem sie schon vorher das Tsung-Li-Yamen zerstört hatten, eins der Stadtmauerthore (siehe Abbildung), die, mit Geschützen ausgerüstet, kleine Festungen bilden, erobert und sich darin bis aufs Aeußerste vertheidigt. Jetzt sind sie mit den anderen Europäern im Tode vereint. Auch vom Personal der Gesandtschaften (siehe Abbildung) ist Niemand leben geblieben." Und so weiter. Nie habe ich lebhafter bedauert, daß ich nur zur misera plebs gehöre. Die im Rang Höheren sind durch ein Bild mit einem Totenkreuz dahinter verewigt worden. Die Bilder sind sprechend unähnlich — unser Merklinghaus sieht wie ein japanischer Stabsoffizier aus —, aber es muß doch ein hübsches Andenken sein. Vielleicht werden wir Anderen nachträglich noch konterfeit; ich könnte ein paar Kodak-Aufnahmen zur Verfügung stellen, falls bei Scherl was zu machen ist. Einstweilen begnüge ich mich mit dem immerhin ungewöhnlichen Vergnügen, bei einer Tasse Pecco und einer achtbaren Cigarette zu lesen, daß wir Alle längst tot sind und daß wir, bevor wir abgeschlachtet und in Stücke zerschnitten wurden, uns als ganz famose, löwenmuthige Kerls bewährt haben. Das von sich zu lesen, ist ein höchst aparter Genuß. Nur quält mich der Zweifel, ob es nach solchen Nekrologen nicht eigentlich unanständig ist, noch weiterzuleben. Doch gar zu gewissenhaft soll man auch nicht sein. Ein wahrer Segen, daß in den Expeditionen nicht so felsenfest an unseren Tod geglaubt worden ist wie in den Redaktionen; sonst wären die Blätter uns nicht so pünktlich nach Peking geliefert worden und wir wären um eine Lecture gekommen, die uns nach den Schrecken dieses bösen Sommers die erste heitere Stunde ohne jegliche Trübung bereitet hat.

Wenn Ihr nun wieder mal schreibt, habt doch die Güte, mir mitzutheilen, wie man sich den Ursprung dieser Berichte erklärt hat. Ueberall wird gemeldet, kein einziger Europäer sei dem Gemetzel entronnen. Wer hat aus der abgesperrten Stadt nun all die Spukgeschichten ins Freie befördert und die Gefühlsregungen der sterbenden Weißhäute so anschaulich geschildert? Ihr habt doch selbst gelesen, daß der englische Generalkonsul in Shanghai für eine Depesche nach und Rückantwort von Peking baare zwanzigtausend Mark geboten und in einer Chinesenbank deponirt hat; die Sache war nicht zu machen.

Glaubt Ihr, daß Eure Zeitungleute mehr gezahlt haben? Ich habe für jedes gedruckte Wort die dem Bürger ziemende Empfindung ehrerbietigster Gläubigkeit; hier aber versagt meines Unterthanenverstandes beschränkte Haftpflicht. Und bei Euch hat offenbar Keiner die Wahrheit des Gemeldeten zu bezweifeln gewagt. Ich las ja sogar, daß der alte Virchow, der in der Politik freilich immer vom Unglück verfolgt war, in irgend einer wissenschaftlichen Gesellschaft dem klugen Halbchinesen Sir Robert Hart einen rühmlichen Nachruf gespendet hat. Dabei fiel mir unser Freund Boetticher ein, der noch vor dem zwanzigsten März 90 den höchst lebendigen Bismarck im Bundesrath feierlich einbuddelte. Sir Robert mag schön gelacht haben ... Aber ist die Sache nur komisch? Ueberlegt mal 'nen Augenblick. Ihr habt drüben von den hiesigen Verhältnissen keine Ahnung. Von allen Nachrichten, die ich gelesen habe, sind neun Zehntel aus der Luft gegriffen und das letzte Zehntel ist auch nur ungefähr annähernd richtig. Das konnte jeder verständige Mensch sich nach früheren Erfahrungen an den fünf Fingern abzählen; und doch fällt Jeder drauf rein. Jeder; auch die Offiziellen. So geht es nun schon seit Jahren; und dadurch ist die Sache hier so böse verbuttert worden. Die verehrlichen Diplomaten haben sich in Peking sehr gut amusirt, Tennis, Golf und Fußball gespielt und — der Lieutenant von Lösch hat es in seinem gedruckten Brief treu nach dem Leben berichtet — die excellenten Lippen zu spöttischem Lächeln verzogen, wenn Unsereiner, der die Dinge länger und aus geringerem Abstand kennt, vor nahen Gefahren warnte. Und die noch viel verehrlichere Presse hat Ammenmärchen in die Welt gesetzt. Im Mai, als der Boxerlärm lauter wurde, wußten wir alten Chinesen, was die Glocke geschlagen hat; unmöglich, was zu erreichen. Immer wieder ließen die Leute sich von den höllisch geriebenen Mandarinen beschwatzen. Und Ihr erfuhrt nichts, — wenigstens nichts Gescheites. Seht mal im Etat nach, was solche asiatische Gesandtschaft das Reich jährlich kostet, und vergleicht damit ihre Leistung. Ketteler war ein tapferer und wohlwollender Mann, dessen Schicksal wir Alle beklagen; aber er fand sich hier auch nicht zurecht. Er könnte heute noch leben, wenn er sich nicht hoch zu Roß, sondern in einer verhängten Sänfte auf den Weg nach dem Tsung-Li-Yamen gemacht hätte. Die Boxer bedrohten zunächst die Mandschu-Dynastie, die, weil sie den Fremden stets nachgegeben hat, um allen Kredit gekommen ist. Ihr mußten die Europäer Hilfe bringen; da sie es nicht thaten, blieb der alten Hexe von Kaiserin nichts Anderes übrig, als die „weißen Teufel" preiszugeben und mit den Meuterern zu paktiren. Die Leute hier sind um den Finger zu wickeln, wenn man sie vorher an der

richtigen Stelle gekitzelt und ihre kindische Empfindlichkeit geschont hat. Ihr wißt: ich freue mich über jeden neuen Fleck Erde, den Deutsche erobern; aber die Sache muß mit Takt und Geschicklichkeit angefaßt werden. Warum mußten wir gerade einen Landstrich nehmen, der den Chinesen durch die Grabstätte ihres Confucius geheiligt ist? Warum mit Russen und Franzosen, die ganz andere Interessen haben, den siegreichen Japanern den Weg ins Herz des Reiches der Mitte sperren? Warum dem mit allen Wassern gewaschenen Gauner Li-Hung-Tschang wie einem Halbgott huldigen und den japanischen Marschall Yamagata, der zugleich mit ihm in Berlin war, links liegen lassen? Warum einen erbitternden Bruch des uralten Hofceremoniells erzwingen, der schließlich doch nur einen schnell vorübergehenden Effekt, aber keinen dauernden Vortheil brachte? Warum? ... Weil Ihr, „in der Zeit des Verkehrs, die fast keine Entfernungen mehr kennt und Zeit und Raum durch ihre Erfindungen überbrückt", von den hiesigen Verhältnissen keinen Schimmer habt und blind Alles glaubt, was in der Zeitung steht. Die amerikanische Presse, die ich von meinen Broadwayjahren her gründlich kenne, ist wahrhaftig kein Muster an würdevoller Gewissenhaftigkeit; aber sie wird auch von ernsten Leuten drüben nicht ernst genommen. Die wissen, was business ist, was der Konkurrenzkampf um die tägliche Sensation fordert, und halten, trotz zehntausend Einzelheiten, nicht jede Schauergeschichte für wahr. Vielleicht haben deshalb die Yankees die vernünftigste Politik getrieben: sie sind einfach und ohne viel Geräusch auf Peking losmarschirt, um selbst zu sehen, wie da die Dinge lägen. Dieses Vergnügen hätten sie sich und uns freilich schon ein paar Sommerwochen früher bereiten können, ohne größere Schwierigkeiten auf ihrem Wege zu finden. Endlich aber haben sies wenigstens gewagt und damit auf Europas Prestige einen nachdenklich stimmenden Schatten geworfen. Wir guten Deutschen können den amerikanischen Preßbetrieb nachahmen, aber uns fehlt der als Korrelat dazu unentbehrliche Gleichmuth; wir sind zu leichtgläubig, zu biedermännisch und tragen alles schwarz auf Weiß Gedruckte kritiklos in unseres Herzens Schrein. Es ist ja sehr liebevoll, daß, wie ich gelesen habe, während wir im pekinger Wurstkessel schmorten und nicht wußten, ob wir mit Weib und Kind den Abend erleben würden, in den heimischen Kirchen für unsere armen abgeschiedenen Seelen gebetet wurde; aber ... Du erinnerst Dich wohl meiner vielverhöhnten Schrulle, Verse, die mir was sagen, auf den Block zu kritzeln. Da fand ich beim Packen neulich auch die Verse von Ebers, dessen egyptische Maskeraden Dir immer so merkwürdig gefielen:

Auf einem Fels stand Moses im Gebete.
Schlachtruf erscholl, es schmettert die Drommete.
Hob er die Hände, war sein Volk im Siegen,
Ließ er sie sinken, mußt' es unterliegen.
Wie groß dies Bild vor meiner Seele steht!
Wohl liegen Wunderkräfte im Gebet;
Doch fordert Gott, verlangt Ihr seinen Segen,
Die Hände, die er Euch verlieh, zu regen,
Laßt Ihr sie thatenlos im Schoße liegen,
Wird Euer Feind, wie Ihr auch betet, siegen!

Die Verse sind ja spottschlecht; aber der billige Sinn leuchtet mir heute noch ein. Nun will ich natürlich nicht etwa behaupten, daheim sei gar nichts für uns gethan worden. Das wäre ungerecht und unsinnig. Mancherlei ist vorbereitet worden, an geräuschvollem Bemühen hat es nicht gefehlt und wir wissen namentlich zu schätzen, daß der Kaiser Jedem, der einen der in Peking eingeschlossenen Fremden retten würde, eine Belohnung von tausend Taels versprochen hat. Die zwei bis drei Millionen Mark, die Das zum jetzigen Kurs ausmachen wird, werden wahrscheinlich nun Japaner und Amerikaner, vielleicht auch Russen und Briten schlucken. Oder sollen etwa gar die Chinesen sie einsäckeln, irgend ein Tsching oder Tschung, der uns „lebend einer europäischen Behörde überliefert" hat? So ähnlich wird es wohl kommen. Denn Deutsche gab es nicht in dem Heer, das uns befreit hat. Ich wollte es erst nicht glauben und räthselhaft ist mirs bis auf diese Stunde geblieben; aber die Thatsache ist nicht wegzuradiren: kein Landsmann focht in dem Entsatzcorps und wir harrten, als nach langer Vereinsamung endlich wieder Europäerstimmen an unser Ohr schlugen, vergebens auf einen heimischen Laut. Am Sechzehnten wehten die fremden Fahnen auf Pekings Mauern; aber eine deutsche war nicht darunter. Und doch hatte, wie wir jetzt erfahren, der Kaiser schon anfangs Juli in Wilhelmshaven gesagt, nicht eher werde er ruhen, als bis die Reichsfahne auf die Zinnen der Chinesenhauptstadt gepflanzt sei. Die Fahne wird wohl bald flattern, aber der Eindruck, den das Fehlen der Deutschen machen mußte, wird aus dem Eigensinn der gelben Bande nicht leicht zu verwischen sein.

Nun soll Waldersee kommen. Ich kenne ihn von 70 her, wo er zwar eben so wenig wie 66 je Truppen geführt hat — nicht zwei Mann —, aber als Besorger delikater Aufträge gute Arbeit gethan haben soll. Bin nur neugierig, was er hier machen will. Vor den ersten Oktobertagen kann er beim besten Willen nicht marschfertig sein und bis dahin muß die Geschichte sich irgendwie entschieden haben. Noch eine Reise, wie die des liebenswür-

digen Prinzen Heinrich war, würde nicht gerade günstig wirken. Und daran, daß die sogenannte Einheit der Mächte Monate lang dauern könnte, denkt im Ernst doch kein Mensch, der sich an Kreta und den viel kleineren Türkenbraten erinnert. Die Franzosen fangen schon über uns zu ulken an; lies den Figaro! Die Einigkeit wird darin bestehen, daß man mit vereinten Kräften dem Herrn Generalissimus die Hölle heiß machen und ihm die Gelbsucht an den Hals ärgern wird. Die Sache kann nicht gehen, schon weil der höchste Befehlshaber die Verhältnisse, Klima, Terrain, Volkscharakter, Landessitten, am Besten kennen muß und wir Keinen zu versenden haben, der sich in diesen Dingen mit Engländern und Russen (von den Japanern ganz abgesehen) messen kann. Wo ist der Gedanke an Waldersee eigentlich aufgetaucht? Nicht mal darüber wird man aus Euren Zeitungen klug. Der russische Reichsanzeiger meldet, Kaiser Wilhelm habe beim Zaren angefragt, und bei Euch wird offiziös und hochoffiziell, sogar in Allerhöchsten Kundgebungen, gesagt, die Initiative sei vom Selbstherrscher aller Reußen ausgegangen. Nächstens wird man die Zeit zurücksehnen müssen, wo man keinen Centimeter bedruckten Holzpapiers zu Gesicht bekam; da brauchte man sich wenigstens nicht zwecklos den Kopf zu zerbrechen. Einerlei: ich und meine Freunde, wir sind von dem Entschluß durchaus nicht entzückt. Wir haben Ruhe nöthig; wenn wir die nicht bald kriegen, ist für Geschäftsleute hier für die nächsten zehn Jahre überhaupt nichts mehr zu machen. Dadurch, daß dreihundert oder dreitausend Chinesen geköpft und dem Deutschen Reich zwei Milliarden — zahlbar am zweiunddreißigsten Januar 1900 — versprochen werden, wird uns nicht geholfen. Ich freue mich riesig darauf, mit den Kameraden aus der Heimath einen guten Schoppen zu leeren, habe einstweilen aber keine Ahnung, was sie hier ausrichten sollen, und finde es unter diesen Umständen sehr vernünftig und vorsichtig, daß Ihr die Feierlichkeiten, die sonst erst der Einzug der Sieger bringt, Empfänge, Blumen, Jubel und ähnliche Chosen, diesmal schon bei der Ausreise veranstaltet habt. Neu, aber praktisch und für künftige Fälle sehr zu empfehlen.

Zieh die Stirn nicht kraus, Onkel August. Wenn ich erst in Ordnung bin, schicke ich Dir auch mein Tagebuch aus der Belagerungzeit. Vorläufig mußt Du mir schon gestatten, daß ich mich wieder lebendig fühle und mir beim Erwachen aus dem Gruftgrausen meine Gedanken mache. Ists denn meine Schuld, wenn ich finde, daß die deutsche Welt sich sehr seltsam verändert hat?

Herzliche Grüße ruft Euch übers Meer

der verstorbene

Fritz.

❦

Heimathkunst.

Man spricht jetzt viel von „Heimathkunst“. Das ist das neueste Schlagwort; und Manche werden darum nicht ohne Grund mißtrauisch sein. Was soll es heißen, werden sie sagen, daß jetzt jedes Ländchen und jede Provinz durchaus ihre eigene Kunst haben wollen, in der ihre „besondere Art“ gleichsam sich selbst heroisirt, sich gehörig aufbläht? Gehört nicht die Kunst der ganzen Welt an und soll nicht der Künstler darum ein Weltbürger sein?... Die so sprechen, sagen in ihrer Weise gewiß nichts Thörichtes. Es wäre traurig, wenn der Künstler jemals den Anspruch aufgeben wollte, im edelsten Sinne Weltbürger zu sein. Aber noch trauriger wäre es, wenn er darum aufhören wollte, ein Heimathbürger zu sein. Es gab eine Zeit, da war der „Weltbürger“ ein Ideal. Da saß man auf seiner Scholle und baute seinen Kohl, hatte sein Häuschen und sein Gärtchen und kam sich wie ein gewaltiger Abenteurer vor, wenn man sich mal für drei Tage in die Postkutsche setzte, um von Berlin nach Dresden zu fahren. Da war denn freilich ein Mann, der Rom und Paris gesehen hatte, ein Wunderthier und vermochte, heimgekehrt, seinen braven deutschen Pfahl- und Mitbürgern unheimlich zu imponiren. Und damals war es auch gewiß etwas Großes, der Weltanschauung der nächsten Kirchthurmsbannmeile entronnen zu sein und die Dinge dieser Erde mit echtem Weltbürgerweitblick zu betrachten. Die Heimath blieb ja doch immer, was sie war, der unantastbare Fleck Erde, der den natürlichen Mittelpunkt der gesammten seelischen Existenz bildete. Landschaft sonderte sich gegen Landschaft klar und bestimmt ab; keine bedrohte die Eigenart der anderen; selbst ein fremder Eroberer konnte sie wohl nehmen, aber nicht umgestalten. Alle Volksschätze ruhten noch tief im Boden und Niemand hatte die Kraft, sie herauszureißen.

Heute ist es anders geworden. Schon der bloße Name „Weltbürger“ hat eine bedenkliche Verflachung erfahren. Man kann es so leicht werden, denn das bischen Reisen ist ja gar so bequem. Von Thal zu Thal, von Landschaft zu Landschaft, von Land zu Land sind die raschesten und häufigsten Verbindungen hergestellt. Die eine Volksschicht fluthet in die andere hinüber; Vermischungen und Vermengungen finden ununterbrochen statt; kaum giebt es in Europa noch ein Thal oder Hochgebirgsdorf, das seine Abgeschlossenheit bewahrt hätte und nicht irgendwie bereits „der Kultur erschlossen“ wäre. Und in diesem ungeheuren Umwandlungprozeß unserer gesammten Civilisation, der alle Dämme niederreißt, kämpft jedes Volksnaturell und jede landschaftliche Eigenart ihren Kampf auf Tod und Leben um die Integrität ihres Daseins. Mit Schrecken sehen wir, wie sich unter dem Schutz-

fittich des allgemeinen Weltbürgerthums die allgemeine Nivellirung ausgebreitet hat.

Da gilt es denn also hauptsächlich, von der alten individuellen Eigenart der einzelnen Landestheile noch zu erhalten, was irgend zu erhalten ist. Und gewiß ist die Kunst ganz besonders berufen, hier thatkräftig einzuspringen. Denn die Kunst, mag sie auch überall mit ihrer Krone in den Himmel reichen, bleibt doch stets mit ihren Wurzeln an das feste Erdreich einer engeren Heimath gebunden. Man kann sie nicht beliebig entwurzeln und umpflanzen: zu viel von ihrer besten Kraft ginge dabei verloren. Aber nicht nur um der Nivellirung entgegenzutreten, auch um der Kunst selber ihre jeweilige Eigenkraft in ihrer Herbheit und Keuschheit zu erhalten, fordert man heute die Pflege der „Heimathkunst". Es ist Thorheit, von einem allgemeinen modernen Kunststil, etwa mit dem Centrum Paris, zu sprechen. Die Kunst hat von je her das Besondere gewollt und selbst das Besonderste und Allerbesonderste hat sie noch niemals geschreckt. Es mag in der modernen Welt gemeinsame Kunstmittel geben, aber es giebt nicht eine gemeinsame Kunst. Die technischen Ausdrucksmittel, die gewiß Alle sich aneignen sollen, sind nicht dazu da, die Kunst der verschiedenen Länder zu uniformiren. Man kann in Paris zeichnen, malen, modelliren lernen, aber man kann nicht lernen, ein Künstler zu sein. Der Künstler wächst aus dem Boden seiner Heimath. Dort kann er ein „Raffael ohne Hände" sein, unfähig, sich auszudrücken, aber die Seelenfülle des Künstlerberufes liegt dennoch in ihm. Das, was er der Kunst als sein Besonderstes zubringen wird, der individuelle Ausbruch und erhöhte Ausdruck einer Volksseele, ist ihm von Natur eigen und ein Geschenk der Landschaft. Wenn er später, wo immer, die Mittel sich erwirbt, jenes Eigene zum Ausdruck zu bringen, dann wird ihn der Gebrauch jener Mittel nicht zum befangenen Schulmitglied stempeln, sondern zum freien Schöpfer emporheben, der die Welt seines Inneren verkündet. So ist etwa Uhde in allen Mitteln der Franzosen erfahren und hat nicht den mindesten Grund, seine pariser Schulausbildung zu verleugnen. Aber er ist seiner ganzen Wesenheit nach ein so echt deutscher Künstler, daß die Franzosen ihn als Fremdling empfinden und die mannichfachsten Versuche machen, ihn für ihr Kunstempfinden zu übersetzen. Wer aber als Deutscher Uhde näher kennt, wird nichts weniger in ihm erblicken als etwa den Normal-Deutschen. Er wird vielmehr eine provinziale Eigenart seines Wesens herausfühlen, ein unverkennbar sächsisches Element, das ihn als Landsmann Luthers und Cranachs kenntlich macht. Der Maler Uhde verdankt den starken Ausdruck seiner Individualität seiner Heimathangehörigkeit.

Aber nicht alle Künstler besitzen gleich Uhde jene individuelle Kraft, um fremden Schuleinflüssen gegenüber ihre Eigenart nachdrücklich zu behaupten.

Lichtwark hat darüber lehrreiche Beispiele gesammelt, von jungen Hamburgern, die daheim ganz naiv einen eigenen Ausdrucksstil gefunden hatten, draußen aber, dem Gleichmacherunwesen der Akademien ausgesetzt, ihre Muttersprache verlernten und sich ein gebildet klingendes Kunst-Volapük anquälten. Aehnliche Beispiele aber kennt die Kunstgeschichte zu Hunderten, namentlich von Niederländern, die, wie Mabuse im sechzehnten Jahrhundert, sich nach Italien verloren, um dort die „Sprache des Michelangelo" zu lernen, das berühmte Räuspern und Spucken sich auch wirklich aneigneten, aber die Grundlage ihres wahren Schaffens völlig einbüßten. Solch ein Mabuse konnte es zwar erreichen, kein Niederländer mehr zu sein; aber ein Italiener konnte er nicht werden. Das, was er in seinem Herzen vielleicht für niederländische Plumpheit hielt, behielt er bei, trotz schöngeschwungenen Muskeln und gespreizten Fingern, und die Italiener lachten über den deutschen Tölpel, der sich so geziert geberdete und doch nimmermehr Italienisch lernte. Das eigentlich Bodenwüchsige aber war von dem aufgeklebten Falschkram völlig überwuchert und unfähig geworden, sich zum Ausdruck zu bringen.

Man kann vielleicht sagen, daß Künstler, die befähigt waren, so sich selbst zu verlieren, keinerlei Bestimmung hatten, an der Entwickelung der Kunst mitzuarbeiten. Und gewiß ist der aristokratische Standpunkt nicht zu verwerfen, daß in der Kunst überhaupt nur die „Nummer Eins" zähle. Aber soll man deshalb Alle, die zu Nummer Zwei und Drei zu zählen wären, kaltherzig ihrem Schicksal überlassen? Das wäre mindestens doch unpolitisch. Es giebt auch für die Kunstentwickelung und Kunstpflege allgemeine Wirthschaftgrundsätze und es würde durchaus nicht albern klingen, wenn Jemand von einer „Nationalökonomik der Kunst" sprechen wollte. Die großen Kunstgenien sind immer und überall ein Spiel des Zufalls. Ein Genie bedarf, um zur Reife zu kommen, des guten Bodens, auf dem es gedeihen kann. Man durchstöbere die ganze Kunstgeschichte: man wird nirgends ein großes Kunstgenie finden, das in Zeit und Umgebung eine völlig vereinzelte Erscheinung wäre. Stets findet man eine beträchtliche Kunstblüthe, die für Zeit und Ort vorbereitend gewirkt hat. Diesen hätte man also die „Geburt des Genius" eigentlich zu verdanken, und wenn auch nicht im wörtlichen Sinne die „Geburt", so doch das Aufkommen und Emporkommen. Niemand weiß, ob nicht vorher oder an anderen, minder begünstigten Orten gleichwerthige Begabungen da waren, die untergehen oder verkümmern mußten, weil sie sich nicht durchzudrücken vermochten. Falsch ist die Behauptung, das Genie breche sich stets selbst Bahn. Manches Genie hat seine beste Kraft verzettelt und vergeudet, um sich endlich freie Bahn zu schaffen, — und nachdem es diese Arbeit verrichtet hatte, brach es zusammen. Man durchmustere die Lebensgeschichte Michelangelos! Sie erzeugt

in uns das schmerzliche Gefühl, daß der wahre Michelangelo niemals zu reiner und voller Entwickelung gekommen ist und daß Alles, was wir von dem Menschen, der unter diesen Namen schuf, besitzen, Bruchstück, Abschlagszahlung, verfehlte Kraftverschwendung, verzerrte Ideengestaltung ist. Und trotzdem hatte Michelangelo ein großes Kunstzeitalter unter sich, das ihn trug, das aber immer noch unvermögend war, ihm die Daseins- und Schaffensbedingungen zu geben, deren sein Genius bedurfte, um sich völlig zu offenbaren.

Was so vom Genie gilt, gilt in noch höherem Grade vom starken und einfachen Talent, das mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufzutreten pflegt und fast niemals ganz fehlt. Hätte es keine andere Funktion als die, jene Kunstblüthe herbeizuführen, die dem Genius die Entwickelungmöglichkeit giebt: seine Bedeutung wäre bereits unschätzbar. Aber das Talent hat in der Kunst doch auch seinen Selbstwerth. Es repräsentirt einen Theil der schaffenden Kraft, einen Theil der großen Vorwärtsbewegung. Hunderttausenden von Menschen haben die vom Talent dargebrachten Gaben Erhebung, Freude, Beruhigung gespendet. Das Talent verdient also die aufmerksamste Pflege. Aber es ist der Leitung bedürftig, es wächst ganz und gar nur auf dem Boden, der es aufsprießen ließ. Boden und Talent stehen zu einander in Wechselbeziehung, stützen einander, sind auf einander angewiesen. Wird der Boden vernichtet oder auch nur geschädigt, so wird das Talent benachtheiligt.

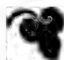
So ist also alle Kunst stets eng an ihre Heimath gefesselt. Wenn wir zurückblicken, namentlich in die Geschichte der deutschen Kunst, so sehen wir überall die lokale Schule als den eigentlichen Herd jeglicher Kunstentwickelung. So war es im fünfzehnten Jahrhundert; und im neunzehnten Jahrhundert ist es nur scheinbar anders. Jeder bedeutendere Künstler ist stets der Träger eines besonderen Heimathgeistes. Menzel repräsentirt so gut Preußen wie Makart Oesterreich. Und Das gilt bis zu einem gewissen Grade auch von den Schulorten. Die düsseldorfer Schule repräsentirte, so lange sie Etwas zu bedeuten hatte, die rheinische Romantik mit einem Einschlag von nüchternem niederdeutschen Wesen. Berlin hat mitunter seine Eigenart mit solcher Zähigkeit festgehalten, daß es lieber der Plattheit verfiel, als es sich fremder Ueberlegenheit unterwarf. Auch das sogenannte berliner Griechenthum ist ungleich mehr berlinisch als griechisch und kann seine Provinzialmarke nicht verleugnen. In Wien, das im letzten Jahrhundert eine verhältnißmäßig schwache Kunstentwickelung gezeigt hat — mit Ausnahme der Architektur —, spiegelt sich doch unablässig, und je weiter wir vordrangen, mit desto ungehemmterer Kraft, das heitere, sinnenfrohe, zur Grazie und Verschwendung geneigte österreichische Volkstemperament. Nur München stellt sich in mancher Beziehung als eine Ausnahme dar. Die münchener Kunstblüthe ist weit mehr auf den hohen Sinn und energischen Willen eines be-

geisterten, aber eklektisch gestimmten Fürsten zurückzuführen als auf die tragende Kraft der Bevölkerung. Darum ist aber auch München in manchmal nicht unbedenklicher Weise die Vorstadt des Eklektizismus geworden. Freilich war der Eklektizismus eine Weile eine historische Nothwendigkeit. Er vertrat den weltbürgerlichen Geist unserer Großväter und Urgroßväter. Deutschland, das sich eine universelle Aufgabe in der modernen Kunstgeschichte zuschrieb und diese Aufgabe auf dem Wege der Vermittelung zu lösen versuchte, bedurfte zu jener Zeit einer Kunststadt, in der alle diese Tendenzen zum Ausdruck gelangten, einer Art von Kosmopolis der modernen Kunst. München ist diese Stätte geworden und hat daher seine Bedeutung für das deutsche Kunstleben und seine immer noch beherrschende Stellung. Aber diese Stellung ist, nicht zuletzt durch den jetzt hervorbrechenden Zug zur Heimathkunst, hier und da schon erschüttert. In München hat man Das auch empfunden und wiederholt den Versuch gemacht, die dort heimisch gewordene Kunst enger an den Boden der Stadt und der umgebenden Landschaft zu fesseln. Ein gewisses Vorwiegen des bayerischen oder doch süddeutschen Elements soll ja auch in der münchener Kunst, zumal in der Malerei, durchaus nicht geleugnet werden. Aber die Bodenständigkeit ist dort doch noch nicht so groß wie an anderen Kunststätten. Man wird deshalb zwar im Allgemeinen sagen müssen, daß dort unter dem Einfluß von Franzosen, Belgiern und Schotten sehr gut gemalt wird, besser im Durchschnitt als an irgend einem anderen Orte der deutschen Kulturgemeinschaft. Aber man wird auch hinzufügen müssen, daß der spezifisch münchnerische Stil etwas sehr schwer Bestimmbares ist und mehr ein Produkt von zufälligen Glücksumständen als die organisch gewachsene und nothwendige Frucht des Bodens. Jedenfalls hat von den jetzigen deutschen Kunststädten wohl jede eine geschlossenere Eigenart als gerade München, Karlsruhe und Weimar wie Hamburg und Berlin. Gewiß kann keine dieser Städte an universeller Kunstbedeutung sich mit München messen; dafür sind die Macht der Tradition und das erworbene Können in München zu groß; es ist immer noch der erkorene Mittelpunkt der aus allen Theilen Deutschlands zusammenströmenden Talente. Aber das Steigen der künstlerischen Bedeutung Berlins wird in München selbst mit wachsender Sorge beobachtet. Namentlich aber wird Wien wohl schon in wenigen Jahren gegen München als gefürchteter Rivale ins Feld treten können, weil hier die Kunst mehr als in irgend einem anderen deutschen Centrum eine lokale Färbung hat. In Wien giebt es fast nur österreichische Künstler. Und so sehr diese Künstler Jahre und Jahrzehnte lang hinter der sonstigen Kunstentwickelung zurückgeblieben sind: sie haben aus einem gesunden Instinkt an ihrer heimischen Art festgehalten. Nun haben sie innerhalb des letzten Jahrzehnts reichlich die auswärtige Kunst auf sich wirken lassen und nach und

nach so ziemlich Alles sich erworben, was man draußen lernen kann. Die Zeit der Verarbeitung des Gelernten ist jetzt da und hat unter günstigen Sternen begonnen. Die Entwickelung kann völlig ungestört fortschreiten, denn es sind keine fremden Elemente am Platz, die verwirrend wirken könnten, und die einheimische Bevölkerung hat längst gefühlt, daß da eine Kunstbewegung im Gange ist, deren Ziel ist, das Wesen der Heimath mit Kraft und Treue auszudrücken und künstlerisch zu verklären. Auch ist es durchaus kein Zufall, daß die moderne wiener Kunstbewegung das Interieur so bevorzugt. Von den Wohnungen der Menschen aus will die Kunst hier ihren Siegeszug antreten. In engster Fühlung mit dem kunstsinnigen Publikum als dem tragenden Volksthum will sie erstarken und zu immer helleren Höhen emporsteigen.

Bei solchen Entwickelungen ergiebt sich dann zum Schluß eine eigenthümliche Thatsache. Jedes Kunstcentrum, das die Kraft besaß, seine lokale Eigenart zu behaupten und zum Ausdruck zu bringen, erlangt, eben um seines ausgesprochenen Heimathcharakters willen, eine universelle Bedeutung. So schätzen wir das kopenhagener Porzellan, eben weil es anders ist als jedes andere, nämlich dänisch; und wir bewundern die brüsseler Bildhauerkunst, weil sie stolz in ihrer Heimath wurzelt. So werden auch Wien und Berlin, wenn sie ihre nun endlich entbundenen Kunstkräfte gehörig zu entwickeln verstehen, sich vielleicht bald ihr besonderes Prestige in der allgemeinen Kunstbewerthung erringen. Man muß bei einer bestimmten Formerscheinung unwillkürlich sagen: „Das ist wienerisch", „Das ist berlinisch". Dann ist das Ziel erreicht. „Wienerisch" wird dann etwa bedeuten: jene besondere Art von schwermüthiger Grazie und weltfroher Schelmerei, wie sie in dieser Reinheit und Tonschönheit nirgends wieder auftritt. Und „berlinisch": jene knappe und frische Energie, die keck und furchtlos den Dingen ins Gesicht blickt und ihren innersten Kern kraftvoll ans Licht stellt. Und gerade, weil man weiß, daß diese Mischungen an anderen Orten nicht so erreicht werden, wird man sie besonders hochschätzen. In der Liebe des Kunstliebhabers, die stark genug entwickelt ist, um jegliche Eigenart mit Wärme zu umfangen, gewinnt jegliche Heimathbeschränktheit ihr Recht. Da bleibt Kunst Kunst, ob sie nun japanisch oder egyptisch oder pariserisch oder märkisch ist. Aber in Japan und Egypten und Paris und in der Mark muß jede Kunst für sich aus ihren ureigensten Bedingungen entstehen. Sie mag sich nachher die Welt erobern. Keimen und wachsen kann sie nur auf einem eng umhegten, fruchtbar entwickelten Erdenfleck, dem der Himmel in einem Augenblick der Liebe sich gnädig erwiesen hat.

Wien. Dr. Franz Servaes.



Karl von Hase.

Im Juli wurde vor dem ehrwürdigen „Neuen Kollegiengebäude" in Jena die Marmorbüste des Kirchenhistorikers Karl August von Hase enthüllt. Sechzig Jahre hatte er der Universität als Dozent angehört und die Alma mater mit den frischen Ruhmeskränzen seiner fruchtbaren Thätigkeit geschmückt.

Es könnte vermessen erscheinen, wenn eine Frau über einen Gelehrten schreiben wollte, dessen Wissenschaftsphäre über dem Laienverständniß lag; doch werde ich mich in den Grenzen des mir Erreichbaren halten und nur zu schildern versuchen, was allgemein verständlich ist. Karl von Hase wurde am fünfundzwanzigsten August 1800 geboren, in einer Zeit also, wo eine große Epoche deutscher Geistesgeschichte sich dem Ende zuneigte, während das neue Jahrhundert anbrach, das in politischen Erkenntnissen, geschichtlicher Forschung und wissenschaftlichen Denkmethoden die ganze Kulturwelt umwälzen sollte. An allen diesen Evolutionen nahm der Mann, den sie erst 1890 in die Erde senkten, Theil, oft nur beobachtend, oft aber auch eingreifend, und so hat eine Frau, die ihn in der Nähe sah, immerhin Einiges zu berichten.

Was Hases Lebenswerk über das „akademische Karrenführen" hinaushebt und die Wirkung ins Weite und Lebendige giebt, ist das Künstlerische in dieser Natur, Das, was der Festredner und Fachgenosse Hases, Professor Nippold, bei der Denkmalsenthüllung als das Intuitive bezeichnete: „Es ist eine Kunst, die über Hases Leben weht, die nicht auf bloßer Phantasie beruht: es giebt für ihre Bezeichnung das einzige Wort Intuition." Schon einmal war den deutschen „Gebildeten" in Schleiermacher ein theologischer Streiter erstanden, der die Abwendung — nicht nur von der Religion, sondern überhaupt — von festen, unerschütterlichen Lebensanschauungen bekämpfte, wie es auf anderen Gebieten der große philosophische Ethiker Fichte mit Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit that. Nicht ganz so reich wie dem in frühem Lebensalter auch äußerlich in die größeren Verhältnisse gestellten berliner Kanzelredner flossen die Jugendjahre Hases hin; er war, ohne rechte erzieherische Leitung, so ziemlich sich selbst überlassen und erfaßte dennoch, dank seiner glücklichen intuitiven Anlage, den Gehalt der großen Geistesströmungen schon mit der kräftigen Jugendfrische. Die Geschichte seiner Familie konnte er bis 1570 zurückverfolgen. Gleich der Familie Johann Sebastians, die so viele streng protestantische Musiker und Kantoren lieferte, daß man in thüringer Landen die Kantoren schlechthin die „Bäche" hieß, wurzelt und verbreitet sich die Familie Hases in Thüringen und Sachsen, so daß — sehr zum Vortheil einer schmalen Kasse — jeder Ausflug sich zu einer Vetternreise gestaltet. Die Vorfahren waren „lauter Männer eines ehrbaren Mittelstandes, Beamte,

die Meisten doch Geistliche".*) Schon im dritten Lebensjahr verlor Hase den Vater. Die Mutter bringt sich mit drei älteren Töchtern entsagungvoll genug durch und für den Knaben beginnt das Leben wie für so viele später bedeutende Männer jener Zeit. Gastliche Häuser öffnen sich, wie es günstige, oft wechselnde Zufälle mit sich bringen; meist verstreichen die Schuljahre in unglaublich gering bezahlten Pensionen einfachster Bürgerhäuser und oft geht der Schüler „mit doch noch recht gutem Appetit" ins Bett. Die Schülerzeit bringt dennoch alle normalen Freuden: gute Gesellen, liebliche Mädchen tauchen auf, es giebt Naturschwärmerei, Guitarren- und Flötenmusik. Poetische Neigungen stellen sich rechtzeitig ein; sie sind naturgemäß „zunächst sentimental, so doch auch patriotisch". Mächtig zünden die burschenschaftlichen Ideen. Bald als Dichter sieht sich der Jüngling, bald doch wieder, nach den Traditionen der Väter, als Pfarrer; nur das Katheder liegt noch in Nebelferne.

In Leipzig eingeklostert in ein Hofstübchen des alten Paulinum, sitzt nun der junge Student, dem nicht Freitisch und Stipendien, nicht schwere Entbehrungen den stolzen Geistesflug und das Unabhängigkeitgefühl lähmen. Das Rosenthal ist nur ein kümmerlicher Ersatz für die Poesie der heimischen Berge; dafür heben die Ideen des verpönten Schwarz-Roth-Gold den Sinn in höhere Sphären. Zwar hält ein väterlicher Freund vom formellen Beitritt zur Burschenschaft zurück, mit einer Mahnung im goethischen, den erregten Jünglingsseelen zu engen Sinn: „Ein Jeder sei in seinem Hause Vater, so wird der Fürst auch Landesvater sein." Auch spukt schon zwischen den gelehrten Studien der Entwurf eines christlichen Epos: Christenthum im Kampf mit altgriechischer Mythologie, das er später, fast wie in der eigenen Fassung, bei Chateaubriand finden sollte. Damals schon, wie in allen Zeiten seines Lebens, sucht der streng wissenschaftliche Historiker, dessen Dogmatik, dessen Kirchengeschichte, dessen Streitschriften ihren unbestrittenen Platz behaupten, nach Formen und Anlässen, um auch zu den Gebildeten in der Laienwelt zu sprechen und den Horizont ihrer religiösen Vorstellungen zu erweitern. Es konnte nicht ohne tiefste Wirkung auf die gesammte geistige Potenz und auf die Charakterentwickelung dieser Jünglinge bleiben, daß ihre Werdejahre in eine Zeit fielen, wo der radikale Idealismus der Jugend sich in entschiedenen Gegensatz stellte zur Duldsamkeit, zum „gutmüthigen Rationalismus" der Gereiften. Ehre, Freiheit, Vaterland hatte die jenaer Burschenschaft auf ihr Panier geschrieben. Leipzig setzte noch Gott davor. Noch durchbebt Alle Schillers Freiheitpathos, Klopstocks messianische Verzückung, durchdrang sie Fichtes Forderung nach Sammlung, Bethätigung, Konzentration der ganzen Persönlichkeit auf das der Jugend zu allen Zeiten heilige Ziel nationaler Hebung; ein neualtdeutsch-religiös-patriotisches Ziel nennt es Scherr.

*) K. A. von Hase, Ideale und Irrthümer.

Während der ganzen Studienzeit — auch während in Erlangen an der Glaubenslehre gearbeitet wird und mit Hase die ganze Universität, Professoren und Studenten zusammen, in Schellings Kolleg sitzt — entstehen poetische Entwürfe und Fragmente. „Des alten Pfarrers Testament“ ist eine dieser Jugendarbeiten, Betrachtungen über schlichte wie über erhabene Dinge im Rahmen einer einfachen Familiengeschichte. Man kann sie nicht lesen, ohne sich an ähnlich gestimmte Sachen Schleiermachers, etwa an die wunderschöne „Weihnachtfeier“, zu erinnern, die ganz von Goethes Geist erfüllt ist. Doch die wissenschaftliche Arbeit verscheuchte den Dichtertraum; Hase schreibt: „Als ich endlich merkte, daß die Poesie mir nur gegeben sei als der glückliche Traum eines Jugendfrühlings, aber in verständiger Bewahrung als eine belebende Kraft meiner Wissenschaft und im hingebenden Genuß als der Trost und Schmuck meines Lebens neben und in der Religion...“ Diese kostbare Gabe eines liebevollen und weltumfassenden Begreifens spricht sich schöner noch in der Vorrede zur ersten Auflage der Dogmatik aus: „Dieses Werk ist blos historisch, aber nach jener höheren Auffassung der Historie, die nicht nur einzelne Erscheinungen des Geistes berichtet, sondern eindringt in das geistige Leben, aus dem sie mit innerer Nothwendigkeit hervorgehen.“ Der junge Gelehrte hatte hier zugleich ein Lebensprogramm entwickelt, das ihm später den Beinamen des „Goethe unter den Theologen“ eintrug, als seine Werke über die fachgelehrte Enge hinaus in die Welt des Lebens drangen.

Den jungen Dozenten, der eben erst in Tübingen heimisch geworden war, ereilte die Vergeltung für die burschenschaftlichen Schwärmereien: Hase wurde, obwohl er allem politischen Treiben fern geblieben war, seinen theologischen und philosophischen Studien entrissen und auf den Hohenasperg gebracht. Für zehn schlimme Monate; aber der schwäbische „Aschperg“ konnte den hart gewohnten Körper nur vorübergehend, die fest gewonnene Richtung gar nicht beeinträchtigen. Wieder schlossen sich gute Genossen zusammen, Arbeitpläne entstanden, sogar eine Schwärmerei entwickelte sich vom Kasemattenfenster aus zu einem anmuthigen vis à vis. Doch der junge Lebenskünstler Karl August traf, damals wie in anderen Fällen jugendlicher Schwärmerei, instinktiv die Vernunftgrenze, die in so anmuthigem Flirten einzuhalten war. Die Luisen, die Marien und Mineles wandten sich, seelisch bereichert, anderen jungen Freunden zu, wurden Frauen und Mütter, ohne Tragik oder Beschämung mit hinübernehmen zu brauchen. Der Lebensernst und das Centralfeuer großer fließender Ideen schloß die Versuchung aus, sich aus dem Verhältniß zur Frau das Essentielle des Gemüths- oder Phantasielebens zu gestalten, wie es später geschah und heute in schwüler Erotik oder in künstlich zerfasernder psychologischer Seelenanalyse, die dem Individuum eine so komisch übersteigerte Bedeutung beimißt, erschreckend oft geschieht.

Bei der Betrachtung von Hases Leben fällt uns besonders die wunderbare, im Gelehrtenleben sonst so seltene Fügung auf, daß Alles, was für dieses Leben von Bedeutung werden sollte, so zur rechten Zeit, so ohne zersplitternde Kämpfe, ohne ermattendes Warten eintrat. Das dreißigste Lebensjahr bringt die jenenser Professur; der Antritt des Amtes läßt sich hinausschieben, bis der Jugendtraum der ersten Italienreise erfüllt ist. Kurz danach wird die lange schon Geliebte, Pauline Härtel (Breitkopf & Härtel) Hases Gattin: auf der Heimkehr von Italien, beim Brausen des Rheinfalles, wird das Jawort gefordert und gewährt. Reiche Mittel fließen damit in die Kasse des Gelehrten, der selbst schon aus eigenem Arbeitertrag den Grund für ein schmuckes Stadthaus gelegt hat. Natürlich wird auch ein „Berg" erworben; der jenenser Kleinbürger nennt nämlich ein Gärtlein, schon ein Kartoffeläckerchen, wenn sichs an einer Lehne emporreckt, seinen „Berg". Hases Berggarten dehnte sich weit aus, ein Sommerhaus mit griechischem Säulenvorbau entstand, eine Stätte zwangloser Geselligkeit. „Herzogs von Jena" wird das junge Paar genannt, denn eine so weite, durch nichts gehemmte Lebensfreiheit ist selten in den Gelehrtenhäusern der damaligen kargen Zeit. Im stattlichen Besitz erwachsen Söhne und Töchter, und wie am kernfesten Baum die Früchte zur rechten Zeit reifen, so trägt fast jedes Jahr eine neue Arbeitfrucht. Bis ins hohe Alter aber — nie wird der Trunk aus der Fontana Trevi versäumt — ist ihm Italien die große Verjüngerin aller Kräfte.

Die Kunststätten Italiens betrat Hase natürlich ganz in der Stimmung Goethes und Winkelmanns: die Urtheile durch die klassischen Studien vorbereitet und im intimen Verkehr mit Preller und Genelli, Rauch und Thorwaldsen befestigt. In der Casa Bartholdi hat Cornelius sein Heim aufgeschlagen; dort ist ein Sammelpunkt aller geistigen Potenzen; die Richtung Overbecks und der übrigen Nazarener mochte später in der bethörenden Fülle von Macht und Glanz mehr befremdlich wirken. Italisches Leben, italische Natur stehlen sich ins Herz und locken selbst noch den Greis. Aber für den protestantisch-theologischen Historiker ist das Wichtigste: Studium des römischen Kirchenwesens. „Es sengt und brennt mir Etwas auf dem Haupte", heißt es in Briefen von dieser ersten Reise, „nämlich die Darstellung des römischen Katholizismus" ... „Ich könnte freilich nicht den Katholizismus zur Erbauung meiner Landsleute beschreiben, wie man ihn zu beschreiben pflegt in einer Reformationpredigt, sondern ich würde ihn auffassen in seiner vollen Wirklichkeit, als die Grundfeste des Mittelalters, aus der die Tage wie die Nächte dieses Zeitalters hervorgingen, Segen und Fluch über die Völker, wie er Throne aufrichtet und umstürzt, Völker zur geistigen Freiheit erhebt und wiederum in Knechtschaft begräbt, wie er hohen Menschen ihre höchste Bestimmung erfüllt und Andere um die Freude und Bedeutung ihres Lebens

betrügt." Solche Auffassung gab dem protestantischen Führer im Kampf eine Basis, die von so vielen engen und einseitigen Standpunkten recht weitab lag. Ein — nie geschriebener — Roman schwebt dem noch Jugendlichen vor, „ein Gewimmel von Gestalten, Selige und Verdammte, wie in Michelangelos Weltgericht; und mein Bild soll ja auch in seiner Art ein Weltgericht werden, obwohl ich die Leute mitteninne zwischen Himmel und Hölle vorziehen möchte." Als der Held ist ein Teufelssohn und Teufelsmensch als die Personifikation alles Bösen gedacht, was in der Menschenbrust aufsteigen kann . . . „im Sataniden würde der dunkle Abgrund in seiner ganzen Furchtbarkeit sich aufthun, aber auch als schönes Muttertheil die menschliche Natur in ihrer Neigung zum göttlichen Urquell auf ihn vererbt sein." Ueber alle Stufen der Hierarchie schreitend, wird das unselige Doppelwesen zum Papst gewählt, um sich, seiner Zweiheit bewußt werdend, in den Krater des Vesuv zu stürzen. An diesen michelangelesken Gedankentorso mochte sich später vielleicht lächelnd der Führer antirömischer Protestantenbewegung erinnern, wenn ihm in dem noch heute in Einzelheiten so verführerischen „Zauberer" Gutzkows die schwächliche, im verschwebenden Dämmer gehaltene Gestalt des Bonaventura vor Augen gekommen sein sollte.

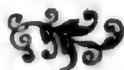
Von den Reisen, die Hase in überreiche Klosterbibliotheken und zu katholischen Kirchenfürsten führten, brachte der „Kardinal von Jena" auch viele Stoffe mit, die in den von ihm begründeten jenaer Rosenvorlesungen Gestalt gewinnen sollten. Der Mann, der 1843 im Selbstbekenntniß von sich schreibt: „Das ist wieder mein unglückliches Geschick, immer die beiden Seiten einer Sache zugleich zu sehen! Welch ein gefeierter Parteiführer hätte ich mit meiner leidenschaftlichen Feder werden können, wenn ich nur die eine Seite in ihrer ganzen Schärfe sähe!" dieser Mann fand mit Ueberlegenheit die Grenze, wo die ringende Seele im Menschen sich von allem anerzogenen Konventionalismus der Anschauungen, dem heute fast ausschließlich freigeistig gerichteten, lösen will, und darum war ihm die Wirkung auch auf die Laienwelt nicht zu unbedeutend.

Wer in der freundlich übersonnten, von Weinreben umsponnenen Klosterstille des jenenser Kuratorialgebäudes über den vergilbten Aktenstößen der Ehrenpromotionen brütet, Der athmet in einer besonderen, an Erinnerung reichen Welt. Da richtet das Wort Herzog Karl August an seine „Würdige, Hoch- und Wohlgelahrte, liebe Andächtige und Getreue", dem Herrn Johann Heinrich Voß alle Privilegien, Rechte, Befugnisse und Förderung zu währen, die die Professoren genießen; da sind Schillers und Fichtes Bestallungdekrete. Vielfach signirt als Dekan Walch, der Gatte Minna Herzliebs, erst 1853 „mit Tode abgegangen". An politisch stürmische Zeiten und eine von Treitschke so hart getadelte Publizistik gemahnen die Namen Okens und

Ludens. Manche Namen enthalten ganze Phasen der Geschichte der Hochschule; und wenn 1849 Heinrich von Gagern, unter Göttlings Dekanat, zum Doktor honoris causa promovirt wird, so ist auch hier Hases Einfluß leicht zu errathen, der, als Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche, in der Idee eines unter Preußens Vortritt geeinten deutschen Kaiserreiches den Traum seiner Jugend wiederfand.

Wer Karl August von Hase in den achtziger Jahren zuerst sah, hatte einen ehrwürdigen Patriarchen vor sich, gebeugt von den Jahrzehnten eines überreichen Lebens, das greise Haupt von einer reichen Welle weichen Silberhaares umweht. Er verschmähte nicht, sich unter den Heutigen zu bewegen. In Meisterkonzerten oder Festversammlungen saß er in der vordersten Reihe, die Augen wohl geschlossen, sei es zu kurzem Greisenschlummer oder zu versunkener Innenschau. Hoben sich dann die schweren Lider, richtete sich das Haupt straffer empor, so mochte man eher an eine freiwillige Zurückgezogenheit denken als an ein Walten des allgemeinen Menschenschicksals endlichen Vergehens.

Jena. Else Franken.



Das trunkene Heimathkommando.

Wir ziehen heim, wir ziehen heim,
Das Schiff liegt schon bereit.
Nun packet Euren Hafersack!
Wir gehn für alle Zeit.
Und gräme Dich nicht über mich,
Geliebte Marie-Ann'!
Ich freie Dich! Doch hast dann nichts
Als ein'n Reservemann!
(Kasernenstuben-Balladen.)

Eine furchtbare Geschichte hatte sich abgespielt. Mein Freund, der Gemeine Mulvaney, der neulich mit der Serapis nach der Heimath gefahren war, als er ausgedient hatte, war als Civilist nach Indien zurückgekehrt. Dinah Schadd war an allem Schuld. Sie konnte sich mit den niedrigen, kleinen Löchern von Wohnungen nicht abfinden und vermißte ihren Diener Abdullah mehr, als sich in Worten ausdrücken läßt. Es war eben eine traurige Thatsache: die Familie Mulvaney hatte zu lange hier im Auslande gewohnt und das Heimathgefühl für England verloren.

Mulvaney war mit einem Unternehmer einer der neuen indischen Centralbahnen bekannt und bat ihn um irgend eine Anstellung. Der Unternehmer antwortete, wenn er die Ueberfahrt bezahlen könne, wolle er ihm aus alter Freundschaft das Kommando über einen Trupp Kulis geben. Das Gehalt be-

trug 85 Rupien monatlich und Dinah Schadd hatte gesagt, wenn Terence nicht annähme, würde sie ihm das Leben zu einem irdischen Fegefeuer machen. Deshalb kamen die Mulvaneys als Civilisten herüber. Das war für den Mann eine arge Demüthigung; er versuchte auch immer, sie zu bemänteln, und erzählte stets, er sei Oberst bei der Eisenbahn und ein sehr einflußreicher Herr.

Er schrieb mir auf einem Werkzeugformular eine Einladung, ihn zu besuchen, und ich kam denn auch zu den kleinen, wunderlich gebauten „Bungalows“ dicht an der Bahn. Dinah Schadd hatte, wo sie nur konnte, Erbsen gepflanzt und von der Natur waren ringsum auf dem Platz alle Arten von grünem Gebüsch verstreut. Mulvaney hatte sich gar nicht verändert; nur der Wechsel in seiner Kleidung war beklagenswerth; aber der Civilrock war nicht wegzuschaffen. Er stand gerade auf seiner Lowry und redete in einen seiner Leute hinein; seine Haltung war noch so stramm wie immer und sein starkes, dickes Kinn war eben so blank gekratzt wie in alter Zeit.

„Ich bin jetzt ein Civilist“, sagte Mulvaney; „können Sie sich vorstellen, daß ich jemals ein Kriegsmann war? Aber antworten Sie nicht, Herr, wenn Sie zwischen einem Kompliment und einer Lüge schwanken. Mit Dinah Schadd ist nichts mehr aufzustellen, seit sie ihr eigenes Haus hat. Gehen Sie hinein, um in der guten Stube eine Tasse Thee aus Porzellan zu trinken. Nachher wollen wir hier unter dem Baum einen christlichen Trunk thun. Heda, schwarze Bande! Ein Sahib ist gekommen, mich aufzusuchen, und Das ist mehr, als er je für Euch thun würde; es sei denn, Ihr liefet davon. Vorwärts! Die Erde ausgehoben und aufgetragen; seid fleißig bis Sonnenuntergang!“

Als wir Drei dann gemüthlich unter dem dicken „sisham“ vor dem Bungalow saßen und die erste Fluth von Fragen und Antworten über die Gemeinen Ortheris und Learoyd und die alten Zeiten und Orte sich verlaufen hatte, sagte Mulvaney nachdenklich: „Es ist ja ganz schön, daß morgen keine Parade ist und man von keinem aufgeblasenen jungen Korporal angeschnauzt werden kann. Aber ich weiß doch nicht ... Es ist hart, Etwas zu sein, was man nie war und auch nie geglaubt, mal zu werden! Die schönen alten Tage für immer hinweggewischt wie die Namen aus der Liste. Ja, ja! Ich bin schimmelig geworden und unser Herrgott will nicht, daß ein Mann seiner Königin sein ganzes Leben lang dient.“

Er that einen festen Zug und seufzte schrecklich.

„Du solltest Dir Deinen Bart stehen lassen, Mulvaney“, sagte ich, „dann würdest Du Dich nicht mehr über solche Sachen beunruhigen; Du würdest ein wirklicher Civilist sein.“ Dinah Schadd hatte mir im Zimmer anvertraut, wie gern sie es sehen würde, wenn Mulvaney sich den Bart wachsen ließe.

„Das gehört sich auch für einen Civilisten“, sagte deshalb die arme Dinah, die wüthend wurde, wenn ihr Mann sich fortwährend nach dem alten Leben zurücksehnte.

„Dinah Schadd, Du bist eine Schande für einen ehrlichen, glatt rasirten Mann“, entgegnete Mulvaney, ohne mir zu antworten. „Laß Dir selbst an Deinem Kinn einen Bart stehen, mein Herzblatt, aber laß gefälligst meine Rasirmesser in Ruh. Sie sind das Einzige, was mir den letzten Rest meiner Selbstachtung noch erhält. Und wenn ich mich nicht rasiren wollte, würde ich stets von einem schändlichen Durst gequält werden, denn nichts dörrt die Kehle mehr

aus als ein langer, alter Ziegenbart, der Einem unterm Kinn herumbaumelt. Du möchtest doch nicht, daß ich immer trinke, Dinah Schadd? Deshalb hältst Du mich auch jetzt wieder so grausam trocken. Gieb mal den Whisky her!" Der Whisky wurde hingereicht und zurückgegeben. Aber Dinah Schadd, die sich eben so begierig wie ihr Mann nach den alten Freunden erkundigt hatte, fuhr mich an: „Ich schäme mich für Sie, Herr, daß Sie hierher kommen — der Himmel weiß, daß Sie gerade so willkommen sind wie das liebe Sonnenlicht, wenn Sie endlich mal kommen — und meinem Mann solchen Unsinn über allerlei Dinge in den Kopf setzen, die er lieber vergessen sollte. Er ist jetzt eben Civilist und Sie sind überhaupt nie etwas Anderes gewesen. Können Sie denn nicht die Armee mal ruhen lassen? Es ist doch nicht gut für Terence."

Ich suchte Schutz bei Mulvaney, denn Dinah Schadd hat ein eigenartiges Temperament. „Laß gut sein, laß nur gut sein", sagte Mulvaney zu Dinah; „es kommt doch nur ab und zu mal vor, daß ich von der alten Zeit rede." Dann wandte er sich zu mir. „Sie sagten, dem ‚Trommelstock' gehe es gut. Seiner Frau auch? Ich wußte nie, wie sehr ich den grauen Schinder lieb hatte, bis ich von ihm und Asien getrennt war." Trommelstock war der Spitzname des Obersten, der Mulvaneys altes Regiment führte. „Werden Sie ihn bald wiedersehen? He? Dann sagen Sie ihm doch" — Mulvaneys Augen fingen zu leuchten an — „sagen Sie ihm vom Gemeinen . . ."

„Vom Herrn Terence!" schrie Dinah Schadd.

„Hol der Teufel und alle seine Engel und das ganze Firmament den ‚Herrn'; und die Sünde, so zu fluchen, komme auf Dein Konto, Dinah Schadd. Vom Gemeinen, sage ich. Vom Gemeinen Mulvaney den unterthänigsten Gruß; und wenn ich nicht gewesen wäre, so würden sich die letzten Reservisten auf dem Meer jetzt noch in den Haaren liegen."

Er warf sich im Stuhl zurück, lachte in sich hinein und schwieg.

„Madame Mulvaney", sagte ich, „bitte: nehmen Sie den Whisky fort und geben Sie ihn nicht eher wieder her, als bis er die Geschichte erzählt hat."

Dinah Schadd nahm flink die Flasche fort und sagte dabei: „Es ist nichts, worauf er besonders stolz sein könnte." Mulvaney aber, der so doppelt gereizt wurde, begann: „Es war Dienstag vor acht Tagen. Ich war mit den Trupps am Eisenbahndamm beschäftigt und hatte die Arbeiter gelehrt, Tritt zu halten und das Schreien dabei zu unterlassen. Da kam ein Vorarbeiter auf mich zu; das Hemd hing ihm am Nacken heraus und sein Gesicht hatte einen verzweifelten Ausdruck. Herr, sagt er, ein ganzes Regiment Soldaten und noch ein halbes sind da oben an der Weichenstelle und schlagen wie blind und toll auf Alles los. Aufhängen wollten sie mich an meinen eigenen Kleidern und es wird noch Mord und Totschlag geben, ehe die Nacht kommt. Sie sagten, hierher würden sie auch kommen, um uns zu wecken. Was werden wir mit unseren Frauensleuten anfangen?

Hol' meine Lowry her, sagte ich; mein ganzes Herz zittert mir immer im Leibe bei dem geringsten Ereigniß, das mit der Uniform der Königin zusammenhängt. Hole meine Lowry und sechs stramme Leute und dann rollt mich hinauf bis zum Knotenpunkt."

„Er zog seinen besten Rock an", sagte Dinah Schadd vorwurfsvoll.

„Das war zu Ehren der Königin-Wittwe. Ich konnte nicht weniger thun, Dinah Schadd.

Du unterbrichst aber mit Deinen Abschweifungen immer den Gang der Geschichte. Hast Du schon mal überlegt, wie ich aussehen würde, wenn mir der Kopf eben so platt rasirt wäre wie das Kinn? Merke Dir Das, mein Herzblatt!

Dann wurde ich sechs Meilen in der Lowry herumgefahren und konnte einen Blick auf das Kommando werfen. Ich konnte mir denken, daß es ein durchziehendes Kommando war, das in die Heimath ging, denn hier in der Gegend steht ja leider kein Regiment."

„Gott sei Dank!" murmelte Dinah Schadd. Aber Mulvaney hörte es nicht.

„Als ich ungefähr drei Viertelmeilen vom Bivouac entfernt war, hörte ich schon das Lärmen und Toben der Kerls; und bei meiner Seele, Herr, ich konnte die Stimme von Peg Barney heraushören! Er schrie wie ein Büffel, der Leibweh hat. Sie kennen doch noch Peg Barney von der D.-Compagnie, den rothen, haarigen Burschen mit einer Narbe hier am Kinnbacken? Peg Barney, der voriges Jahr bei der Jubiläumsfeier des Blue-Light-Regiments mit dem Küchenschrubber den Kehraus machte!

Da wußte ich denn: es war ein Kommando vom alten Regiment! Und mir wurde angst und bang um den armen Jungen, der es anführte. Wir sind doch immer schwer zu bändigen gewesen. Habe ich Ihnen schon mal erzählt, wie Horker Shelley einmal ganz splitternackt, wie Phoebus Apollonius, mit den Hemden des Korporals und der Mannschaften unter dem Arm in die Wachtstube kam? Und Das war noch ein Zahmer ... Aber ich komme von meiner Geschichte ab. Es ist schmachvoll für Beide, das Regiment und die Armee, wenn solche Jungens von Offizieren abgeschickt werden, um ein solches Kommando von handfesten Leuten zu führen, die ganz toll sind von Schnaps und der Aussicht, Indien zu verlassen, und bei denen jede Bestrafung, die nöthig wäre, zwischen der Garnison und dem Hafen verboten ist. Das ist eben der Unverstand. Wenn ich meine Zeit diene, bin ich unter den Kriegsartikeln und kann nach ihnen am Pfahl geprügelt werden. Aber wenn ich meine Zeit abgedient habe, dann bin ich ein Reservemann und die Kriegsartikel gehen mich nichts mehr an. Ein Offizier kann einem Reservemann gar nichts thun; nur in die Kaserne kann er ihn einsperren. Das ist eine komische Bestimmung, weil ein Reservemann keine Kaserne mehr hat, denn er ist ja die ganze Zeit auf dem Marsch. Das ist ein Salomo von einer Bestimmung. Den Mann möchte ich wohl mal kennen lernen, der die gemacht hat ... Es ist leichter, junge Pferde vom Beibbeseen-Pferdemarkt nach Galway zu bringen, als solch ein schlimmes Kommando auch nur zehn Meilen über Land zu führen. Und dabei diese Bestimmung, aus Furcht, die Mannschaften könnten von den jungen Herren Offizieren zu sehr geschunden werden! Als ob Das ein Unglück wäre!

Je näher meine Lowry an das Lager heran kam, desto wilder wurde die Sache und desto lauter hörte man Peg Barney brüllen. Es ist nur gut, daß ich hier bin, dachte ich bei mir selbst, denn Peg macht allein schon zwei oder drei Mann zu schaffen. Der Kerl ist doch sicher voll wie ein Ochsentreiber. Das weiß ich schon ... Teufel noch mal! Wie sah das Bivouac aus! Die Zeltstricke waren alle windschief befestigt und die Pfähle sahen eben so betrunken aus wie die Leute. Etwa Fünfzig warens; die Herumtreiber und Lüdriane, des Teufels

Lieblingskinder vom alten Regiment. Ich kann Ihnen sagen, Herr, sie waren betrunkener, als Sie in Ihrem ganzen Leben einen Menschen gesehen haben. Wovon diese Leute betrunken werden? Wovon wird eine Padde dick? Sie saugen es eben durch die Haut ein.

Peg Barney saß auf der Erde; er hatte einen Stiefel an, den anderen ausgezogen, schwenkte eine Zeltstange mit seinem Stiefel dran um seinen Kopf herum und sang dabei, daß ein Toter aufwachen konnte. Es war kein schöner Sang, den er anstimmte, — nein! Es war die Teufelsmesse."

„Was ist denn Das?" fragte ich.

„Wenn ein fauler Junge aus dem Heere ausgestoßen wird, dann singt er, um einen guten Abgang zu haben, die Teufelsmesse. Das heißt: er flucht auf Alles, vom Kommandirenden General herunter bis zum Stubenältesten, — flucht so gräulich, wie Sie es wohl noch nie gehört haben. Es giebt Leute, die können fluchen, daß der grüne Rasen platzt. Haben Sie mal den Fluch in einer Orange Lodge gehört? Die Teufelsmesse ist noch zehnmal schlimmer! Und Peg Barney sang sie und schwenkte dabei seine Zeltstange mit dem Stiefel dran für Jeden, den er verfluchte, einmal um den Kopf herum. Eine furchtbar laute Stimme hatte er und schon im nüchternen Zustande konnte er schrecklich fluchen. Ich stellte mich dicht vor ihn hin; aber nicht nur mit meinen Augen konnte ich merken, daß Peg voll war wie eine Haubitze. Guten Tag, Peg, sagte ich, als er nach einem Fluch auf den General-Adjutanten Luft schnappte. Meinen besten Rock habe ich angezogen, um Dich zu besuchen, Peg Barney, sagte ich.

Dann zieh' ihn nur wieder aus, gab er mir zur Antwort und fuchtelte mit dem Stiefel herum, zieh' ihn aus und tanze, Du dreckiger Civiliste Du!

Und dann fing er an und fluchte auf den alten ‚Trommelstock' und war dabei so voll, daß er immer den Brigade-Kommandeur mit dem General-Auditeur verwechselte.

Kennst Du mich denn nicht mehr, Peg? fragte ich, obgleich mir das Blut zu Kopf gestiegen war, als er mich einen Civilisten geschimpft hatte."

„Ihn, einen anständigen, verheiratheten Mann!" jammerte Dinah Schadd.

„Nein, sagte Peg; aber betrunken oder nicht: ich werde Dir die Haut mit dieser Schaufel vom Buckel schaben, sobald ich mit Singen fertig bin.

So? Meinst Du, Peg Barney? sagte ich; es ist klar: Du hast mich vergessen. Aber warte, ich will Deinem Gedächtniß ein Bischen zu Hilfe kommen. Und dabei schlug ich ihn zu Boden mitsammt seinem Stiefel und ging in das Lager. Das sah aus! Fürchterlich!

Wo ist der Offizier, der das Detachement führt? fragte ich Scrub Greene, den winzigsten, kleinsten Wurm, der jemals herumkroch.

Hier giebt es keinen Offizier mehr, Du alter Schnüffler, sagte Scrub; wir leben jetzt in einer freien Republik.

So? Wirklich? antwortete ich; na, dann bin ich O'Connell, der Diktator, und nun sollst Du mal lernen, Dich höflicher mit Deinem Schandmaul auszudrücken. Dabei schlug ich ihn nieder und ging ins Offizierzelt.

Da war ein neues junges Kerlchen, so eins, wie ichs bisher noch nicht gesehen hatte. Er saß in seinem Zelt und that, als wenn er von dem Lärm draußen nichts hörte.

Ich grüßte militärisch. Für mein Leben gern hätte ich ihm die Hand geschüttelt, als ich eintrat; aber sein Säbel, der am Zeltpfahl hing, hielt mich zurück.

Kann ich Ihnen dienen, Herr? fragte ich. Das ist ja ein Stück Arbeit für einen ganzen Mann, das man Ihnen da aufgebürdet hat, und Sie werden wohl vor Sonnenuntergang Hilfe brauchen können. Es war ein Junge mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, Kind und echter Gentleman zugleich.

Setzen Sie sich, sagte er. Nicht vor Ihnen, Herr Offizier, antwortete ich; und dann erzählte ich ihm von meiner früheren militärischen Stellung. Ich habe von Ihnen gehört, sagte er. Sie haben die Stadt Lungtungpen überrumpelt.

Bei Gott, dachte ich, Das ist Ehre und Ruhm! Denn Lieutnant Brazenose war es, der diesen Coup ausführte. Ich stehe Ihnen zu Diensten, Herr, sagte ich, wenn ich nützen kann.

Man hätte Sie aber nicht mit dem Kommando hierher schicken sollen, denn, nichts für ungut, Herr, sage ich, nur der Lieutenant Hackerston vom alten Regiment kann einen Heimathtransport bändigen.

Ich habe bis jetzt solche Leute noch nicht geführt, sagte er, mit den Federn auf dem Tische spielend, und ich sehe aus den Bestimmungen . . .

In die Bestimmungen sehen Sie lieber gar nicht hinein, Herr, sagte ich, bis die Truppen auf dem blauen Wasser schwimmen. Nach den Bestimmungen müssen Sie die Leute für die Nacht zusammenhalten, sonst überfallen sie meine Arbeiter und stellen Alles hier in der Gegend auf den Kopf. Können Sie sich auf Ihre Unteroffiziere verlassen, Herr?

Ja, sagte er.

Gut, sage ich, denn noch ehe es dunkel ist, wird es was zu thun geben. Marschiren Sie morgen, Herr?

Ja. Bis zur nächsten Station, sagt er.

Desto besser, sage ich; es wird sehr viel zu schaffen geben. Man darf nicht allzu streng gegen die Mannschaften auf einem Heimathtransport sein, sagt er; die Hauptsache ist doch, daß man sie aufs Schiff bekommt.

Ja! Sie haben das Wichtigste Ihrer Aufgabe wohl erfaßt, Herr, sage ich; aber kleben Sie nicht zu sehr an den Bestimmungen, sonst bekommen Sie die Leute nie in das Schiff. Ganz sicher nicht. Oder es würde nicht ein Fetzen ihrer ganzen Kleidung übrig bleiben, wenn Sie zu sehr danach verfahren wollten.

Es war ein zu netter kleiner Kerl, der Offizier, und weil ich ihm das Herz ein Bischen stärken wollte, erzählte ich ihm, was ich mal in Egypten bei solch einem Transport gesehen habe."

„Was war denn Das, Mulvaney?" fragte ich.

„Siebenundfünfzig Mann saßen da am Ufer eines Kanals und lachten über einen kleinen, unmündigen Offizier, den sie veranlaßt hatten, im Schlamm herumzuwaten und die Sachen aus den Booten zu werfen, für sie, die großmächtigen Herren Barone . . . Mein Offizier schäumte bei dieser Geschichte vor Wuth.

Immer ruhig Blut, sagte ich; Sie haben Ihr Kommando seit der letzten Garnison wohl ein Bischen aus der Hand verloren. Warten Sie die Nacht ab; Sie werden sehen, was Sie zu thun bekommen. Wenn Sie gestatten, Herr,

werde ich mal im Lager herumhören und mit meinen alten Freunden reden. Es würde zwecklos sein, jetzt das Teufelsgeheul unterdrücken zu wollen.

Damit ging ich in das Lager hinaus und suchte jeden Einzelnen auf, der noch nüchtern genug war, um sich meiner zu erinnern.

Ich galt Etwas in den alten Tagen und die Jungens waren auch alle vergnügt, als sie mich sahen; nur Einer nicht: Peg Barney. Ein Auge hatte Der wie eine Tomate, die fünf Tage auf dem Markt gelegen hat, und eine dazu passende Nase. Alle kamen heran zu mir und schüttelten mir die Hände und ich erzählte ihnen dann, ich sei in Privatbeschäftigung mit einem eigenen Einkommen und hätte ein Gesellschaftzimmer, das es mit dem der Königin aufnehmen könne, und mit meinen Schnurren und Geschichten und sonstigem Getreibe beruhigte ich sie denn auf die eine oder andere Weise, während wir durch das Lager spazirten. Es ging toll her, selbst als ich mir Mühe gab, den Friedensengel zu spielen.

Ich sprach mit meinen alten Unteroffizieren — sie waren nüchtern — und mit ihrer Hilfe brachten wir das ganze Kommando zur richtigen Zeit in die Zelte hinein. Da kam der kleine Offizier zu uns heraus; so ruhig und höflich, wie mans nur wünschen konnte.

Schlechte Quartiere, Leute, sagte er; aber Ihr dürft nicht verlangen, daß es so bequem hier ist wie in der Kaserne. Wir müssen es uns einrichten, so gut es geht. Ich habe heute bei vielen dummen Streichen ein Auge zugedrückt, aber jetzt ist es genug damit.

Ja, es ist genug. Komm her mein Junge und trink einen, sagte Peg Barney und taumelte auf dem Fleck, wo er stand.

Der junge Offizier bewahrte seine ruhige Haltung.

Du bist ein eigensinniges Schwein, bist Du, sagte Peg Barney; und darüber fingen die Leute im Zelt zu lachen an.

Na! . . . Ich erzählte schon: mein junger Offizier hatte Haare auf den Zähnen. Er versetzte Peg Barney einen Schlag ins Gesicht, ganz dicht an das Auge, das ich ihm schon bei unserer ersten Begrüßung gequetscht hatte. Peg stürzte zusammen und stolperte über das Zelt weg.

Bindet ihn an, Herr, sagte ich leise.

Bindet ihn an, rief mein junger Offizier laut, gerade als ob er beim Bataillon-Exerziren kommandirte.

Die Unteroffiziere packten Peg Barney, der nur noch ein heulender Klumpen war, und in drei Minuten war er fest gebunden; Kopf herunter, straff gezogen . . . über seinen Bauch, einen Zeltpflock an jedem Arm und Bein, fluchend, daß ein Neger blaß werden konnte. Ich nahm noch einen Pflock und stemmte ihn zwischen seine gräulichen Kinnbacken. Da hast Du was zum Beißen, Peg Barney, sagte ich; die Nacht über frierts noch und da hast Du Zerstreuung nöthig, bis es Morgen wird. Aber nach den Bestimmungen mußtest Du auf eine Kugel unter dem Galgen beißen, Peg Barney, sagte ich.

Das ganze Kommando war aus den Zelten zusammengeströmt und beobachtete, wie Peg Barney angebunden wurde.

Das ist gegen die Bestimmungen. Er hat ihn geschlagen, brüllte Scrub Greene, der immer ein Rechtsgelehrter war, und ein paar Leute stimmten in das Geschrei ein.

Den Kerl auch anbinden! rief mein junger Offizier, der seine Fassung bewahrte, und die Unteroffiziere packten auch Scrub Greene und banden ihn fest, dicht neben Peg Barney.

Ich konnte sehen, welchen Eindruck Das auf die Leute machte. Sie standen da und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Geht in Eure Zelte, sagte mein junger Offizier. Sergeant, stellen Sie einen Posten vor die Beiden!

Die Mannschaften schlichen in ihre Zelte zurück wie Schakals und es war während der übrigen Nacht nicht der geringste Lärm; nur den Tritt des Postens bei den Gebundenen hörte man und Scrub Greene heulte wie ein Kind. Es war eine kalte Nacht; und wahrhaftig: Peg Barney wurde durch die Kälte nüchtern.

Kurz vor der Reveille kam mein junger Offizier heraus und befahl: Macht die Leute los und dann schickt sie in ihre Zelte. Scrub Greene ging fort, ohne ein Wort zu sagen; nur Peg Barney stand ganz steif vor Kälte da, wie ein Schaf, und versuchte dem Offizier verständlich zu machen, daß es ihm leid thue, den Bock gespielt zu haben.

Da war kein Nachzügler im Kommando, als es zum Weitermarsch antrat, und der Teufel soll mich holen, wenn ich ein Wort von ‚Ungesetzlichkeit‘ gehört habe!

Ich ging zum alten Fahnen-Sergeanten und sagte: Laßt mich in Ruhe sterben, sagte ich. Ich habe heute einen Mann gesehen.

Er ist wirklich ein Mann, sagte der alte Hother. Das Kommando ist so eingeschüchtert wie ein Hering in der Tonne Alle werden wie die Lämmer bis zur See marschiren. Der Junge hat Haare auf den Zähnen wie eine ganze Garnison von Generälen.

Amen! sagte ich. Das Glück sei ihm hold überall, wo er ist, auf dem Lande oder auf der See. Laßt mich doch wissen, wie das Kommando flott wird.

Und wissen Sie, wie es wurde? Dieser Junge — ich erhielt schon einen Brief aus Bombay — hat ihnen herunter bis an die See die Seele aus dem Leibe gezwiebelt. Von der Stunde an, wo sie mir aus den Augen kamen, bis zu dem Augenblick, da sie an Deck kletterten, ist nicht Einer von ihnen mehr als gebührlich betrunken gewesen. Und bei den heiligen Kriegsartikeln: als sie abfuhren, schrien sie ihm Beifall zu, bis sie nicht mehr schreien konnten, und Das, hören Sie, ist noch nie bei einem Heimathkommando vorgekommen, so lange ein noch lebender Mensch denken kann. Sehen Sie diesen Jungen an. Der hat es in sich. Nicht jedes Kind würde sich so über die Bestimmungen hinwegsetzen und den Peg Barney auf den Wink eines klapperigen alten Gerippes, wie ich eins bin, niederschlagen. Ich wäre stolz, unter ihm zu dienen . . .“

„Terence, Du bist doch ein Civilist!“ sagte Dinah Schadd warnend.

„Ja, Das bin ich . . . Ja! Es ist wirklich, als ob ichs manchmal ganz vergäße! Aber er war ein Edelmann, der ganze Junge, und ich bin doch nur ein Sandschipper mit einer Molle auf den Schultern . . . Sie haben den Whisky schon in der Hand, Herr. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß trinken wir auf das alte Regiment! Drei Finger hoch! Aufgestanden!“

Und wir tranken.

Rudyard Kipling.



Selbstanzeigen.

Bei Goethe zu Gaste. Neues von Goethe, aus seinem Freundes- und Gesellschaftkreise. Ein Schwänchen zum hundertfünfzigjährigen Geburtstage des Dichters. Mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand 1900. (XIV, 374 S.; 6 Mk.)

Vor Jahr und Tag, zur großen Weihe-Gedächtnißfeier für den Altmeister in Litteratur und Kunst, regte sichs an allen Ecken und Enden; zahlreiche Jubelschriften erschienen. Die meine kam absichtlich post festum; herangereift in liebevoller Forschung seit mehr denn einem Dezennium, wollte sie eine Fiktion aufrecht halten, wie „Zur Einführung" geschildert ist, und sollte deshalb erst nach der festlichen Zeit hervortreten. An der vom Familien- und Freundeskreise dicht besetzten Tafelrunde in Goethes Wohnhaus zu Weimar, wo seine ihm lieben, werthen, wahlverwandten und vertrauten Zeitgenossen im Geist sich bei dem Jubilar versammelten, ward auch uns als Vertretern der zwar vielfach andere Wege wandelnden, doch zu Goethe als dem lebendigen Urquell reinster Klassizität und Schönheit immer wieder zurückkehrenden Gegenwart, ein Plätzchen eingeräumt. Wir werden nicht satt, der mannichfach abwechselnden Unterhaltung, den anregenden Gesprächen, belehrenden Geschichten zuzuhören, durch die sich theilweise neue bedeutende Verbindungen, Berührung- und Gesichtspunkte ergaben, noch unbekannte Aeußerungen in Poesie und Prosa aus einer reichen Blüthezeit deutschen Dichtens und Denkens. Was wir, bei diesem Wirthe wundermild zu Gast, an goldenen Aepfeln mitnehmen durften, ist in dem vorliegenden Buch dargeboten als „Schwänchen", wie es noch heute in Weimar heißt zur Bezeichnung von allerlei Leckereien zum Nachtisch, die man gern mit nach Hause nimmt, wie denn auch Goethe selbst dieses Wort in jenem und in übertragenem Sinne mehrmals gebraucht hat. So möge denn auch dies mein „Schwänchen von verschiedenen Ingredienzien" noch nachträglich schmecken!

Zwölf Hauptkapitel enthält das mit vielen bisher unveröffentlichten Abbildungen und Faksimiles geschmückte Werk; dazu kommt ein Abschnitt „Kleine Blumen, kleine Blätter", der wiederum in zwölf Theile zerfällt. Mit Stolz hat es mich erfüllt, daß der Präsident der Goethe-Gesellschaft mir aus eigenem Antrieb schrieb: „‚Bei Goethe zu Gaste' und ‚Kolbe'*) habe ich mit großem Interesse gelesen. Das sind doch zwei Bücher, die viel neue Belehrung bringen." Diese gewichtige Kritik hier aus einem Privatbrief mitzutheilen, könnte indiskret erscheinen; nicht Autoreneitelkeit veranlaßt mich dazu, sondern die Haltung gewisser Generalpächter goethischer Weisheit und ihrer Clique, die entweder durch einseitiges Nörgeln dem Publikum die Lecture meiner Schriften zu verleiden suchen oder sie totzuschweigen sich angelegen sein lassen.

„Bei Goethe zu Gaste" bringt zuerst „Neue Mittheilungen über Minchen Herzlieb", die in den Sonetten besungene Schöne, die Ottilie der „Wahlverwandtschaften", mit tiefen Einblicken in eine zu tragischem Ausgange bestimmte,

---

*) Goethe und Maler Kolbe. Ein deutsches Künstlerleben. Mit Bildnissen. (Leipzig, Georg Wigand, 1900).

unglückliche Menschenseele. Vorwiegend froher Natur sind die Erinnerungen an Goethe von Alwine Frommann. Der Vertraute von Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta, Legationrath Karl Meyer, wird in seinen jugendlichen Beziehungen zum greisen Goethe, wie zu Gries, dem Uebersetzer, vorgeführt; dazu haben die großherzoglichen Herrschaften von Baden werthvolle Reminiszenzen beigesteuert. Frauenbriefe unterrichten über Goethe und seinen geselligen Kreis in Weimar und Jena. Die beiden Hofdamen Sophie von Schardt und Amalie von Werthern wissen intime Züge zu liefern. Unter den mit Goethe eng verbundenen Gelehrten ragt hervor Eduard d'Alton, der Zeichner, Aesthetiker und Kunstkenner; auch Niebuhr, der Historiker. Eine kurze, speziell musikalische Studie bietet Karl von Schloezer als Erlkönig-Komponist. Der wackere „Urfreund“, Major von Knebel, tritt mit inhaltsschwerem Briefwechsel in den Vordergrund. Behörden und Privatpersonen unterstützten mich freundlich; die Königliche Bibliothek, das Geheime Staatsarchiv und das Kultusministerium zu Berlin waren Fundstätten bedeutsamer Art. Jetzt erst haben wir genaue Kenntniß, wie es bei der Ertheilung des preußischen Privilegiums für Goethes Werke zugegangen ist, auf Grund des hochinteressanten Akten-Materials; dem Generalpostmeister Nagler, Gesandten am Deutschen Bundestage in Frankfurt am Main, ist die glückliche Erledigung zu danken. Auch die Minister von Schuckmann, von Altenstein und Graf Bernstorff standen, wie dargelegt wird, mit Goethe in enger Fühlung. Die genanten Persönlichkeiten lernen wir zum Theil aus bisher unbekannten Portraits kennen. Diesen größeren Abschnitten schließt sich eine Reihenfolge von einem Dutzend kleinerer Goethe-Funde an: Gedichte und Reime, Briefe und Bilder aus Frühzeit und Spätherbst. Möge die Goethe-Gemeinde das Buch freundlich aufnehmen.

Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.



Die Religion und Kultur Chinas. Hugo Bermüller, Berlin 1900.

Mein Werk ist kein Produkt der Hast, wie deren manches durch die heutigen Wirren in China veranlaßt ward, sondern war, eine Frucht ernsten, unermüdlichen Schaffens, schon vor Ausbruch dieser Wirren zum Druck bereit. Es bietet die Weisheitschätze eines großen, viertausendjährigen Reiches, einer unabhängig von westlichem Einfluß emporgewachsenen, uns Allen fremdartigen Kultur. Um dem Leser, der sich für den einen oder anderen der fünf Anhänge besonders interessirt, die Anschaffung ohne die Erwerbung des ganzen Werkes zu ermöglichen, hat die Verlagsbuchhandlung von jedem dieser Anhänge Separatabdrücke veranstaltet, nicht ohne die Hoffnung, daß die Lecture eines Theiles den Wunsch wecken werde, das Ganze kennen zu lernen. So wird naturgemäß der Jurist durch die im zweiten Anhange gegebene Darstellung des fein distinguirenden chinesischen Strafrechtes mit seinen Jahrhunderte alten Bestimmungen über unlauteren Wettbewerb und Groben Unfug, der Philosoph durch das Kapitel des dritten Anhanges über chinesische Philosophie, der Sozialist durch die Mittheilungen des selben Anhanges über die sozialistischen Grundlagen des alten China und die Herrschaft, die der Sozialismus auch später für kurze Zeit in China errang, sich besonders angezogen fühlen. Der vierte Anhang enthält charakteristische Züge

aus der chinesischen Geschichte, schildert das Eingreifen der Frauen und giebt die interessanten Lebensgänge der drei größten chinesischen Dichter. Im fünften Anhang lernt der Leser chinesische Sprichwörter und eine Reihe sprichwörtlicher Redensarten kennen, die in China gebräuchlich sind.

Ferdinand Heigl.



Aus Wald und Flur. Märchen für kluge Leute. J. Roth, Stuttgart.

Die Leser der „Zukunft“ erinnern sich hoffentlich des einen oder des anderen der kleinen Märchen, die ich im Lauf der letzten drei Jahre in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe. Ich möchte nun nicht versäumen, mitzutheilen, daß die zwölf Gedichte in Prosa unter dem Titel: „Aus Wald und Flur, Märchen für kluge Leute“, gesammelt erschienen sind. Ich finde diesen Titel ganz wunderhübsch; schade, daß er nicht von mir ist! Die Märchen zu schreiben, fand ich gar nicht schwer, aber einen passenden Titel zu finden: dazu langte es nicht bei mir. Doch wo Orest aufhört, fängt Pylades erst an. So gings auch hier. Pylades wußte Rath! Leicht wars wirklich nicht; was hätte ich setzen können? Ich wußte nichts als „wahre Märchen“ und weiß auch heute noch nichts Anderes; denn erstens sind die Geschichten Märchen und zweitens sind sie wirklich wahr. Der Wildbach braust wirklich im hintersteiner Thal, der arme Kirschbaum stand bei Hindelang; das Löwenmaul, die Tanne, den Adler, die Distel: ich habe sie Alle wirklich gesehen, habe der Nachtigal gelauscht und Trim vergeblich gewarnt ... Also der Titel ist nicht von mir. Aber die Märchen. Ja, — sind sies wirklich? Was heißt Das eigentlich: Sie sind von mir? Nehmen wir zum Beispiel das erste, die Geschichte von dem Geranium, das über die Mauer klettert und in den Himmel kommt, weil es den Weg der kleinen Leute geht, weil es ein Opferleben dem Genuß vorzieht. Das ist doch nicht von mir! Habe ich denn etwa die Ideen von Altruismus und Sozialismus geboren? Ich habe mich im Gegentheil an den geistigen Quellen Anderer vollgesogen, habe nur wiedergegeben, was ich von Anderen eingenommen hatte. Und die leuchtenden Geraniumblüthen, die die sonnenheiße Mauer in Nizza schmückten: habe ich sie geschaffen? Sie waren da und Tausende sind vor mir auf dem Wege nach Villafranca an ihnen vorbeigegangen und haben — ich weiß es genau — gleich mir gedacht: Was will die Blume in dem Staub? Warum bleibt sie nicht in dem gepflegten kühlen Garten hinter der schützenden Mauer? Ja, gedacht haben sies, nur nicht gesagt. Das ist der ganze Unterschied. Ich für meinen Theil empfand das unwiderstehliche Bedürfniß, es zu sagen. Muß ich mich darob entschuldigen? Man könnte Schlimmeres thun, als Märchen schreiben, denke ich. Jawohl, höre ich Jemand einwenden; aber man braucht sie nicht zu veröffentlichen. Bitte: richten Sie den Einwurf an Herrn M. H. Daß ichs that, daran ist vaterseelenallein der Herausgeber dieser Zeitschrift schuld. Ich schickte ihm die Blätter, als er mir einen versprochenen, aber ungeschriebenen Artikel über die Frauenfrage abverlangte, und die Geschichte gefiel ihm. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Andere mochten sie auch leiden. Ich habe viele freundliche Worte über diesen Weg, in den Himmel zu kommen, gehört; aber auch Tadel. Die „vernünftigen Tadler“ meinten, man müsse die Leute, die die Karren für uns schieben, nicht

erst darauf aufmerksam machen, und nichts Anderes sei doch meine Absicht gewesen. Diese letzte Behauptung nun erscheint mir, gelinde gesagt, überwältigend ungeheuerlich. Ich bin nach Nizza gereist in der ausschließlichen Absicht, gesund zu werden, und den Weg nach Villafranca, auf dem ich das Geranium fand, trat ich an, weil ich in dem Wahn befangen war, Bewegung in frischer Luft sei der Zweck des Aufenthaltes an der Riviera. Daß man auf diesem Weg im Staube watet, wußte ich noch nicht und eben so wenig hatte ich die Begegnung mit dem mitleidigen Geranium voraussehen können. Es war purer Zufall von Anfang bis zu Ende. Eine absichtliche Begegnung mit Geranien und Staubwolken hätte ich doch auch in Berlin inszeniren können. Glauben Sie nicht? Nein? Dann kennen Sie Berlin nicht. Und wenn Sie Berlin nicht kennen, zählt Ihr Urtheil nicht, mein Herr. Ich kann Ihnen also nur den dringenden Rath geben, bei Erörterung so wichtiger Dinge zu schweigen.

Also mein Antheil an der Geschichte vom Geranium, das in den Himmel kommt, ist erwiesenermaßen gering; etwas mehr gehört der „duftende Dornbusch" in meinen eigenen Garten, obgleich er eigentlich am Schieferberge steht, ein halbes Stündchen, ehe man zu der Bank bei der „Tanne" kommt, der der Herztrieb ausgebrochen wurde. Der „duftende Dornbusch" ist eigentlich mein Liebling und er theilt wirklich auch das Loos der meisten Schoßkinder, Anderen am Wenigsten zu gefallen. Gerade über den Dornbusch habe ich wenig gehört. Ein naives Herz meinte, ich hätte doch lieber die Rose „nehmen" sollen. Aber nein, gerade nicht; der stille Dornbusch soll auch seinen Sänger haben, der arme, arme Dornbusch, der so viel gelitten hat! Ueber die anderen Märchen habe ich Mancherlei gehört. Die meisten Freunde hat der kecke Trim, der niedliche Teckel, sich erworben. Ein Spaßvogel fragt bei mir an, ob er nicht Memoiren hinterlassen habe und ob Leda etwa ein Tagebuch führe? Mit Erlaubniß des Herausgebers möchte ich diese und andere Zuschriften hier kurz beantworten. Trim hatte noch gar nicht schreiben gelernt, als die Kugel ihn ereilte, und Ledas Aufzeichnungen sind eben so hausbacken-nüchtern und von Langeweile triefend wie sie selbst; es sind meist Rezepte, zum Beispiel „wie man Lockenhaar konservirt", „wie man sich unmerklich bemerkbar macht" u. s. w. Sie selbst beneidet natürlich die Nachwelt um ihre Weisheit; wir denken anders und Gedanken sind zum Glück zollfrei. Sonst müßte der geistreiche Mann viel Zoll bezahlen, der seinen eigenen Reichthum an tiefsinnigen Gedanken in den „Wildbach" hineingetragen hat. Der Wildbach plätschert ja nur, hochwürdiger Herr; Sie dichten ihm die eigene Tiefe an! Keine eigene Zuthat hat noch die liebenswürdige junge Dame zu geben, die die Nachtigal „nicht verstanden hat". Der Tag wird kommen, liebes kleines Fräulein „Anonyma", wo Sie wissen, daß Sattheit Tod, Schmerz aber das höchste Leben ist; dann verstehen Sie auch die Nachtigal, die ihr Leid und ihr Lied sucht. Kommt der Tag nicht, so wars dem Schicksal nicht der Mühe werth; dann tanzen Sie ruhig mit den Mücken oder quaken mit den Fröschen weiter, so wie diese Sumpfgeborenen es in dem Märchen thun. Und damit Ade! Und Glück auf den Weg.

Blankenburg am Harz. Elisabeth Gnauck-Kühne.



Franz Betz.

Fünfundsechzig Jahre ist Franz Betz alt geworden. Nun ist er von uns geschieden und auf den stillen Friedhof droben in Westend hat das Personal der berliner Hofoper ihm das Trauergeleit gegeben. Schon seit drei Jahren wirkte der Künstler nicht mehr an der Stätte seiner langjährigen Erfolge; man hatte ihm im Jahre 1897 den Titel eines „Ehrenmitgliedes“ der Hofoper, sein „Herzogthum von Lauenburg“, verliehen und in dieser Eigenschaft hat man ihn nur noch ganz selten, allzu selten zur Mitwirkung berufen. So haben wir das traurige Schauspiel erlebt, diesen Stern am Himmel deutscher Kunst langsam verlöschen, nicht leuchtend niedergehen zu sehen. Hätten wir hier in Berlin eine Kunstgemeinde, wie etwa Wien oder München sie besitzen, und eine der Begeisterung fähige, in edlem Sinne erziehlich wirkende Kunstkritik, dann hätte man vom Meister Betz, auch gegen seinen vielleicht durch augenblickliche Mißstimmung erzeugten Widerspruch, wenigstens eine Abschiedsvorstellung erzwungen und Tausende hätten ihrem scheidenden Liebling als Hans Sachs oder Falstaff noch einmal den Beweis ihrer Treue und Verehrung darzubringen vermocht. Doch er ist von uns gegangen ohne Sang und Klang, — wie Albert Niemann und Rosa Sucher! Den wahrhaft Großen scheint in Berlin nun einmal ein frohes Scheiden nicht vergönnt zu sein. Auch der tote Meister ist von der Presse vielfach recht unwürdig behandelt worden. Man hat ihm, der vierzig Jahre hindurch die Deutschen mit seiner Kunst entzückte, ungefähr eben so viele Zeilen gewidmet wie etwa der hundertsten Aufführung der zotigen „Dame von Maxim“ in dem keuschen Kunsttempel des mehrfach dekorirten Herrn Lautenburg. Man hat aus dem Konversationlexikon ein paar Daten abgeschrieben, ein paar Hauptrollen aufgezählt, ein paar lauwarme Worte hinzugefügt; und damit glaubte die Presse genug gethan zu haben. Wer damit vergleicht, mit wie herzlicher Wärme jüngst der Tenorist Heinrich Vogl — eine neben Betz klein scheinende künstlerische Persönlichkeit — von der münchener Kritik gewürdigt wurde und welches Ereigniß die Bestattung dieses Tenoristen für alle Gesellschaftkreise war, Der wird die kunstfremde Kälte Berlins bitter empfinden.

Der Baryton Betzens war von ganz ungewöhnlichem Umfang, sein Ton in allen Lagen von so bezauberndem Wohllaut, seine Technik und Aussprache so musterhaft, wie man es heute auf der Opernbühne kaum noch irgendwo finden wird. Und diese bestrickende Einfachheit und Vornehmheit, diese Manchem fast zu weit gehende Zurückhaltung von jedem billigen, rohen Effekt diese im wahrhaften Wortsinn musikalische Art der Stimmbehandlung! Da wurde nicht auf Kosten der Mitspieler posirt, da gab es keine in Applaussehnsucht gehaltenen Fermaten, wie bei so vielen anderen berühmten Sängern; Betz bot das klassische Bild vornehmer, in Reife abgeklärter Künstlerschaft. Sein Repertoire umspannte die gesammte Opernliteratur. Er war in allen Stilarten heimisch und widerlegte durch sein Beispiel die dumme Legende von der Einseitigkeit der sogenannten Wagnersänger. Er war heute ein Wotan, für den Wagner selbst das begeistertste Lob fand, und morgen ein eben so vollendeter Sprecher in der Zauberflöte oder Luna im Troubadour. Er war die festeste, zuverlässigste Stütze des Spielplanes und auf der Höhe seiner Schaffenskraft kam es nicht selten vor, daß Betz in einer Woche an sechs Abenden in großen Partien auftrat. Im Jahre 1859 debutirte der

damals vierundzwanzigjährige Künstler als Carlos in Verdis Ernani an der berliner Oper, die ihn sofort dauernd fesselte; hier hat er neben Niemann, Wachtel, Fricke, Krolop, der Boggenhuber und Lucca, der Mallinger, Brandt und Lehmann Jahre lang gewirkt. Als Letzter von diesen Größen ist auch er nun uns genommen und nichts mahnt mehr an diese Glanzepoche. Früher waren Rollen wie Don Juan, Lysiart (Euryante), Nelusko (Afrikanerin), Amonasro (Aida), Luna (Troubadour), Hans Heiling, Tristan (Jessonda), Alphonso (Lucrezia), Nevers (Hugenotten), Templer (Templer und Jüdin), Hoel (Dinorah), Asthon (Lucia), Wilhelm Tell, Hamlet, Eberbach (Wildschütz) die berühmtesten Leistungen des Sängers; sein Bestes aber gab er erst später im älteren Fach, das seiner stets nach Behäbigkeit und Humor gravitirenden Persönlichkeit noch besseren Spielraum bot. Da entstanden seine Meisterschöpfungen: Hans Sachs, den er im Jahre 1868 in München als Erster darstellte, Kurwenal (Tristan und Isolde) und vor wenigen Jahren noch der göttlich lüderliche Falstaff Verdis. Und diesem Künstler, der Sachsens überlegenen Philosophenhumor und schlichte Poetengröße eben so zur Geltung brachte wie Falstaffs heruntergekommene Gentilezza und feuchtfröhliche Abenteuersucht, hatte die berliner Kritik, von anderen Virtuosenleistungen verblendet, oft schauspielerisches Talent abgesprochen! Aber Betz war, wenn er auch für leidenschaftliche Darstellungen seinem Temperament nach weniger paßte, ein vortrefflicher Schauspieler. Mit wie rührender Sorge konnte dieser Kurwenal um seinen schwer verwundeten „Herrn Tristan" sich mühen; wie erschütternd hauchte er den Ausruf: „Hat Dich der Fluch entführt?" Und wie fanatisch streng blickte aus Betzens sonst so freundlichen Augen der düstere Saint-Bris der Hugenotten! Wie wundervoll zeichnete er den Seneschal in Boieldieus Johann von Paris, den jovialen Schwerenöther im „Wildschütz" und im Gegensatz dazu „Wotans" tiefernste Gestalt! Diesen Wotan in der Walküre hörte ich noch vor vier Jahren den damals Einundsechzigjährigen ohne Ermüdung mit prachtvoller Stimme singen. Und ich dachte der Worte, die Wagner 1876 über ihn geschrieben hatte: „Will ich einen Mann bezeichnen, den ich wegen vorzüglicher Eigenschaften als einen ganz besonderen Typus Dessen betrachte, was der Deutsche nach seiner eigensten Natur durch nur in ihm anzutreffenden Fleiß und zartestes Ehrgefühl auch auf dem Gebiete der idealsten Kunst zu leisten vermag, so nenne ich den Darsteller meines Wotan, Franz Betz ... Die fast erschreckende Aufgabe hat Betz in einer so vollendeten Weise gelöst, daß ich mit dieser seiner Leistung das Uebermäßigste bezeichne, was bisher auf dem Gebiete der musikalischen Dramatik geboten wurde ... Eine Jahre lange ernste Vorbereitung befähigte meinen Sänger zu einer Meisterschaft in einem Stil, den er durch Lösung seiner Aufgabe selbst erst zu erfinden hatte."

Einfach und vornehm, wie der Künstler, war auch der Mensch Franz Betz: ein zuverlässiger, aufrichtiger, stets zur Hilfe bereiter Freund, einem gutem Scherzwort und einem guten Trunk nicht abgeneigt, aber im Innersten ernst und gewissenhaft. Längst schon hieß er bei den Theaterleuten „Der alte Betz"; und wenn er sich in den letzten Jahren da oder dort herbeiließ, wieder einmal zu singen, dann flüsterten froh auch die Hörer: Ja, Das ist der alte Betz!

Adolf Wolff.



Wer kauft Eisen?

Rasch wechselt heutzutage der Werth der Waare. Eisen, der Träger der Konjunktur, war eben noch der meistbegehrte Artikel der Industrie; heute wird es auf allen Märkten ausgeboten, ohne Käufer zu finden. Die alte Weisheit wird wiederholt, daß die Erzeugungkosten gemindert werden müssen, wenn die Werke rentabel wirthschaften sollen; und da die Arbeitlöhne nicht ohne Weiteres herabgesetzt werden können, so müssen die Transportkosten ermäßigt werden. Die Eisenbahnverwaltungen verschließen sich dieser Erkenntniß nicht, und was zahllose Petitionen und Landtagsdebatten nicht in langen Jahren erreicht haben, Das bewirkt mit einem Schlage die bittere Noth der Zeit. Aus eigenem Antriebe erwägen die Bahnbehörden eine Verbilligung der Frachtsätze für Gießereiroheisen, obwohl auch bisher schon in der Bewilligung von Ausnahmetarifen zu Gunsten der Montanindustrie viel geleistet worden ist. Doch neue Wohlthaten sind dringend nöthig, denn mit dem Absatz der Eisenerzeugnisse hapert es bedenklich. Nur wenige Werke sind noch auf längere Zeit hinaus mit Spezifikationen versehen; die meisten leben von der Hand in den Mund und wissen nicht, ob sie in vier Wochen ein Stück Arbeit haben werden. Die Erzeugung ist zwar fast allgemein bis zum Ende des Jahres vergeben. Das nützt aber nicht, denn die Auftraggeber lassen die Ausführung der Lieferungen, für die sie vorläufig noch keinen Bedarf haben, hinzögern; und so müssen die Werke, trotzdem sie buchgemäß ihre Erzeugung ausverkauft haben, den Betrieb einschränken oder gar stillstehen, bis es den Bestellern gefällt, ein neues Pöstchen der Waare, die sie sich vorsorglich schon vor Monaten gesichert haben, zu verlangen. Sobald aber Aufträge auf Ausführung der früher bestellten Mengen ertheilt werden, werden sie fast ausnahmelos als sehr dringlich angesehen und für ihre Erledigung nur ganz kurze Lieferungfristen gestellt. Daraus erkennt man, daß die Händler zaghaft geworden sind und erst im letzten Augenblick, wenn der Bedarf drängt, Bestellungen — und zwar lediglich auf die gerade gebrauchte Waare — machen und daß ferner die Grossisten nicht über die umfangreichen Lagerbestände verfügen, die ihnen allgemein zugeschrieben werden. Man kann sich wundern, daß die Werke sich eine solche Behandlung gefallen lassen und daß sie nicht darauf bestehen, die bestellten Mengen ohne Pause liefern zu können, wenn sie fertig geworden sind. Die Walzwerkbesitzer fühlen aber, daß nach Ablauf dieses Jahres kaum wieder größere Abschlüsse gemacht werden dürften, und darum suchen sie sich nach Möglichkeit die Gunst ihrer alten Kundschaft zu erhalten. Sie wollen lieber jetzt eine Weile als später dauernd feiern. Das ist ja auch ganz vernünftig.

Im Siegerland waren die Blechwalzwerke so unvorsichtig, auf lange Zeit hinaus sich die Lieferung ihres Bedarfs an Halbzeug zu sichern; sie hatten sich eben, wie viele Schicksalsgefährten, in der Dauer der Konjunktur verrechnet. Nun werden sie von den Halbzeugfabrikanten zu regelmäßiger Abnahme der bestellten Mengen veranlaßt und wissen nicht, wohin sie den unerwünschten Segen abfließen lassen sollen. Sie müssen ihre eigene Kundschaft wieder zu beschleunigter Abholung der in Auftrag gegebenen Erzeugnisse drängen. Dieser Weg wird natürlich nicht gern gewählt. Die Eisenfabrikanten sind so sanft geworden, daß sie mehrfach für Waaren, deren baldige Abnahme in Aussicht gestellt werden konnte, die

im Vertrag festgelegten Preise noch ermäßigt haben. Warum? Weil den Fabriken daran liegen muß, dauernd gleichmäßig beschäftigt zu sein. Sie dürfen sich diese Freiheit, ohne Schaden zu leiden, gestatten; denn die Preise sind — im Gegensatze zu denen des Kohlensyndikates — von den Eisensyndikaten so hoch geschraubt, daß eine kräftige Ermäßigung den Werken noch immer einen ansehnlichen Verdienst lassen würde. Natürlich können solche Konzessionen nur unter der Hand gemacht werden; denn die Verbands- und Syndikats-Leitungen sind — trotz manchen bedenklichen Erscheinungen der letzten Montanbörsen — eifersüchtig darauf bedacht, die alten Notirungen offiziell aufrecht zu erhalten, weil sie es noch immer nicht über sich gewinnen, öffentlich zu gestehen, daß sie sogar noch vor zwei bis drei Monaten entweder die Marktlage nicht richtig zu beurtheilen vermochten oder gar gefärbte Berichte in die Welt hinausgesandt haben. Böse Zungen behaupten, daß den Industrieherren schon längst sehr gut bekannt gewesen sei, was die Glocke geschlagen habe, daß sie aber vorsätzlich ihre Weisheit im tiefsten Herzen bargen, weil — warum soll es nicht offen ausgesprochen werden? — weil sie an den Effektenbörsen Hausse-Spekulationen vorgenommen hatten und sich deshalb für verpflichtet hielten, das künstliche Kursgebäude der Montanpapiere nur noch höher aufzurichten. Ein Eingeständniß der wirklichen Lage und der industriellen Aussichten konnte eben den zu schwindelhafter Höhe emporstrebenden Bau zu früh stürzen. Nur Wenige wissen sich jetzt frei von Schuld und Fehle. Direktoren und Prokuristen, Ingenieure und Buchhalter, Expedienten und Lehrlinge: sie Alle thaten mit und hätten es für ein todeswürdiges Verbrechen, begangen an ihrem Eigennutz, gehalten, Denen die Augen zu öffnen, die nicht an der Krippe standen. Das Bemühen, nach außen hin es bei den früheren Preisnotirungen zu lassen, wird so leicht verständlich. Lange wird dieses Spiel aber beim besten Willen nicht fortzusetzen sein, denn die Konkurrenz der amerikanischen Eisenindustrie pocht schon vernehmlich an unsere Thore und nur eine Preisermäßigung kann Hilfe bringen. Die Beschwichtigungformel, die sagt, dem inländischen Bedarf könne die Unterstützung durch die Zufuhr amerikanischen Roheisens nur willkommen sein, da die deutsche Erzeugung nicht annähernd mit dem Verbrauch gleichen Schritt halten könne, wirkt nicht mehr. Denn die Erzeugung hat in Deutschland schon nachgelassen und trotzdem vermehren sich die Bestände. Daraus geht klar die Thatsache hervor, daß der Konsum nicht nur voll befriedigt werden kann, sondern nicht einmal die ihm zur Verfügung gestellten Mengen aufzunehmen vermag. In Oberschlesien wie in Rheinland-Westfalen wird den Händlern erzählt, von einer Knappheit an Material, wie sie lange Zeit für die Gestaltung der Lage des Eisenmarktes bestimmend war, könne nicht mehr die Rede sein.

Bei dem großen Angebot von Alteisen dürfte schon in den nächsten Monaten in den bisher mit größter Aengstlichkeit festgehaltenen Notirungen für Roheisen eine Aenderung eintreten, die eine förmliche Panik hervorrufen muß. Neue Bestellungen bleiben fast völlig aus; selbst in den Kesselschmieden und in den meisten Konstruktionwerkstätten und Maschinenfabriken, denen sonst die reichlichsten Aufträge zugefallen waren, verlangsamen sie sich jetzt in bedenklicher Weise und nur in den Werkstätten für Eisenbahnbedarf und Schiffsbau geht es vielfach noch lebhafter zu. Am Schlimmsten steht es mit den Röhrenfabriken: der Betrieb ist eingeschränkt, die Lager sind überfüllt, Nachfrage ist nicht vor-

handen. Einzelne Gruppen des Vereins deutscher Eisengießereien wagen wohl, für die nächste Zeit die Preise der Gußwaaren, deren Absatz befriedigend ist, zu erhöhen; es handelt sich dabei weniger um die Bedürfnisse der Bauindustrie als um sogenannten Handelsguß, der von der Konjunktur kaum berührt zu werden pflegt. In dem letzten Jahresbericht des Gießereivereins findet man aber eine Bemerkung, die selbst den Preisaufschlag keineswegs als einen Beweis für die günstigere Gestaltung des Marktes in der vertheuerten Waare erscheinen läßt. Es wird nämlich auf den Mangel an Arbeitkräften, die Steigerung der Löhne und die erheblichen Schwierigkeiten in der Beschaffung von Roheisen, Kohlen und Koks hingewiesen; insbesondere, wird gesagt, war es den Werken, die nicht früh genug entsprechende Abschlüsse gemacht hatten, nur unter beträchtlichen Geldopfern möglich, sich mit den nöthigen Rohstoffen zu versehen. Die hierdurch erhöhten Herstellungkosten führten zu wiederholten Preisaufschlägen, durch die sie bisher aber doch nur unvollkommen gedeckt werden konnten. Die deutschen Röhrengießereien, die sich — zu den bisher hoch gehaltenen Preisen — ihr Eisen kaufen müssen, können überhaupt nicht mehr mit den Werken konkurriren, die selbst ihr Eisen erzeugen und bei dem peinlichen Mangel an Aufträgen mit ihren Verkaufspreisen auf einen Stand herabgehen, auf den ihnen die anderen, auf den Ankauf ihres Eisenbedarfs angewiesenen Fabriken nun nicht zu folgen vermögen, wenn sie nicht mit Verlust arbeiten sollen. Die meisten Gesellschaften entschließen sich deshalb, die Herstellung von Röhren auf unbestimmte Zeit einzustellen. Das wird heute schon als ganz natürlich angesehen; ja, ein großes rheinisches Unternehmen, das trotz der ungünstigen Marktlage die Röhrenerzeugung fortsetzt, macht diese Thatsache ausdrücklich bekannt. Aus diesen Nöthen der deutschen Eisenindustrie soll die mit Hochdruck betriebene Bildung neuer Preisverbände und Syndikate heraushelfen. Die westdeutschen Feinblechwerke, denen es übel genug ergeht, haben die Vorarbeiten für einen Zusammenschluß, die Einschätzung für die Betheiligung der einzelnen Unternehmen, schon beendet; nun beginnt die schwierigere Arbeit, auch die ostdeutschen Gruppen für sich gewinnen. Schlesien mit seinen billigeren Arbeitkräften und billigerer Kohle kann auch billiger seine Erzeugnisse abgeben als das Siegerland oder die Rheingegend; darum sträubt es sich, seinen Waaren den berliner Markt unnütz zu vertheuern, — nur zu dem Zweck, der westdeutschen Konkurrenz einen Gefallen zu erweisen. In der Eisenindustrie ist es besonders schwer, die provinziellen Verbände einheitlich zu leiten, denn ihre Interessen beim Absatz der Erzeugnisse weichen von einander ab. Darum werden auch die Jahre lang fortgesetzten Bemühungen, einen allgemeinen deutschen Walzwerkverband wieder zu begründen, vermuthlich ergebnißlos bleiben; nur in einzelnen Bezirken, wo Herstellung und Vertrieb sich unter gleichen Bedingungen vollziehen, finden kluge Preisvereinbarungen eine feste und stetige Grundlage. Nun rühren sich aber die belgischen Walzwerke; sie wollen eine gemeinsame Verkaufsstelle errichten, der dann auch die Preisbestimmung überlassen bleiben soll. Gegen welche Konkurrenz sich ihre Thätigkeit richten wird: Das kann keinem Eisenindustriellen zweifelhaft sein. Die Noth ist, wie man sieht, auf allen Gebieten groß und es wird schwer halten, durch künstliche Mittel den Bedarf an Eisen zu steigern.

Lynkeus.

Halensee.

Zehn Jahre ist es jetzt her. Viel ärger als in Berlin, dachte ich, kann auch in Kairo die Hitze nicht sein und beschloß deshalb, auf ein paar Tage nach Egypten zu fahren. Im höchsten Hochsommer. Natürlich nur der langen Wasserfahrt wegen, deren Wirkung von manchen Neurologen gerühmt wird. Oder wurde? Man weiß als leidender Laie nie, wo die sogenannte ärztliche Wissenschaft gerade angelangt ist. Mit den neuen Heilmitteln gehts ja wie mit den neuen Genies, die an der Spree entdeckt werden: sie halten selten länger als eine Saison. Vielleicht werden jetzt die Nervösen wieder von der See weggescheucht und bei lebendigem Leibe in Lichtkästen geschmort. Im August hatte man freilich schon damals auch in Kairo Heliotropismus genug; und von einer Lieferantin, mit der selbst die A. E.-G. nicht konkurriren kann. Jedenfalls war es wunderschön. Keine Briefe. Keine Zeitungen. Kein Telephon. Und jeden dritten oder vierten Tag betrat man für ein paar Stunden ein neues Land, einen fremden und in seiner Fremdartigkeit interessirenden Boden. Nach Amsterdam und Genua sollte nun Port Said kommen. Endlich also Afrika, das wirkliche, nicht das Coulissenreich Selikas ... Es war schon dunkel, als unser Kapitän festmachen ließ. Sobald die Kulis mit ihrer von Fackeln umlohten Kohlenladung in Sicht waren, wurden auf dem Schiff alle beweglichen Gegenstände in Sicherheit gebracht und vor den verrammelten Kabinen bezogen die kräftigsten Stewards die Wache. Unter wüstem Geheul stürzten die schwarzen Kerle in ihren bunten Fetzen an Bord. Gleich nach Mitternacht, wenn die Kohlen fürs Rothe Meer und das elektrische Riesenlicht für den Suezkanal an Bord gebracht waren, sollte es weiter gehen, über die öde Kohlenstation Perim nach Singapore und Batavia. Ein Pflanzer, der mit einer in Oesterreich gefreiten jungen Frau Tabackbauens halber nach Neu-Guinea zurückkehrte, übernahm als Orientkenner die Führung; so gings denn hastig „an Land". Eine Dame aus Holländisch-Indien, eine für Siam bestimmte Gouvernante, etliche hamburgische Commis — Schiffsvermerk: Singapore —, ein früherer Kapitän und jetziger Carousselbesitzer und ich staunender Kairopilger, wir folgten gehorsam unserem kundigen Piloten, der uns sofort einen praktischen Kursus in angewandter Kolonialpolitik gab. Unsere arabischen Barkenführer forderten nämlich für die knapp drei Minuten währende Ueberfahrt einen Sixpence pro Person; ob solcher Dreistigkeit wurden sie aber mit einer Sturzsee polyglotter Schimpfwörter überschüttet, die mir stummem Zuhörer sofort deutlich zeigte: Das ist die Art, mit Afrikanern umzugehen ... Nicht von der Vollmondlandschaft, nicht von dem betäubend bunten Orienttreiben, auch nicht von unseren schüchternen Versuchen im Nargileh-Rauchen — Hobble-Bobble nennen die Engländer onomatopoetisch das für europäische Durchschnittlungen verhängnißvolle Instrument — will ich hier heute berichten;

nur von ein paar Schaustellungen, die bei nächtlicher Weile den Port Said-Bummler locken. Also zuerst eine böhmische Damenkapelle, aus Karlsbad, wo sie alle herkommen; fahlblonde oder auch hochroth gefärbte Mädchen, die man nach Afrika verschleppt hatte, auf daß sie den Wanderer mit dem schönen Liede überfallen möchten: „Gigerl sein, Das ist fein, Gigerl kann ein Jeder sein!“ Das gab ein patriotisches Entzücken, als unsere Hamburger den Text johlten! Daneben ein kleines Roulettezimmer, in dem ich Keinen glücklich enden sah, mit Ausnahme eines offenbar in das Geschäftsgeheimniß Eingeweihten. Dann ein Cirkus, wo unter nationalem Jubelgeheul sämmtlicher Schwarzen ein französischer Preisringkämpfer nach sechs Minuten von einem Mohren in den Sand geschleudert wurde. Welchen Triumph hätten wir gefeiert, wäre ein deutscher Kämpe von der Kraft und Ausdauer des seligen Abs zur Stelle gewesen! Er fehlte; und unser patriotisches Empfinden erlitt einen zweiten Stoß, da man uns zehn kleine Esel — zur Reise in das Araberviertel — unter dem in Egypten damals üblichen Anpreisungnamen Un Bismarck anbot. Die lieben Thierchen haben seitdem ihre Namen recht oft geändert und sie, die vor 70 nach der schönen Kaiserin Eugenie genannt wurden, sollen, wie der Vicomte de Vogüé mir mit wehmüthigem Lächeln erzählte, im vorigen Winter als Un Dreyfus ausgeboten worden sein, — parce que Dreyfus meilleur homme du monde, sagten die europäisch gebildeten Treiberjungen. Anno 90 war der für die Weltgeschichte weniger beträchtliche Bismarck noch in Egypten berühmt. Aber auf einem so merkwürdig benannten Esel reiten: Das ging doch wirklich nicht. Eben wollten wir ärgerlich zum türkischen Kaffee rückkehren, als zwei braune Kerle in gelben Kitteln herandrängten und, mit listigem Blinzeln und in heißen Kehllauten, uns ins Ohr raunten: Petit harem!? Dabei wiesen sie in eine Seitengasse, wo es sehr dunkel dämmerte. Ein kurzer Kriegsrath, eine Auseinandersetzung des weißen Pflanzers mit den braunen Haremswächtern: Wir können mit den Damen hin, es ist ungefährlich. Und schließlich waren wir ja in Afrika ... Unsere aus dem Böhmerwald nach Neu-Guinea übersiedelnde anmuthige Dame aber konnte sich lange nicht von dem Eindruck erholen. Während der ganzen neunzehnstündigen Suezkanalfahrt, die wir, nach Luft schnappend, bei Eislimonade verseufzten, kam sie immer wieder darauf zurück: so weit gehe denn doch in Europa die Hüllenlosigkeit öffentlich sichtbarer Mägdelein wohl nicht und es sei ein wahrer Segen, daß in Port Said kein Tabak gebaut werde. Die hamburger Commis kicherten, ihrer Sankt Pauli-Erinnerungen voll, der Carousselbesitzer schmunzelte und ich suchte später die Frau Pflanzerin durch einen ausführlichen Schreibebrief zu beschwichtigen, in dem ich ihr vom Wintergarten und vom Metropol-Theater erzählte und mich zu beweisen mühte, daß es unter unserer kühleren Sonne auch nicht viel besser sei.

Eigentlich ists ganz dumm; aber ich muß an Port Said denken, so

oft ich nach Halensee komme. Dabei keine Spur von Aehnlichkeit. Wirklich. Von der eisernen Ringbahnbrücke hat man abends, wenn die Signallaternen durch die Dämmerung leuchten, ja ein recht hübsches Bild; aber an Egypten erinnert es gar nicht. Der See, in dem an Sommertagen zehntausend Berliner sich den Staub abspülen, ist nur vom Försterweg aus zu sehen und ähnelt dem Mittelmeer nicht, das Kaffeehaus an der Ecke ist nicht in türkischem, sondern in berlinischem Dutzendstil ausgestattet und orientalische Gestalten habe ich wenigstens in der Originaltracht noch nie hier erblickt. Und doch ist die Assoziation jedesmal da. Vielleicht, weil die meisten Berliner nach Halensee der selbe Reiz lockt, der in den petits harems von Port Said wirkt?

Abends freilich nur und nur in die vordersten Häuser, die durch Markt und Brücke vom Kurfürstendamm getrennt sind. Am Tage ists ein ruhiger Ort, die Heimstätte stiller Bürger, unter denen sogar ein leibhaftiger Fürst zu entdecken ist, und selbst im Sommer geht es nur zwischen Bahnhof und „Sportseebad" etwas lebhafter zu. Nachmittags erst wird es dann lauter. In elektrisch getriebenen Wagen, in Taxametern, Viktorien und Kremsern rasseln die Leute vorbei, die durch die zierlich gepflegten Straßen der von Bismarck und Booth geschaffenen Kolonie Grunewald nach Hundekehle, Paulsborn oder Onkel Toms Hütte wollen. Die Mittelschicht macht in Halensee gern Station. Zwar können in den großen Gärten Familien nicht mehr Kaffee kochen, aber sie dürfen die Kuchendüte mitbringen und für zehn Pfennige einem Militärkonzert lauschen, ehe sie weiter wandern, Kleins Bismarckdenkmal, Mendelssohns und Fürstenbergs Luxusvillen bewundern und in der Hagenstraße am Thor eines schmucken Sanatoriums den Namen Chrysanders lesen, der mit humaner Kunst hier jetzt, wie einst neun Jahre im Sachsenwald, leidende Menschen pflegt. Drei elektrische Bahnen führen nach Hundekehle; und da Radfahrer und Automobilisten den Weg besonders lieben, fehlt von Vier an keine Art großstädtischen Geräusches. Doch den Hauptlärm bringt erst der Abend. Wenn die Geschäfte geschlossen sind, thun die Pforten der Tanzlokale sich auf. In dichten Kolonnen strömen dann die nach Vergnügen, Abenteuern und Gewinn Langenden herbei, die man vom Herbst an im Wintergarten, im Apollo-Theater und bei Herrnfelds sieht: Studenten, Commis, junge Beamte, bessere Bummler, Konfektioneusen, Ladendamen, Putzmacherinnen und Prostituirte. Wenn sies irgend erschwingen können, haben sie ein Rad und strampeln sich selbst ins Gelobte Land. Früher waren bei den mit leidlichem Piedestal ausgestatteten Jungfrauen Bloomers beliebt; jetzt herrscht fast unumschränkt der getheilte Rock. Das Tanzbild sieht seitdem nicht mehr so lustig aus; es war nett, ein paar Dutzend frischer oder frisch geschminkter Mädchen in hellen Blousen und kurzen Höschen herumspringen zu sehen. Doch auch jetzt giebts in Halensee noch Allerlei zu schauen.

Draußen drängen Dienstmädchen, Lehrlinge, Kinder sich ans Draht-

gitter. Rothe Husaren schmettern kriegerische Märsche. Ueber der von groben Handwerkerfingern geformten Kaiserbüste leuchtet die Auerflamme. Ab und zu radelt ein neues Mädchen herbei, springt behend aus dem Sattel, zupft Rock und Korsett zurecht und führt die Maschine behutsam in den Stall, wo, neben dem Ausschank, in ganzen Haufen schon die Stahlrosse stehen. Dann einen schnellen Blick in den Garten, ob Bekannte da sind, denen die freiwillige Leistung eines Schnitzels mit Bratkartoffeln zuzutrauen ist, — und dann, wenn kein solcher Krösus die Traute herbeiwinkt: auf in den Kampf um den Mann! Zum Glück sind im Tanzsaal alle Fenster offen; sonst wäre es vor Qualm und Schweißgeruch nicht auszuhalten. An den Wänden Hohenzollernbilder; der Große Kurfürst, der Alte Fritz, die drei Kaiser; sogar das Portrait der Kaiserin haben Pietätlose in diese Stätte bösester Lust geschleppt. Mit den Kellnern, deren fahle Gesichter die stille Siegesgewißheit der von der Gunst der schönhüftigen Göttin Begnadeten zeigen, werden vertrauliche Grüße getauscht; sie müssen oft pumpen, bis der Gebieter der nächsten Nacht gefunden ist. Die besten Kundinnen faßt auch wohl der korrekt in Schwarz gekleidete Maître unters Kinn, wenn gerade Pause ist und er nicht die Nickelstücke zu sammeln braucht, die nach jeder der kurzen Tanzmusiken zu entrichten sind. Natürlich zahlen, wie auf allen Tanzböden, nur die Kavaliere; die holden Damen haben, als ersehnte Attraktionen, das Vergnügen umsonst. Wenn sie brav sind, entschädigen sie den Wirth durch fleißiges Animiren der Biervertilger; Manche kitzelt sogar eine Flasche Mosel heraus. Das Ganze hat keinen orgiastischen Zug, nicht einmal die brünstige Stimmung, die nach Mitternacht bei Bullier und im Moulin Rouge zu spüren ist. Das giebt es in Berlin eben nicht. Trotz Hitze und Schweiß geht es kühl und geschäftlich zu. Nichts von ausgelassenem Uebermuth. Nebenan, wo auf einer Gartenbühne Couplets gesungen und Einakter aufgeführt werden, jauchzt das kleinbürgerliche Publikum manchmal wonnig auf, wenn der Komiker ein Mauschellied singt oder die Soubrette Ohrfeigen austheilt. Hier aber herrscht äußerlich die strengste Wohlanständigkeit und nur das schrille Lachen einer Prostituirten, die sich beim Cigarettenpaffen verschluckt hat, lehrt auch die Naiven mitunter den wunderlichen genius loci kennen.

Auf das Lachen folgt aber der Ernst; erst das Geschäft, heißt es auch hier, und dann das Vergnügen. Viele Mädchen sind mit ihrem „Verhältniß“ oder allein gekommen, tanzen sich, nachdem sie den langen Tag über an der Maschine gesessen oder hinter dem Ladentisch gestanden haben, tüchtig aus, schäkern ein Bischen und radeln dann zufrieden hinter ihrem Acetylenlämpchen nach Hause; drei Stunden Schlaf, Coldcream und Puder, rasch das Ondulireisen ins Haar, das noch gräßlich nach kaltem Cigarrenrauch riecht, die Wochentagsbroche und den werthheimischen Hut, — und die Frohn geht wieder los. Das sind die „Anständigen“, die der Kellner von oben herab

behandelt. Die Anderen aber, denen fast immer die Mehrheit sicher ist, sind mit sehr reellen Absichten gekommen. Sie schweifen mit suchendem Auge umher, halten alte Freunde in den Ecken fest, pfeifen patriotische Weisen mit und werden beim Weichen der Nacht höchst aggressiv. Die Wirthin wartet auf die Wuchermiethe, der Canotierhut geht im September nicht mehr und für das neue Foulardkleid sind erst zehn Mark angezahlt. Wenn im Tanzsaal kein Pachtvertrag abzuschließen ist, ziehen sie ins Kaffeehaus an der Ecke, das am Tage verödet ist, und lauern bei Eischokolade den Nachzüglern auf.

Petit harem? Nein. Nicht einmal ein nackter Arm ist zu sehen. Jeder Ballsaal der guten Gesellschaft bietet reichlichere Fleischbeschau. Hier ist eine Börse, wo der den keuschesten Herzen unentbehrliche Bedarf im freien Spiel der Kräfte durch Angebot und Nachfrage geregelt und befriedigt wird. Jede Großstadt braucht solche Orte; und es ist immerhin hübsch, daß der Weg hierher die Besucher für eine kurze Abendstunde in reinere Luft führt.

Halb Elf. Wir können noch einen Blick ins Theater werfen. Der Garten ist leer; gegen die Konkurrenz nebenan ist nicht aufzukommen. „Dir wie mir oder: Dem Herrn ein Glas Wasser!“ Das wurde mit Liedtke, Mittell und Sonntag früher auf großen Bühnen gegeben. Lang, lang ists her. Hier trägt die Baronin und steinreiche Wittwe eine ziegelrothe Wollblouse, das Kammermädchen, das mit einem Kaiserfekt schlürfenden Herr in der ersten Reihe kokettirt, läßt einen Brillantring am dicken Finger funkeln und der Anwalt und Bonvivant brüllt wie ein Marktschreier. Der Mann hat Recht. Die spärliche, weithin verstreute Schaar, die ihren Groschen Entree bezahlt hat, will für das Geld doch was hören. Und sehen. Deshalb hat der galante Held, dem ein Blumentopf auf den Kopf gefallen ist, sich wie ein Müllerbursche von oben bis unten mit Mehl bestreut. Er übertreibt, — muß übertreiben, weil er für die Wirkung ins Weite gemiethet ward. Ist die Frage des Schauspielerstils nicht zuerst und zuletzt eine Raumfrage? Die griechischen Mimen haben sicher fürchterlich übertrieben; und die Chinesen, bei denen ein Drama mit Mord und Totschlag Tage oder gar Wochen lang dauert . . .

Diese Chinesen! Hier sogar wird man sie nicht los. Ein Khakimann taucht aus dem Dunkel auf, ein blonder Bengel mit einem Westpreußengesicht, dem der breite, häßliche und gewiß auch unpraktische Strohhut gar nicht steht. Trotzdem ist er umworben. Der arme Kerl soll, bevor er von Europa scheidet, doch einmal noch einen guten Tag haben. Pilsener, Cognac, Cigarren werden ihm angeboten. Wenn ich Reporter wäre, machte ich aus der Sache schnell eine „patriotische Kundgebung“ fürs Morgenblatt. Und für die gute Nacht scheint auch schon gesorgt. Neidisch blicken die Berufsgenossinnen auf die strohblond Gefärbte, die seinen Arm erwischt hat. „Der Krieger zieht als Schildwache hinaus, in seinem Arm da hält er die Muskete . . .“ Petit harem?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 1. September 1900.

Schulreform.

Wird sie noch einmal wiederkommen, die Zeit, wo die Schule ein schattiger Hain war und der Unterricht ein heiter-ernstes Gespräch der Jünglinge mit einem älteren Freunde, von dessen Lippen sie begierig Weisheit sogen, wo diese Jünglinge freiwillig kamen, oft aus weiter Ferne und, wenn sie arm waren, unter harten Entbehrungen, nicht getrieben durch die Nothwendigkeit, sich für einen Broterwerb vorzubereiten, und im Genuß des geistigen Mahles, das sie nährte und erquickte, nicht gestört durch die Angst vor einer Prüfung? Wo der Lehrer sein Amt auffaßte als den beseligenden Dienst des himmlischen Eros oder als die höchste Künstlerschaft, wie denn noch Johannes Chrysostomus Grieche genug war, zu sagen: hoch über dem Bildner in Marmor stehe der Mann, der aus dem Seelenmaterial junger Menschen schöne Gestalten schaffe? Von diesem höchsten Standpunkt aus dürfen wir vorläufig die Pädagogik nicht betrachten, — in unserer Zeit der Fabrikarbeit, der massenhaften Zurichtung der Kinder und Jünglinge für den Broterwerb, für die Maschinenbedienung und für den Staatsdienst. Schon Herbart hat bemerkt, daß zwischen den Anforderungen der Pädagogik, die den Menschen um seiner selbst willen bilden wolle, und denen des Staates, der sich die Werkzeuge zurichten lassen wolle, die er braucht, ein fast unlösbarer Widerspruch walte. Aber seien wir nicht undankbar! Neben den edlen Weisheitschulen für Jünglinge — und den Sophisten- und Rhetorenschulen, in denen die Kunst der Wortdrechselei zur Befriedigung der Eitelkeit und geldbringende Rabulistenkunst um schweres Geld verkauft wurden — lagen Elementarschulen, in denen Kindern von ungeschickten Lehrern das Lesen, Schreiben und Rechnen mit der Ruthe eingebläut wurde, und noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging es in vielen deutschen Volksschulen recht schlimm zu. Die Masse der Schüler war unbeschäftigt, je nach Art und Laune des Schul-

meisters zum Stillsitzen in stumpfsinnigem Brüten eingeschüchtert oder Unfug verübend, je ein Kind stand zitternd vor dem Thron des Zuchtmeisters und stotterte seine „Lex“ (Lektion) her, mochte diese in einer Katechismuserklärung, in einem Lehrstück oder im Einmaleins bestehen, und nahm dann seine Schläge hin, deren Zahl nach der Zahl der verbrochenen Fehler oder Lücken abgemessen wurde. Mit diesen Folterkammern verglichen, sind unsere heutigen Volksschulen ein Paradies. Abgesehen von den Schulen in zweisprachigen Gegenden, von den überfüllten Klassen, deren es freilich leider noch tausende giebt, und den nicht mehr häufigen Klassen, die mit unfähigen oder zornmüthigen Lehrern gestraft sind, ist das Lernen für die Kinder keine Qual mehr — für Viele sogar eine Lust — und der Erfolg oft ganz erstaunlich. Wenn in unserem Volksschulwesen noch nicht Alles in Ordnung ist, liegt die Schuld nicht an mangelhafter Pädagogik, sondern an den Finanzverwaltungen.

Weniger ist man mit den höheren Schulen zufrieden; aber auch hier sind es nicht Mängel der Pädagogik, die einen ganzen Rattenkönig von Schwierigkeiten erzeugen und die Schule zum stürmischen Kampfplatz der Parteien machen, sondern zwei Dinge, die außerhalb der Schule liegen: der ungeheure Umfang des heutigen Wissens und die alle Lebensgebiete, daher auch die Schule beherrschende Bureaukratie. Die aus der stetigen Zunahme des Wissensstoffes erwachsende Schwierigkeit ist die kleinere; sie ist ein Gespenst, das sich in Nebel auflöst, wenn man es scharf ins Auge faßt. Eher konnte man noch in den Zeiten eines sehr beschränkten Wissens, wo hundert Bände eine mehr als königliche Bibliothek bildeten, auf die Narrheit verfallen, aus jedem Jungen einen Universalgelehrten machen zu wollen. Heute, wo es keinen Gelehrten giebt, der auch nur die Literatur seines Spezialfachs, der preußischen Geschichte, der Nervenkrankheiten oder der Gliederthiere, zu bewältigen vermöchte, heute ist der Gedanke, daß die Schüler mit dem Wissen des Jahrhunderts vollgepfropft werden sollten und könnten, von vorn herein ausgeschlossen. Die Mittelschule kann den Schülern nur die Zugänge zu den verschiedenen Wissensgebieten erschließen, indem sie ihnen die Elemente beibringt und sie geistig arbeiten lehrt. Wer die Schwierigkeiten des Lateinischen überwunden hat, weiß, was Sprachen lernen heißt und kann jede andere erlernen und hat zugleich auch noch den Schlüssel zu den vier romanischen Sprachen. Es giebt Leute, die — sogar in pädagogischen Fachschriften! — die Aufnahme des Spanischen in den Lehrplan des Gymnasiums fordern, weil es für die Deutschen, die in Südamerika, in Westindien, auf den Philippinen und Karolinen zu thun haben, sehr wichtig sei. Ja, warum fordert man nicht das Polnische? Das brauchen die ostelbischen Gutsbesitzer im Verkehr mit ihren Arbeitern, werden bald auch die Werkdirektoren im rheinisch-westfälischen Industriegebiet brauchen. Und warum nicht das Russische?

Das brauchen viele Techniker, Lehrer und Kaufleute, die in Rußland ihr Brot suchen. Und das Magyarische braucht Jeder, der nach Budapest reist und dort mit der Polizei in Meinungverschiedenheiten geräth, denn die versteht kein Deutsch oder thut wenigstens so, als ob sie keins verstünde. Den Ingenieuren, die in Anatolien und am Euphrat Eisenbahnen bauen, und den zahlreichen Kaufleuten, die sich in der Levante niederlassen, leistet das Türkische gute Dienste, sie und unsere Ostafrikaner brauchen ein Wenig Arabisch und außerdem Suaheli, ebenfalls das Chinesische, da wir in lebhafte Zwiesprache mit den Chinesen gerathen sind. Also solche Forderungen sind als unsinnig abzuweisen. In die Mittelschulen gehören nur die Kultursprachen, die uns die Weltliteratur erschließen; was ein Jeder für sich noch besonders braucht: Das zu lernen, muß seine eigene Sorge bleiben; und eine Sprache fertig sprechen lernt man überhaupt nicht in der Schule, sondern nur im Umgange, und dann auch ohne alles schulmäßige Studium und in kurzer Zeit. Eben so verhält es sich mit den Realien. Wer die Elementarmathematik, die Elementarphysik, die Elementarchemie so weit beherrscht, wie sie auf dem Gymnasium gelehrt wird, wer den inneren Bau der Thiere und Pflanzen und die äußeren Merkmale ihrer Hauptfamilien kennt, wer von den verschiedenen Gesteinen, ihren Kristallisationformen, ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrer Lagerung einen Begriff hat, Der ist im Stande, sich durch Selbststudium alle naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu erwerben. Wie sollte er unfähig sein, es an einer Hochschule mit Hilfe der Lehrer und eines reichen wissenschaftlichen Apparates zu thun? Wenn daher einzelne Hochschullehrer über mangelhafte Vorbildung der Gymnasialabiturienten klagen, so ist man nicht berechtigt, daraus Folgerungen gegen den Lehrplan der Gymnasien zu ziehen; entweder die jungen Leute haben nicht gelernt, was sie auf dem Gymnasium lernen sollten und konnten, oder die Herren Professoren fordern Kenntnisse, die ins Fachstudium gehören und die sie den Studenten erst beizubringen haben. Vogt, der Affenvogt, dem Niemand Geringschätzung der Realien vorwerfen wird, der aber eine pädagogische Ader und einen gesunden Blick für Wirklichkeiten hatte, hat über ganz Anderes geklagt. Vor etwa fünfzehn Jahren hat er einmal in der Neuen Freien Presse ungefähr Folgendes gesagt: Wir bekommen heute wunderbar gut vorbereitete Leute vom Gymnasium; sie wissen beinahe schon Alles; nur leider fehlt die Hauptsache: Gelerntes hersagen können sie, aber selbständig urtheilen, selbst denken, selbst forschen, Etwas finden oder erfinden, Das können sie nicht; sie sind Wissensautomaten. Wie viel besser haben da doch die ehemaligen schlechten Schulen der Wissenschaft gedient als die heutigen guten! Ich selbst, sagt Vogt, habe ein ganz schlechtes Gymnasium besucht; die alten Sprachen wurden schlecht und außer ihnen wurde überhaupt nichts gelehrt. Aber wir hatten, was der

heutigen Jugend fehlt: freie Zeit und Bewegungfreiheit; wir trieben uns in Wald und Feld herum, sahen, sammelten, forschten auf eigene Faust und so sind wir die tüchtigen Naturforscher geworden, die wir heute sind. Das also war Vogts Meinung; und ein Mann, der für die Alleinberechtigung der Realien und gegen die alten Sprachen kämpft, Professor E. Dahn, der Herausgeber des Pädagogischen Archivs, sagt in einer diesem Zweck gewidmeten und von den Zeitungen viel benutzten Schrift („Das herrschende Schulsystem und die nationale Schulreform") genau das Selbe. In Dahn stecken zwei Persönlichkeiten: der Pädagog und der Oberrealschullehrer. Mit dem Pädagogen stimme ich in allen Punkten überein; was der Oberrealschullehrer sagt, muß ich zum größten Theil ablehnen, um so mehr, als es mit Dem, was der Pädagog sagt, im Widerspruch steht. Das deutsche Volk, schreibt der Realschulmann, habe „in der Gesammtheit seiner führenden Stände nicht mehr die Zeit, in der Jugend den bedeutendsten Theil seiner Kraft und Zeit auf die Erlernung des Lateinischen und Griechischen zu verwenden; es müsse darauf bedacht sein, günstige Handelsverbindungen anzuknüpfen und für den Ueberschuß seiner Bevölkerung Kolonien zu erwerben. Ja, — glaubt denn Dahn, daß für diese beiden Zwecke seine Oberrealschulen nöthig seien? Wenn es sich um weiter nichts handelt als um Gelderwerb und Länderraub, dann ist auch das Studium der höheren Mathematik und der Biologie Zeit- und Kraftvergeudung. Die Erfolgreichsten auf diesen beiden Thätigkeitgebieten sind Hausknechte, die mit ihrem Ersparten Kneipen kaufen und allerlei Handels- und Wuchergeschäfte unternehmen, Börsenspekulanten, Goldsucher, die skrupellos Wilde totschießen oder versklaven, Konquistadoren, deren Entschließungen von keines, auch keines mathematischen Gedankens Blässe angekränkelt sind. Haben die rohen englischen Arbeiter, die sich vor hundert Jahren zu Fabrikanten en gros aufschwangen und den Handel des Erdballes monopolisirten, Differentialrechnung studirt? Sind die Clive und Hastings mit physikalischem und chemischem Wissen beschwert nach Ostindien gezogen, um dort zum Kaiserreich der Viktoria den Grund zu legen? Sind nicht Eton, Oxford und Cambridge humanistische, die beiden genannten Hochschulen halb theologische Anstalten und ist nicht die Masse des englischen Volkes bis vor wenigen Jahren in einer Unwissenheit aufgewachsen, die uns Deutsche ungeheuerlich dünkt? Wenn uns die Engländer bis vor Kurzem praktisch überlegen waren, so kam Das nicht daher, daß sie bessere und mehr Realschulen gehabt hätten als wir — sie hatten weniger und schlechtere —, sondern daher, daß sich ihre Jugend von Schulzwang und anderm Zwang frei in der Welt umsehen und tummeln durfte und es Jedem überlassen blieb, sich die Menge und die Art des Wissens, die er zu brauchen glaubte, autodidaktisch zu erwerben. Und wenn heute die Engländer uns um unsere guten Schulen beneiden, wenn sie

ihr Schulwesen nach deutschem Muster reformiren und ausgestalten und wenn wir trotz den Privilegien unseres humanistischen Gymnasiums Frankreich im Kriege geschlagen haben: sollte da nicht der Schluß berechtigt erscheinen, daß gute Schulbildung auf humanistischer Grundlage ein Volk zwar langsamer, aber sicherer ans Ziel bringt als der rohe Utilitarismus im Lernen? Mögen alljährlich ganze Bibliotheken neuen Wissens herauskommen: darauf hat die Mittelschule gar keine Rücksicht zu nehmen; wenn sie ihren Schülern die Elemente jeder Art von Wissen beibringt, so sind diese Schüler im Stande, die alten wie die neuen Bibliotheken sammt den Hochschulen zu benutzen. Was aber die Anpassung der Schule an die Forderungen des so unendlich vielverzweigten praktischen Lebens betrifft, so ist es eben ganz unmöglich, den Unterricht schon auf den Unter- und Mittelstufen auf Das zu beschränken, was Jeder für sein Fach braucht; abgesehen davon, daß dadurch dem Volk die Einheit des Denkens und Empfindens verloren gehen würde, müßte man hundert verschiedene Schulen einrichten und das Umsatteln würde den so einseitig gedrillten Knaben ganz unmöglich gemacht. Für den Bauingenieur ist die Biologie, für den Postbeamten das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, für den Juristen die Mathematik gerade so überflüssig wie für einen Maschinenbauer oder Versicherungbeamten das Griechische; man gebe doch einem beliebigen Landgerichtsrath einmal eine der trigonometrischen Aufgaben zu lösen, die er als Primaner mit Leichtigkeit gelöst hat!

Nicht im Umfange des heutigen Wissens also liegt die eigentliche Schwierigkeit, sondern im Bureaukratismus, der sich in dem Berechtigungwesen und in der Reglementirwuth geltend macht. Will man sich davon überzeugen, daß wir wirklich schon Chinesen sind, so nehme man eins der Büchlein zur Hand, worin verzeichnet steht, zu welchen Laufbahnen der aus U II oder O II oder U I jeder Art von Anstalten abgehende Schüler oder der Abiturient einer der sechs Gattungen von Mittelschulen „berechtigt“ ist. Was geht es denn den Staat an, in welcher Schule ich mir die zum ehrlichen Broterwerb — sei es auch in seinem Dienste — erforderlichen Kenntnisse erworben oder ob ich sie gar nicht in der Schule erlernt, sondern im Selbstunterricht aus Büchern geschöpft habe? Wozu braucht der Mann am Billetschalter des Bahnhofs den Pythagoräer und die Kristallsysteme? Was kümmert es den Staat, wo sein Postassistent so viel Französisch gelernt hat, daß er dem Briefträger sagen kann, er solle den Brief mit der Aufschrift: à Monsieur le Maire à Liegnitz zum Oberbürgermeister tragen? Vorkommenden Falls sagt ers ihm nicht einmal, sondern der Briefträger sucht so lange den Herrn Lehmeier, bis ihn ein des Französischen kundiger Ladenjüngling zurecht weist. Möge der Staat die sich meldenden Aspiranten prüfen, ob sie das für den betreffenden Dienstzweig Erforderliche wissen; wo sie ihre Kenntnisse

und Fertigkeiten hergenommen haben, kann ihm ganz gleichgiltig sein. Daß die Fachprüfungskommissionen bei solcher Einrichtung von ganz ungeeigneten Personen überlaufen würden, wäre nicht zu fürchten, denn so dumm sind doch die Leute nicht, daß Einer, der von Konstruktionlehre keinen Begriff hat, sich zum Baumeisterexamen melden, Einer, der wohl Sprachen könnte, aber die Elemente der Mathematik nicht inne hätte, Landmesser werden und Einer, der kein Wort Französisch verstände, die höhere Postlaufbahn würde einschlagen wollen. Fachschulen hätten die sich Meldenden einer Aufnahmeprüfung zu unterwerfen, was wohl auch jetzt schon geschieht. Die Hochschulen aber müßten Jedem ohne Prüfung offen stehen. Auch hier wäre Mißbrauch der Eintrittsfreiheit nicht zu befürchten. Ein Sohn armer Eltern kann so wie so nicht zum bloßen Vergnügen die Universität besuchen. Wollten unvorbereitete reiche Jünglinge, wie es früher wohl vorgekommen ist, sich als Studenten einschreiben lassen, nur, um ein paar Jahre lang ein lustiges Leben zu führen, so ließe sich Dem dadurch vorbeugen, daß Studenten, die keine Kollegien besuchten, von der Universität verwiesen würden. Eine Kontrole des Kollegienbesuchs würde also freilich nothwendig, aber sie ließe sich wohl so einrichten, daß sie nicht zum regelmäßigen Besuch aller belegten Vorlesungen zwänge. Und Vorlesungen anhören, die man nicht versteht, ist ein so schlechtes Vergnügen, daß lebenslustige junge Leute dafür danken werden. Unvorbereitete und schlecht vorbereitete junge Leute werden, wenn erst einige Unbesonnene schlimme Erfahrungen gemacht haben, ganz von selbst wegbleiben und es werden nur solche mangelhaft Vorbereitete die Universität besuchen, die mit außerordentlicher Begabung außerordentliche Energie verbinden und trotz mangelhafter Vorbereitung aus den Vorlesungen Nutzen ziehen, vielleicht sich sogar nebenbei in Privatstunden die fehlenden Sprachkenntnisse aneignen. Daß ein Abiturient der Oberrealschule alte Sprachen studirte, würde ja niemals, daß er sich der Theologie oder der Rechtswissenschaft zuwendete, nur höchst selten vorkommen. Und da für Naturwissenschaften und Mathematik an den technischen Hochschulen eben so gut oder noch besser gesorgt ist als an den Universitäten, so wird von der neuen Berechtigung nur hie und da einmal ein Oberrealschulabiturient Gebrauch machen, um Medizin oder neuere Sprachen zu studiren. Es handelt sich also bei der Ausdehnung dieser Berechtigung auf die Oberrealschulen weniger um das Praktische als um das Grundsätzliche. Professor Kaemmel hat in den „Grenzboten“ gesagt: „Mag man den Oberrealschulabiturienten alle möglichen mathematisch naturwissenschaftlichen Fächer freigeben, auf die Universität gehören sie nicht und die äußerlich gleiche Berechtigung zum Studium der Geisteswissenschaften gebührt ihnen nicht, weil ihnen die innerliche fehlt.“ Gerade diese Auffassung ist es, was die zum Theil sehr einflußreichen Angehörigen der nicht akademisch gebil-

beten Stände noch mehr gegen die Akademiker und gegen die Gymnasien aufbringt als die Schwierigkeiten, die das Berechtigungwesen ihren Söhnen bereitet. Sie wollen es sich nicht gefallen lassen, daß sie in der geistigen, in der Bildungaristokratie auf eine tiefere Stufe verwiesen oder gar davon ausgeschlossen werden sollen. Sie stellen dem verknöcherten Altphilologen und Grammatikpauker, den weder Dionysos berauscht noch die Muse geküßt hat, den Kaufmann von weltumspannendem Blick, den als Handwerker ausgebildeten Friedrich Krupp, der sich zu einer Weltmacht emporgeschwungen hat, den ganz von hellenischem Geiste durchtränkten Künstler, den fein gebildeten Techniker, den tüchtigen General, den literarisch thätigen Volksschullehrer gegenüber, Männer, von denen die Einen kein Griechisch und nur ein Bischen Latein, die Anderen auch dieses nicht können, und fragen: Auf welcher Seite ist denn nun die wahre humanistische Bildung? Wie hoch ich diese stelle und für wie nothwendig ich sie halte, wissen die Leser der „Zukunft"; doch muß ich den Realisten einräumen, daß sie häufig bei ihnen gefunden wird, während viele Altphilologen Banausen sind, die ohne einen Anflug antiken Geistes die alten Sprachen und den Unterricht darin geistlos und handwerkmäßig betreiben. Ich denke mir daher die Sache so, daß zwar die Kenntniß der alten Sprachen zur Erzielung höchster Geistesbildung dem Volk im Ganzen nothwendig ist, daß aber weder das Studium dieser Sprachen für sich allein schon diese höchste Bildung mittheilt noch die Unkenntniß unter allen Umständen davon ausschließt, da sie auch durch die Beschäftigung mit der alten Geschichte, durch das Lesen guter Uebersetzungen und die Beschauung antiker Kunstwerke erworben werden kann.

Ich glaube daher mit Dahn, es müsse dahin kommen, daß ein Mann, der kein Latein versteht, die höchsten Aemter im Staate bekleiden darf, aber ich gehe nicht so weit, mit ihm zu sagen: Latein mag lernen, wer Lust hat; denn Lust hat kein einziger Junge. Dieser Grundsatz würde also das Todesurtheil über die alten Sprachen bedeuten, und nach einigen Jahrzehnten würde unser Volk auch nicht einmal brauchbare Uebersetzungen mehr haben. Das würde Herrn Dahn freilich nicht sonderlich betrüben, da wir seiner Ansicht nach heute, wo wir eine eigene Literatur haben, die der Alten nicht mehr brauchen. Ich glaube aber mit Kaemmel, daß wir sie noch brauchen und in alle Zukunft brauchen werden, und daher muß der Zwang zur Erlernung für größere Berufstände bestehen bleiben, zunächst selbstverständlich für die Lehrer dieser Sprachen, dann für die Historiker, für die Theologen, für alle Hochschullehrer ohne Ausnahme und für die Juristen, weil diesem Stande die Leiter und Beaufsichtiger aller Verwaltungzweige, auch der Kultus- und Unterrichtsverwaltung, entnommen werden. Ganz abzulehnen ist die geradezu phantastische Auffassung Dahns, daß wir nach einer deutschen, einer natio-

nalen Schule zu streben hätten, die uns bis jetzt fehle. Die Redensart, unsere Schule solle nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer, ist zwar auf der Schulkonferenz vor zehn Jahren einem sehr hohen Munde entfahren, aber sie ist trotzdem, wie unter Anderem Kaemmel sehr hübsch zeigt, recht anfechtbar. Eher, meint er, bestünde die Gefahr, daß wir durch das Uebergewicht der neueren Sprachen Franzosen und Engländer erzögen, denn einen französischen und einen englischen Staat gebe es, aber keinen römischen, keinen hellenischen mehr. Die selbe Gefahr stellt Dahn ganz ernstlich in Aussicht, daher soll nach ihm auch keine der neueren Fremdsprachen, sondern das Deutsche den Alles beherrschenden Mittelpunkt des Unterrichts bilden. Wie ein pädagogisch durchgebildeter Mann, der sonst die vernünftigsten pädagogischen Ansichten äußert, dem bekannten Laiengeschwätz über diesen Gegenstand Vorschub leisten kann, begreife ich nicht. Das Deutsche bildet ja unter allen Umständen den Mittelpunkt des Unterrichts, denn in allen Stunden, ausgenommen in einigen französischen und englischen, wird deutsch und nur deutsch gesprochen, und wenn der Lehrer seine Pflicht erfüllt, spricht er ein gutes Deutsch und läßt den Schülern keinen schlecht gebauten oder falschen Satz durchgehen. Eine bessere Uebung im Deutschen als die Uebersetzung der alten Klassiker in gutes Deutsch ist gar nicht denkbar. Und der deutsche Aufsatz wird doch wohl auf jedem Gymnasium als die Blüthe der von den Schülern erreichten Gesammtbildung mit dem seiner Wichtigkeit entsprechenden Ernst behandelt. Nachdem der lateinische Aufsatz aus dem Lehrplan des Gymnasiums gestrichen ist, läßt sich vom nationalen Standpunkt aus gegen diese Anstalten nicht mehr das Geringste einwenden. Gegen die Realschulen aller Arten vielleicht Einiges; mögen also hier die neueren Sprachen beschnitten werden! Nur wüßte ich nicht, was dann fürs Deutsche mehr gethan werden könnte. Soll deutsche Grammatik getrieben werden? Hat Goethe deutsche, Shakespeare englische, Dante italienische, Homer griechische Grammatik gelernt? Durch das Studium der Grammatik der Muttersprache wird man in ihrem Gebrauch nur unbeholfener und unsicherer; das beste Mittel, solchen Schülern, die nicht von Haus aus Sprachgenies sind, die zum guten Ausdruck erforderliche logische Schärfe und Feinheit beizubringen, ist das Studium der Grammatik fremder, namentlich der alten Sprachen. Oder will man jede Woche zwanzig Stunden darauf verwenden, die deutschen Klassiker mit Erklärungen breitzutreten und den Schülern zu verekeln, so daß sie aus freien Stücken zuletzt gar nichts mehr lesen? Was der Schüler ohne fremde Hilfe leisten kann, soll man ihm überlassen. Herbart meint, im Grunde gehörten nur die alten Sprachen und die Mathematik ins Gymnasium, alles Andere, auch die Geschichte, könne sich der junge Mensch aus Büchern aneignen. Fügen wir als Nothwendiges noch die Elemente der Naturwissenschaften

hinzu, weil dabei Berechnungen vorkommen und weil sich der Schüler keine Apparate und Sammlungen anschaffen kann, und das Zeichnen, wozu Anleitung und Vorlagen nöthig sind. Zum Ueberflüssigen rechne ich das Englische, weil es so leicht ist, daß man das Lesen bequem aus Büchern lernen kann; zum Sprechen gehört Konversationunterricht, der doch eigentlich der Schule unwürdig ist. Von Laien wird auf diesem Gebiet unglaublicher Unsinn durch die Presse verbreitet. So zum Beispiel meint ein ehrlich begeisterter und im Uebrigen ganz gescheiter Alldeutscher, statt mit den Nebenwinkeln, denen doch Niemand auf der Straße begegne, solle der Lehrer die Knaben mit den Uniformen bekannt machen, die sie auf allen Straßen zu sehen bekämen. Ich habe dem Herrn geantwortet, eben weil Uniformen auf allen Straßen herumlaufen und die Jugend sich so lebhaft dafür interessirt, daß jeder Gassenjunge über die militärischen Grade und über die Kennzeichen der Truppentheile Auskunft geben kann, wäre es heillose Zeitverschwendung, wenn sich die Schule damit abgeben wollte; und eben weil man die Nebenwinkel nicht auf der Straße antrifft, muß sie der Schüler in der Schule kennen lernen, da ohne Mathematik unserer Artillerie die schöne Kanone so wenig nützen würde wie die schöne Uniform.

Die Reformschule mit dem gemeinsamen lateinlosen Unterbau verwirft Kaemmel gänzlich. Darin kann ich ihm nicht beistimmen. Die bekannten Gründe für diese neue Einrichtung sind doch nicht so leicht zu nehmen, wie er sie nimmt; und ihre Schwierigkeiten, zum Beispiel daß dem Vierzehnjährigen zur Bewältigung der Stoffmasse des Lateinischen das Wort- und Formengedächtniß des Zehnjährigen nicht mehr zur Verfügung steht und daß die Verkürzung der Lernzeit um drei Jahre die tiefe und feste Bewurzelung beeinträchtigt, verkenne ich nicht; aber ob diese Schwierigkeiten so unüberwindlich sind, wie er glaubt, muß doch erst die Erfahrung lehren. Widerlegt hat die Einwürfe gegen den Lehrplan der Reformschulen Dr. Kopka in der „Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Realgymnasiums zum Heiligen Geist in Breslau". Kaemmel spricht nur von der frankfurter Goetheschule, es sollen aber schon über dreißig solche Anstalten in Preußen bestehen und jedenfalls haben sich bereits drei Typen ausgebildet: der frankfurter, der altonaer und der breslauer. Am Wenigsten Aussicht auf allgemeine Verbreitung hat der zweite, auf das Bedürfniß der Seestädte zugeschnittene. In der schon 1878 gegründeten Reformschule zu Altona beginnt das Englisch in der Quarta. Das ist, wie Kopka ausführt, aus drei Gründen unzweckmäßig. Erstens folgen die Anfänge der fremden Sprachen zu rasch auf einander, da dann, wie beim frankfurter System, in Untertertia das Latein anfängt. Zweitens ist es der Verwandtschaft wegen natürlich, auf das Französische zunächst das Lateinische folgen zu lassen, wie bisher diesem das

Französische folgte. Und drittens ist dieser Unterbau nur für das Realgymnasium und die Oberrealschule zu gebrauchen; das Gymnasium läßt sich nicht anfügen, denn da in ihm das Griechische obligatorisch ist, vier fremde Sprachen aber zu viel sind, würde von der Untersekunda ab, wo am Reformgymnasium das Griechische beginnt, das Englische wegfallen müssen, hätten also die Gymnasiasten diese Sprache in den Unter- und Mittelklassen vergebens betrieben. Also mit dem Reformgymnasium nach frankfurter oder breslauer Muster muß fortexperimentirt werden. Kaemmel hat ganz Recht, wenn er betont, daß die Schule vor Allem der Ruhe und Stetigkeit bedürfe und daß das viele Experimentiren vom Uebel sei. Das Selbe gilt auch von der Gärtnerei und der Landwirthschaft, — und dennoch kommt man auch hier nicht ohne Experimente vorwärts; nur darf nicht jedes Jahr ein neuer Wirthschaftplan fürs ganze Gut durchgeführt werden, sondern die Experimente müssen auf einzelne, verhältnißmäßig kleine Ackerstücke und auf wenige Individuen der Heerde beschränkt bleiben. Auch ein Kriegsheer darf nicht alle drei Jahre mit neuen Waffen ausgerüstet werden, aber um die Nothwendigkeit, neue Waffen zu probiren, kommt man nicht herum. Auf Unveränderlichkeit hat keine menschliche Einrichtung Anspruch, auch das Gymnasium nicht. Mit Reformschulen müssen also Versuche angestellt werden, aber allgemein eingeführt werden dürfen sie nicht eher, als bis sie sich bewährt haben, und darüber wird man wohl vor Ablauf von zwanzig Jahren kein sicheres Urtheil haben. Es ist also verständig, daß unser Kultusministerium die Reformschulen zugelassen und ihren Abiturienten, sofern sie die Prüfung bestehen, die Berechtigungen der entsprechenden alten Anstalten zugesichert hat. Unverständig würde es handeln, wenn es diese Schulen voreilig allgemein einführte oder wenn es den alten Anstalten schon wieder neue Lehrpläne aufnöthigte, wie es im Jahre 1892 die erst seit 1882 bestehenden geändert hat.

Diese Reglementirwuth, die ja dann auch innerhalb der feststehenden Lehrpläne immer mehr ins Einzelne geht und mit einer gleichgradigen Kontrolwuth verbunden ist, muß hauptsächlich für die beklagte Ueberbürdung der Schüler verantwortlich gemacht werden. Freilich ist auch das Haus daran schuld; wenn es in den Familien überall so zuginge wie vor fünfzig Jahren im glatzer Konvikt, wo wir um halb fünf Uhr aufstehen, von Fünf bis Sieben arbeiten und abends um Neun zu Bett mußten, würden die Schüler gesünder bleiben. Aber einen bedeutenden Theil der Schuld trägt allerdings die Schule. Dahn entwirft eine ganz entsetzliche Schilderung von der Nervosität, die bei den Schülern der Oberklassen einreiße, und leitet sie davon ab, daß den Schülern alle Freiheit der geistigen Bewegung genommen sei, daß ihre Aufmerksamkeit übermäßig angespannt werde, daß die Beurtheilung des Schülers in ein Rechenexempel verwandelt und dadurch sein Schicksal von Zufällen

abhängig gemacht werde und daß besonders die Abschlußprüfung in der Untersekunda eine überflüssige und in jeder Beziehung schädliche Tortur sei. Ich selbst habe schon vor neun Jahren gesagt: „Was, um mich naturwissenschaftlich auszudrücken, so viel Ermüdungstoffe in den heutigen Schülergehirnen anhäuft, Das ist die Freiheitberaubung und die Vernichtung der Individualität. Vom sechsten bis zum neunzehnten oder, wenn er mehrmals sitzen bleibt, bis zum einundzwanzigsten Jahr wird der heutige Sohn besserer Familien in einen geistigen Schraubstock eingezwängt, der zeitweise auch zum körperlichen wird und in dem er sich nicht rühren noch regen oder doch nur nach Vorschrift rühren und regen kann. Alles ist vorgeschrieben, bis auf die Farbe der Schreibhefte, die Zahl der Blätter darin und die Zahl der Linien auf jedem Blatt; nichts bleibt der freien Wahl überlassen. Ob dumm oder klug, schnell oder langsam, phantasievoll oder zum Rechnen oder Beobachten angelegt: der Knabe muß täglich mit den übrigen genau das selbe Pensum durchmachen, in jedem Fach genau das Selbe leisten wie seine Kameraden und von seinem Wissen und Können genau in der vorgeschriebenen Form Rechenschaft ablegen. Dazu kommt ferner die eiserne Disziplin und die kriminalistische Behandlung jeder Uebertretung, jeder Kinderei, vielleicht auch schon jeder unbequemen Aeußerung eines selbständigen Willens. Während man heutzutage im Allgemeinen geneigt ist, den Staatsbürger bis an sein Lebensende als ein unmündiges Kind zu behandeln, das nicht für sich selbst zu sorgen verstehe und daher vom Staate bemuttert werden müsse, fordert man vom zwölfjährigen Knaben in Beziehung auf alles Gebotene und Verbotene die volle Umsicht und Selbstbeherrschung des männlichen Alters, indem man jugendliche Vergehungen und Vergeßlichkeiten zu Verbrechen stempelt, die seinen zukünftigen Lebensgang nachtheilig beeinflussen, die er also, wenn er nicht gewissenlos sein will, unbedingt meiden muß. Das Alles zusammengenommen erzeugt die oft mit Angst gemischte Empfindung eines beständigen Druckes, ähnlich dem Druck bei beginnender Gehirnerweichung. Der Lehrer kann sich diese Empfindung sehr gut vergegenwärtigen, wenn er sich vorstellt, es wohnte jeder seiner Stunden ein Schulrath bei, der fortwährend auf pädagogische Schnitzer lauerte, die ihm Straflektionen, Sitzenbleiben auf der selben Gehaltstufe und zuletzt Ausstoßung aus dem Lehrerstande eintragen könnte. (Wie Dahn merken läßt, haben die Lehrer heute schon diese Empfindung, leiden daher ebenfalls an Nervosität und nützen sich früh ab.) Und das Alles geht nun jahraus, jahrein gleichmäßig, ohne Abwechselung und — von den Ferien abgesehen — ohne Ruhepause fort! Früher konnte Einer in der Untersekunda ein Wenig ausruhen, sich sammeln, mit Rückblicken und Vorblicken beschäftigen, auch wohl in Allotriis seine Neigungen und Fähigkeiten erproben. Wo Das bisher noch möglich war, soll es fortan vollends aufhören (die

Abschlußprüfung wurde damals angedroht). Früher hatte der Schüler noch zuweilen das Vergnügen, einmal sagen zu können: „Herr Doktor, in meinem Buch stehts anders!" Ein sehr harmloses Vergnügen, aber im Schulleben wird auch schon die kleinste Abwechselung und Unregelmäßigkeit intensiv angenehm empfunden. Auch damit ist es nichts mehr. Sobald von Ploetz die fünfunddreißigste Auflage erscheint, darf sich bei Strafe kein Exemplar der vierunddreißigsten mehr sehen lassen, wenn auch vielleicht der ganze Unterschied darin besteht, daß in einem Uebungsatz nach den Museen und Kirchen unserer Stadt gefragt wird statt nach den Kirchen und Museen. Noch weniger wird den Schülern heutiger Zeit das Vergnügen gegönnt — es war ein unaussprechliches Vergnügen! —, sich über die Herren Lehrer lustig zu machen." Die übergroße Vortrefflichkeit unserer absolute Korrektheit erzwingenden Schulen ist es, was unsere Jungen zuerst dumm macht und dann umbringt.

Ich halte es für unbedingt nothwendig, daß unserem Volk der Schatz der griechischen und römischen Literatur erhalten bleibe. Ob das Reformgymnasium dazu genügen wird, weiß ich nicht. Das muß die Erfahrung lehren. Wie immer auch die verschiedenen Anstalten organisirt werden: jedenfalls muß Lehrern und Schülern mehr Freiheit zur Entfaltung ihrer Individualität gelassen, muß auch der Fehlerrechnerei und ähnlichen Pedanterien gesteuert werden; ich habe als Tertianer im lateinischen Spezimen manchmal dreizehn Fehler gemacht und trotzdem ein Prämium bekommen und mein Lateinlehrer würde, wenn er noch lebte, seine Liberalität nicht bereuen; lese ich doch mehr Lateinisches, als alle die heutigen Musterknaben, die mit 0 Fehlern glänzen, in ihren alten Tagen lesen werden, wenn sie nicht Philologen werden. Fallen muß auch die schädliche Abschlußprüfung. Die Berechtigung mancher Klagen der Gymnasiallehrer über die heutigen Stundenpläne, zum Beispiel darüber, daß wegen der Kürzung der Stundenzahl für den lateinischen und den griechischen Unterricht nichts Ersprießliches mehr geleistet werden könne, vermag ich nicht zu beurtheilen; wenn ich jedoch bedenke, wie viel Zeit ich auf dem Gymnasium verbummelt habe (die Tertia war damals noch nicht getheilt, der ganze Gymnasialkursus dauerte also nur acht Jahre), so sollte ich meinen, bei guter Methode müßten tüchtige Lehrer auch mit der heutigen Stundenzahl auskommen. An die Aufhebung des ganzen Berechtigungwesens ist freilich nicht zu denken, aber den Abiturienten aller drei Arten von Schulen mit neunjährigem Kursus muß die Universität geöffnet werden; damit wird der Hauptstreitpunkt aus der Welt geschafft und keinerlei Unheil angerichtet. Wie die Leser sehen, komme ich der Hauptsache nach also zu dem selben Ergebniß wie die Schulkonferenz, die im Mai in Berlin getagt hat.

Neisse. Karl Jentsch.



Vom Alten und Neuen.*)

Der Sonne sind wir durch die Nacht entgegen gegangen. Und aus grauen Nebeln und Dämmerungen rang sich die Feurige los. Morgenwinde umwogen unsere Höhen und tiefathmend schauen wir über das grüne Sommerland, über die Aecker und das Wasser hin und grüßen den jungen Tag und das neue Licht.

Doch sind wir nicht Thoren gewesen, daß wir die gute Ruhe der Betten in dieser Nacht uns verscherzt haben? Was lockte uns zu diesem Schauspiel hin, das in aller Wahrheit des Wortes ein alltägliches Schauspiel ist? Ewig das selbe seit unendlichen Zeiten? Neues verlangen wir von der Kunst unserer Tage, nie Dagewesenes, Ueberraschendes! Nie Gehörtes sollen die Denker Euch verkünden; und daß sie uns Neues enthüllen und offenbaren, Dessen rühmen sich die Geister unserer Zeit vor allem Anderem, Dessen rühmte sich immer wieder der menschliche Geist, heute wie vor zehn, vor dreißig wie vor hundert, vor tausend Jahren. Stets Neues wollen wir schauen, wissen und erleben. Süßer Dichtermund, singe uns stets Frisches und Neues, fordert das morgenfrohe hafisische Lied. Aber was ist Neues an diesem unseren Morgen, was ist Neues dort am Lichte der Sonne und an den Farben und Formen der Wolken? Was kann uns dieses alte Schauspiel sagen, das wir nicht schon längst wüßten? Was sehen wir heute, das wir nicht schon immer gesehen haben und Jeder täglich sehen kann?

Alles ist schon dagewesen, ruft die andere Stimme Euch zu, und wohin Ihr auch blickt, nach Osten und Norden, nach Westen und Süden, diese Wasser und Wiesen, diese Wolken und Wälder, diese Bäume und Blüthen, und wie Ihr auch in Euer Inneres hineinblickt, all Eure Gefühle und Gedanken, Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Leiden und Lüste, Euer Meinen und Glauben,... Alles ist schon dagewesen. Nichts Neues entsteht unter der Sonne und die Sonne dort selber glüht als die alte und ewig die gleiche Sonne. Ewig entsteht ein Neues! Neues entsteht nie! Alles ist alt und von je her gewesen! Es giebt kein Altes, das immer war. Was Euch als ein Neues erscheint, ist in Wahrheit ein Altes. Was Ihr das Alte und das Immerseiende nennt, ist stets ein Neues und Niegewesenes. Wild und wirr sprechen

*) Die „Neue Gemeinschaft" ist eine Vereinigung neuer Geistesmenschen, die den Sinn, Werth und Zweck unseres menschlichen Daseins durch eine auf das Ganze der Natur gerichtete Weltanschauung zu ergreifen trachtet und ihr Leben ihren höchsten Erkenntnissen gemäß gestalten will. (S. den Artikel „Zukunft-Menschen" in Nummer 38 der „Zukunft".) Zum Schluß eines nächtigen Ausfluges der „Neuen Gemeinschaft" habe ich, im Anblick der aufgehenden Sonne, die Rede gehalten, deren Wortlaut hier veröffentlicht wird.

wir Menschen seit Jahrtausenden gegen einander und ringen umsonst mit diesen furchtbaren Widersprüchen unseres Denkens und können einander nie verstehen. Und um unsere Welt wob sich ein finsterer Nebel, aus dem es uns wie mit Wahnsinnsaugen anstarrte. Wir hörten die seltsamen Reden und Worte vom ewig Alten, das ein unablässig Anderes und immer Neues sein soll, und wir glaubten, die unheimlichen Räthselworte einer spöttischen Sphinx zu hören, die uns mit einem Hexen-Einmaleins foppte.

Welträthsel! riefen wir. Welträthsel! Undurchdringliche Räthsel umhüllen uns wie die Nacht, die nun hinter uns liegt. Aber wir sind der Sonne entgegengegangen, daß uns das reine Licht und die ganze Helle des Lebens umfluthe. Und so lange wir Lebendige sind, wollen wir uns das Licht und die Klarheit preisen. Sterben wir, so wollen wir uns der Dunkelheit freuen und der weichen und kühlen Schatten. Mit dem Auge der Vernunft sahen wir auf die Dinge hin, die da alt sind und die da neu sind und die nicht neu sein können, wenn sie alt sind, und die Ihr nicht alt nennen dürft, wenn Ihr sie neu nennt, und immer wieder schreit unser Verstand qualvoll auf, wenn er dieses wirre In- und Durcheinander reden hört, und verzweifelt ruft er aus: Das ist Das, was ich nicht verstehe und niemals begreifen werde. Welträthsel! Ignorabimus!

Doch welche Hand war es, die das Marmorbild der Göttin Vernunft, als höchste Göttin für uns aufgerichtet, zerschlug und zertrümmerte? War es fromme Dummheit, war es christlicher Pöbelgeist, war es ein mystischer Schwärmer, der so frech am Erhabensten sich verging? Nein! Der echteste Sproß und Sohn eines goldenen Zeitalters der Vernunft, das wie kein anderes die Vernunft feierte und pries, der Vernunftmensch aller Vernunftmenschen führte den Hammer. Der Geist Immanuels Kant sprach das Ignorabimus. Nur die Erscheinung, nur das Außenwesen der Dinge ist für unsere Vernunft zugänglich, aber blind ist ihr Auge für den inneren Kern und das Wesen der Dinge.

Unsere Vernunft ist blind. Unsere Vernunft stammelt ein Ignorabimus. Denkend und sprechend sind wir ewig verstrickt und gefesselt in Widersprüche.

Achten wir wohl auf das Wort! Unsere Vernunft erfaßt nicht die Welt des Absoluten, wo die Widersprüche gefesselt und gebunden zu unseren Füßen liegen, steht fragend vor jenem tiefen und süßen Geheimniß der Natur, die über Gute und Böse scheint und regnet, unserer Trennungen und Feindschaften spottet und vor unseren Augen unablässig Eins ins Andere umkehrt und verwandelt. Blind ist die Vernunft. Mehr hat der große Rationalist nicht gesagt, mehr hat er nicht sagen können.

Aber ist unser Wissen nur ein Vernunft-Wissen, unser Erkennen nur ein Vernunft-Erkennen? Menschen sind wir. Sind wir Menschen nicht mehr

als nur Vernunft? Mit tiefsten Wurzeln steigen wir hinab und ruhen in einer Welt, ruhen in einem Sein, das noch ein ganz anderes als nur unser menschliches Sein ist. Unablässig strömt eine Welt in uns hinein, durchfluthet und durchwogt uns mit Säften und Kräften, Luft, Wasser und Pflanzen nähren uns und werden zu unserem Fleisch und Blut, — Dinge, die nicht reden, denken und sprechen und dennoch lebendige Dinge sind. Wie so viel mehr wiegt unser Gehirn, in wie viel günstigerem Verhältniß steht seine Masse zur Masse unseres Körpers als das winzige Gehirnchen alter vorsintfluthlicher Geschöpfe, das mit einem wüst ungeheuerlichen Riesenleib zusammenhängt! Armsälig genug mag so ein Geschöpf denken und vernünfteln, aber es lebt eigentlich wohl das selbe Leben, das wir Menschen leben, wir Meisten, die wir wie die Thiere um nichts Anderes kämpfen als um das Brot und den Geschlechtsakt, wüst, wild und roh, einander zerfleischend. Es ist das selbe Leben, mit viel und mit wenig Verstand. Wo sind unsere Sinne, unsere Augen und Ohren, wenn wir die Stufenleiter des Lebens hinabsteigen? Wo ist das verschlungene Netz unseres Nervensystems? Ein Klümpchen Eiweiß, eine Zelle besitzt nicht unsere Denk- und Sinnesorgane, dennoch lebt es, dennoch ist es ein lebendiges Wesen. Und um ein paar Jahrzehnte nur zurück, da sind wir Alle nichts gewesen als eine solche Zelle. Wir lebten, aber wir lebten kein menschliches Sein, wir lebten und wuchsen und nährten uns und bedurften dazu weder dieser Vernunft noch dieser Sinne, weder dieses Denkens noch dieses Redens. Doch wir, die wir nur Zellen waren, sind zu Menschen geworden, aus einem Zellenleib wuchs unser Menschenleib empor, — und das Wunder aller Wunder, das doch das allergewöhnlichste, unverwunderlichste Wunder ist, dauerte nicht länger als neun Monate.

Die Wurzeln unseres menschlichen Lebens tauchen tief hinab in ein Leben, das weit mehr und noch ein Anderes ist als das Sein unserer Vernunft und unserer Sinne. Leben ist mehr als Denken und Reden, Leben ist mehr als Vernunft. Das ist der letzte Schluß aller höchsten Philosophie, daß sie Euch von sich selber fortstößt und Euch hinweist auf die grünen und goldenen Gefilde des Lebens, daß sie Euch hinaustreibt aus den dumpfen Sälen der Wortspalter und der Begriffsklauber und in die Sonne, in den Frühling Euch versenken will, in diese Welt des ewigen Gestaltens, des Wachsens und des Werdens, die Euch morgenschön auf dieser Höhe umgiebt.

Stammelt die Vernunft ein Ignorabimus, das Leben sagt: Ich weiß! Nicht indem wir denken, wissen wir, sondern wir wissen, indem wir leben.

... Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft ..." Doch ist es nicht die Stimme eines Mephistopheles, die Euch das alte Wort zuruft? Ist es nicht vielleicht doch nur unsere mephistophelische Welt, diese Welt ewigen Hasses und der Kriege, wilder Feindschaften und steter Zer-

reißungen und Zerstörungen, wovon die Stimme redet? „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft.“ Mephistopheles sagt es, der Geist der Verneinung, des bloßen Zertheilens und des einseitigen Sehens, des immer beschränkten und halben Wissens. Nur ein halbes Wissen ist das Vernunft-Wissen. Der Baum des Lebens ist mehr als der Baum der Erkenntniß.

Doch andere Stimmen noch klangen in Eure Seelen hinein; und immer, wenn wir sie hörten, war es uns, als läuteten sie aus himmlischen Höhen zu uns herab, als tönte es mit Engelszungen an unser Ohr, als spräche ein Fernes, Heiliges tröstend in unsere Nächte hinein. Tiefere Wurzeln als das Wort der Philosophie und der Wissenschaften, tiefere Wurzeln schlug immer das Wort der Kunst und der Religion in die Herzen der Menschheit.

Nicht Denkende nur sollt Ihr sein: zu Schauenden sollt Ihr werden! Denken ist nicht ein Wissen der Dinge, doch das Schauen ist höchstes Wissen.

Reines Schauen! Es ist ein Sehen der Vernunft, doch mehr als ein Vernunft-Sehen. Es ist ein Sehen der Augen und der Ohren, des Riechens und des Schmeckens, des Tastens, ein Sehen mit allen Organen unseres Leibes. Es ist das Schauen mit den Mitteln jenes ganzen, letzten und tiefsten Lebens, das weit hinausführt über unser nur menschliches Sein. Nichts ist es als das Leben selber. Reines Schauen der Welt: es ist nichts als das Welt-Erleben. Das Ding schauen, heißt, das Ding sein und werden.

Und wenn wir so schauen und leben, sehen wir uns nicht mehr losgerissen und getrennt von der Natur; jenen alten Zwiespalt und jene Kluft, die wir zwischen der Natur und uns aufgerissen haben, überwinden wir und nicht ewig fragend stehen wir der Welt mehr gegenüber; nur darauf, daß wir sie sind und leben, kommt es noch an. Als die Natur selbst erkennen wir uns und lassen wie sie unsere Sonne scheinen über Böse und Gute, Gerechte und Ungerechte und lösen wie sie die Gegensätze und Widersprüche auf, zwischen denen Vernunft und Denken verworren hin und hertaumelt.

Zwischen den Gegensätzen von Alt und Neu schwankt die Geschichte der Menschheit auf und nieder. Und eine Welt des Alten liegt ständig im Kampf mit einer Welt des Neuen. Daß wir uns am Alten halten sollen, heischen Diese von uns, und Jene fordern, daß wir Neue und Erneuerer sind. Nur das Alte ist im Recht — nur dem Neuen gehört der Sieg! Eine Partei müßt Ihr ergreifen, einer zuschwören. Denn in ständigem Kampf und unüberwindlichem Widerspruch stehen Alt und Neu einander gegenüber. Was alt ist, kann nicht neu sein, und was ein Neues ist, kann nie und nimmer ein Altes sein.

Immer wieder in den Jahrtausenden unserer Menschheitgeschichte stieg eine neue Jugend von den Bergen herab, feurige Künstler und schwärmende Propheten, stürmische Denker und Weltumstürzer, den Ruf der Revolution

auf den Lippen, und jubelnd riefen sie aus: Neu ist die Welt geworden und es ist eine Lust, zu leben! Neue Gedanken sind es, die wir Euch bringen, und neue Formen. Neue Gefühle und neue Bilder! Aber ewig auch lächeln die Alten und spotten: Ist denn Das so Neues, was Ihr uns da sagt und verkündet? Das Alles wissen wir längst, das Alles hat die Menschheit schon immer gesehen. So redeten schon vor Jahrtausenden Sibyllen und Propheten. Alles, was Ihr neu nennt, ist doch nur ein Altes.

Ein alter Ben Akiba schleicht durch unsere Kultur dahin. Für ihn ist Alles schon einmal dagewesen; und Alles, was er mit seinen Händen berührt, muß alt werden und morsch. Jedes Leben welkt unter seinen Blicken dahin, und was nicht grau ist vom Rauch der Jahrhunderte, Das besitzt für ihn keinen Werth und keinen Gewinn.

Ein junger Ben Akiba läuft auf allen Gassen umher. Für ihn ist Alles neu und noch nie gewesen. Und Alles muß für ihn neu und noch nie gewesen sein. Und was nicht neu ist, nicht von dieser Stunde, Das verlacht und verspottet er. Aber wie Wasser rinnt ihm das Neue zwischen den Händen weg. Und die neue Mode von heute ist im Nu die alte Mode von gestern geworden. Und was er gestern bekannte, muß der Aermste heute verwerfen; was ihn gestern entzückte, soll er heute verlachen.

Fortwährend stoßen die Beiden auf einander, der Alte und der Junge, und Beide erzittern und werden bleich, wenn sie einander sehen. Nichts begehrt Jeder von ihnen so sehr, als daß er dem Anderen die Freude an seinem Ich und Selbst, an seinem Leben und seinem Sein verderbe, und sie brauchen nur einander zu erblicken, so haben sie einander schon gründlich die Laune vergällt. Vernunftmenschen sind Beide. Nur von außen schauen sie einander an und das innere Wesen des Anderen bleibt Jedem verschlossen. In des Anderen Inneres will und kann Ben Akiba nicht hinein. Unser Ben Akiba-Denken ist es, mit dem wir uns das Leben verderben, die Lust an einander vergällen. Es reißt die Dinge auseinander, scheidet und trennt, zerlegt und zerschlägt sie. Unter seinem Hauch erstarrt die Welt und liegt nur noch wie ein Leichnam auf dem Sezirtisch. Es trägt in unseren Geist das Wissen von den unüberwindlichen Gegensätzen hinein, das all unser Leiden und unsere Trauer ausmacht, und singt uns das Lied vom Tode, aus dem es kein Erwachen mehr giebt. In kalte Begriffe schnürt es uns ein, in Begriffe von Gut und Böse, Schön und Häßlich, Alt und Neu, und verdirbt uns den Genuß unseres Lebens. Alt und Neu, ruft es uns zu, können nie zusammen kommen. Häng Dich ans Alte und hasse, verachte, verdirb, ekle Dich vor Allem, was neu ist. Das Neue ist Dein Feind, den Du vernichten mußt. Oder häng Dich ans Neue und verlache, was alt ist. Wenn Du einen Gedanken alt nennst, dann hast Du ihn auch schon verurtheilt. Dann braucht er Dich nicht mehr zu kümmern.

Als Ben Akiba sitzt die Menschheit im Anblick dieser Natur und dieser stillen Morgenlandschaft und gähnt und fragt: Was ist da zu genießen und zu empfinden? Das ist ein Sonnenaufgang, das triviale, gleichgiltige Schauspiel, das sich jeden Tag immer wiederholt? Was zeigst Du mir so Besonderes damit? Was sagt mir dieser Morgen, was bietet er mir für meine Erkenntniß? Immer gab es Sonnenaufgänge, immer Bäume, Vögel und immer Rosen. Das Alles kenne und weiß ich schon. Doch durch das Gras und die Blumen geht ein spöttisches Kichern und Lachen und die Vögel pfeifen es auf den Bäumen: Ben Akiba! Greiser! Talmudist! Haarspalter! Wortklauber! Immer sind die Rosen gewesen, immer hat die Rose geblüht, aber ich bin nicht die Rosen und bin nicht die Rose! Sondern ich bin eine Rose und mit diesem Frühling zum ersten Mal emporgeblüht. Dies ist mein Licht und meine Sonne. Ich bin jung und neu und in mir muß Alles neu und jung werden. Ständest Du mit Deinem Denken und Deinen Begriffen nicht immer nur außen von mir, wärest Du in mir, dann fragtest Du nicht, warum ich mich so jung und so neu fühle. Mit mir empfändest Du und würdest wie ich jung und neu. Du bist alt, Ben Akiba! Stirb und leg Dich ins Grab! Du sollst Dich wiederverjüngen! Stirb, Mensch der Vernunft! Mensch des Seins und des Lebens sollst Du werden.

Mit lachenden Augen, jubelnd und singend, zieht ein Junger daher und sein Mund quillt über von den neuen Liebesgefühlen, die ihn anregen und bewegen. Doch Ben Akiba lacht der Liebesdichtung, die so alt ist wie die Menschheit und immer das Selbe stammelt und sagt. Schweig, Ben Akiba! Daß wir lieben, darauf kommt es an! Aus dem Munde des Liebenden strömt jedes Gedicht als ein neues und erstes Liebeslied.

Mit der Vernunft und im Denken reißen wir Alt und Neu von einander und sehen sie ewig getrennt. Aber nur ein äußerliches Scheiden und Trennen ists, nichts Wesentliches, was wir von den Dingen aussagen und was uns in sie hineinführt. Und vergebens ringen wir, zu sagen, worin das Wesen des Alten und das Wesen des Neuen besteht, denn nichts Wesentliches und nichts Lebendiges liegt den toten Begriffen zu Grunde.

Unablässig verwandelt sich Neues in Altes und Altes in Neues; und das Selbe, was wir von der einen Stelle aus alt nennen, nennen wir von der anderen Stelle aus neu. Nur indem die Welt alt ist, kann sie immer neu werden. Verwandlung ist das Wesen der Welt und Wiederverjüngung. Wiederverjüngung ist das stete Neuwerden alter, urewiger Dinge. Getrennt wohnt Alt und Neu nur in unserer Vernunft, aber für unser reines Schauen sind sie stets mit und in einander.

Das Sein ist die Identität der Gegensätze von Alt und Neu. Das liegt jenseits aller Logik und kann mit dem Verstande nicht begriffen werden;

aber indem wir Natur schauen, erleben und sind, wissen wir es. Neu und Alt sind keine Gegensätze und Widersprüche, sondern Alles, was neu ist, ist auch alt und Alles, was alt ist, ist auch neu.

Was ist Das, was da ist? Ein ewig Altes, ein stets Neues.

Doch nicht mehr das dunkle Wort einer geheimnißvollen Sphinx tönt so an unser Ohr, einer Sphinx, die uns mit Hexensprüchen foppt und narrt. Natur und Leben reden so zu uns, die helle und deutliche Sprache klarer Wahrheit; den Pfad der Erlösung zeigen sie uns, daß wir die Gegensätze auflösen und überwinden.

Laßt den Ben Akiba in uns abwelken und sterben und laßt sein Vernunftwissen in ein neues Lebenswissen sich wieder verjüngen und in neuer Form und Gestalt aus dem Grabe wieder aufsteigen. Dann streiten wir nicht länger mehr darum, ob und was alt oder neu ist, ob nur das Alte oder nur das Neue Recht hat, und wir verderben uns nicht das Leben, indem wir bald das Eine und bald das Andere verachten, hassen und beschmutzen.

Nicht darauf kommt es an, ob wir alte Gedanken denken oder neue Gedanken, ob wir in der Kunst des Alten schaffen oder in der Kunst des Neuen. Sondern in unserem Sein ruht aller Werth, und daß wir Das wirklich sind und leben, was wir denken und dichten, ist für uns der reinste und höchste Gewinn. Tot im Geiste sind wir, wenn wir alte oder neue Gedanken aussprechen, alte oder neue Gefühle, aber diese Gedanken und Gefühle sind nicht lebendig in uns, sind nicht unser tiefstes Ich und Selbst, sind nicht ganz mit uns verwurzelt und verschlungen. Werthlos ist, wenn wir mit den Worten eines Sokrates oder Plato, eines Christus oder Goethe reden, aber wir sind und leben nicht den Sokrates und den Plato, den Christus und den Goethe. Wenn Ihr sie aber seid und lebt, dann sind alle alten Gedanken ewig neu und jung; Ihr habt sie wiedergeboren und seid wiederverjüngt durch sie. Euer Mund ist der erste Mund, der so redete. Neu und frisch sind sie wie am ersten Schöpfungmorgen.

Daß er ist, was er dichtet: Das allein macht den Künstler zum Schöpfer. Daß er Faust und Hamlet und die Sixtinische Madonna und die Neunte Symphonie ist und in sich erlebte: Das macht ihn zum gebärenden und zeugenden, zum schaffenden und gestaltenden Geist. Reines Schauen und Gestalten, Schöpfen und Leben: ein Einziges ist es.

Im reinen Schauen genießt die Welt und alle ihre Erscheinungen, lebt sie in Euch hinein und Ihr seid Weltgestaltende und Weltzeugende. In Euch werden sie immer wieder neu und jung, müssen sich in Euch wiedergebären und wiederverjüngen. Nicht wissen sollt Ihr die Werke der Natur und der Kunst, nicht nur wissen sollt Ihr von der Sonne und den Sternen, von den Wassern und den Blumen, von Sokrates und Plato, von Christus

und von Goethe, von Hamlet und von der Neunten Symphonie: schauen müßt Ihr sie und erleben, — und Ihr schafft sie von Neuem, Ihr zeugt sie wieder. Ihr werdet und seid ein neuer Christus und ein neuer Goethe.

Um solchen reinen Schauens willen sind wir in der Nacht hinausgegangen, der Sonne und dem jungen Morgen entgegen. Auf grüner Höhe gelagert, sahen wir schweigend das Licht des Tages emporsteigen. Wir tranken das Licht, wie einen Becher goldenen Weines, daß es uns tränke und nähre, daß es uns feurig durchströme, daß es zu unserem Fleisch und Blut, zu unserem lebendigen Ich und Wesen werde. Nicht Brot und Fleisch allein ist unsere Nahrung, auch dieses Licht, dieser Morgen und diese Sonne, die Luft und die Winde, der Ruch der Erde und der Duft der Kräuter und der Blumen und das lachende Lied der Vögel: Speise und Trank ist es für uns, unser Leben und unsere Gesundheit. Ein festlich Mahl richtet dieser Morgen Euch an, reicher und schöner, als es in den Schänken Euch vorgesetzt wird. Reines Schauen! Kein Arzt kann Euch einen besseren Heiltrank verschreiben.

Schauend trinken wir das Licht und den Morgen und die Luft und die Erde und in uns singt und klingt der franziskanische Sonnenhymnus: Schwester Sonne! Schwester Erde! Wolken, Ihr meine Geliebten, Blumen, Ihr meine Freundinnen! Ich bin in Euch und Ihr seid in mir.

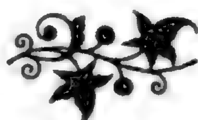
Die Dinge nur sehen, heißt, außer den Dingen sein. Wenn wir sie aber schauen und erleben, so sind wir auch in den Dingen.

Sonnenaufgang! Wenn Ihr es nur sehen könnt, so ist es ein alltäglich triviales Schauspiel, das stumpf an abgestumpften Sinnen vorüberfließt. Doch wenn wir es schauen, dann wird es zum Sein und Leben in uns, zu einem Schöpfen und Zeugen und Gebären. Eine neue Sonne ist es, die zum ersten Male über eine wiederverjüngte Welt emporsteigt, und mit jedem Tage ist immer wieder Sonne und Erde neu und neu sind wir Menschen und stehen jung im Licht eines ersten Schöpfungmorgens. Alles, was in Euch lebendig ist, ist neu. Leben, heißt: Neugebären und Wiederverjüngen.

Laßt diesen Morgen Euch zum ersten Morgen einer neuen Welt und eines neuen Lebens werden. Laßt hinter Euch die blutigen Jahrtausende einer mephistophelischen Welt und Menschheit, eines bloßen Vernunft- und Wissenschaft-Wissens, das stets außerhalb der Dinge blieb, doch nicht in sie schauend versank und ertrank, die Erscheinung nur erfaßte, doch nicht Kern, Wesen und Substanz. Nicht wegen dieses Wissenschaft-Wissens sind wir heute der Sonne entgegengegangen. Nicht, um sie mit Fernröhren zu betrachten, um zu lernen, wie groß sie ist und wie fern von uns, nicht, um ihre Flecken und ihre Protuberanzen zu sehen. Sondern ein Lebenswissen ist es, warum wir diese Nacht durchwachten. Groß ist jenes Wissen, das die Dinge von außen schaut, doch größer ist das Wissen des reinen Schauens, das in den Dingen lebt und wohnt.

Zu rein Schauenden laßt uns werden und hinter uns bleibt die alte mephistophelische Welt, die sich immer fern und getrennt von ihrem Gott wußte, die Welt der Widersprüche und der gegenseitigen Vernichtung, des steten Kampfes und Hasses, die nie ihr Ideal zur Wirklichkeit, nie die Wirklichkeit zum Ideal gestalten konnte. Verstrickt und gefesselt vom Wissen dieser alten Welt lebten wir Menschen, je Einer außer dem Anderen, getrennt von ihm und abseits. Jeder sah den Anderen nur von außen und nur ein Nebeneinanderwohnen ist unser Leben gewesen. Laßt uns einander, im neuen Licht dieses neuen Tages, in der neuen Gemeinschaft finden, da wir nicht mehr nur neben einander, sondern auch in einander sind und leben, Einer durch und in dem Anderen wächst und blüht. Daß wir Menschen, die wir uns neben einander sehen, zugleich auch in einander wohnen: Das widerspricht Eurer Vernunft, für die Nebeneinander und Ineinander Widersprüche sind. Aber im Schauen und Erleben lösen wir sie auf und treten ein durch die goldenen Thore eines neuen Lebens, das ein höheres Leben ist als das alte qualvolle Dasein der Welträthsel und der unlöslichen Gegensätze.

Steglitz. Julius Hart.



Der Fluch der Schule.

Berti Bertoldi, der große Seelen- und Zeichendichter, ist nicht mehr. Wir haben ihn verloren!

Noch zu frisch ist der Jammer um den uns Geraubten, als daß wir schon heute daran denken könnten, seinen Lebenslauf so zu schildern, wie es geschehen müßte. Eine ausführliche Biographie müßte Bände umfassen. Ja, über jeden Tag im Leben des Meisters ließe sich ein Band schreiben, wenn man seine Persönlichkeit ganz ergründen wollte. Späterer Zeit sei dieses Werk vorbehalten. Hier handelt es sich nur darum, eine kurze Einleitung zu seiner hinterlassenen Skizze „Der Fluch der Schule“ zu geben.

Wann Bertoldi geboren wurde? Er selbst pflegte mit seinem erschütternden Humor zu sagen: Gar nicht! Denn er wisse ja nicht, was es heiße, zu „leben“. Er war ganz Seele, ganz Nerv; und jeder Nerv von ihm war ein Drama. Seine Seele aber glich einer Harfe, auf der das Leid des Weltalls ewige, kaum ahnbare Melodien zupfte. Von ihm kann man in Wahrheit behaupten: er hat nie einen Gedanken gehabt. Ein Gedanke wäre etwas zu Schwerfälliges, zu Substantielles für seinen Geist gewesen . . . Nur zwölf Jahre hat dieser lichte Geist die Bürde des Erdenlebens zu tragen vermocht.

Man sagt, er sei am Scharlach gestorben; wir aber, seine Bewunderer,

wir wissen es besser: er starb am Unverstand der Menschen. Wenige Auserwählte konnten den Flügelschlägen seiner Seele folgen. Seine Zeit ist noch nicht gekommen, — doch ihre Morgenröthe naht! Und wir sind überzeugt davon, daß Niemand das folgende, hinterlassene Manuskript, das ein hochwichtiges soziales Problem, die Schule der Neuzeit, behandelt, lesen wird, ohne in tiefer Ergriffenheit auszurufen: Das ist keine „Skizze", wie unser Bertoldi es bescheiden nannte! Das ist ein Ereigniß, eine That.

Der Fluch der Schule

von

Berti Bertoldi.

!!!!!!!!!!!!?????????????????

,,,;,,;,,,,;,,;:() — — — — — — — — — — — — .

Kommentar. Ausrufungzeichen! Wir sehen bangen Blickes die von den Hyänen des Broterwerbes vorwärtsgepeitschten Lehrer; Schwindsuchtkandidaten zum Theil, unfähig gewordene Pedanten, die unter strammer Haltung die innere Oede und Lehre verbergen.

„Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten", möchten wir nun mit dem Dichter einer entschwundenen Periode ausrufen. Sinnige, bescheidene Fragezeichen grüßen uns: Das sind die Schüler. Fragend, zweifelnd, vorwurfsvoll beinahe stehen sie der Welt, dem Leben, den Lehrern, der Schule gegenüber. Ist ein gleich tiefsinniges, herrliches Symbol zu finden für die suchende Kindesseele wie das Fragezeichen?

Eine lange Reihe von Beistrichen, unterbrochen von Strichpunkten, starrt uns weiter entgegen. Erschüttert wenden wir uns ab; die grauenhafte Einförmigkeit systematisch geordneter Schulfächer, das Geisttötende unseres Schulunterrichtes wird uns mit bezwingender Gewalt durch diese trockenen, langweiligen Beistriche vor Augen geführt. Und Jahre und Jahre lang wird durch diese Marterreihe, mit der einzigen Abwechselung verschiedener Prüfungen (Strichpunkte), erbarmunglos die Schaar der Kinder getrieben!

Ein Wendepunkt naht. Der Doppelpunkt zeigt ihn an: die Schüler treten ins Leben. Ach, der Zwang der Schule hält noch ihre Seele in Klammern gefesselt und mit gebrochenen Flügeln ziehen diese Seelen ins Leben hinaus. Es scheint ihnen eine lange, bange Folge von Gedankenstrichen. Ein Meer von Jammer liegt in dem Bilde der Gedankenstriche. Wie viel vergebliches Hoffen und Ringen! Sie haben die Kraft verloren, sich zu erheben, denn ihr Geist wurde durch Schulwissen verkrüppelt. Eine kurze Pause noch; was verbirgt sich hinter dem öden, trostlosen Nichts? Wir wissen es nicht, wir können es nur ahnen.

Und dann ... dann kommt das Ende: der Punkt! Eine Welt von Erfahrung, das ganze Ergebniß bertoldischen Fühlens und Forschens konzentrirt sich in diesem energisch hingesetzten Punkt. Wer könnte ihn sehen, ohne die Wahrheit, das Tiefinnerliche, die Menschenerkenntniß, die abgerundete Klarheit darin zu fühlen? Wer könnte ihn sehen, ohne zu erkennen: wenn aus der Feder Bertis Bertoldi auch nichts Anderes geflossen wäre als dieser eine Punkt, unser großer Toter bliebe ein unsterblicher Dichter!

Wien. Helene Migerka.



Reisen sonst und jetzt.

Im Jahre 1809 wurde Schweizerreisenden gerathen, lieber in Interlachen (so wurde es damals noch geschrieben) als in Unterseen zu wohnen, weil das einzige Gasthaus in Unterseen, das „Kaufhaus bei Allman", für weniger gut galt als das ebenfalls einzige Hotel in Interlaken, das „Gemeinde- oder Gasthaus". Damals und noch lange nachher gehörten die Wirthshäuser zum Lande, ja zur Landschaft, und wurden nach den einfachen Grundsätzen der Naturalwirthschaft betrieben; heute ist ein Hotel zu einem Institut geworden, in dem Alles wie in einem Finanzministerium kalkulirt, registrirt und journalisirt wird. Die Verwaltung führt kein eingeborener, landsässiger Mann mehr, sondern es ist für das Haus eben so gleichgiltig, ob es an der Riviera oder in Luzern liegt, wie für die Hotelgelehrten, die es bewirthschaften, ob sie heute in Venedig und morgen in Zürich sind. Wenn sie nur, in welchem Klima es auch sei, in langen schwarzen Röcken und mit glänzenden Cylindern im Vestibule stehend, die Ankommenden und Abgehenden mit dem Phrasenmaterial der vier hier in Betracht kommenden Sprachen, das einem Courier geläufig ist, empfangen und entlassen, falls es die Verwaltung nicht vorzieht, nur einen sogenannten Direktor anzustellen, der speziell, wenigstens dem Anschein nach, und allein jene schwierige Bewegung des Oberkörpers nach vorn vorzunehmen hat, durch die der moderne Mensch den bitteren Schmerz des Abschiedes betäubt und die ausschweifende Freude ersten Empfanges oder gar glücklich erreichten Wiedersehens in schickliche Grenzen bannt.

Mit dieser Umwälzung ist die Erhöhung der Preise, freilich nur scheinbar, nicht im gleichen Schritt vorwärts gegangen. In der Schweiz kostete im Anfang des Jahrhunderts die Mahlzeit mit Wein an der Table d'hôte fast überall einen Gulden, in Schottland zahlte man für das Frühstück einen, für das Mittagessen drei und für das Abendessen nicht ganz zwei Schillinge. Man sieht also, daß die Preise — die große, seitdem erfolgte Abnahme im Werthe des Geldes mit berechnet — nur unwesentlich gestiegen sind. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß in jenen alten Zeiten eine Anrechnung von Service und Bougies unerhört war, ja, in Schottland sogar im Allgemeinen nichts für das Zimmer in Ansatz gebracht wurde, da man, statt dem Wirth Etwas dafür zu zahlen, nur dem Stubenmädchen ein Trinkgeld gab.

Doch das Alles ist eben nur scheinbar: in Wahrheit hat eine Preiserhöhung des gasthäuslichen Lebensunterhaltes um ungefähr hundert Prozent auf einem jener Um- und Schleichwege stattgefunden, die menschliche Schlauheit im Wirthshausgewerbe in unseren Zeiten immer geliebt und geschäftig neu erfunden hat. Daß nämlich in Weinländern, wie die Schweiz, Italien und Spanien es sind, der Wein bei dem Preise für die Mahlzeit mit einbegriffen

war, ist bei der dort geltenden geringen Schätzung des Weines ganz natürlich. Hat er doch in Italien so wenig Werth, daß man bei Mangel an Fässern (die in Italien fast den selben Preis haben wie der Wein selbst) und im Falle einer erheblichen Ernte, um für den neuen Wein Raum zu gewinnen, den noch übrigen vorjährigen einfach auslaufen läßt. So fängt man denn auch erst jetzt in den zum Lande gehörigen, nicht internationalen Wirthshäusern Spaniens und Italiens an, den Wein besonders zu berechnen, während er früher ganz allgemein ein selbstverständlicher und eben so wenig wie Salz, Pfeffer, Oel und Essig besonders bezahlter Theil der Mahlzeit war.

Die reisende Welt verdankt die gründliche Aenderung, die in diesen Verhältnissen in den europäischen Weinländern eingetreten ist, dem liebenswürdigen Inselvolk, das sich, während der napoleonischen Kriege vom Kontinent abgesperrt, nach eingetretenem Frieden über Frankreich, Italien und die Schweiz ergoß. Zu Hause waren die Engländer fast nur die schweren Weine zu trinken gewohnt, die in Andalusien und Portugal damals wie jetzt für ihren Geschmack hergestellt wurden und die sie mit jener unfreiwilligen Komik, die nur festländische Barbaren zu würdigen wissen, „unsere englischen Weine“ wenigstens zu der Zeit zu nennen pflegten, als leichte Medoc- und Rheinweine jenseits des Kanals nur sehr wenig getrunken wurden. In jenen Zeiten galt es in England und Schottland noch für so anständig und respectable, sich bei Tisch zu betrinken, daß einer der beiden Hochländer, die in Castle Grant in Schottland dafür angestellt waren, die Gäste am Schluß eines Trinkfestes die Treppe hinauf in ihre Schlafzimmer zu tragen, als einmal zwei Gäste allein und ohne Hilfe ihren Weg fanden, wehmüthig ausrief: „Wie haben sich die Zeiten zum Schlimmen gewendet, wenn ein anständiger Mann auf seinen eigenen Füßen zu Bett gehen kann!“ Damals mußte es für einen an Port oder Sherry gewöhnten Briten auf dem Kontinent schwer sein, das zur Herstellung seines inneren seelischen Gleichgewichtes erforderliche Weinquantum einzunehmen, wenn er sich an die leichten Landweine hielt, die dem Inländer weniger gelten als Bier, ja, so gering geschätzt werden, daß in den landesüblichen toskanischen Weinkneipen der getrunkene Wein noch heute vielfach nach dem Gewicht berechnet und bezahlt wird, das sich für den Wirth durch zweimaliges Wiegen des erst vollen und dann theilweise entleerten Fiascos ergiebt. Im Gegensatze zu solchem Getränk verlangte der Engländer jene süßen und feurigen Weine, die der schwerfälligen britischen Zunge das Lispeln der nordischen Zischlaute und das Grunzen der dazu gehörigen gebrochenen Vokale wenigstens einigermaßen zu erleichtern schienen. Gewöhnt, ähnliche Weine theuer zu bezahlen, wunderte er sich denn auch nicht über die den Landeskindern lächerlich hoch erscheinenden Preise, die ihm die Gastwirthe dafür in Rechnung zu stellen anfingen.

Jetzt ist es so weit gekommen, daß zum Beispiel der Wirth des Hotel Continental in San Sebastian, allerdings ein Franzose, auf der vor dem Hotel nach dem Meere zu gelegenen Terrasse nur den Gästen zu speisen gestattet, die eine Flasche eines seiner „vinos finos“ trinken, jenes interessanten Kunstproduktes, das man in Spanien durch eben so weise wie ökonomische Mischung von Traubensaft mit Wasser und deutschem Kartoffelsprit herzustellen versteht. Haben doch Gastwirthe und Weinhändler das wunderbare Gewohnheitrecht geschaffen, wonach sie allein das Privilegium besitzen, die Menschheit ungestraft vergiften zu dürfen; freilich haben sie es noch nicht so weit gebracht, daß der Reisende alle Mischungprodukte des „Afrancesado“ von San Sebastian zu trinken verpflichtet ist: will er sich also nicht zum Versuchsobjekt mit jenen vinos finos hergeben und flüchtet deshalb in den hinter der Terrasse gelegenen, zum Landweingenuß berechtigenden Speisesaal, so kommt ein Kellner herbei und belehrt ihn, daß die Fenster des Saales — bei 35 Grad Celsius im Schatten — nicht geöffnet werden dürfen, weil unter dem Saal die Küche liegt. Daß er dabei jenen unbeschreiblich hoheitvollen Gesichtsausdruck annimmt, der sonst nur einem Gesandtschaftattaché eigen ist, wenn er sich in seinen schwierigen Geschäften und tiefsinnigen Gedanken durch einen Landsmann gestört sieht, der ihn auf der Kanzlei amtlich in Anspruch nimmt, ist wenigstens einer von den Genüssen, die man im Hotel Continental umsonst hat.

Neben dem Ausdruck dieses naiven Herrscherbewußtseins, das bestimmt scheint, dem Reisenden deutlich zu machen, daß das Wirthshaus nicht mehr seinet-, sondern er des Wirthshauses wegen da ist, geht eine Erfindsamkeit in der — sagen wir, um das häßliche Wort Geldschneiden zu vermeiden — richtigen Einschätzung geleisteter Wohlthaten her, die, wenn auch von denselben Hotelweisen geübt, doch verschiedene, bald warm gefühlvolle, bald kalt geschäftliche Formen, je nach dem Lande, in dem sie geübt wird, anzunehmen pflegt. An der Riviera wird einer auf der Hochzeitreise einkehrenden jungen Frau bei der ersten Mahlzeit ein Bouquet auf den Tisch gestellt und die Freude über diese zarte Aufmerksamkeit durch die Thatsache erhöht, daß der Ehemann bei der Abreise das Bouquet gewissenhaft auf die Rechnung gesetzt findet. In der Schweiz werden, wie unsere Zeitungen periodisch mittheilen, etwa alle fünf Jahre die Trinkgelder abgeschafft und dafür die Zimmerpreise „entsprechend“, Das heißt: mit einer hübschen Abrundung nach oben, erhöht. Dann ist die Tagespresse regelmäßig gerührt und voll des Lobes für diesen hochherzigen Entschluß. Im nächsten Jahr ist die Sache vergessen: die erhöhten Zimmerpreise bleiben zwar selbstverständlich, aber die trinkgeldhungerigen Augen der Kellner knöpfen den Gästen das Portemonnaie doch wieder auf.

Daß Wirthe und Kellner die eigentlichen Herren der reisenden Welt

geworden sind, prägt sich auch darin aus, daß, während die Menschheit immer demokratischer wird, feierliche Besuche im Gehrock macht und den Frack durch die gräuliche Jacke zu ersetzen anfängt, die wir den Engländern verdanken und die sie früher frock nannten, der Kellner sich als Herrn durch die abgestutzten fliegenden Rockschöße erweist, die die Franzosen an jenen englischen Kittel gesetzt haben und die der Hotelbeamte, um für keinen Augenblick auf das Niveau seiner Opfer, der reisenden Welt, herabzusteigen, niemals ablegt.

Hamburg. Professor Dr. Franz Eyssenhardt.



Die Bedeutung des Wassers im Organismus.

Wenn man Laien die Frage vorlegt, wozu die Menschen Wasser trinken, so werden die Meisten antworten: um ihren Durst zu stillen; Nachdenklichere werden sagen: um das durch Haut, Nieren und Lunge ausgeschiedene Wasser zu ersetzen; vielleicht wird man hier und da auch die Antwort hören: um die schädlichen Abfallstoffe aus dem Körper fortzuspülen. Alle diese Antworten sind wissenschaftlich unbefriedigend. Das Durstgefühl ist nichts als eine Empfindung davon, daß gewisse Theile des Körpers an Wasser verarmt sind und daß der Körper Wasser braucht, aber es sagt uns nicht, wozu er es braucht. Darüber giebt auch die zweite Antwort keine Aufklärung. Klüger werden wir schon durch die dritte; denn es ist wirklich eine der Aufgaben des Wassers, in dem Kanalsystem des Organismus sozusagen Abwasser für die Verbrauchsstoffe zu werden. Aber die Antwort übersieht die reichlich eben so wichtige Bedeutung des Wassers für die Zuleitung der Gebrauchsstoffe. Wir nehmen zwar nur einen kleinen Theil der Nahrung von vorn herein gelöst zu uns, aber bei genauem Zusehn wird erkannt, daß Nahrung eigentlich überhaupt nur in gelöstem Zustande aufgenommen wird, da die Verdauung, die die Nahrung für die Organe erst nutzbar macht, in der Auflösung der festen Stoffe besteht. Und damit haben wir eben das Wesentliche vom Werth des Wassers erfaßt: es ist Lösungmittel für alle Stoffe, die im Leben der Organe eine Rolle spielen; und wie viel Das bedeutet, begreifen wir so recht erst, seit uns van't Hoff den Zustand der Stoffe in Lösung kennen gelehrt hat. Die Stoffe werden nämlich im Körper chemisch umgewandelt, sie unterliegen, wie man sich ausdrückt, dem Stoffwechsel und dieser ist das Charakteristikum jedes lebenden Organismus; alle Lebensphänomene sind Komplexe chemischer Reaktionen, die in einander greifen und den Organismus in jedem Moment verändern, und alle diese Reaktionen erfolgen unter dem Einfluß des Wassers, nämlich in wässeriger Lösung. Kein einziges lebendes Wesen kann ohne Wasser bestehen; auch der Mensch hat etwa vierzig Liter davon in seinen Geweben aufgespeichert. Der alte Spruch der Chemiker: Corpora non agunt nisi soluta gilt aber auch für die Stoffe, die einem Organismus einverleibt sind. Wie

in dem allbekannten Brausepulver die kohlensaure Magnesia und die kristallisirte Citronensäure trocken auf einander nicht wirken, sondern des Wassers bedürfen, damit die Kohlensäure aufschäumt, so wirkt auch das Pepsin nur in der Flüssigkeit des Magensaftes verdauend; und in den Blättern einer grünen Pflanze bildet sich aus dem Zucker keine Stärke mehr, sobald sie verdorrt und wasserleer geworden sind.

Die Reaktionsfähigkeit, die die Stoffe durch ihre Auflösung im Wasser erlangen, rührt nun davon her, daß sie durch das Wasser außerordentlich fein vertheilt werden; die großen Aggregate, aus denen das trockene Pulver eines Stoffes gebildet wird, spalten sich bei der Auflösung in die kleinsten Theilchen, die überhaupt noch die charakteristischen Eigenschaften der Stoffe bewahren, in ihre Moleküle; und diese bewegen sich lebhaft im Wasser hin und her. Der molekulare Zustand ist es aber erst, in dem die Stoffe überhaupt auf einander wirken können, und Das geschieht so, daß die verschiedenen Moleküle bei ihren Bewegungen zusammenstoßen, daß der Zusammenhalt ihrer Atome dadurch erschüttert wird und Umlagerungen zu neuen Atomensystemen erfolgen.

Die Reaktionen, die die Lebensprozesse des Organismus darstellen, spielen sich zum größten Theil innerhalb der Zellen ab. Die Zelle kann der größeren Einfachheit halber als ein feines Bläschen vorgestellt werden, angefüllt mit Wasser, in dem eine Unmenge verschiedener Stoffe aufgelöst ist. Zahllose Moleküle durchfliegen dieses Bläschen in gradlinigen Bahnen, bis sie in ihrem Lauf auf andere Moleküle prallen oder gegen die Wand der Zelle stoßen; dann werden sie, wie die elastischen Elfenbeinbälle auf dem Billard, von einander oder von den Banden zurückgestoßen und fliegen in veränderter Richtung weiter. Je geringer die Wassermenge in der Zelle ist, auf die sich die Moleküle vertheilen, desto größer ist die Zahl der Zusammenstöße und damit die Geschwindigkeit, mit der die lebenswichtigen Reaktionen ablaufen. Die Wand der Zellen bietet für die meisten Molekülarten ein unüberwindliches Hinderniß, sie sind in den Zellen gefangen und ihr unausgesetzter Anprall gegen die Zellenwand bleibt erfolglos, bis die Zelle stirbt. Wie die Insekten, die von der blühenden Aristolochia gefangen werden, erst mit dem Welken der Blüthen die Freiheit wiedererlangen, so können auch die Moleküle erst mit dem Absterben des Protoplasten durch die veränderte Wand in die Flüssigkeit auswandern, die die Zelle umspült. Jede Hausfrau kann Das beobachten, wenn sie Kirschen oder rothe Rüben kocht. Wenn das Wasser im Topf auf ungefähr 50 Grad erwärmt ist, sterben die Zellen ab und ihre Membranen verlieren die bisherige Resistenz gegen die anprallenden Moleküle; durch die Risse dringen dann die rothen Farbstoffmoleküle, die bisher in den Zellen eingeschlossen waren, ins Wasser und dieses wird erst jetzt roth.

Die Stöße gegen die Zellwand gehen nun natürlich in einem um so geschwinderen Tempo vor sich, je kleiner die Wassermenge ist, in der die Moleküle hin- und herfliegen; und da die Zellwand dehnbar ist, würden die Zellen sich immer stärker blähen, wie ein Segel, in das der Sturm hineinpfeift — denn auch die Moleküle der Luft bewegen sich und üben Stöße aus —, und würden schließlich platzen müssen, wenn nicht der einseitige Druck durch einen Gegendruck kompensirt würde, den die Flüssigkeit ausübt, die die Zellen von außen umspült. Van't Hoff hat diesen Winddruck der gelösten Moleküle als osmotischen Druck bezeichnet. Ist nun der osmotische Druck außerhalb verschieden von dem inner-

halb der Zellen, kommen also auf gleich viele Moleküle außen und innen verschiedene Mengen Wasser, dann fällt dem Wasser die neue wichtige Aufgabe zu, Größe und Wachsthum der Zellen zu reguliren. Ueberwiegt der osmotische Druck von innen, Das heißt: ist die Konzentration an gelösten Molekülen innen größer als außen, so vergrößert sich die Zelle unter Aufnahme von Wasser, wie ein zusammengezogenes Netz sich ausweitet und eine größere Menge Wasser abgrenzt, wenn die Fische, die in ihm schlagen und zappeln, den Knoten lockern. Und so wie jede einzelne Zelle verhält sich auch der Zellkomplex oder Zellstaat, den die meisten Thiere und Pflanzen bilden. Legt man ein Thier, das im Meerwasser, also in einer starken Salzlösung, von hohem osmotischen Druck lebt, eine Meduse oder Seelilie oder einen der winzigen Krebse, deren Schale weich und biegsam ist, in ein Glas mit verdünntem Meerwasser oder in reines Wasser, so blähen sie sich auf und wachsen unter unseren Augen wie Wagners Homunkulus in der Retorte, weil der osmotische Druck ihres Protoplasmas, der ursprünglich eben so groß ist wie der des Meerwassers, nun größer ist als der osmotische Druck ihrer Umgebung. Und wenn wir Schimmelpilze in einer zehnprozentigen Kochsalzlösung züchten und dann einen der Fäden in reines Wasser übertragen, so sehen wir unter dem Mikroskop, wie die einzelnen, länglichen, an einander gereihten Zellen mit explosiver Vehemenz gesprengt werden, so daß die Fetzen davonfliegen. Das kommt daher, daß in der starken Salzlösung der osmotische Druck innerhalb der Zellen dem starken Gegendruck von außen sich anpaßt und daß die Zellhaut dem Druck von innen keinen Widerstand leisten kann, wenn der hohe Druck von außen plötzlich wegfällt, wie es ja im reinen Wasser der Fall ist, denn reines Wasser enthält keine gelösten Moleküle, sein osmotischer Druck ist daher gleich Null. Ein analoger Vorgang zeigt sich an den Tiefsee-Fischen, die Tausende von Metern vom Grunde des Meeres heraufgezogen werden und fast immer mit zerplatztem Leib an die Oberfläche kommen: die in ihrer Schwimmblase enthaltene und durch den starken Druck des lastenden Wassers komprimirte Luft dehnt sich eben mehr und mehr aus, je höher die Thiere hinaufgebracht werden, bis schließlich Blase und Leibeswand gesprengt werden.

Ueberwiegt umgekehrt der Druck von außen, dann schrumpft die Zelle mehr und mehr zusammen, wie ein Ballon, aus dem das Gas entweicht oder der unter dem Rezipienten einer Luftpumpe liegt, mit der die eingeschlossene Luft komprimirt wird. Löst man zum Beispiel reichlich Salz oder Zucker in Wasser auf, worin Froschlarven, die sogenannten Kaulquappen, enthalten sind, so findet man schon nach wenigen Stunden, daß sie zusammengeschrumpft sind und in ihrer Haut schlottern. Eine solche Kompression vertragen die Organismen bis zu einer gewissen Grenze; wird sie überschritten, so treten schwere Schädigungen und der Tod ein. Auf der Wirkung hoher osmotischer Drucke dürfte die konservirende Eigenschaft von Salz und Zucker beruhen. Wenn die Hausfrau Fleisch und Fische in Salzlake, Früchte in Zucker einlegt, so werden die Fäulniß erregenden Bazillen von den massenhaft gelösten Molekülen totgequetscht.

Eine Spannung oder Entspannung der Zellhaut können natürlich nur solche Moleküle bewirken, die gegen sie anprallen, ohne sie zu durchdringen; pfeifen die Gasmoleküle durch die Löcher eines Ballons, so klappt er zusammen, und genau so verhält es sich mit den im Protoplasma gelösten Molekülen: die Molekülarten,

die die Zellwand passiren können, kommen für ihre osmotische Spannung nicht in Betracht. Deshalb schrumpft eine Zelle auch nicht in konzentrirter Lösung, wenn diese Moleküle enthält, die durch die Haut in den Protoplasten diffundiren können. Man hat an diesem Ausbleiben einer Schrumpfung die Durchgängigkeit der Zellhaut für die verschiedenen in Wasser löslichen Molekülsorten, besonders für die verschiedenen Arzneimittel und Gifte, geprüft und dabei gefunden, daß gerade eine Anzahl der organischen Gifte die Zellenwände ohne Weiteres passirt. Dahin gehören vor Allem sämmtliche Narkotika, also zum Beispiel Alkohol, Aether, Chloroform, Chloralhydrat und Morphium. In jede Zelle dringen sie ein und stören deren Thätigkeit, mag man sie auf Thiere oder Pflanzen wirken lassen; Bakterien stellen ihre Bewegungen ein, die Mimose verfällt in Schlaf und läßt die Blätter hängen, junge Keimlinge hören auf, zu wachsen, der Herzschlag des Hühnchenembryos erlischt, wenn das Ei in der Atmosphäre eines Narkotikums liegt, die Samenfäden der männlichen Thiere und Pflanzen büßen die zur Befruchtung nöthige Beweglichkeit ein. Nun fangen wir an, die furchtbaren Folgen der Narkotika im Zusammenhang mit den Zellvorgängen zu begreifen. Es ist eigenthümlich, wie die Menschen gerade die Mittel als „Sorgenbrecher" herausfinden, die alle in der selben Art auf die Zellen wirken, die alle ungehindert in die Protoplasten eindringen. Entzieht man einem Trunkenbolde den Alkohol, oder wird durch staatliche Eingriffe der Alkoholverkauf eingeschränkt, so kommt der Aether, der in den Apotheken käuflich ist, zu Ehren. Und Aerzte und Apotheker, die Einzigen, denen das gefährliche Morphium leicht zugänglich ist, werden jährlich zu Hunderten Morphinisten, obgleich ihnen die furchtbaren Folgen der chronischen Vergiftung bekannt sind. Zum Glück sieht man in dem Verbot des freien Verkaufs von Morphium und Opium keine Beschränkung der individuellen Freiheit; und was sich für Morphium und Opium ertragen läßt, Das, sollte man meinen, müßte endlich vielleicht auch für Alkohol und Aether erreicht werden können, wenn erst der Aberglaube an ihre kräftigende und wärmende Wirkung endgiltig überwunden sein wird.

Alle Narkotika sind mehr oder weniger leicht in Wasser löslich und müssen es sein, um wirken zu können. Eben so alle Arzneimittel und Gifte und auch alle Nahrungstoffe, mögen sie fester, flüssiger oder gasförmiger Natur sein; kurz: sämmtliche chemische Verbindungen, die in der langen Kette der Zellreaktionen ein Glied bilden können, sind entweder von vorn herein wasserlöslich oder werden zuerst, wie die Stärke durch Speichel und Darmsaft und das geronnene Eiweiß durch Magen- und Darmsaft, gelöst. Aus der Erkenntniß aber, daß sich die gelösten Stoffe innerhalb des Lösungmittels im Zustande molekularer Vertheilung befinden — einer Erkenntniß, um die van't Hoffs Scharfblick die Wissenschaft bereichert hat —, ergeben sich bedeutsame Anhaltspunkte, wie wir uns die Prozesse des Wachsthums und der Formbildung im Organismus unter der Wirkung des osmotischen Drucks der gelösten Moleküle vorzustellen haben. Für die Wirkung des Wassers im Lebensprozeß konnten so ganz neue Gesichtspunkte gewonnen werden, die den Blick des Forschers auf ein weites, unbebautes Arbeitfeld lenken.

Dr. Rudolf Höber,
Dozent an der Universität Zürich.



Intime Poeten.

Mit der symbolistischen Poesie geht es in Frankreich zu Ende. Die Bewegung begann im Jahre 1885 und kann seit dem Tode von Stephan Mallarmé, der ihr großer Aesthetiker und ihr bedeutendster Inspirator war, als abgeschlossen betrachtet werden. Von 1885 bis 1899 war der Symbolismus der Mittelpunkt, um den sich die jungen Leute in Paris und in der Provinz gruppirten. Aber es handelte sich weit weniger um eine Theorie als um die Erweckung einer neuen Art von Sensibilität.

Der Symbolismus war eine Abweichung von der alten französischen Tradition. Er vereinigte ganz verschiedene Künstlertemperamente und umfaßte fünfzehn Jahre hindurch fast alle jungen Künstler von unabhängiger Meinung und originellen Neigungen; sie waren der Bourgeoisie verhaßt und sie nahmen die Bezeichnung poètes, die ihnen die Zeitungen gaben, hin, ohne sich allzusehr zu bemühen, den ihnen gegebenen Namen auch zu rechtfertigen. Unter „Symbolismus“ kann man sich eben so viel denken wie unter „Idealismus“. Deshalb gab es in dieser Bewegung talentvolle Schriftsteller der verschiedensten Art. Laurent Tailhade kam direkt vom „Parnasse“ von 1860, Henri de Régnier begeisterte sich gleichzeitig für Tennyson und den Parnasse, Viélé-Griffon suchte eine freie Poesie im Charakter des Volksliedes zu schaffen; Andere, die von Paul Verlaine beeinflußt wurden, gingen auf das Heine- und Schumann-Lied zurück und wieder Andere, wie Moréas, wollten den heidnischen Klassizismus und das französische Mittelalter noch einmal beleben. Mallarmé selbst suchte eine neue Aesthetik des Verses und der beschreibenden Bilder zu schaffen. Das waren also ganz verschiedenartige Tendenzen. Die Einen hatten die Reform der Dichtung vom prosodischen Standpunkte, die Anderen die der literarischen Ideen im Auge.

Schließlich ging Jeder seine eigenen Wege. Der Symbolismus selbst ist verschwunden, ohne Spuren zu hinterlassen, aber eine gewisse Anzahl von Schriftstellern hat sich in eigenthümlicher Weise entwickelt. Frankreich hat keine Schule mehr. Die Richtung auf das Lied und den Volksgesang hat die Ideen Mallarmés geschlagen, der viel zu raffinirt und viel zu persönlich war, um nachwirken zu können. Die Gespräche Mallarmés würden, hätte man sie aufgezeichnet und gesammelt, ein wunderbares Lehrbuch der Aesthetik bilden; sie haben fünfzehn Jahre lang eine ganze Generation moralisch und intellektuell beherrscht, aber direkt kein einziges Werk beeinflußt. Sein Schaffen war fragmentarisch; er blieb bei Versuchen und konnte seine Absichten nicht ganz ausführen. Eben so wenig haben die Inspirationen des „Parnasse“ und der allegorischen englischen Poesie dauerhafte Resultate hinterlassen. Als das eigentliche Ergebniß des Symbolismus kann man aber die

Schöpfung einer neuen französischen Prosodie betrachten, die die Tradition einer regelmäßig wiederkehrenden Silbenzahl und des Reimes durchbrach und — analog den Halbtönen in der Musik — den Gebrauch der Assonanzen und syllabischer Quantitäten, die je nach dem Bedürfniß in jedem Verse wechseln, in die Poesie einführte. Diese Revolution, die heftige Kritiken und den Protest der ganzen offiziellen Poesie erregte, ist heute eine vollendete Thatsache, die wichtige Folgen haben wird. Gelungene Gedichte haben — besser als die fruchtlose Diskussion der streitigen These — bewiesen, daß der neue Vers sich nicht nur mit den Prinzipien der französischen Sprache verträgt, sondern ihr sogar durch bisher unbekannte Rhythmen eine Bereicherung giebt. Wahrscheinlich wird eine der ersten Folgen die vollständige Umgestaltung des Librettoverses alten Stils sein, den Wagner bereits erschüttert hatte. Komponisten wie Vincent d'Indy und Gustave Charpentier schreiben sich bereits ihre Texte selbst. Wagners Ideen über Deklamation und Rezitation verschaffen sich immer mehr Geltung und der polymorphe Vers eignet sich ausgezeichnet für die fortgesetzte Melodie, die die heutige Musik beherrscht.

Im Ausdruck zeigt die symbolistische Richtung das aufrichtige Streben nach einer intimen, psychologisch verfeinerten Dichtkunst. Wenn ein Theil der Anhänger sich Versen in gelehrtem Stil und von mystischem Charakter zugewendet hat, denen die Wissenschaft die fehlende Inspiration und den fehlenden Lyrismus nicht ersetzen kann, so haben dafür die Nachfolger Pauls Verlaine köstliche Werke geschaffen. Verlaine, der französische Heine — wenigstens der Heine des „Intermezzos" —, hinterließ zwei Bände mit Gedichten, die meisterhaft sind. Man hat ihn mit den Poeten des Mittelalters, besonders mit François Villon, verglichen. Das paßt aber nicht recht. In seinem Leben, nicht in seinen Schriften, glich er Villon; an harmloser Naivetät steht er dem Mittelalter durchaus nach. Er ist modern und vor Allem moderner Neuropath. Man mische Frédéric Chopin, Heinrich Heine, Franz Schubert und Robert Schumann: und man hat Verlaine, außer einer ihm eigenthümlichen Dosis schmerzlicher Bonhommie. Schumanns Lieder, die „Dichterliebe", der „Liederkreis", „Frauenliebe" und die Klavierstücke: „Novelletten", „Kreisleriana", „Papillons", geben in diesem Sinne eine psychische Uebersetzung und Umschreibung Verlaines. Nimmt man die „Etuden" und einzelne „Notturnos" von Chopin und die kleinen, schluchzenden Gedichte Heines dazu, so muß Das dem deutschen Publikum einen ziemlich getreuen Eindruck von Verlaines dichterischem Genius vermitteln. Der „Nußbaum", diese melodische Perle Schumanns, giebt sozusagen den musikalischen Reflex der kleinen Gedichte aus „Jadis et Naguère" oder aus den „Fêtes galantes". „Dichterliebe" und „La bonne Chanson" vertragen eine ernsthafte Parallele. Es ist die selbe Kunst unendlicher Nuancen und trauriger oder seltsamer Zartheit, in der sich tiefe Schwermuth

und plötzliche Leidenschaft mischen. Um mich noch verständlicher zu machen, setze ich die bekannte Stelle aus dem „Liederkreis", Opus 24, No. 8

„Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaubt', ich trüg es nie;
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht, wie?"

hierher und daneben Verlaines Verse:

Le ciel est par-dessus le toit
Si bleu, si calme;
Un arbre par-dessus le toit
Berce sa palme.
La cloche dans le ciel qu'on voit,
Doucement tinte;
Un oiseau sur l'arbre qu'on voit,
Chante sa plainte.
„Mon Dieu, mon Dieu — la vie est là, simple et tranquille,
Cette paisible rumeur-là vient de la ville...
Qu'as-tu fait, ô toi, que voilà,
Pleurant sans cesse,
Dis, qu'as-tu fait, toi, que voilà,
De ta jeunesse?

Verlaine hat der Poesie ihren wahren Namen zurückgegeben; sie ist durch ihn wieder der Ausdruck des Emotionellen geworden. Nach ihm erstanden einige intime Poeten, deren Töne fast neu erschienen, so viele Jahre waren seit Baudelaire und Gérard de Nerval verflossen. Sie zeichneten sich durch Intimität, Sensibilität und eine schmerzliche Auffassung der Liebe, einen seltsamen Mystizismus und durch scheinbar einfache, in Wirklichkeit äußerst künstliche Rhythmen und eben solche Worte aus.

Zwei unter ihnen sind in Belgien geboren, aber ganz zu französischen Schriftstellern geworden. Der Eine ist Georges Rodenbach, der im vorigen Jahre starb, und außer einigen ausgezeichneten Romanen, die in Bruges spielen, an Poesien „Le Voyage dans les Yeux", „Le Règne du Silence", „Le Miroir du Ciel Natal", „Les Vies Encloses" hinterlassen hat. Diese Titel geben uns schon den Charakter dieser leidenden Dichterseele. Er war der Poet der schweigsamen Gemächer, der einsamen Gärten, der toten Gewässer, der Dämmerung, der langen Winterträume der nordischen Seele. Seiner Kunst fehlt zuweilen die Wärme; oft fehlt ihr auch Ursprünglichkeit. Das Streben nach Vollendung der Form verräth häufig die Mühe des Feilens und läßt die durchaus aufrichtige Arbeit unnatürlich erscheinen. Aber es ist unmöglich, sich dem sanften Zauber zu entziehen, der diesen erloschenen Farben, diesen geheimnißvollen Harmonien und diesen beunruhigenden, seltsamen Bildern entströmt. Der andere vlämische Poet, weit jünger, ist Max Elskamp. Er ist

der Verfasser einiger kleinen religiösen oder volksthümlichen Gedichtsammlungen, die unter dem Titel „Louange de la Vie“ in einem Bande vereinigt sind. Er singt von den alten Sitten seiner Heimath, dem Mitleid mit den Armen, dem Kleinleben der flandrischen Dörfer. Ländliche Feste, die Tänze der Mädchen, die Lieder der Bettler, die Gebete an die heiligen Schutzpatrone: das Alles wird naiv, musikalisch-rhythmisch, in eigenartigen Ausdrücken und mit einem zarten Archaismus wiedergegeben. Elskamp ist Künstler nach Art der alten Heiligenbildner des Mittelalters. Er lebt in Antwerpen, druckt seine Bücher selbst und illustrirt sie mit Holzschnitten, die in einem primitiven Stil entworfen sind. Dem großen Publikum ist er unbekannt, von Literaturfreunden und Kunstkennern wird er hoch geschätzt.

Aehnliches gilt von dem französisch schreibenden Lyriker Charles van Lerberghe. Er hat Liebesgedichte von ekstatischem Gefühl und idealer Ueberschwänglichkeit geschrieben und erinnert an Novalis' „Lehrlinge zu Sais“.

Auch Henri Bataille ist zu erwähnen, der zwei interessante Tragoedien in Versen schrieb und eine ganz kleine Gedichtsammlung „La Chambre Blanche“ herausgab, in der man Töne und Sensationen findet, die an Heines Intermezzo anklingen.

Der verschlossenste, ernsteste und leidenschaftlichste dieser intimen Poeten ist aber Albert Samain, der seinen Gedichtband „Au Jardin de l'Infante“ erst nach langen Jahren auf lebhaftes Zureden seiner Bewunderer veröffentlichte. Seine Form ähnelt der Form Baudelaires. Er ist aufregend und verwirrend, von einem üppigen Farbenreichthum und von einer fatalistisch-müden Melancholie. Er hat vielleicht von allen neuen französischen Poeten die größte Aussicht, vor der literarischen Zukunft zu bestehen.

Endlich wirkt in den Pyrenäen, in Orthez, ein junger Mann, der nie nach Paris gekommen ist, mit den Landleuten lebt und in seinen Gedichten eine reine Seele von wahrhaft evangelischer Sanftmuth verräth. Das ist Francis Jammes. Sein neustes Versbuch heißt: „De l'Angélus de l'aube à l'Angélus du soir.“ Er ist der Erbe des mystischen Verlaine, ohne dessen Nervosität, und besitzt einen ausgeprägten Sinn für die ihm vertrauten Landschaften, für die Vorgänge auf den Feldern, für die Töne, die man unter den Blättern vernimmt, für die ersten in der Dämmerung ausgetauschten Zärtlichkeiten und für die alten Erinnerungen, für längst entschwundene und verwelkte Dinge und vergessene Frauengestalten. Man verdankt ihm ergreifende Elegien, Strophen von seltener Kraft und eine Art Trilogie: „La Naissance du Poète“, „Un Jour“ und „La Mort du Poète“.

Jammes, Bataille, Albert Samain und Elskamp stehen gleichmäßig unter dem direkten Einfluß der Musik, besonders des deutschen und skandinavischen Liedes. Sie kennen weder modische Literaturkunststücke noch erkünstelte

Gefühle. Sie übertragen die Empfindung, so klar sie es irgend vermögen, in Rhythmen, die sie fern von jeder akademischen Regel, ganz, wie das auszudrückende Gefühl es verlangt, variiren. Sie schaffen Frankreich eine weit weniger dekorative Poesie, als die Parnassiens es thaten; aber sie bedeuten eine Rückkehr zur wahren Dichtkunst, die das Herz rührt, bevor sie den Geist beschäftigt, und sich durch die Tonalität der Silben mit der Musik verbindet, mit jener Musik, von der Schelling gesagt hat, sie werde eines Tages in kultivirten Jahrhunderten die Sprache der Metaphysik werden.

Marseille. Camille Mauclair.



Heilig sei das Eigenthum.

Die Evolution der Menschheit läßt sich manchmal in sehr lakonischer Kürze ausdrücken. Oft genügt eine bloße Verschiebung der Accente, um den bisherigen Sinn einer bis dahin giltigen Formel durchaus zu verändern und ein wesentlich neues Prinzip einzuführen. So ist es mit der Wandlung bestellt, die sich seit etwa einem halben Jahrhundert in der ethischen Auffassung des Eigenthumes, wie sie im Gesammtbewußtsein der Zeit lebt, vollzieht. In den revolutionären Erhebungen der vierziger Jahre war es nicht Seltenes, in Frankreich sogar etwas durchaus Uebliches, daß die revoltirenden Volksmassen öffentliche und Privat-Gebäude mit der Inschrift „Heilig sei das Eigenthum!" versahen. Damit wollten sie sich vor dem entehrenden Verdacht schützen, daß sie in diebischer Absicht, um sich mit fremdem Gut zu bereichern, aufständisch geworden seien. „Selbst wir, die sogenannten Enterbten" — so war die Inschrift etwa zu verstehen —, „die durch einen Wechsel der Eigenthumsverhältnisse nur gewinnen könnten, stellen die Ehrlichkeit über diesen Gewinn: wir setzen unsere Ehre darein, ehrlich und keine Diebe zu sein." Daß es kraft des vom Staat geschützten Besitztitels nur einen rechtmäßigen Besitz gab und geben könne, daß, wer sich daran vergreife, ein Dieb sei, stand außer Frage. Die Einzelnen, die Das vom Standpunkt des Gemeinwohles aus bestritten, wie es ja auch schon in der großen französischen Revolution geschehen war,*) waren eben nur vereinzelte vorgeschobene Posten. Aber sie blieben auf die Länge nicht vereinzelt. Die Kritik des Privateigenthumes als eines mit einer kommunistischen Gesellschaftform unverträglichen Prinzips unterwühlte theoretisch seine Grundlagen. Der Schneider Weitling predigte in seiner Schrift „Garantien der Harmonie und Freiheit" den Kommunismus vor einer zwar kleinen, aber aufmerksamen Zuhörerschaar. Das entscheidende Wort aber sprach Proudhon mit seinem bekannten Wort: La propriété c'est le vol in der Schrift: Qu'est-ce que la propriété? (1840). Hier war der einfachste

*) Robespierres Auffassung der Besitzfrage war in seiner späteren Periode die, daß er das Eigenthum zwar erhalten, die Benutzung aber dem Staatswillen unterstellt wissen wollte. Jedes Eigenthum sollte für unerlaubt und unsittlich gehalten werden, das die Freiheit oder den Besitz eines Dritten schädige.

Gesichtspunkt für die Verurtheilung der Besitzenden und zugleich für die Vertheidigung Derer, die dem Besitz zu Leibe wollten, gegeben. Wenn das Eigenthum Diebstahl ist, die Eigenthümer also Diebe sind, so sind es jedenfalls Die nicht, die sich am Eigenthum vergreifen. „Wir wollen keine Diebe sein", hieß jetzt so viel wie: Wir wollen keine Eigenthümer sein. Und Das wiederum bedeutet nicht mehr und nicht minder als: Wir wollen nicht dulden, daß es überhaupt Eigenthümer giebt. Das Eigenthum muß abgeschafft werden.

Das war die radikale Folgerung. Die gemäßigte war eine wesentlich andere und doch sehr einschneidende, wenn man sie mit der bisherigen Auffassung vergleicht. Gerade in den Mittelklassen vollzog sich jetzt unaufhaltsam jene Accentverschiebung, die zwar die Formel beibehielt, aber den Accent statt, wie bisher, auf „Eigenthum", auf „heilig" verlegte. „Heilig sei das Eigenthum" hatte geheißen: Das Eigenthum sei Dir heilig, unantastbar, weil es seiner Natur nach, als Eigenthum, unverletzlich ist. „Heilig sei das Eigenthum" dagegen richtete gewissermaßen an den Eigenthümer die Aufforderung, sich oder das Eigenthum zu heiligen; dann erst solle es als unantastbar gelten. Es ward zugegeben, daß das Eigenthum keineswegs als bloßer Besitz immer und unter allen Umständen wie ein Heiligthum zu schützen sei; erst dann solle ihm dieser Anspruch zuerkannt werden, wenn es sich ihn durch Heiligung verdient habe. Wenn man die Tragweite dieser Accentverschiebung erwägt, so ergiebt sich, daß in ihr die ganze Entwickelung auf diesem Gebiet für eine lange kommende Zeit vorgezeichnet ist.

Versuche, das Problem einer Heiligung des Eigenthums zu lösen, werden, nachdem die Accentverschiebung sich einmal der sittlichen Auffassung, wenn auch zunächst nur in engeren, aber sich stetig erweiternden Kreisen, bemächtigt hat, nicht mehr aufhören. Und Das ist gleichbedeutend mit der Lösung des Problems, entweder die Kapitalansammlung in einer Hand in gewissen Schranken zu halten oder der Anwendung gewisse Schranken zu ziehen, ihrem beliebigen Mißbrauch vorzubeugen. Von vorn herein ist klar, daß, wenn man den Zweck will, man auf das Eine oder das Andere nicht verzichten kann. Entweder das Erste, das Schrankenziehen in der Kapitalsansammlung, ist nicht zu machen, dann muß die Anwendung gezügelt werden; oder dies Mittel erscheint untauglich, dann ist das Erste um so unerläßlicher. Der Zweck bleibt, dem Unheil thunlichst vorzubeugen. Alles Unheil aber, das der Eigenthümer anrichten kann, ist ihm eben nur dann ermöglicht, wenn er Eigenthümer im großen oder größten Maßstab ist. Ist er Das nicht, so bleibt er bei schlimmer Charakterveranlagung auf seine üblen Absichten angewiesen. Gefährlich wird das von seiner Seite drohende Unheil erst, wenn er über die hundertfache Pferdekraft des Großkapitalisten verfügt. Vor einigen Jahren wurde das Vermögen des Leiters der amerikanischen Standard Oil Company, Rockefeller, auf 250 Millionen Dollars geschätzt; 75000 Menschen waren von diesem Potentaten abhängig.

Nirgends tritt die unheilvolle Uebermacht des beliebig großen Geldbesitzes und seiner Verfügung so grell hervor wie auf dem Gebiet des Sexualismus. Ich erinnere an die berüchtigten, unwidersprochen gebliebenen Enthüllungen der Pall Mall Gazette (von 1885) über die Verhältnisse in London, die für jede Großstadt, natürlich mehr oder minder, je nach dem Umfang der Stadt und des dort aufgespeicherten Reichthums, typisch sind. Sie ergaben, gestützt auf eine

umfassende Untersuchung, daß in der englischen Hauptstadt jeden Augenblick dem Angebot des Reichthums jedes, auch das zarteste Kindesalter für den Sexualismus zur Verfügung gestellt wird. Dem durch die Macht des Reichthums gesicherten Attentat ist niemals oder nur in den seltensten Fällen beizukommen gewesen. Damals nannte Lord Shaftesbury diese Enthüllungen so furchtbar, fast unglaublich, daß selbst die verwickeltesten Phasen der auswärtigen Politik das Land nicht abhalten sollten, die aufgedeckten Uebelstände mit den energischsten Mitteln zu bekämpfen. Dieser Ansicht haben gewiß Viele zugestimmt, ohne daß dadurch im Wesentlichen Etwas geändert worden ist.

Aus diesen und ähnlichen Gründen erörtern längst Sozialpolitiker aller Farben, was möglich und was nützlich sein könne, um die Gefahr zu mindern. Wenn der Eine von einer Depossedirung der Börsenkönige spricht, der Andere die Maßregel erwägt „von Staats wegen gemeinschädlichen großen Privatbesitz nicht allein zu beschränken, sondern zu konfiszieren", so sieht man, wie das „Heilig sei das Eigenthum", womit sich eine solche Maßregel nicht vertragen würde, von dem „Heilig sei das Eigenthum" verdrängt worden ist. Daß das ganze Thema der gesetzgeberischen Maßregeln, die darauf hinwirken sollen, wieder zu einem „wohlvertheilten Besitz" zu gelangen, übrigens äußerst heikel und schwierig ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. In einer Gesellschaft wurde einmal der Vorschlag gemacht, die Art des Verbrauches außergewöhnlich großer Geldmittel gewissermaßen unter Kontrole zu stellen und Personen, die sie nur zur Befriedigung extravaganter Launen gebrauchen, die Verfügung darüber zu entziehen. In den Kreisen der Millionäre und Milliardäre ist ein solcher Verbrauch ja nichts besonders Ungewöhnliches. Der Vorschlag wurde als Scherz aufgenommen. Aber mich dünkt, daß sich aus dem Einfall ein vielleicht ernsthaft zu nehmender Kern herausschälen ließe. Es läßt sich recht wohl an ein staatliches Einschreiten wider die mißbräuchliche Anwendung des Reichthums denken. Der Staat maßt sich schon jetzt ein solches Recht an, da er den Verschwender unter Kontrole stellt. Er ordnet eine Fürsorge für den Verschwender wie für einen Geisteskranken an, er entmündigt ihn unter Umständen und bestellt eine Vormundschaft. Das sind Maßregeln, die die Eigenthumsverfügung einschränken. Warum sollte nun die Gesellschaft nicht auch Leute, die mit ihren großen Geldmitteln nur unsinnige Spektakelstücke aufführen, für Verschwender erklären, da sie doch durch unnütze Vergeudung der Gesellschaft die Mittel entziehen, die ihr aus solchen Vermögensbeständen, wenn sie zweckmäßig verausgabt würden, zuwachsen müßten? Jedenfalls ist der Grundsatz, daß Dem, was in diesem Sinn contra bonos mores ist, von Staats wegen hemmend entgegen zu treten ist, nicht von der Hand zu weisen. Denn Eins bleibt zu bedenken: wie jeder Organismus, so ist auch Staat und Gesellschaft vor die Alternative gestellt, krankhafte pathologische Prozesse, die sich in ihnen gebildet haben, entweder zu bewältigen oder von ihnen überwältigt, zerstört zu werden. Die sündhaften Ausschreitungen des Reichthums sind solche pathologischen Prozesse. Gelingt es nicht, sie innerhalb der bestehenden Gesellschaftordnung, die sich dazu neue Rechte schaffen müßte, zu überwinden, so wird sich das Wort eines Konservativen erfüllen und die „soziale Revolution der ganzen jetzigen Geldwirthschaft ein Ende mit Schrecken bereiten."

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.

Pariser Momentaufnahmen.

In einem Restaurant des Bois de Boulogne. Stille in den Alleen rings umher. Das elegante Paris ist fort, weilt in Seebädern oder in den Alpen. Uebrigens bricht der Abend herein und die elegante Welt besucht das Bois am Tag. Das Gros der Bevölkerung und der Fremden strömt nach der Ausstellung und den Boulevards. Im Bois gehts ruhig zu. Da erholt man sich.

Man kann im Freien sitzen. Die Diner-Stunde ist eigentlich vorbei. Um diese Zeit — zwischen acht und neun Uhr — nehmen die Pariser gewöhnlich nur noch eine „petite consommation“: einen bock, ein Glas Limonade, eine Tasse Kaffee. Wir hingegen, mein Begleiter und ich, haben als richtige Wiener das Bedürfniß nach einem regelrechten Abendbrot. Der Kellner präsentirt uns ein zierliches Kärtchen: das Menu für das Diner. Daß man andere Wünsche haben könne, scheint ihm nicht recht einzuleuchten. Wir bestellen à la carte, ohne das Menu zu berücksichtigen, mein Begleiter Das, ich etwas Anderes. Zweifelhafte Miene des Kellners. „Une omelette seulement, monsieur?“ Dabei wird das erste Wort scharf betont. Wir sind es bereits gewohnt, in Paris von den Kellnern kritisirt zu werden. Dieses fragende: „une omelette seulement“ habe ich schon wiederholt gehört. „Wir würden zwei bestellt haben, wenn wir zwei haben wollten“, sage ich; und der Kellner entfernt sich mit einem Seitenblick auf die Fremden, die, anstatt zwei, nur eine Omelette zu bestellen für gut befinden.

So flink und willig wie in Wien wird man in Paris nicht bedient. Ich denke: die wiener Kellner sind unübertrefflich. Wir sind in Folge Dessen arg verwöhnt und ärgern uns leicht über die etwas herablassende Art der pariser Kellner. Uebrigens kann man sie auch erziehen. Man darf sich eben nichts von ihnen gefallen lassen. Aber die Deutschen und Oesterreicher sind gewöhnlich zu gutmüthig oder auch zu bequem dazu.

Nun, am Ende bekommt man, was man bestellt hat. Und nach dem Essen halte ich Umschau und betrachte das Publikum. Fast alle Tische sind besetzt. Vorwiegend zu Zweien. Und beinahe lauter faux ménages, was da um uns herum sitzt. Merkwürdig, daß man Das auf den ersten Blick erkennt. Woran man es nur erkennt? Man weiß es selbst nicht recht. Aber es ist so. Eheleute sind so ganz anders gegen einander. Und vielleicht wirkt der Umstand, daß man sich in Paris weiß, unbewußt mit, um den Blick zu schärfen. In der Heimath beobachtet man weniger.

Und grundverschieden, diese Paare. Dieses hübsche, elegante, volle Persönchen, das mit graziöser Nonchalance seine Limonade schlürft, wird von dem neben ihm sitzenden jungen Manne leidenschaftlich geliebt und liebt selbst

nur sehr wenig. Mehr Cocotte als Grisette; eben Eine, die sich lieben läßt und die es versteht, den Mann und seine Schwäche auszubeuten. Sehr kühl ist sie, die hübsche Kleine. Ihn erregt der Abend, der Duft der Bäume, des Mädchens Nähe. Er drängt sich an sie, hascht nach ihrer Hand, schlingt den Arm um sie. Jede Geberde, jeder Blick bekundet leidenschaftliches Werben, ungesättigtes Begehren. Und sie läßt sich seine Zärtlichkeit gleichgiltig, ja fast hochmüthig gefallen. Keine Sorge, daß sie ihn durch ihre Kälte abstoßen oder gar verlieren könnte. Sie fühlt sich sicher in ihrer unbegrenzten und unbegreiflichen Macht des Weibes, das sich begehrt weiß. Jedenfalls ist er ihr an Bildung und sozialer Stellung überlegen. Nach seiner Erscheinung zu urtheilen, darf man ihn für einen jungen Mann aus guter Familie halten. Vielleicht ängstigt sich zu Hause eine Mutter um ihn. Vielleicht bildet dieses „Verhältniß“ eine nimmer ruhende Sorge der alten Frau. Ein Boulevard-Drama fällt mir ein, von dem vor ein paar Jahren in den pariser Blättern zu lesen war. Der traurige Held: ein Sohn aus gutem Hause, der ein Verhältniß zu eben solcher süßen kleinen Bestie hat, wie Die zu sein scheint, die da in meiner Nähe ihre Limonade trinkt. Die süße Kleine richtet ihn zu Grunde, und als sie ihn so weit gebracht hat, verläßt sie ihn. Ein unendlich gewöhnlicher Schluß. Seine Mutter bietet alle ihre Liebe und Zärtlichkeit auf, um ihn zu bestimmen, das Mädchen zu vergessen; er aber erklärt der Weinenden mit einem Achselzucken: Que veux-tu? Je ne peux pas vivre sans cette femme . . ., geht hin und bringt die süße Kleine um. Dieses trübe Drama fährt mir durch den Sinn, während ich das mir fremde Menschenpaar betrachte. Nun, hoffentlich wird hier das Ende, das unausbleibliche Ende weniger schlimm. Oder wenn dieser junge Mensch ein eben so erbärmlicher, von seinen Trieben unterjochter Geselle ist wie jener klägliche Held und auch nicht leben kann ohne cette femme,... dann hat er hoffentlich keine Mutter mehr.



Ein anderes Paar. Die äußeren Verhältnisse dürften ziemlich ähnlich liegen: er ein Sohn aus gutem Hause, sie eine Grisette. Vielleicht arbeitet sie jetzt nicht und er hält sie aus. Sie ist hübsch gekleidet, doch nicht sehr chic. Wohl ein Mädchen aus der Provinz, das noch wenig von der Pariserin an und in sich hat: weder den graziösen Gang noch die unnachahmliche Art, die Schleppe in die Höhe zu halten und dabei den kostbaren seidenen, mit Spitzen besetzten Unterrock, die schwarzen Strümpfe und Lackschuhe auf hohen Absätzen, die so ungesund sind, wohl aber den Fuß sehr klein erscheinen lassen, zu zeigen. Auch geschmückt ist sie nicht; mich dünkt, nicht einmal Reismehl legt sie auf. Ein Neuling. Hat vielleicht zum ersten Mal ein „Verhältniß“. Einmal kann ja auch Einer bei irgend Einer der

Erste sein, nicht wahr? Sie thut mir so seltsam leid, die Kleine. Wie sie so wenig chic ist und verliebt in den robusten Bengel, der ihr zur Seite sitzt. Ein Sportsman. Er ist auf dem Rad gekommen und trägt das übliche Radfahrerkostüm: Pumphose und Wadenstrümpfe. Ein derber Bengel. Sieht roh und selbstzufrieden aus. Ich möchte darauf wetten, daß Der noch keinen Sou verdient und auf Papas und Mamas Kosten lebt. Und die arme Kleine liebt ihn sehr, schmiegt sich an ihn wie ein verliebtes Kätzchen an einen Kater, streichelt seine Hand, sieht ihn mit guten, dummen, zärtlichen Augen an. Ach, so rührend dumm und zärtlich sind diese Augen! Heute ist sie noch seine petite femme. Aber lange wird es nicht mehr dauern. Er ist ihrer noch nicht überdrüssig. Noch nicht. Doch über kurz oder lang, wahrscheinlich über kurz, wird das Lied ausgesungen sein. Die arme dumme Kleine gehört nicht zu Denen, die einen Pariser lange fesseln. Keine Spur von Raffinement und Esprit; und dieses täppisch-ehrliche verliebte Wesen! Und er ist Einer, der vor einem rücksichtlos brutalen Bruch nicht zurückschreckt. Das sieht man ihm an. Was für ein Ende steht diesem „Verhältniß“ bevor? Gott mag es wissen, — und ich ... Nun, mir ist lieber, es nicht zu wissen.



Ein drittes Paar. Sie haben ganz in meiner Nähe Platz genommen. Ich höre den Klang ihrer Stimmen. Die Frau ist interessanter als der Mann. Eine echte Großstadtpflanze: blutleer, forcirt, mit den schönen, geistvollen Augen der Pariserin. Die Stimme einschmeichelnd, das Lächeln bezaubernd. Sehr einfach und dunkel gekleidet. Eine dame de comptoir vielleicht oder etwas Aehnliches. Jedenfalls macht sie den Eindruck einer honnête femme, einer Frau, die auf eigenen Füßen steht und die arbeitet. Keine Spur mehr von Jugend. Diese Frau hat sicherlich viel entbehrt, viel gearbeitet, viel erfahren und viel gelitten. Auch durch die Liebe. Aber die Natur des Weibes ist so unbegreiflich elastisch. So wie sie immer den Letzten am Meisten zu lieben meinen, so leben sie, wenn nur ein armer Sonnenstrahl in ihr Leben fällt, auch immer wieder auf ...

Vielleicht ists der letzte Sonnenstrahl im Leben dieser blassen Pariserin mit den bleichen Lippen und den sofort ins Auge fallenden blutlosen Ohren; vielleicht die letzte Liebe. Das heißt: die letzte Liebe, die Erwiderung fand. Und sie hält Beides, letzten Sonnenstrahl und letztes Lieben, fest und freut sich, nach Frauenart, daran, als ob es der erste Strahl und erstes Lieben wäre. Oder doch nicht so. Illusionen und naive Anbetung sind ja doch schon zerstoben. Sie liebt den Mann neben ihr, aber sie sieht ihn, wie er ist ...

Schön ist er nicht; nicht einmal hübsch. Aber er hat Etwas, das dieser Liebe gefährlicher werden kann und wohl auch werden wird als Schön-

heit: seine Jugend. Er ist wenigstens um zehn Jahre jünger als die blasse Frau. Noch merkt er nicht, wie alt sie neben ihm aussieht. Aber er wird es merken oder Andere werden es ihm so lange vorsagen, bis er es merkt. Doch einstweilen ist noch Alles gut. Sie ist nicht nur seine Geliebte, sondern auch seine Freundin, seine treue Kameradin, der er Alles sagt. Zusammen scheinen sie nicht zu wohnen: er hat ihr zu viel zu erzählen. Was er wohl sein mag? Ein angehender Künstler, denke ich, der noch ringt und hofft und kein Geld hat. Er schildert ihr eine seiner Arbeiten und zeichnet, zu besserem Verständniß, mit einem Bleistift Figuren auf den Tisch. Und sie folgt seinen lebhaften Bewegungen, seinen lebhaften Worten mit aufmerksam vorgeneigtem Kopfe und liebenswürdig interessirtem Lächeln. Jetzt sagt er ihr Etwas, das ihr unwahrscheinlich vorkommt. Sie will ihm nicht widersprechen, doch sie ist überzeugt, daß er in seiner südlichen Lebhaftigkeit Dichtung und Wahrheit verwechselt. Vermuthlich passirt ihm Das öfter. Aber sie ist klug und gut und duldsam. Und so anmuthig, so gütig, so schonend klingt ihr kaum leisen Zweifel ausdrückendes: Ah! vraiment? Und sie lächelt dabei und sieht ihn mit ihren klugen, schönen Augen nachsichtig an, ihn, der so jung ist gegen sie, den sie so genau kennt — alle seine Fehler, alle seine Schwächen — und den sie, die Erfahrene, mit mütterlich nachsichtiger Liebe liebt, vielleicht gerade um seiner Jugend und seiner Fehler und Schwächen willen. Uebrigens scheint er warmfühlend und strebsam zu sein und innig an der blassen Frau zu hängen... Wer weiß, ob nicht gerade diese Liebe, in der so viele geistige Bande, so viel Uebereinstimmung und Freundschaft zu liegen scheinen, am Längsten währen wird? Die Frau sieht nicht aus wie Eine, die Szenen macht und einen Mann quand même festhalten will, und ihr Freund nicht wie Einer, der eine Frau in Thränen von sich gehen läßt. Und sie gehören so eng zusammen. Das sieht man ja! Wozu an das Ende denken? Ist es nicht genug, wenn zwei Menschen eine Zeit lang mit und durch einander glücklich waren?...

„Garçon, l'addition!“

Mein Begleiter ist müde und will nach Hause gehen. Die vom Garçon zierlich auf einem Teller präsentirte addition wird nicht erst ängstlich geprüft. Vielleicht ist ein Rechenfehler darin. Das kommt nämlich in Paris manchmal vor. Uebrigens auch anderswo. Doch zu prüfen braucht man nicht. Denn wenn der Garçon sich geirrt hat, so war es gewiß nicht zu seinem Nachtheil. Das kommt niemals vor. Und da wir sicher sind, daß ihm durch einen möglichen Rechenfehler kein Schade erwächst, können wir ohne Prüfung bezahlen und unbesorgt nach Hause gehen.

Paris. Emil Marriot.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 8. September 1900.

Götter, Helden und Waldersee.

Charon: Viele sind es diesmal einstweilen noch nicht. Aber was für merkwürdige Münzsorten findet man zwischen den Lippen! Dollars, schäbige Sixpencestücke, Rubel, Francs, Lire und Jens. Der Plutos mag wissen, was diese Obolosernte werth ist! Bin mit den Peseten damals schön reingefallen. Deutsche scheinen unter den Passagieren gar nicht zu sein.

Hermes: Die sind zu spät gekommen, zu ihrem Heil. Wir haben Leichen genug. Und schon schwingt die Pest über Europa ihre schreckende Geißel. Kein Wunder bei dem lebhaften Verkehr mit Ostasien. Schlechte Aussichten aber für den Handel. Spute Dich, Sohn der Nyx! Ungesundes Klima hier. Und ich muß heute noch die Frachtenbilanz fertig machen.

Charon: Was ist oben denn eigentlich los? Bei meinem langweiligen Geschäft ist man nie auf dem Laufenden.

Hermes: Die alte Geschichte: Hader und Streit um Macht und Güter. Die Weißen, denen der Raum zu eng wird, sind ins Land der Gelben eingebrochen und die Gelben suchen sich ihrer nun zu erwehren, — auf ihre bekannte Weise natürlich, mit grausamster, Menschenleben und Menschenwürde nicht achtender Tücke. Das hat der Kreislauf der Jahre oft schon gesehen. Jetzt war es besonders schlimm, weil die Weißen mit ihren eigenen Waffen die Gelben zu wirksamer Kampfkunst gerüstet haben und weil, wie es leider ja Mode geworden ist, allerlei unsinnige Nachrichten mit Blitzesschnelle verbreitet werden. Denen haben manche weiße Machthaber geglaubt und nun zeigt sichs, daß die Dinge ganz anders liegen. Uneinigkeit unter den Weißen mußte die Folge sein. Von den Völkern, die

eben noch prahlend von gemeinsamen Idealen schwatzten, denkt jedes nur an sich, will jedes von der Beute einen möglichst großen Theil an sich reißen. Die meisten wittern auch schon, daß allzu scharfes Vorgehen ihnen die Profitaussichten sperren könnte. Es sieht mit dem Weltfrieden böse aus; und wenn es so weiter geht, kannst Du tüchtige Arbeit bekommen. Aber nun flink, Erebide! Ich habe mehr zu thun, als mich hier über Politik zu unterhalten!

Bismarck: He! Hol über!

Charon: Bist Du auch wirklich tot? Seit ich mich verleiten ließ, den lebendigen Herakles in meinen Kahn zu nehmen, und dafür ein Jahr Ketten bekam, bin ich ein Bischen ängstlich geworden.

Bismarck: Der Kerl macht Umstände wie Pinnow, wenn ich gegen Schweningers Vorschrift eine zweite Halbe Moët verlangte... Liest Du denn keine Zeitungen, Einpeitscher der Götterfraktion? Sonst müßtest Du doch längst wissen, daß ich so tot wie möglich bin, ganz überlebt und überholt, altes Eisen. Tummle Dich: wir Alle, die 'rüber wollen, sind tot!

Hermes: Der Mann lügt nicht. Ich kenne ihn. Meine Handelsleute lieben ihn nicht. Aber tot ist er wirklich. Und auch die Anderen leben nicht mehr. Schürze Deinen Schifferkittel und hole sie über, ehe der Riese im schwarzen Gewand unangenehm wird. Er kanns werden. Doch dann schnell vorwärts! Die Abendkurse müssen längst schon gemeldet sein.

Bismarck: Man muß sich mal hier unten umsehen. Vielleicht kommt ein Inspirirter des Weges. Von oben ist kein klares Bild zu erkennen. Schade, daß ich nicht le cœur léger habe, wie meine besser in die Zeit passenden Kollegen, und immer noch an dem offenbar ganz veralteten Glauben hänge, daß Politik treiben voraussehn heißt. Mir scheint, was nun geschieht, war leicht vorauszusehn. Ich lese jetzt ja sehr häufig, eigentlich hätte ich nach 70 nichts mehr geleistet und obendrein noch das ganz dumme Wort vom saturirten Staat gesprochen; erst seit meiner Entlassung sei ein frischer Zug in die Sache gekommen, denn ich sei zwanzig Jahre eben kein Mehrer des Reiches gewesen. Mag sein; ein Renommirer des Reiches war ich jedenfalls nicht. Auch fehlte mir immer die power without responsibility, die mein alter Feind Gladstone so eifrig erstrebte und die heute wieder recht beliebt geworden zu sein scheint. Ich nahm es mit der Verantwortlichkeit sehr ernst, gab mich nie damit zufrieden, daß ich die Unterschrift des Monarchen in der Mappe hatte, und mir wurde vor 64, 66 und 70 das Leben recht sauer gemacht, so sauer, daß der Ekel vor dem Hominingeruch mich immer öfter in meine Wälder trieb. Die Weltkarte — unter ‚Welt' thut mans heute nicht — haben

die drei Kriege ja nicht gerade wesentlich verändert, aber den Deutschen haben sie schließlich doch ganz schöne Erfolge gebracht und mir schien Deutschlands Zukunft damals in Europa und auf dem Lande zu liegen. Jetzt weht ein anderer Wind. Auf das quieta non movere wird kein Werth mehr gelegt. Probiren geht über Studiren; und wir werden ja sehn, was draus wird. Ganz so schnell, wie ungeduldige Nachbarn annehmen, kann das Deutsche Reich nicht ruinirt werden. Aber ich habe einige Sorge, ob dem glorreichen Sommer jetzt nicht ein harter Winter des Mißvergnügens folgen wird. Das Schlimmste ist, daß man nicht weiß, an wen man sich halten soll. Unsere strebsamen Herren rechts und in der Mitte hätten sich gewiß beeilt, gegen angemessene Entschädigung jeden Bedarf an Feigenblättern zu befriedigen, aber man hat sie gar nicht erst bemüht. Krieg ohne Kriegserklärung, Krieg ohne Reichstag! Wenn ich, dem in internationaler Politik Erfahrung und eine sichere Hand doch selbst von Richter nicht abgesprochen wurde, solche Dinge riskirt hätte: die alten Fortschrittsweiber hätten mich mit nassen Scheuerlappen totgeschlagen. Heutzutage gehts. Vielleicht eben, weil kein greifbarer Träger der Verantwortlichkeit da ist und jede der nicht ganz radikalen Fraktionen den ohne ministerielle Deckung im Vordergrund stehenden Monarchen eines Tages doch noch als Hospitanten begrüßen zu können hofft. Hohenlohe ... Ich habe ihn nie für einen starken Politiker gehalten, nicht mal mehr für Straßburg stark genug, und habe ihn während seiner ersten Kanzlerzeit dann immerhin noch überschätzt. Klar wurde mir seine Valeur erst, als er in Friedrichsruh nicht zu stöhnen aufhören wollte, wie furchtbar schwer das Lied doch zu blasen sei. Mir fiel dabei ein, wie ich vor 48 mal in eine Liebhabervorstellung geschleppt und wie mir von einer Tante des stotternden Romeo nach jeder Szene zugeflüstert worden war, der Junge gebe sich alle Mühe, aber es sei so entsetzlich schwer. Madame, sagte ich endlich, dann hätte er die Rolle lieber nicht übernehmen sollen ... Aber ich hielt Hohenlohe stets für einen Gentleman und kann mir auf seine Effacirung keinen andern Vers machen als den: seine Theilnahmlosigkeit, die ja von der ersten Stunde an unverhüllt sichtbar war, soll publice zeigen, daß er mit der ganzen asiatischen Geschichte nichts zu thun haben will. Ich hätte es, bei anderer Auffassung politischer Pflichten, anders gemacht und in dem Augenblick, wo ich die Verantwortung nicht mehr tragen konnte, meinen Abschied genommen. Das ist am Ende Geschmackssache. Aber er betrachtet sich wohl kaum noch als im Amt. Daher auch Werki. Und Bülow? Ich habe nicht den Eindruck, daß er in der letzten Zeit eine glückliche Hand gehabt hat; trop de zèle und zu viel Rednertemperament für politische Ge-

schäftsführung großen Stils. Primo loco habe ich nach ihm aber nicht zu fragen und rege mich deshalb nicht darüber auf, daß auch er sich während der kritischsten Tage absentirt. Staatssekretäre regiren bei uns nach der Verfassung nicht und es ist gleichgiltig, ob sie sich wichtig machen oder sich als Manager fühlen. Sie bleiben erste Vortragende Räthe und sind, auch wo sie im abgegrenzten Ressort den Kanzler vertreten, nur dem Vorgesetzten verantwortlich. Staatssekretäre sind schließlich nicht mal verpflichtet, Nein zu sagen; sie können, wenn sies mit Ehre und Reputation vereinbar finden, einfach auf Kommando Ordre pariren. Nur von dem ersten Beamten des Reichs verlange ich mehr als solche Troupiertugend.

Caprivi: Wenn Euer Durchlaucht etwa auf mich zielen ...

Bismarck: Herr General, Sie wissen, daß ich seit dem Tage, wo Sie mir die Ehre erwiesen, das Wort an mich zu richten, Sie nie in die Verlegenheit gebracht habe, mit mir über Politik sprechen zu müssen. Auch jetzt lag der Gedanke an Ihre episodische Beschäftigung mit dieser Kunst mir fern.

Caprivi: Das freut mich aufrichtig. Ich wäre in der Lage, manches Mißverständniß aufzuklären und zu beweisen, daß ich mir Eurer Durchlaucht Unwillen wiederholt durch Handlungen zugezogen habe, an denen ich im Grunde ganz schuldlos war. Andere aber, die nicht in solcher Zwangslage waren wie ich... Nicht ich habe gesagt: „Auch Eurer Majestät erlauchter Ahnherr wäre nicht Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich einen allmächtigen Minister geduldet hätte!“ Da saß ich noch still und ahnunglos in Hannover. Aber Graf Waldersee ...

Moltke: Nicht untüchtig!

Caprivi: Mag sein. Der Herr Feldmarschall hat nicht allen Mitarbeitern an seinem Werke das selbe nachsichtige Wohlwollen geschenkt. Und auch Euer Durchlaucht haben, trotz den früheren Friktionen, mit dem Kommandirenden des neunten Corps von 91 an ja freundschaftlich verkehrt.

Bismarck: Freundschaftlich? .. Mir ist, als ob mein alter Freund, der Gesichtsschmerz, mich auch hier noch aufsuchen wollte. Als Leszczynski weggeschickt wurde — wie man allgemein glaubte, weil er sich zu gut mit mir gestellt hatte — und Waldersee kam — wie ich annahm, um mich aus der Nachbarschaft bequem zu überwachen —, konnte nichts mich hindern, Höflichkeiten höflich zu erwidern. Verfeindet waren wir nicht. Seinen Versuch, den damaligen Prinzen Wilhelm für eine kirchlich-politische Richtung stoeckerscher Couleur in Anspruch zu nehmen, hatte ich decidirt, aber ohne persönliche Spitze zurückgewiesen; außerdem mir verbeten, daß der

Generalstabschef sich ohne mein Wissen diplomatische Berichte aus Paris schicken ließ und so die Möglichkeit hatte, meine ihm vielleicht zu ruhige Politik beim König zu kontrekarriren. Unsere Ansichten über die Nothwendigkeit kriegerischer Auseinandersetzungen mit West und Ost waren wohl immer verschieden. Ich habe die Zumuthung, der Vorsehung in die Karten zu gucken, stets abgelehnt und hätte nur einen im Drang äußerster Nothwehr begonnenen Krieg vor der salus publica verantworten können. Unsere hitzige Militärpartei fand alle paar Jahre, jetzt sei zum Losschlagen der günstigste Moment und den könne nur ein alter Esel wie ich verpassen. Gerade fähigen Militärs wird die ‚schlaffe Friedenszeit' des englischen Richard leicht lang und sogar an unserm verehrten Marschall hier habe ich manchmal Spuren eines gewissen Blutdurstes bemerkt. Nun erst Leute von noch ganz ungestillter Applaussehnsucht! Wer weiß, ob ich als Nachfolger Moltkes, also in einer Stellung, wo jeder im Feld Unerprobte eine schlechte Figur macht, mir nicht auch einen Zweifrontenkrieg zum Geburtstag gewünscht hätte! Jedenfalls lag nichts vor, was mich veranlassen konnte, dem General, der sich als Gast melden ließ, die Thür meines Wohnzimmers zu verschließen. Friedrich der Große? Du lieber Gott! Daß Waldersee mir nicht besonders gewogen sein konnte, habe ich nie bezweifelt und mehr als einmal das Gefühl gehabt, er wolle nachsehn, ob für einen schicklichen Kranz die Stunde noch nicht gekommen sei. Er hat sich einen starken Bethätigungdrang erhalten und ich glaube, daß er heute noch an den Kanzler denkt; als Uebergang hatte er lange den straßburger Posten ins Auge gefaßt. Wir wußten, was wir von einander zu halten hatten, und haben, ohne je ein intimes Wort zu wechseln, auf dem Fuß wohlerzogener Menschen verkehrt. Ich war aus langer amtlicher Thätigkeit daran gewöhnt, bei Tisch, wenn es sein mußte, Jagd- und Ballgeschichten der insipidesten Art zu erzählen; außerdem sorgten Armeefragen und gemeinsame hamburger Bekannte dafür, daß der Stoff niemals ausging.

Moltke: Der jetzige Feldmarschall spricht gut!

Bismarck: ... Ja; wie ein nicht ganz ausgewachsener Miquel in Uniform. Auf keinen Fall kann man nach seinen letzten Leistungen sagen, daß er Euer Excellenz kopirt und nach dem Ruhm eines großen Schweigers strebt. Eher könnte man eine gewisse Aehnlichkeit mit Wrangel finden. Ich habe im Punkte der Bahnhofsreden ja auch Manches gesündigt, aber doch erst, als meine Dienste nicht mehr beansprucht wurden. Jetzt habe ich oft den Eindruck, daß die eloquenten Franzosen uns angesteckt haben. Wo ist der preußische General hingekommen, der die Hand an den Helm legte und höch-

stens an Königs Geburtstag den Mund zu einer Rede öffnete? Und auch dann gabs selten mehr als drei forsche Sätze, die man nicht genau ansehn durfte. Heutzutage werden uns ganze Leitartikel vorgetragen. Hoffentlich schadets der Schlagfertigkeit nicht, wie anno Olivier-Mac Mahon.

Caprivi: Der Herr Oberkommandirende in China ...

Bismarck: In Petschili! Das ist ein Unterschied.

Caprivi: ... in Petschili hat seinen Stil in nahem Verkehr mit Journalisten geschult. Die Herren von Hammerstein und Normann-Schumann wußten, was sie ihm schuldig waren. Bei dem Einen sollens hunderttausend Mark, bei dem Anderen im Lauf der Jahre nicht viel weniger gewesen sein. Auch jetzt hat er, außer der Dienerschaft für die sieben Zimmer seines Asbesthauses und dem Koch mit zwölftausend Mark Gehalt, ja ein Preßbureau bei sich. An Nachrichten wird es also nicht fehlen. Diese enge Beziehung von Soldaten und Zeitungschreibern war mir immer bedenklich. Reden verhallen schnell; wenn ich auch sagen muß, daß die Betheuerung, nie, unter keinen Umständen, einen Befehl zum Rückzug zu geben ...

Moltke: Sollte niemals gesagt werden!

Bismarck: Ganz einverstanden. Aber warum wollen wir uns bei Kleinigkeiten aufhalten? In unserer Zeit muß jeder Ehrgeizige mit der Presse arbeiten; die Art richtet sich nach dem persönlichen Reinlichkeitbedürfniß. Unbedachte Worte sind nichts Seltenes mehr; und den ganzen Apparat von Photographen, Kinematographen, Interviews und Requisitenschilderung würde ich schließlich mit in den Kauf nehmen, wenn ich nur wüßte, wohin die Reise gehen soll. Jedem meiner Landsleute gönne ich, daß er gut aufgehoben ist, gut zu essen und zu trinken hat, und mehr als jedem Anderen einem General von fast siebenzig Jahren, der es auf dieser unsauberen chinesischen Galeere aushalten soll. Viel Freude wird er da nicht erleben und ich wünsche ihm allen geistlichen und weltlichen Trost. Schon im Interesse unseres Ansehens. Ich halte es für einen außerordentlichen Fehler, daß wir den Generalissimus stellen — wir haben politisch da unten wenig zu suchen und hätten von ausgiebigen Aderlässen der Anderen den sichersten Vortheil gehabt —, kann aber nun, da er leider ernannt ist, als Deutscher nicht wünschen, daß er eine schlechte Rolle spielt. Wir haben Unannehmlichkeiten genug gehabt. Die Interpellation im englischen Unterhause, ob man nach dem Pardonverbot von höchster Stelle noch daran denke, Ihrer Majestät Soldaten dem deutschen Kommando unterzuordnen, Uchtomskijs bösartige Artikel, die ohne besonderen Wink kein Censor durchgelassen hätte, die wieder-

holten Zurechtweisungen im russischen Reichsanzeiger, der Spott aller Witzblätter der Erde: in den achtziger Jahren hätte man es für unmöglich gehalten. Unsere Aufgabe war, die Gesandten zu befreien. Das wurde, weil die Jahreszeit einem Vormarsch auf Peking ungünstig sei, gar nicht versucht, in dem Corps, das die Europäer mühelos entsetzte, war kein einziger deutscher Soldat und unverschämte Pariser können mit einem Schein von Recht aus dem Gendarmenchor citiren: Mais par un malheureux hasard nous arrivons toujours trop tard. Oder trop tôt, was manchmal noch schlimmer ist. In der Politik darf man weder zu spät noch zu früh kommen; man muß warten können und, wenn die Stunde schlägt, zur Stelle sein. Den Luxus der Nervosität darf der politische Geschäftsmann sich höchstens in seinen vier Wänden und allenfalls noch bei Rednerturnieren gestatten.

Moltke: Auch da nicht; sonst wird er geistreich.

Bismarck: Lieber Marschall, ich habe nur einmal von Ihnen einen Witz gehört. An dem Abend, wo ich Ihnen sagen mußte, daß es gegen die Franzosen losgehe, drehten Sie sich nach unserem kurzen, sehr ernsten Gespräch noch in der Thür um und riefen: „Eine Rheinbrücke soll übrigens schon gesprengt sein.“ Auf meinen erstaunten Blick setzten Sie hinzu: „Sie war auch furchtbar staubig“ und gingen ab. Seitdem habe ich vor Ihren witzigen Anwandlungen eine gewisse Scheu. Die jetzige Situation muß Ihnen sehr bedenklich erscheinen. Und ich fürchte, Sie sind wieder im Recht. Der allgemeine Wunsch, sich zurückzuziehn und uns die Suppe allein ausessen zu lassen, ist, trotz der offiziösen Vertuschung, nicht zu verkennen. Der Oberbefehl, gegen den man sich nicht gut sträuben konnte, wird thatsächlich nicht viel bedeuten und uns früher oder später Verlegenheiten bringen, schon weil er in Frankreich und Rußland als Demüthigung empfunden wird. Eine Entschädigung könnte nur das vermehrte Prestige bieten; und das gönnen die Anderen uns natürlich nicht, weil sie meinen, in einem auch nur scheinbar allen europäischen Kontingenten befehlenden deutschen Generalissimus würden die Chinesen den Vertreter eines in Europa allmächtigen Deutschen Kaisers sehn. Deshalb möchten sie die Sache erledigen, ehe Waldersee kommt und seinen Palikaotag erlebt. Außerdem fragen sie sich vergebens, was da unten eigentlich zu holen ist. Die Russen grenzen mit sechstausend Kilometern an China, haben zwölfhundert Millionen chinesischer Anleihe garantirt und müssen dran denken, ihrer transsibirischen Bahn, in der über zwei Milliarden stecken, das mandschurische Terrain dauernd zu sichern. Sie haben gar kein Interesse daran, die Chinesen zu ärgern,

müssen sich im Gegenteil bemühn, sie bei guter Laune zu halten, und haben auch wirklich vom Peking- bis zum Cassini-Vertrag mit dieser Methode gute Geschäfte gemacht. Sie brauchen die Mandschurei als Pufferstaat und werden sie kriegen; vielleicht nicht gleich offiziell; ein Verhältniß wie zu den Balkanstaaten würde vorläufig genügen, da die Bahnverbindung nach Wladiwostok und Port Arthur die Hauptsache ist. Gefährdet kann der russische Einfluß nur werden, wenn sie in den Augen der Chinesen den Nimbus der stärksten Macht einbüßen. Daraus ergiebt sich, mit welchen Gefühlen sie unter deutschem Oberbefehl fechten würden, — ganz abgesehen davon, daß unser Allerhöchster Herr nun auch noch öffentlich gesagt hat, er fasse die Uebertragung des Oberbefehls an einen deutschen General als eine allseitige Anerkennung unserer militärischen Leistungen auf. Seitdem ist die Verschnupfung akut geworden. Frankreich will in Tongking Ruhe haben und an dem russischen Faden mitspinnen und Nordamerika denkt, daß es zum Import und zu lohnenden Konzessionen der Nächste ist. Ueberhaupt will Keiner den wichtigen Kunden gern kränken und die eben erst einigermaßen in Ordnung gebrachten chinesischen Finanzen bis zur Insolvenz zerrütten. Von Kreuzzugsidealen und ähnlichen schönen Dingen merke ich nirgends Etwas; der Himmel bewahre auch Europa vor der Konkurrenz von vierhundert Millionen neuer, modern gedrillter Christenkulis! Daß England die Gelegenheit für günstig hält, um nach alter Gewohnheit zwischen Deutschen und Russen wieder einmal ein Feuerchen anzuzünden, wundert mich nicht; Salisbury könnte lachen, wenn er uns in asiatischen Fragen mit dem Zaren brouillirt hätte... Aengstliche Schüchternheit ist mir nie vorgeworfen worden, aber ich habe mich immer gehütet, diesen unausgetragenen weltgeschichtlichen Händeln zu nah zu kommen und so neue Reibungflächen zu schaffen. Auch jetzt sehe ich kein lohnendes Ziel.

Caprivi: Darf ich darauf hinweisen, daß in den Zeitungen steht, es werde sich wahrscheinlich mehr um einen diplomatischen als um einen militärischen Oberbefehl handeln und deshalb sei Graf ...

Bismarck: Das ist dummes Zeug. Als ob eine Großmacht Andere, von anderen Interessen Geleitete für sich verhandeln, sich zu Gunsten eines diplomatischen Dalailama ausschalten ließe! Sollten solche napoleonische Illusionen bei uns möglich werden, dann wünschte ich, noch lebendig zu sein, um, wie ich in Versailles in einer Minute des Unmuths drohte, meinen Stuhl mit hörbarem Ruck auf die linke Seite stellen zu können.

Charon: Zu Bett, meine Herren! Ich muß die Charoneia jetzt schließen. Lange genug habe ich Ihnen Zeit gelassen. Nun aber weiter!

*

An Friedrich Nietzsches Bahre.*)

Immer noch bin ich Eurer Liebe Erbe und Erdreich, blühend zu Eurem Gedächtnisse, oh Ihr Geliebtesten.

Also spricht heute zu uns Zarathustra.

Nun ist geschehen, was wir, die ihn liebten, längst gefürchtet haben. Das Schicksal spielt mit uns Irdischen, wie ein Riesenraubthier mit wehrlosen Lämmern; es vermag auch die Größten der Menschen zu zertreten. Jetzt hat es seinen letzten Prankenschlag nach ihm geschlagen, nach ihm, den es zuvor schon, ach, so oft getroffen hatte. Was es heute that, war nicht sein schlimmster Streich; und doch hätte Friedrich Nietzsche, der Einzig-Gütige, ihn hart genug empfunden, hätte er ihn noch kommen sehen können. Nicht um seinetwillen, — denn dieser Prophet des Ichs besaß wahrlich in allen Dingen des Lebens, die nicht sein Schaffen angingen, die Selbstlosigkeit, die seine Gegner, ihre Prediger, so unendlich oft nur im Munde führen; und er hätte wenig gefragt um das arme Ueberbleibsel eignen Daseins, das ihm noch allein geblieben war. Aber er hätte geklagt um Derer willen, die in Wahrheit das Opfer dieses Schlages ist, der edlen Frau zu Liebe, aus deren Schwesterhänden er den letzten Rest von Erden-, von Kinderglück erhalten hat, der für ihn gering war und den doch nur ein reiches Herz verschenken konnte.

Doch wir, die wir an seiner Bahre stehen, würden wenig in seinem Geiste handeln, wollten wir selbst diese Stunde nur um ihn klagen. Weiter, Leben, weiter, würde er rufen, wenn seine Stimme uns noch erreichen könnte; wandert den Weg der Menschheit vorwärts, rastet auch Ihr nicht, die Ihr auf mich sahet, weilet nicht, so lange es Tag ist, werdet nicht müde, Euch in Größere, Stärkere umzuschaffen. Und Dies ist der einzige Trost, den wir der Gütigen, von dem Leide dieser Stunden ganz Zerschmetterten, der heute mehr genommen ist als Allen unter uns, geben können. Auch für sie heißt ihres Bruders Mahnung: Vorwärts, nicht umschauen, wirken und leben, sich leben, s i c h auswirken. Und ihr, der Liebenden, der Verehrenden, kann selbst am Tage dieser Schmerzen der Gedanke an solche klaglose Feier nicht unheilig scheinen; denn ihr Schaffen, ihr Sich-Leben würden nichts Anderes sein als: für ihn schaffen, für ihn leben. In der Zeit, da unser großer Toter unter der Krankheit schwach und klein geworden war, kam ihm von seiner Schwester alles Gute. Sein Geist war tot, aber es lebte doch nicht

*) Gedenkrede, gehalten zur Trauerfeier im Sterbehause zu Weimar am siebenundzwanzigsten August 1900.

nur sein Leib, sondern auch sein Herz noch; und dem hat diese stets Getreue eben so viel Liebe erwiesen wie dem armen Erdenrest des Körpers. Das wird ihr unvergessen bleiben; und da sie mit allem Nietzsche-Stolz, der ihr innewohnt, ihr Werk nie als herablassendes, thränenseliges Mitleid, sondern als Freude spendenden Dienst ansah, ist es ihr an sich selbst Lohn genug gewesen. Und heute ist ihr wehester Schmerz, daß ihr jetzt dieses schönste, liebereichste Amt entzogen ist. Aber so hart es sie ankommen mag, davon zu scheiden: ihr bleibt ein anderes, zu dem sie eben so als Erste und Einzige berufen ist. Sie soll das Andenken ihres Bruders hüten und mehren, und wie sie seinen kranken Tagen nicht eine Pflegerin des Leibes nur, sondern mehr noch des Gemüthes war, so ist sie heute und in Zukunft die Geschichtschreiberin nicht nur seines Geistes, sondern mehr noch seiner Seele. Von deren Werden und Wachsthum, von deren zartesten und tiefsten Falten weiß sie unsäglich mehr, als je ein Biograph unserer oder späten Zeiten wird erkunden können. Und es ist gut gethan, wenn aus dieses Bruders Grabe noch Blumen schönen Schaffens wachsen.

Noch weniger sollen wir Anderen müßig gehen. Uns wird von diesem Trauertage an der gleiche Beruf, aus diesem nun vergangenen Leben, aus diesem nun vollbrachten Werk für uns — zuerst für uns, so wollte Er es und so ist es recht —, dann auch für Andere, all den Saft zu saugen, der uns dienen kann. Und wir haben auch an seiner Bahre nichts Anderes zu schaffen, als nach dem Maße seiner Größe zu forschen.

Sein Werk, seine Lehre, seine Worte, was sprechen sie zu uns in dieser Feierstunde? Sie waren das theure Gut, für das er den Preis eines von Leiden umstarrten Lebens zahlte. Und wenn der königliche Stolz ihrer hohen Forderungen auch diesem Pathos seines Schicksals zuletzt den Ursprung dankt: nie hat der Druck seines Unglücks auf seinem Schaffen gelastet, nie hat die Form oder den Inhalt seines Denkens auch nur ein Hauch von Trübheit und niederziehender Schwermuth angeflogen. Pessimist war er nur, so lange er gesund war, Das heißt: so lange er dem übermächtigen Einfluß eines großen Vorgängers erlag. Und wie Entgegengesetztes, wie Großes hat die Noth seines Leibes da gewirkt, wo auch seine Ueberkraft ihr nicht alle Macht über die Gestalt seines Denkens entziehen konnte! Aus dem Zwang seiner so oft von Krankheit durchbrochenen Arbeit heraus, aus dem Mißverhältniß zwischen seinem unbezähmbaren Schaffensdrang und der so immer schwerer zu meisternden Sprödigkeit des Stoffes ist ihm das Bruchstück, der ganz kurze, auf wenige Blätter, oft nur in ein, zwei Sätze gebannte Gedankengang, die natürliche, zuletzt nothwendige Form der Aeußerung geworden. Gewiß: der Einheit seines Gedankenbaues ist damit viel Eintrag geschehen und die augenblickliche Wirkung vieler Einzelerkenntnisse

ist dadurch geradezu aufgehoben. Es wird noch langer ordnender Arbeit bedürfen, ehe dieses Hinderniß überwunden wird. Aber für die Gestalt seines Schaffens, — welche herrliche Tugend hat er nicht aus dieser zuerst so qualvollen Noth gemacht! Doch weit, weit über diese Leistung hinaus führt die andere, ungleich höhere: Friedrich Nietzsche steht an den Pforten eines neuen Abschnittes unserer Sprachgeschichte. Er hat eine neue Prosa geschaffen, die einzige unseres Jahrhunderts, die sich an marmorner Schönheit mit der Goethes vergleichen kann. Und sie hat zu Goethes Plastik den sinnverwirrenden und trotzdem nie unmonumentalen Farbenreichthum gefügt, den sich Jean Paul auf den stillen Inseln seines sonst so bunt gekräuselten Sprach- und Gedankenmeeres abgerungen hat und den auch der friedevolle Stifter zuweilen erreichte. Er hat mit ihr in Wahrheit ein neues großes Gut in den geistigen Besitz des heute aufwärts strebenden Geschlechts gefügt. Denn obgleich sie weit weniger gefältelt dahin rauscht als die schwere Pracht des älteren Goethe, ist sie im Stande, das an Schattirungen sehr viel reichere Ausdrucksbedürfniß unseres, des mit Nietzsche anhebenden Zeitalters zu befriedigen. Er hat uns damit befreit von dem nicht immer guten Nachhall, den Schillers allzu starke Rhetorik viele Jahrzehnte hindurch geweckt hat, und von den falschen Lichtern, mit denen die fünfziger und sechziger Jahre ihre realistischen und im Grunde doch etwas theatermäßig aufgeputzten Sprachgemälde zu zieren pflegten. Und ist er so der Meister wissenschaftlicher, auseinandersetzender Darstellung geworden, so ist er doch auch darüber noch hinausgedrungen: er hat in seinen Zarathustrahymnen ein Denkmal gehobener Rede geschaffen, zu dem die Geschichte unseres Schriftthums kein Seitenstück aufzuweisen vermag; und er hat in seinen Liedern den Reichthum der geistigen Farben mit strengem Stil so vorbildlich vereinigt, daß die neu heraufkommende Dichtung unserer Tage auf ihn mit dem selben Danke zurückschauen muß wie die bildenden Künstler gleichen Alters und gleicher Richtung auf Arnold Boecklin.

Aber was Anderen dies wahrlich nicht niedrig gesteckte Ziel ihrer Lebensleistung ausmacht, Das war für diesen König in der Rangordnung der Geister nur das Gewand eines noch reicheren Inhalts. Denn wir Forscher dürfen doch nicht auf den Ruhm verzichten, ihn zu uns zu zählen. Nach kurzen Schritten auf abseits führender Bahn hat er zwar aller Gelehrsamkeit für immer abgesagt, aber um Erkenntniß ist er bis zum letzten Tage seiner Schaffenszeit bemüht geblieben. Er hat nie aufgehört, sich wie Platon als einen Freund der Weisheit zu bezeichnen, und so weit ihn auch sein Weg von den Bücherstuben und Nachrichtensammlungen heutiger Erfahrungwissenschaft fortführte: er hat nie ein Wort geschrieben, das nicht dem Wissen um die menschliche Seele und um das Weltgeschehen gedient hätte.

Gewiß: auch da, wo er forschte, blieb er ein Schauender, ein Ahnender und, wenn man will, ein Künstler. Die großen Gedanken, die seine Schriften so herrisch überschatten, der Plan einer Steigerung des Einzel-Menschen über das heutige Maß seiner geistigen und mehr noch seiner Willensfähigkeiten hinaus, die Ideendichtung der ewigen Wiederkunft, sie sind riesenhafte Projektionen in das Ungewisse, in den unbegrenzten Weltraum der Zukunft hinein. Aber alle wahrhaft schöpferische Wissenschaft kann nur auf den Flügeln starker Phantasie ins freie Luftmeer der Gedanken und hoch hinaus über den sehr festen, aber auch sehr engen Boden der greifbaren Wirklichkeit aufwärts dringen. Weder Platons Zukunftstaat noch seine Märchenlehre vom Ideenparadies wurzeln sicherer in der Erfahrung. Und noch auffälliger ist Nietzsches hellseherische Art, die mehr auf die eigene Deutung der Dinge vertraut als auf alle Beschreibung von ihnen: immer und immer fliegt er über die weiten Reiche des Wissens dahin, in denen heute so viel Tausende fleißiger Arbeiter, Jeder für sich, an fast eben so viel tausend einzelnen Punkten am Werke sind, nirgends will er verweilen, überall das Entfernte zusammen sehen, nie auf Anderer Belehrung warten, nur im Fluge abwärts schauen, lieber ahnen, vermuthen als beobachten oder gar messen und wägen. Er ist das Urbild bauender, begrifflicher Wissenschaft; nur daß seine Gedanken niemals den Farben- und Formenreichthum des Lebens verloren, niemals das tote Grau eines unnütz Begriffe scheidenden und spaltenden Hirnspiels annahmen.

Daß eine solche Forschung in einem Zeitalter begeistert einseitiger Erfahrungwissenschaft viel Anfechtung erlitt, war selbstverständlich. Doch darf die Auseinandersetzung über die Irrthümer in Nietzsches Denken, wie mich dünkt, noch lange aufgeschoben bleiben, bis zu dem Tage nämlich, da seine Gegner ihn wirklich kennen. Alles, was er schrieb, dient im Grunde der Gesellschaftwissenschaft, einem Forschungzweige, der eben erst aufgeschossen ist und dem, so weit ich sehe, nur Comte, ihr Begründer, bisher eine ähnliche Fülle von großen Gedanken, von Einzelbeobachtungen und von Anregungen der Forschungweise zugeführt hat. Ueber Nietzsche aber haben sich bis auf den heutigen Tag sehr viele Gelehrte anderer Herkunft, aber sehr wenige dieser Wissenschaft Angehörige ausgesprochen und von ihnen hat noch Keiner gegen Nietzsche gezeugt. Es wäre sehr unredlich und es würde weder dem Ernst dieser Stunde noch dem Geist des großen Toten entsprechen, sollte hier verschwiegen werden, daß dieser Forscher der großen Zusammenhänge die Gebiete geschichtlicher oder staatswissenschaftlicher Einzelerfahrung, da wo er sie berührt, oft herrisch genug bei Seite liegen ließ. Aber da er auch, wo er irrte, in großem Sinn irrte, da er überall, wo er uns den Kampf aufnöthigt — und Das geschieht oft genug —, sich aufwärts zurückzieht, da er gegen uns, die Angreifer, von immer höher gelegenen Standpunkten

streitet, so zieht er auch uns empor. Und der Gewinn ist zuletzt für die Sache größer als der Verlust.

Wie unermeßlich aber ist die Fülle Dessen, was dieser Eroberer an unbestreitbarer Erkenntniß oder Erkenntnißkunst unserem Wissen von dem Menschen als Gesellschaftwesen zugefügt hat! Möchte man einmal auf den Einspruch Derer, die dieser jungen Forschung mit allem Ernst ergeben sind, hören, so würde von den Stimmen eben so leidenschaftlichen als kenntnißlosen Aburtheilens, die Tag für Tag über das Werk dieses Mannes laut werden, vielleicht ein Theil verstummen. Ueberall da, wo sich Nietzsche die Möglichkeit der Selbstbeobachtung als Forschungmittel anbot, ist er ein rastloser Beschreiber und Zergliederer geworden; wollte man ihn verkehrter Weise zum Fachgelehrten stempeln, man müßte ihn einen Erforscher des Seelenlebens der Gesellschaft nennen. Daß er in Wahrheit als Erster ganze weite Felder dieser Wissenschaft bestellt und auf den ersten Saatwurf reiche Ernten von ihnen heimgebracht hat, daß er in tausend ehemals dunkle Abgründe des menschlichen Herzens helle Lichtstrahlen geworfen hat, daß er damit eben so viele Wurzeln sittlich-gesellschaftlichen Handelns blosgelegt hat: Das auszusprechen, soll man den wenigen Sachkennern und den fein empfindenden Liebhabern, die diese Wahrheit ahnen, für heute wenigstens erlauben. Ein Beispiel anzurufen, sei vergönnt; in einer der noch unveröffentlichten Schriften ist eine Darlegung zur Geschichte der sittlichen und geselligen Ursprünge des Wissens und Glaubens gegeben, die man noch einmal als ein Wunder analytischer Geistes-Chemie ansehen wird. Nietzsche hatte diesen Gedankengang schon früher in seiner prachtvollen, bildhaften Sprache als die Einverleibung der Leidenschaften und des Wissens skizzirt. Eine Jahrzehnte lange Arbeit aber wird diese Belege so häufen und dem noch heute bestverkannten Forscher, den man oft wie einen gedankenlosen Schönredner abfertigen zu können meinte, werden dann alle die Ehren zu Theil werden, die die Wissenschaft unseres Jahrhunderts schon einem großen Denker zu ihrer Schande fünfzig Jahre lang vorenthalten hat. Heute aber bleibt den Wissenden nichts Anderes übrig, als immer von Neuem zu versichern, daß in diesen Schriften die elektrischen Kräftemassen aufgespeichert sind, von denen das geistige Triebwerk ganzer zukünftiger Gelehrtenschulen gespeist werden könnte. Und was in diesen mit Schätzen beladenen Schränken rings um uns her noch lagert, harrt erst der Ausschachtung und Förderung durch die treuen Arbeiter, die jetzt am Werke sind.

Doch zuletzt fragt die Welt weder nach dem gestaltenden Künstler noch nach dem ahnenden und bauenden Forscher Nietzsche: er gilt und wird ihr gelten als der Wegweiser zu einer neuen Menschheitzukunft. Denn er gehört in die erlauchte Reihe der Denker, die nicht nur erkennen, sondern mehr noch befehlen wollen. Es sind die Herrschergestalten in der Geschichte menschlicher

Wissenschaft; und diese Dynastie reicht von Fourier und Fichte, von Rousseau über Platon bis zu Heraklit hinauf. Sie Alle haben um die Erforschung des Kernes der menschlichen Dinge gerungen, aber sie wollten mehr, sie wollten die Menschheit, die sie beobachteten, erziehen und führen, sie wollten den Fluß der menschlichen Entwickelung ableiten und anderen Zielen zuführen. Die größte aller sozial-theoretischen Bewegungen, die je Macht im Leben der Völker erlangt hat, die unsere Tage durchzittert und das nächste Jahrhundert beherrschen wird, sie ist gleichen Wesens. Noch kein einzelner Denker aber hat so hohen Anspruch auf Feldherrn- und Herrscher-Recht erhoben wie Nietzsche. Man hat von den heimlichen Kaisern Deutschlands gesprochen; hier hat ein Mann noch einen höheren Thron besteigen wollen, hier ist ein Bewerber um die Krone des Königs der Menschheit aufgetreten: nur die großen Erzieher unseres Geschlechts, von denen die Religiongeschichte erzählt, nur Buddha, Zarathustra und Jesus haben gleich Großes gewollt und haben es in Wahrheit für ganze Völkergruppen und für Aeonen erreicht. Und daß Friedrich Nietzsche diesen Jahrtausendmenschen wie ein Ebenbürtiger entgegen getreten ist, daß er von seinen zu ihren Gipfeln hinüber sah, gleich als habe sich alles Dichten und Trachten auf den dazwischen liegenden Höhen der Menschheit im Thale abgespielt, hat man ihm mehr verdacht und gehässiger ausgelegt als alles Andere; aber es ist zuletzt nicht nur der Ehrgeiz seines Wollens, sondern auch der tiefste Sinn seines Werkes.

Und wer will es wagen, über diesen Anspruch, über sein Recht oder Unrecht ein endgiltiges Urtheil abzugeben? Wir, die den Urheber lieben und schätzen, stehen ihm der Zeit und dem Herzen nach zu nah, um es uns zu erlauben. Aber das Eine dürfen wir mit aller Wahrhaftigkeit seinen Gegnern zurufen: von dem Standpunkt der Geschichte des Gesellschaftlebens der Menschheit aus gesehen — und ich wüßte keinen höheren —, läßt sich als unumstößlich aufrecht erhalten: die Botschaft, die aus diesem nun verstummten Munde laut laut wurde, ist so noch nie verkündet worden und sie steht in einem vollkommenen begrifflichen Gegensatz zu mindestens einer von jenen Lehren, zu der, die Jesus' großes und gütiges Herz der Menschheit gebracht hat.

Denn was ist Beginn und Beschluß der Mahnung Nietzsches? Nicht in dem weichen und leisen Glück aller Hingabe, alles Zusammenhalts der Menschen besteht das ruhmwürdige Ziel der Menschheitentwickelung, sondern in dem Emporwachsen bevorzugter und besonderer Einzelner. Darum ist Alles zu fördern, was diesen Einzelnen den Ehrgeiz und das Stärkerwerden, das Höherdringen, die Herrschertriebe mehrt; Alles niederzudrücken, was im Herzen oder Verstand starker Menschen für die entgegengesetzten Instinkte der Nächstenliebe oder auch nur des Zusammenschlusses, des Staatssinnes spricht. Hier ist der strikte Gegensatz zu Jesus' Lehre gegeben und Niemand

hat je vor Nietzsche diese Gedanken in solcher Folgerichtigkeit und Allgemeinheit zu Ende gedacht. Die wenigen Bruchstücke sophistischer Ichlehre, die erhalten sind, wird man ihnen im Ernst eben so wenig an die Seite stellen dürfen wie die gelegentlichen Bemerkungen Machiavellis oder anderer Renaissance-Ethiker. Sie verhalten sich zu Nietzsches Lehre wie etwa die lange Reihe der Vorahnungen von Darwins großer Lehre zu ihr selbst. Von den Sophisten und von dem oft berufenen Stirner trennt Nietzsche eine hohe Schranke. Jene wollten die Genußsucht des Ichs auf den Thron erheben; unser viel härterer, viel edlerer Gesetzgeber hat immer nur die Größe des starken Einzelnen, niemals seine satte Lust als Ziel und Preis seines Laufes setzen wollen.

So ist denn für die weit in die Jahrhunderte hinaus fliegende Phantasie Nietzsches der höhere Mensch zum Schluß und Endpunkt aller Menschheitentwickelung geworden. Alles, was in seiner Lehre noch fordernde, befehlende Bedeutung hat, ist diesem einen Gedanken untergeordnet. Selbst seine Gottesleugnung nimmt sich wie eine nothwendige Folgerung aus dieser einen Voraussetzung aus. Den Denker, der in einer Vergottung einzelner Gipfelmenschen Ziel und Aufgabe der Gattung sah, mußte nichts bekämpfenswerther dünken als der allmächtige Gott des Christenthums und die ihm gezollte demüthige Verehrung. Und die Idee der ewigen Wiederkunft erscheint zuletzt nur wie das Paroli, das heiße Erdenlust der Sterbensfreudigkeit des alten Glaubens geboten hat: dem ewigen Leben über der Erde dort ist hier der Gedanke eines nie endenden Lebens auf der Erde entgegengestellt. Alle sittliche Forderung aber, aller Kampf gegen Volksherrschaft und Gütergemeinschaft, alle Verachtung von Staatssinn, Nächstenliebe und Weibesgüte: es sind Glieder der selben Gedankenkette.

Es ist eine furchtbar lange Reihe von Opfern, die dieser eisernste der Denker auf dem Altar des großen Menschen darbringen wollte. Und auch unter uns wird kaum Einer sein, der sie alle gleich ihm hingeben möchte. Ich stände — Das zu bekennen, fordert die Pflicht der Wahrheitliebe — als Lügner an dieser Stelle, wollte ich nicht bezeugen, daß ich die geistige Kraft aller dieser Folgerungen bewundern, aber daß ich mich der Schlagkraft sehr vieler von ihnen nicht beugen kann. Ich glaube am Wenigsten an die Möglichkeit eines starken Baumwipfels, dessen Wurzeln schlecht ernährt werden. Und da zu allen höheren Stufen menschlichen Schaffens fort und fort die Einzelnen auch aus den niederen Schichten der Völker emporsteigen, so wird die starke Kraft der Großen nie dauernd gedeihen können, wenn sie den Schwachen und Kleinen nicht fort und fort zu Hilfe kommt.

Und dennoch meinte ich, an diesen Platz treten zu dürfen. Denn so gewiß ich überzeugt bin, daß die Romantik der Urzeit, die Friedrich Nietzsche

vertreten hat, als Gesellschaftzustand nicht zu verwirklichen ist und daß am Wenigsten die Entwickelung der nächsten Jahrhunderte diesen Lauf nehmen wird, so gewiß glaube ich, daß diese Utopie auf den Gang der Menschheitgeschichte Einfluß, segensreichen Einfluß gewinnen wird. Denn dieser Fackelträger hat ein Fanal angezündet, das über die Völker, über die Jahrhunderte fortleuchten wird. Er hat gelehrt, ein wie unermeßliches Gut die große Persönlichkeit ist und daß sie nicht nur das höchste Glück der Erdenkinder, wie uns der Genius dieses Ortes zuruft, sondern mehr noch ihre höchste Pflicht sei. Er hat dem einen Pol allen Menschenthuns, der gütigen oder schwachen Hingabe, einen anderen der unbegrenzten Herrenmacht des Ichs entgegengesetzt. Und wenngleich alles Handeln der Menschen von Anbeginn unseres Geschlechts zwischen diesen zwei Gegensätzen hin und hergeschwankt ist, so hat hier die tiefste Einsicht des Weisen endlich zu dem längst erkannten ersten Gravitationpunkt nun auch den zweiten gefunden. Wenn also vor uns kein Reformator der Menschheit liegt, so ist es doch ein Kopernikus, ein Newton der Menschheitwissenschaft. Und auch Dies ist gewiß, daß von der neuen Lehre ein unabsehbarer Strom lebendiger Wirkung auf ganze Geschlechter von Aufwärtsstrebenden ausgehen wird. Auch wer nirgends die Schranken überkommener Sittlichkeit niederreißen möchte, kann an diesem Gebot sich aufwärts recken. Wie viele edle Geister mögen nicht schon in dieser kurzen Spanne Zeit Kraft gesogen haben aus diesem Stahlbad eiserner Gesinnung, wie viele haben sich aus ihm Muth geschöpft zu kühner Neuerung und Stärke zu eigenem Wachsthum! Wie viele Tausende werden es in Zukunft thun! Ist es zu viel behauptet, wenn ich sage, daß die große geistige Bewegung, die in dem letzten Jahrzehnt sich der Künste, der Dichtung bemächtigt hat und die schon hinüberzüngelt in das Reich der Wissenschaft, in Friedrich Nietzsche auch in diesem Sinne ihren geistigen Vater sehen darf und soll? Und man schweige uns endlich von dem Verderben, das sein starker Trank wirren Köpfen und den ohnmächtigen Sklaven ihrer ungezügelten Lust gebracht hat. Den Kindern und Schwachen ist schon manches Heilmittel, das starken Naturen Genesung brachte, zum Gift geworden. Und ein Troß von Thoren ist noch jeder neuen Lehre mit wüstem Geschrei nachgelaufen. Nietzsche selbst hat uns widerrathen, ihm blindlings zu folgen. Die Stärke, zu der er uns heben will, soll sich zuerst darin erweisen, daß jeder Einzelne von den Früchten dieses überreichen Baumes die pflückt, die ihm frommen.

Auch die heiligen Männer, die für die alleinige Geltung jenes Gegenpols der Hingabe und Nächstenliebe eintraten: wer will sagen, daß ihr Gebot auch nur zum größeren Theile befolgt und durchgesetzt worden ist? Sogar ihre Utopie ist halb gescheitert. Hat des Gekreuzigten lindes Wort dem Kampf der Völker auch nur ein Jahr lang Einhalt gethan? Und doch war darum

sein Werk nicht vergebens: sein milder Stern leuchtet noch heute über der Menschheit und lenkt sie fort und fort. Wer wagt, zu sagen, wie lange das zuckende, flammende Feuer ausdauern wird, das die Hände dieses neuen, so ganz anders gesonnenen Lichtbringers entzündeten? Wer vermag zu wissen, ob nicht in zukünftigen Jahrhunderten, wenn die jetzt anschwellende Woge des steigenden Gemeinschaftgeistes im Strom der Menschheit wieder zurückebbt, neue Geschlechter mit ganz anderen Augen auf das Vermächtniß dieses Geistes blicken werden? Noch jedes Zeitalter hat sein eigenes Urtheil über die größten Denker der Vergangenheit gefällt. Wollen wir uns unterfangen, für alle Zeit Ziel und Grenzen des Gigantenwerkes auszumessen, das erst heute abgeschlossen ist? Wir müssen uns bescheiden in der Verehrung Dessen, was als die greifbare und schon so ungeheure Leistung dieses Lebens vor uns liegt, und in dem Schauder der Ehrfurcht vor der über Menschenmaß hinaus ragenden Größe aller der Zukunftwirkung, die wir nur ahnen können. Von Friedrich Nietzsche wird nicht die Geschichte unseres Volkes noch auch unseres Jahrhunderts nur, sondern die der Menschheit erzählen.

Aber hinter diesem einzig großen Werke stand ein Mensch, ein vielleicht noch einzigerer. Was dünkt uns um ihn, der uns nun entrissen ist?

Wie müßten wir klagen, wenn wir klagen wollten! Zuerst um das Eine, Härteste, daß dieses Leben nicht zu Ende gelebt, daß dieser beste Läufer die Bahn nur halb hat laufen können. Dann um die Ungunst des Geschickes, die auch damals, als es noch Mittag war, diesen Baum nicht hat so frei nnd ungehindert wachsen lassen, wie auch er es zu gutem Gedeihen nöthig hatte, um die boshafte, quälende Krankheit, die ihn in allen Jahren seines besten Schaffens nicht aus den Klauen ließ und seinem Werke immer wieder Zeit und Kraft stahl; um die entsetzliche Einsamkeit, in der ihn nicht nur der große Haufe, sondern auch Die ließen, die Ohren hatten, zu hören, um die Einsamkeit, aus der er immer lauter, immer gellender rufen mußte, weil er so viel verstockte Taubheit um sich sah; um seine Einsamkeit, die niemals müßiges Geschwätz oder wohlfeiler Tagesruhm, wohl aber hilfbereite Freundschaft, willige Gefolgschaft, verstehende, ernste Beurtheilung, ja auch unvoreingenommene Gegnerschaft zuweilen hätten unterbrechen müssen. Wir müßten klagen um den schlimmsten Stachel, den dieses Unheil in das — ach, so empfindliche! — Herz Friedrich Nietzsches eingebohrt hat, um den Zwiespalt, der zwischen ihm und seinem Volke aufkam und der ihn, der doch und doch ein Deutscher war, so ganz mit Haß gegen die Undankbaren erfüllte. Daß er dem deutschen Staat nicht hold war und daß er, was sehr viel erstaunlicher ist, auch dem überstarken Menschen nicht nahe kam, der in seinen Tagen diesem Staat so viel Glück und Heil brachte, ist aus allen Voraussetzungen nietzschischen Denkens vollauf zu erklären; aber daß

er dem Volk, das Goethe und Beethoven hervorgebracht hat, daß er dem Volk der kühnsten und doch stilstrengsten Baukunst, dem Volk der Gothik und alles tiefsten Schauens und Grübelns abschwor, ist ewig zu beklagen. Und nicht ihm, der so sehr Schauender und Bildender war wie kein anderer unserer Denker, wird die Schuld dafür zuzuschreiben sein, sondern Denen, die nur für eine kurze, aber freilich die entscheidende Spanne Zeit eine Scheidewand tötlichen Schweigens zwischen ihm und den Empfänglichen seines Volkes aufgerichtet haben.

Doch gerade diese Leiden waren es, aus denen er sich die festesten Steine für den Künstler-Bau seines Lebens schuf. Denn der war von eben so herber Hoheit wie seine Lehre; und wer will sagen, ob nicht Beiden viel von dem edlen Pathos ihrer starren und steilen Schönheit geraubt worden wäre, wenn ihr Urheber in minder hartem Wetter, auf nicht so schwindlig hohen Pfaden, in nicht so unwirthlicher Einöde dahin geschritten wäre?

Wer aber war denn dieser Mann, der hier vor uns tot liegt und den doch schon eine Legende umspinnt, voll von widrig fahlem Mißverständniß, von grell züngelndem Haß, von niedriger Verleumdung und selbst von thöricht verzerrtem Lobe?

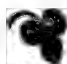
Friedrich Nietzsche, der Wegweiser einer dämonisch starken Menschheitzukunft, ist selbst nie ein Handelnder gewesen. Die zarte Blüthe seines Künstlerthums war dem Lärm des Lebens ganz abgewandt und hätte nie in ihm gedeihen können; aber was immer an Kämpfen der Seele von einem Menschenherzen ausgefochten werden kann, Das ist ihm auferlegt gewesen, Das hat er sich auferlegt. Denn eben sein Herz machte ihn zu seiner rauhen Aufgabe vielleicht so wenig geschickt, wie nur zu erdenken ist. Der Kampf gegen den Glauben der Väter, den schon vor einem Jahrhundert die Aufklärung mit kühler Eleganz begann und den die nüchterne Wissenschaft unserer Zeiten sehr viel ernsthafter, aber eben so wenig gefühlsmäßig geführt hat, er hat ihn mit allen Fibern eines zuckenden Herzens durchgekämpft. Er, der Zarte, Weiche, Liebreiche und nach Liebe Dürstende, hat sich zu einer Sittenlehre durchgerungen, die immer nur von Macht und Willen, von Stärke und Härte, niemals von Herz und Fühlen, von Hingabe oder Anlehnung redet. Er, der so gütig war wie selten ein Großer des geistigen Schaffens, hat, nur, um dem hohen Menschenbilde recht zu dienen, das ihm auf allen seinen Fahrten vorausgeschwebt ist, sein empfindsames Herz verhärtet gegen die Klagen der Niedrigen, der Beladenen. Er aber hat auch — und Das wollen wir heute zornig allen Böswilligen unter seinen Gegnern und allen Unreinen unter seinen vorgeblichen Anhängern entgegen halten — den demantklaren Schild seiner Tugend nie auch nur von einem Hauche beflecken lassen. Er hat von aller schlaffen und unbeherrschten Sinnenlust immer nur mit Verachtung gesprochen, er hat die schlimmen Listen und Tücken, die

er den Starken für den Kampf mit den Gewalten des Schicksals empfahl, in keinem Sinn selbst geübt und hätte jede Berufung der kleinen Vortheilspäher des Lebens auf seine Worte weit von sich gewiesen. Ueber dies Alles aber erhebt sich das Eine, daß er sein Leben eben so wie seine Lehre, die doch Beide dem Wirken für den Herrenwillen der starken Persönlichkeit geweiht waren, frei gehalten hat von aller niedrigen genüßlichen Selbstsucht. Er, dessen überreiche Gaben ihn auf jedem Wege zu winkenden Zielen satten Ruhmes hätten führen können, er hat das Vorbild eines armen, nur nach Wahrheit suchenden Weisen wirklich gegeben, das er so früh in einem anderen Denker aufzufinden meinte. Gewiß nicht aus Selbstlosigkeit, wie angelernte Gewohnheittäuschung in unserem Jahrhundert noch öfter als sonst zu sagen pflegt: uns von diesem einschläfernden Wiegenlied bequemer Selbstgefälligkeit zu befreien, hat er uns besser als ein Anderer gelehrt. Sondern er hat dieses härtere Loos gezogen, weil es seine Natur und der beste Gewinn, den er aus seinem Geschicke ziehen konnte, so forderten. Aber was er aus seinem Leben formte, hat deshalb nicht geringeren Werth. Er hat dies Kunstwerk wahrlich nicht lachenden Mundes geschaffen; gerade aus den strengsten Zügen, die die Sphinx seines tragischen Schicksals trägt, schimmert uns die Erinnerung an tausend durchfochtene Herzenskämpfe, Herzenssiege entgegen. Dies, was Ihr Unglück nennt, habe ich so gewollt, ich, trotz aller Unbill, nein, mit aller Unbill der Herr meines Schicksals, so ruft die hohe Herrlichkeit dieser edelsten Runen in dem Bilde seines Lebens. Meine Leiden wurden mir der Wegführer aufwärts zu den Höhen meiner Erkenntniß nicht nur, nein, meines Lebens auch; meine Freude an Gefahren, die unbesiegbare Kühnheit meiner Seele, sie haben mich immer wieder über mich selbst und über meine Absichten von gestern gehoben, meine Einsamkeit wurde mir zur Gebärerin meiner besten Gedanken. Wen hätte ich auch neben mir haben sollen auf den steilen Gipfeln meines Ahnens und an den Abgründen meines Denkens?

Und so ist er doch ein Mann der großen, der größten That geworden, ob er auch nie die Stille seines Denkerplanes, seiner einsamen Berggänge verlassen hat. Er, der kein höheres Amt kannte, als dem Einzelmenschen neue, weitere, höhere Ziele zu stecken, er hat an seinem Theil eine gute Strecke dieses Weges zurückgelegt. Er war selbst ein höherer Mensch und er war es vielleicht in noch tieferem, noch zukunftsichererem Sinn als die romantischen Dämonen, von denen er träumte.

Unser Stolz aber sei, daß wir ihm, dem Großen, noch eine Ehre, und sei es die letzte, erweisen dürfen.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.



Zigeunerweise.

Vom Meere wehte es kalt und feucht herüber und die Luft trug Wellengemurmel und Buschgesäusel durch die Steppe. Zuweilen wirbelte der Wind erfrorene, gelbe Blätter in das Lagerfeuer und fachte die Flammen an, daß die Nebel der Herbstnacht erzitterten, schreckhaft zurückwichen und für Augenblicke links die unendliche Steppe, rechts das weite Meer und geradeaus die stämmige Gestalt Makars Tschudra, des alten Zigeuners, sehen ließen, der die Pferde seiner etwa fünfzig Schritte von uns entfernten Heerde bewachte. Obgleich die scharfen Windstöße seinen Kosakenrock aufrissen, seine behaarte, bronzefarbige Brust entblößten und sie unbarmherzig peitschten, lag er halb in bequemer, freier Stellung, mit dem Gesicht nach mir zu, that regelmäßige Züge aus seiner ungeheuren Pfeife, ließ aus Mund und Nase dichte Rauchknäuel ausströmen und hielt seine Augen unbeweglich irgendwohin über meinen Kopf weg in die totenstille, dunkle Steppe gerichtet. Dabei sprach er unablässig.

„So streifst Du umher? . . . Ist gut; hast Dir ein prächtiges Loos erwählt, Falke! So muß es sein: streifst umher, schaust hin, und hast Du Dich satt gesehen: legst Dich hin und stirbst!“ . . .

„Das Leben? Andere Leute?“ fuhr er fort, nachdem er meine Erwiderung auf sein „So muß es sein!“ skeptisch angehört hatte, „eh! Was gehen Dich die Leute an? Willst Du etwa nicht selbst leben? Die Anderen leben auch ohne Dich und werden auch ohne Dich fertig!“ . . .

„Lernen und lehren, sagst Du? . . . Kannst Du denn die Leute lehren, wie sie glücklich werden? Das kannst Du nicht! Werd' erst einmal grau und dann sag', was man lernen muß. Wen willst Du belehren? Jeder weiß, was er nöthig hat. Wer verständig ist, nimmt, was da ist; wer dumm ist, bekommt nichts ab; und belehren thut sich Jeder selbst . . .“

„Lächerlich, diese Menschen, die sich da zusammendrängen und einander den Platz wegnehmen! . . . Dabei ist so viel Raum auf der Welt“ — er deutete mit einer weiten Handbewegung auf die Steppe — „und Alle arbeiten. Warum? Für wen? Das weiß Niemand. Sieht man, wie so ein Mensch pflügt, dann denkt man: Der giebt seine Kraft und seine Schweißtropfen der Erde; nachher legt er sich in die Erde und verfault da. Nichts bleibt von ihm, nichts sieht er mehr von seinem Werk, . . . stirbt, wie er geboren wurde, als Narr!“

„Ist der Mensch etwa dazu geboren, in der Erde herumzustochern und zu sterben, ohne daß er Zeit gefunden hat, sich selbst ein Grab zu graben? Kennt er Freiheit? Ist ihm die weite Steppe bekannt? Und das Gespräch der Meereswogen, erheitert es sein Herz? . . . Eh! ein Sklave ist er von Kindesbeinen an und sein ganzes Leben lang! Was kann er mit sich anfangen? Kann sich höchstens aufhängen, wenn er es versteht!“

„Ich aber, sieh, habe in achtundfünfzig Jahren so viel erlebt, daß, wenn man Alles aufschreiben wollte, es nicht auf tausend solche Kuhhäute, wie Du da eine als Futtersack mitführst, draufginge. Sag mir doch gefälligst, in welchen Ländern ich nicht gewesen bin. Das kannst Du nicht! Und in welchen ich gewesen bin? Das kannst Du auch nicht! So wie ich gelebt habe, mußt Du auch leben —: ziehst umher und immer umher, Das ist Alles! Nur nicht lange

auf einem Fleck geblieben! Was willst Du da? . . . Wie Tag und Nacht rund um die Erde ewig hinter einander herrennen, so lauf auch Du vor den Gedanken über das Leben davon, damit Du nicht aufhörst, es zu lieben. Wenn Du erst nachdenkst, hast Du das Leben schon nicht mehr lieb. Das geht immer so. War mit mir auch so. Eh, war so, Falke!

Saß im Gefängniß, in Galizien. Warum lebst Du in der Welt? dachte ich einst voll Kummer. Ist traurig im Gefängniß, Falke, ach traurig ... Da faßte mich die Sehnsucht, als ich aus dem Fenster auf das Feld blickte, faßte und zwickte mich wie mit Zangen. Wer kann sagen, warum er lebt? Das kann Niemand sagen, Falke! Und danach fragen, hat keinen Zweck. Leben! Das ist Alles! Zieh hin und her und schau um Dich, dann wird der Gram Dich niemals fassen. Ich hätte mich damals fast mit meinem Gürtel erwürgt! Ja!"

Er spuckte in den Scheiterhaufen und verstummte; dann stopfte er seine Pfeife wieder. Der Wind wimmerte leise und kläglich. Die Pferde wieherten in der Dunkelheit und aus dem Lager drang ein zärtlicher, leidenschaftlicher Gesang, ein Volkslied, zu uns herüber. Das sang Nonka, die hübsche Tochter Makars. Ich kannte ihre dunkle Stimme, die stets eigenthümlich unbefriedigt und verlangend klang, ob sie nun ein Lied sang oder einfach „Guten Tag" sagte. Auf ihrem braunen, mattglänzenden Gesicht lag der Stolz einer Königin und in den leicht beschatteten tiefbraunen Augen das dämonische Bewußtsein ihrer unwiderstehlichen Schönheit und Verachtung gegen Alles.

Makar reichte mir eine Pfeife.

„Da, rauch! Singt das Mädel schön? Ja, ja! Möchtest, daß Dich auch so Eine liebte? Nein? Nun, Das ist gut; so muß es auch sein! Trau den Weibern nicht; halte Dich fern von ihnen! Ein Mädchen küssen, ist wohl schöner und angenehmer als eine Pfeife rauchen; hast Du es aber geküßt, ist auch der Wille in Deinem Herzen gestorben. Sie bindet Dich mit etwas Unsichtbarem und Unzerreißbarem an sich; Du giebst ihr Deine ganze Seele hin und für Dich selbst bleibt nur das Uebrige. Ist wahr! ... Hüte Dich vor den Weibern! Sie lügen stets, die Vipern! ‚Ich liebe Dich', sagt so Eine, ‚über Alles in der Welt!' Stich sie aber nur mit einer Stecknadel, so zerreißt sie Dir das Herz! Ich weiß Das. Ja, was weiß ich nicht Alles! Sag, Falke, soll ich Dir eine Geschichte erzählen? Mußt aber dran denken! Wenn Du dran denkst, bleibst Du Dein Leben lang ein freier Vogel!

War einst in der Welt Sobar, ein junger Zigeuner, Loiko Sobar. Ganz Ungarn und Czechien und Slavonien kannten ihn und alle Länder, die um das Meer herum liegen. War ein verwegener Bursch! Gab in jenen Gegenden kein Dorf, in dem nicht mindestens fünf Einwohner bei Gott geschworen hatten, Loiko totzuschlagen. Er aber lebte munter fort, und wenn ihm irgendwo ein Pferd gefiel, konnte man ein Regiment Soldaten als Wache dabei aufstellen: Sobar würde sich dennoch auf dem Pferde tummeln! Als ob Der sich vor Jemand gefürchtet hätte! Wäre der Teufel selbst mit seiner ganzen Suite gekommen, er hätte ihn sicher, wenn nicht mit dem Messer angerannt, so doch kräftig geschimpft und die ganze Teufelsbande mit Fußtritten in die Rüssel regalirt! Das ist nun 'mal sicher!

Alle Zigeunerlager kannten ihn und hatten von ihm gehört. Er liebte

nur Pferde, sonst nichts; und auch die nicht lange. Zog dann einfach fort und verkaufte Alles und das Geld nahm, wer Lust hatte. Er gab Alles her. Hättest Du sein Herz verlangt, würde er es sich aus der Brust gerissen und Dir gegeben haben, wenn Du sein Freund warst. So Einer war Der, Falke!

Unsere Bande streifte damals in der Bukowina herum. War vor etwa zehn Jahren. Einst — in einer Frühlingsnacht, wie ich noch weiß — sitzen wir da: ich, der Soldat Danilo, der unter Kossuth gefochten hatte, und der alte Nur und alle Anderen und Radda, Danilos Tochter.

Du kennst meine Nonka, das Königsmädel. Nun, Radda war mit ihr nicht zu vergleichen, — wäre zu viel Ehre für Nonka. Ueber sie, diese Radda, läßt sich mit Worten gar nichts sagen. Vielleicht ließe sich ihre Schönheit auf der Geige spielen. Aber auch Das brächte nur Einer fertig, der diese Geige wie seine Seele kännte!

Hat viele Herzen junger Burschen ausgezehrt! Ach, viele! An der Morawa erblickte ein alter, schopfiger Magnat sie einst und war auf der Stelle starr. Sitzt auf seinem Roß, sieht sie — und zittert wie im Fieber. Er war stattlich wie der Teufel im Sonntagsstaat: sein Ueberrock mit Gold gestickt, der Säbel an der Seite, mit Edelsteinen, funkelt wie der Blitz, sobald das Pferd mit den Hufen stampft, und der blaue Sammet der Mütze leuchtet wie ein Stück vom Himmel. War ein angesehener Hospodar, der Alte! Schaut hin ... und spricht zu Radda: ‚He, küsse mich! Geb Dir einen Beutel Gold!‘ Die aber wendet sich zur Seite: ‚Pah!‘ ‚Verzeih, wenn ich Dich gekränkt habe; schau nur etwas freundlicher drein!‘ Läßt der Alte mit einem Mal seinen Hochmuth fallen und wirft ihr seine Börse hin. War eine große Börse, Freund, aber sie stieß sie mit dem Fuß in den Dreck. ‚Ach, Mädel!‘ stöhnte der Hospodar ... und unter dem Pferde stieg der Staub nur so in Wolken auf. Anderen Tages erscheint er wieder. ‚Wer ist der Vater?‘ brüllt er wie der Donner durch das Lager. Danilo trat vor. ‚Verkauf mir Deine Tochter, bekommst dafür, was Du willst!‘ Und Danilo zu ihm: ‚Sind nur die großen Herren,‘ sagt er, ‚die von den Schweinen bis zu ihrem Gewissen Alles verkaufen! Ich aber habe unter Kossuth gefochten und treibe keinen Handel!‘ Da brüllt der Andere los und will nach seinem Säbel greifen; doch Einer von uns schob dem Pferd etwas glimmenden Zunder ins Ohr und da trug es den Herrn fort. Wir aber machten uns auf und zogen weiter. Gehen einen Tag und gehen zwei, sehen hin: da hat er uns eingeholt. ‚He, Ihr!‘ sagt er. ‚Mein Gewissen ist rein vor Gott und Euch, gebt mir die Dirne zum Weibe! Ich theile Alles mit Euch; bin reich und mächtig.‘ Er steht ganz in Flammen und schwankt im Sattel wie Pfriemengras im Winde. Wir überlegten. ‚Nun, werden schon sehen; Tochter, sprich!‘ murmelte Danilo in seinen Bart. ‚Wenn ein Adlerweibchen freiwillig zur Krähe ins Nest kriecht, was wird dann daraus?‘ fragte Radda uns. Danilo lachte und wir Alle mit ihm.

‚Brav, Tochter! Hast gehört, Hospodar? Die Sache geht nicht. Suche Dir ein Täubchen! Die sind nachgiebiger.‘ Und wir zogen weiter.

Der Hospodar aber nahm seine Mütze, schleuderte sie auf den Boden und sprengte fort, — sprengte fort, daß die Erde zitterte! So Eine war Radda, Falke!

... Ja, so sitzen wir einst nachts und hören, wie Musik durch die Steppe schwimmt. Schöne Musik! Das Blut in den Adern fängt von ihr zu brennen an

und sie ruft Dich irgendwohin. Wir Alle verspüren von der Musik Wünsche, mit denen man am Liebsten nicht mehr leben möchte, oder, wenn man schon lebt, dann als König über die ganze Welt. So war es, Falke! Die Musik kommt immer näher; da löst sich aus der Dunkelheit ein Pferd und auf ihm sitzt ein Mann und spielt, wie er so zu uns heranreitet. Am Feuer macht er Halt, hört zu spielen auf und schaut uns lächelnd an. ‚Eh, Sobar, bist Du es?‘ ruft ihm Danilo freundlich zu. Ja, er war es, Loiko Sobar. Der Schnurbart lag ihm auf der Schulter und vermischte sich mit den schwarzblauen Locken; die Augen brennen wie helle Sterne und sein Lächeln ist — bei Gott! — wie die Sonne. Schaut aus, als ob er geschmiedet wäre, aus einem Stück Eisen sammt seinem Roß geschmiedet! Steht im Schein der Flamme wie in Blut getaucht und blitzt mit den Zähnen. Ich will verdammt sein, wenn ich ihn damals nicht schon so liebte wie mich selbst, bevor er noch ein Wort mit mir gesprochen oder überhaupt bemerkt hatte, daß auch ich auf der Welt war.

Sieh, Falke, solche Leute giebt es manchmal auf unserer Erde. So Einer schaut Dir in die Augen und nimmt Deine Seele gefangen und Dessen schämst Du Dich nicht, sondern bist noch stolz darauf. Mit solchem Menschen wirst Du selbst plötzlich besser. Giebt aber nur Wenige davon, Freund! Und Das ist gut. Wenn es viel Schönes in der Welt gäbe, würde man es nicht mehr für schön halten. So ist es. Aber hör' weiter.

Radda sagt: ‚Du spielst hübsch, Loiko! Wer hat Dir Deine Geige so zart und klingend gemacht?‘ Er aber lacht: „Selbst hab' ich sie gemacht! Und hab' sie nicht aus Holz, sondern aus der Brust eines jungen Mädchens gemacht, das ich heiß liebte; und die Saiten sind aus ihrem Herzen gedreht. Sie flunkert noch etwas, die Geige, aber den Bogen weiß ich richtig zu führen! Siehst Du?‘

Natürlich bemüht sich Unsereiner stets, den Mädchen die Augen zu umnebeln, damit sie Einem nicht das Herz verbrennen, sondern sich mit Gram füllen; und so machte es auch Loiko. Aber Das gelang ihm nicht. Radda wandte sich zur Seite und meinte gähnend: ‚Da sagt man, Sobar sei verständig und gewandt . . . Wie doch die Menschen lügen!‘ Und ging fort. ‚Eh, schöne Dirne, hast scharfe Zähne und sind alle ganz sichtbar!‘ rief Loiko mit funkelnden Augen und stieg vom Pferde. ‚Seid gegrüßt, Brüder! Da bin ich bei Euch!‘

‚Willkommen, Adler!‘ gab Danilo ihm zur Antwort. Man küßte sich, unterhielt sich und legte sich schlafen . . . schlief fest. Morgens sehen wir, daß Sobars Kopf mit einem Lappen umwickelt ist. Was ist Das? Das Pferd hat ihn im Schlaf mit dem Huf verletzt.

Ha ha ha! Wir wußten, wer das Pferd war und lachten in den Bart; und Danilo lachte auch. Was denn? War Sobar Raddas etwa nicht werth? Mußte schon so sein! So schön das Mädchen auch war: ihr Seele war eng und klein, und wenn man ihr einen Centner Gold an den Hals hängte, besser wurde sie auch davon nicht. Nun, genug davon! . . .

Wir lebten damals auf dem selben Fleck; unsere Geschäfte gingen gut und Sobar blieb bei uns. Das war ein Kamerad! War weise wie ein Greis und in Allem bewandert, kannte die russische und die ungarische Sprache. Wenn er aber spielte: schlag mich der Donner, wenn Jemand anders in der Welt so spielte wie Sobar! Führte er den Bogen über die Saiten, so erzitterte Dir

das Herz; führte er ihn noch einmal drüber hin, so erstarb es im Zuhören. Er aber spielte und lächelte. Weinen und lachen wollte man zu gleicher Zeit, wenn man seine Lieder hörte: Stöhnt da Jemand ängstlich unter dem Bogen, stöhnt, bittet um Hilfe und zerschneidet Dir die Brust wie mit einem Messer. Dann erzählt die Steppe dem Himmel Märchen, leise, traurige Märchen. Weint ein Mädchen, das seinen Schatz begleitet! Ruft ein braver Bursch sein Mädchen zum Stelldichein in die weite Steppe. Und plötzlich — hei! — donnert ein freies, munteres Lied dahin und die Sonne selbst, ehe man sichs versieht, fängt bei dem Liede am Himmel zu tanzen an! So gehts, Falke! Jede Ader in Deinem Körper hat das Lied verstanden und Du bist ganz sein Sklave geworden. Und wenn Loiko jetzt riefe: ‚Das Messer heraus, Freunde!‘ würden wir Alle das Messer ziehen, gegen wen er uns es hieße! Alles konnte er mit den Menschen machen und Alle liebten ihn, liebten ihn sehr! Nur Radda allein sah den Burschen nicht an. Ja, und wenn es nur Das gewesen wäre! Aber sie lachte ihn sogar aus! Rührte dabei stark sein Herz, sehr stark! Sobar knirscht mit den Zähnen, zerrt sich am Schnurbart, die Augen schauen dunkler als ein Abgrund und mitunter funkelt es in ihnen, daß Einem schrecklich zu Muthe wird! Nachts geht der kühne Loiko weit fort in die Steppe und dort weint seine Geige bis zum Morgen, weint und trägt Sobars Willen zu Grabe ... Wir aber liegen da und hören zu und denken: Was will Das werden? Und wissen, daß, wenn zwei Steine gegen einander rollen, man sich nicht zwischen sie stellen soll, denn sie verstümmeln Einen ... Und so kam es denn auch.

Einst saßen wir Alle in der Versammlung und sprachen über unsere Angelegenheiten. Wurde langweilig. Danilo bittet Loiko: ‚Sing, Sobar, ein Lied; erheitere uns das Herz!‘ Der wirft einen Blick auf Radda, die unweit von ihm mit dem Gesicht nach oben lag und in den Himmel schaute, und streicht über die Saiten. Und da begann die Geige zu reden, als wenn sie wirklich ein Mädchenherz wäre. Und Loiko sang:

‚Hei hopp! Im Herzen Feuer brennt;
Weit ist das Steppenland!
Schnell wie der Wind mein Rappe rennt,
Doch fest ist meine Hand!‘

Wandte Radda den Kopf herum, erhob sich ein Wenig und lachte dem Sänger ins Gesicht. Er flammte auf wie Morgenroth.

‚Hei hopp! Mein Freund, der Weg ist weit!
Hei hopp! Nun fackle nicht!
Die Steppe trägt ihr Nebelkleid,
Im Osten wird es licht!
Hei hopp! Im ersten Dämmerglanz
Hoch auf gehts mit Hurra!
Komm nur nicht mit dem Pferdeschwanz
Dem hübschen Mond zu nah!‘

Wie Der sang! Jetzt singt Niemand mehr so! Radda aber spricht, als wenn sie Wasser durchseiht: ‚Solltest doch nicht gar so hoch fliegen, Loiko; könnte leicht passiren, daß Du mit der Nase in eine Pfütze fällst und Dir den Schnurbart beschmutzest!‘ Wie ein wildes Thier sah Loika sie da an, sagte aber nichts. Der Bursche ertrug es und sang weiter:

‚Hei hopp! Der junge Tag rückt an!
Wir schlafen Arm in Arm,
Eh heh! Da wird uns Beiden dann
Vor Scham gewaltig warm!‘

‚Ist Das ein Lied!‘ sagte Danilo. ‚Hab' mein Lebtag nicht ein solches Lied gehört! Der Teufel soll sich ein Pfeifenrohr aus mir machen, wenn ich lüge!‘ Der alte Nur strich sich den Schnurbart und zuckte die Achseln und uns Allen war das kühne Lied Sobars nach dem Herzen. Nur Radda gefiel es nicht. ‚So ahmt wohl eine Mücke mit ihrem Gesumme bisweilen das Adlergeschrei nach!‘ meinte sie, uns wie mit Schnee überschüttend. ‚Radda, willst Du die Knute?‘ meinte Danilo gedehnt. Sobar aber warf seine Mütze auf den Boden und rief: ‚Halt ein, Danilo! Ein feuriges Roß bekommt stählerne Kandaren! Gieb mir Deine Tochter zur Frau!‘ ‚Was der Bursch für Reden führt!‘ lachte Danilo. ‚Nimm sie, wenn Du kannst und willst!‘ ‚Gut!‘ meint Loiko und spricht mit Radda: ‚Nun, Dirne, hör mir ein Wenig zu und mach Dich nicht wichtig. Ich habe Viele Deinesgleichen gesehen, eh, Viele! Aber nicht Eine hat mein Herz so gerührt wie Du. Ach, Radda, Du hast meine Seele gefangen genommen! Was also weiter? Was kommen muß, Das kommt; es giebt kein Pferd, auf dem man sofort dahinsprengen kann. Ich nehme Dich zum Weibe vor Gott, meiner Ehre, Deinem Vater und allen diesen Leuten. Aber sieh: meiner Freiheit sollst Du nicht im Wege sein; ich bleibe trotz Alledem ein freier Mann und lebe so, wie ich will!‘ Und trat zu ihr, preßte die Zähne zusammen und blitzte mit den Augen. Wir sehen, wie er ihr die Hand hinstreckt, — jetzt, denken wir, hat er dem Steppenroß Radda Zügel angelegt! Plötzlich sehen wir, wie er mit den Armen zappelt und kopfüber zu Boden schlägt! . . . Potz Wunder! Als wenn eine Kugel den Burschen getroffen hätte! Es war aber Radda, die ihm den Peitschenstiel am Riemen um die Beine geschlagen hatte und ihn dann zu sich heranzog . . . Davon fiel Loiko. Jetzt liegt das Mädchen schon wieder unbeweglich da und lacht. Wir geben Acht, was weiter geschieht. Loiko sitzt auf der Erde und preßt den Kopf zwischen seinen Händen zusammen, als fürchte er, der Schädel könne ihm zerspringen. Dann aber stand er leise auf und ging in die Steppe, ohne Jemand anzusehen. Der alte Nur flüsterte mir zu: ‚Sieh nach ihm!‘ Und ich glitt im Dunkel der Nacht hinter Sobar her in die Steppe. So war die Geschichte, Falke!“

Makar klopfte die Asche aus seiner Pfeife und begann, sie wieder zu stopfen. Ich wickelte mich fester in meinen Kosakenrock und schaute liegend in sein altes Gesicht, das von Wind und Wetter geschwärzt war. Er schüttelte mürrisch und streng den Kopf und flüsterte Etwas vor sich hin; sein dichter grauer Schnurbart bewegte sich und der Wind zersauste sein Kopfhaar. Er sah einer alten Eiche ähnlich, die vom Blitz getroffen ist, aber immer noch stark, fest und stolz dasteht. Das Meer flüsterte wie früher mit dem Ufer und der Wind trug das Geflüster immer noch in die Steppe. Nonka sang schon lange nicht mehr; Alles still; und Wolken, die sich am Himmel zusammengezogen hatten, machten die Herbstnacht noch dunkler und schreckhafter.

„Loiko ging Schritt vor Schritt, hielt den Kopf gesenkt und ließ die Arme hängen, und als er in die Schlucht am Bache kam, setzte er sich auf einen Stein und seufzte. Er seufzte so, daß mir das Herz blutete. Aber ich trat trotzdem

nicht zu ihm. Mit Worten hilft man dem Betrübten nicht. Gewiß nicht! So ist es! Er sitzt eine Stunde da, sitzt die zweite und dritte und rührt sich nicht. Ich aber lag nicht weit von ihm. Die Nacht war hell, der Mond goß sein Silberlicht über die ganze Steppe und weithin war Alles sichtbar. Plötzlich sehe ich, daß Radda eiligst vom Lager kommt.

Mir wurde froh zu Muthe . . . sehr! Denke: ist ein kühnes Mädchen. Sie trat an ihn heran; er hörte es nicht. Sie legt ihm die Hand auf die Schulter, da fuhr Loiko zusammen, öffnete die Hände und erhob den Kopf. Wie er dann aber aufsprang und nach dem Messer griff! Ach, er wird dem Mädchen den Hals abschneiden . . . Und ich will schon mit lautem Geschrei dazwischenfahren: da höre ich plötzlich: ‚Weg damit! Ich zerschmettere Dir den Kopf!‘ und sehe in Raddas Hand eine Pistole, die nach Sobars Stirn zielt. Diese Teufelsdirne! Nun — denke ich —, jetzt sind sie einander an Kräften ungefähr gleich; was wird weiter werden? ‚Achtung!‘ Radda steckt die Pistole in den Gürtel und spricht zu Sobar: ‚Ich bin nicht gekommen, um Dich zu töten, sondern, um mich mit Dir auszusöhnen; wirf das Messer fort!‘ Er warf es hin und blickte ihr finster in die Augen. Freund, Das war wunderbar: da stehen zwei Menschen und sehen wie wilde Thiere einander an und sind Beide so gute kühne Menschen! Blickt der helle Mond auf sie herab und auf mich und Alles hier . . .

‚Nun, höre mich, Loiko! Ich liebe Dich!‘ sagt Radda. Er zuckt nur die Achseln, als wenn er an Händen und Füßen gefesselt wäre. ‚Ich habe junge Burschen gesehen, aber Du bist kühner und schöner als sie an Seele und Antlitz. Jeder von ihnen würde sich den Schnurbart abschneiden, wenn ich ihm nur einmal mit dem Auge winkte. Alle wären mir zu Füßen gefallen, hätte ich es nur gewollt. Doch wozu Das? Sie waren sämmtlich nicht kühn; giebt nur noch wenige kühne Zigeuner auf der Welt, — wenige, Loiko! Ich habe niemals geliebt, Loiko, aber Dich liebe ich. Doch liebe ich auch die Freiheit. Die Freiheit, Loiko, liebe ich mehr als Dich. Ohne Dich kann ich nicht leben, wie auch Du nicht ohne mich leben kannst. Also will ich, daß Du mit Leib und Seele mein wirst, hörst Du?‘

Er begann zu lachen. ‚Ich höre! Macht dem Herzen Freude, Deine Rede zu hören! Nun, also was weiter? Sprich!‘ ‚Dann noch Eins, Loiko: Du magst Dich drehen und wenden, wie Du willst: ich überwältige Dich dennoch, Du wirst mein! Also verliere die Zeit nicht unnütz. Meine Küsse und Liebkosungen erwarten Dich. Werde Dich kräftig küssen, Loiko! Unter meinen Küssen wirst Du Dein kühnes Leben aufgeben und Deine munteren Weisen, die die Zigeunerburschen so erfreuen, werden nicht mehr durch die Steppe klingen. Wirst mir, Deiner Radda, Liebeslieder singen. Also vergeude nicht die Zeit; ich sage Dir hiermit: Du sollst mir morgen Gehorsam erweisen, wie ein Jüngling dem Zigeunerhauptmann. Du fällst mir vor dem ganzen Stamm zu Füßen und küßt meine rechte Hand. Dann werde ich Dein Weib!‘ Das war es, was die Teufelsdirne verlangte! Es war unerhört. Nur in alten Zeiten soll bei den Tschornogorzen ein ähnlicher Brauch geherrscht haben, wie alte Leute erzählen. Aber bei Zigeunern? Nie! Brüderschaft mit einem Mädchen... Nun, Falke! denk einmal nach: giebt es etwas Lächerlicheres? Kannst Dir ein Jahr lang Deinen Kopf zerbrechen, findest nichts!

Da sprang Loiko zur Seite und schrie über die ganze Steppe hin, als

wäre er in die Brust getroffen. Radda zitterte, aber ergab sich nicht. ‚Nun leb wohl bis morgen; morgen aber thust Du, was ich Dir befohlen habe, hörst Du, Loiko?‘ ‚Ich höre! Ich thue es!‘ stöhnte Sobar und streckte die Hände nach ihr aus. Sie sah sich gar nicht nach ihm um ... und er schwankte wie ein vom Winde zerbrochener Baum und fiel schluchzend und lachend zu Boden. So hatte die verfluchte Radda den Burschen gequält! Ich brachte ihn mit Gewalt wieder zur Vernunft ...

Eh, welcher Teufel hat denn das Bedürfniß, Menschen leiden zu sehen? Wem macht es Vergnügen, zuzuhören, wie Jemand stöhnt und wie ein Menschenherz vor Kummer bricht? Da denk einmal darüber nach! ... Rauch, Falke; hier ist noch Tabak.

Ich kehrte ins Lager zurück und erzählte den Aeltesten von Allem. Sie überlegten und beschlossen, zu warten und zu sehen. Was mochte aus Alledem werden? ... Das wurde daraus: Als wir abends Alle um das Lagerfeuer versammelt waren, kam auch Loiko. Er war verstört und in der Nacht schrecklich hager geworden; seine Augen waren eingefallen, er heftete sie auf den Boden und sprach zu uns: ‚Hört, was ich Euch sage, Genossen! Ich habe diese Nacht in mein Herz geschaut und in ihm keinen Platz mehr für mein früheres, freies Leben gefunden; Radda lebt dort drinnen ganz allein! Sie, die schöne Radda, lächelt wie eine Königin! Sie liebt ihre Freiheit mehr als mich, aber ich liebe sie mehr als meine Freiheit und habe beschlossen, Radda zu Füßen zu fallen, wie sie es befohlen hat, damit Alle sehen, wie ihre Schönheit den kühnen Loiko Sobar bezwungen hat, der mit Mädchen spielte, wie ein Geierfalk mit Enten. Dann aber wird sie mein Weib und wird mich liebkosen und küssen, so daß ich Euch dann keine Lieder mehr singen mag und meine Freiheit nicht bedaure! Ist es so, Radda?‘ Er erhob die Augen und sah sie unsicher an. Sie nickte schweigend und streng mit dem Kopfe und deutete mit der Hand vor ihre Füße. Wir aber schauten zu und begriffen nichts. Wären am Liebsten irgendwohin fortgegangen, — mochte dieses Mädchen auch Radda sein. War etwas Schmähliches und Jämmerliches und Trauriges. ‚Nun?‘ schrie Radda Sobar an. ‚Eh, keine Ueberstürzung, wird schon kommen, soll Dir bald über werden! ...‘ lachte er. Wie wenn Stahl erklang, lachte er. ‚Jetzt wißt Ihr Alles, Genossen! Was bleibt noch übrig? Es bleibt übrig, zu erproben, ob meine Radda ein so festes Herz besitzt, wie sie mir gezeigt hat. Ich erprobe es; verzeiht mir Brüder!‘

Ach, wir hatten noch nicht errathen können, was Sobar thun wollte, als Radda schon auf dem Boden lag und in ihrer Brust bis an den Griff das krumme Messer Sobars stak. Wir waren starr. Radda aber riß das Messer heraus, warf es bei Seite, verstopfte die Wunde mit einem Büschel ihres schwarzen Haares, lächelte und sagte laut und vernehmlich: ‚Leb wohl! Held Loiko Sobar! Ich wußte, daß Du so handeln würdest, und sterbe.‘

Hast das Mädchen verstanden, Falke?! Ich will in alle Ewigkeit verflucht sein, — solche eine Teufelsdirne! Eh?!

‚Ach, ich falle Dir ja zu Füßen, stolze Königin!‘ schrie Loiko durch die ganze Steppe, warf sich auf den Boden, heftete die Lippen auf die Füße der toten Radda und blieb unbeweglich. Wir nahmen die Mützen ab und standen schweigend und erschüttert da.

Was soll man in solchem Falle sagen, Falke? Das ist es ja eben! Der alte Nur wollte sagen: ‚Man muß ihn binden!‘ Hätte sich keine Hand gerührt, um Loiko Sobar zu binden; Niemand hätte sich gerührt; und Nur wußte Das. Schwenkte die Hand und trat bei Seite. Danilo aber hob das Messer auf, das Radda bei Seite geworfen hatte, und sah es lange an, während er den grauen Schnurbart bewegte. An dem Messer war Raddas Blut noch nicht geronnen. Das Messer war krumm und scharf. Dann aber trat Danilo zu Sobar und stieß ihm das Messer in den Rücken, gerade gegenüber dem Herzen. War doch Raddas Vater, der alte Soldat Danilo! ‚Recht so!‘ sagte Loiko, zu Danilo gewandt, klar und deutlich und starb, — um Radda einzuholen.

Wir aber blickten hin. Da lag Radda und hielt die Hand mit dem Haarbüschel gegen die Wunde gepreßt und ihre offenen Augen waren im blauen Himmel. Zu ihren Füßen aber lag der kühne Loiko Sobar hingestreckt. In sein Gesicht waren Locken gefallen, die es ganz bedeckten. Wir standen und dachten nach. Dem alten Danilo zitterte der Schnurbart und seine dichten Brauen zogen sich zusammen. Er schaute in den Himmel und schwieg. Nur aber, grau wie ein Mäusefalk, legte sich mit dem Gesicht auf den Boden und begann so zu weinen, daß seine Greisenschultern wie ein paar Mühlräder gingen.

Da war auch Etwas zu beweinen, Falke! Jawohl! Wenn Du gehst, so geh Deiner Wege und wende Dich nicht zur Seite. Geh gerade aus! Vielleicht gehst Du unnütz zu Grunde. Das ist Alles, Falke!"

Makar verstummte, barg die Pfeife im Tabakbeutel und schlug den Kosakenrock über der alten Brust zusammen. Der Regen tröpfelte herab, der Wind wurde stärker und das Meer rollte dumpf und zornig. Eins nach dem anderen kamen die Pferde zu dem erlöschenden Scheiterhaufen, schauten uns mit ihren großen, verständigen Augen an und blieben unbeweglich in einem dichten Kreis um uns stehen.

„Hopp hopp, ehoi!" rief Makar ihnen freundlich zu und klatschte mit der flachen Hand auf den Hals seines Lieblingsrappens Satan; dann wandte er sich an mich! „Ist Zeit zum Schlafen!" Wickelte sich bis an den Kopf in seinen Mantel, streckte sich lang auf den Boden hin und schwieg . . . Ich mochte nicht schlafen. Ich schaute in die dunkle Steppe nach dem Meer und in der Luft wiegte sich vor meinen Augen die königliche Gestalt Raddas. Sie preßte die Hand mit dem Büschel schwarzer Haare gegen die Wunde auf der Brust und durch ihre braunen, zarten Finger rann Blutstropfen auf Blutstropfen und fiel in rothen Feuersternchen auf den Boden. Ihr folgte auf den Fersen der kühne Bursche Loiko Sobar. Ueber sein Gesicht hingen dichte schwarze Lockenbüschel und hinter ihnen tropften ununterbrochen große, kalte Thränen . . .

Der Regen floß stärker und das Meer sang das düstere, feierliche Lied vom stolzen Zigeunerpaar Loiko Sobar und Radda, der Tochter des alten Soldaten Danilo.

Beide kreisten lautlos fließend im Dunkel der Nacht und der hübsche Sänger Loiko konnte die stolze Radda niemals einholen . . .

Nischnij-Nowgorod. Maxim Gorkij.



Das heutige England.

Herr Dr. Tille aus Bonn hat in seinem Artikel „Der Burenkrieg in Großbritannien“ hier neulich die Lage des heutigen Weltreiches geschildert. Diese Schilderung scheint mir unzutreffend und ich möchte sie zu berichtigen versuchen, weil sie geeignet ist, die Mißverständnisse zwischen zwei kräftigen Völkern zu häufen. Angesichts der unleugbar herrschenden anglophoben Stimmung im Geistesleben der festländischen Kulturvölker kann es uns deutsch geborenen Bewohnern Englands nicht lieb sein, wenn ein ehemaliger schottischer Universitätlehrer der deutschen Leserwelt eine falsche Darstellung britischer Zustände giebt. Nichts Persönliches treibt mich, sondern nur die Pflicht, mit der Liebe zur alten Heimath, auf deren Scholle meine Wiege stand, das Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an ein zweites schönes Vaterland, wo mein Leben blüht, harmonisch zu verschmelzen und die freundschaftlichen, ruhmvoll durch Geist und Schwert geschaffenen Verbindungen zwischen beiden stammverwandten Völkern nicht noch mehr zu lockern. Weitere Einführung in die Arena will ich vermeiden und mein Lanzenrecht lediglich darauf begründen, daß ich seit fünfundzwanzig Jahren als vielbeschäftigter Kaufmann hier lebe, Manches gesehen und erfahren, auch Manches mit Wort und Feder verfochten und am deutschen wie am englischen öffentlichen Leben regen Antheil genommen habe. Ein Mandat von meinen Mitbürgern besitze ich nicht, weiß aber, daß die Mehrzahl denkt wie ich.

Herr Dr. Tille hat auf seinem Katheder in Glasgow das heutige England gewiß studirt; aber er sah es wohl nur durch die Brille eines Spezialisten und seine Diagnosen über die Aktion der Körpertheile, über das Erkalten und Neuwerden der Staatsorgane sind trügerisch wie die Elixire eines Alchemisten. Er ermißt nicht die merkwürdig gestaltete innere Kraft, die zähen Naturen dieses wunderbaren Reiches, er übersieht die Eigenschaften, die sich bei der Entwickelung von großen inneren und äußeren Krisen häufig wohl lange träg und schlummernd verhalten, bis die starre Nothwendigkeit und die mählich erwachende Kampflust die harmlos leuchtenden Gluthen des nationalen Willens jäh zur Alles verzehrenden Flamme entfachen. Dieses besondere Wesen des angelsächsischen Stammes lassen uns nicht nur Macaulays Essais, dieses Hohelied britischer Kulturmethode, erkennen: auch die Erwerbungen des jüngsten Kolonialbesitzes bestätigen sie. Was dieses kleine, vom Meer umrauschte Stück Erde, dieser Hort der Freiheit — als solchen preisen es die besten deutschen Denker —, was England will, Das kann es und thut es! Reichthum, der schimmernde Silbergürtel der schirmenden Wogenkraft, persönliche Tüchtigkeit, das Bewußtsein seiner Mission und die Anhänglichkeit seiner Kolonien und Schwesterländer schmieden ihm die Waffen. Zwar in

eigenartiger Weise klingen Rüstzeug und Wehr und nicht etwa nach den idealen Gebilden ethischer Vollkraft oder nach den autokratischen Regeln preußischer Diplomatie und Kriegskunst; aber Zahl und Güte genügen zur endgiltigen Erreichung der Ziele. Diesen Beruf und diese Eigenart will man drüben in Deutschland, trotz des Kaisers nachdrücklicher Fürsprache, nicht erfassen, nicht verstehen. Daher stammt Verkennung, daher Unterschätzung der Motive von vierzig Millionen Menschen, die des neuen Kaiserreiches ehrlichste und stärkste Freunde sein könnten und sollten; denn weder für das zerfahrene Frankenthum noch für die russische Autokratie hegen sie Neigung und auch des Yankees Wesen paßt, trotz mancher Werbung um Liebe, nicht an ihren Herd.

Jede Nation ist im Punkte der Ehre empfindlich, im Großen wie im Kleinlichen. Daß Herr Dr. Tille vor einigen Monaten wegen mündlicher und schriftlicher Aeußerungen sich eine Katzenmusik schottischer Hochschüler zuzog, that mir gewiß leid. Konnte er aber Anderes erwarten? Ein Fremder, besonders ein Lehrer fremder Jugend soll, so lange er amtlich thätig ist, über den erregten Parteien stehen und keine antinationale Politik treiben, keinen Spott über das Volk äußern, das ihm gastlich die Möglichkeit lohnenden Wirkens bot. Wäre es etwa einem Deutschen in Marseille besser ergangen, wenn er während der Faschoda-Krisis zu Gunsten Englands agitirt hätte? Katechisirte man nicht deutsche Professoren wegen harmloser Kritik maßgebender Behörden im eigenen Lande? Die Ausweisung — und zwar in Friedenszeiten! — englischer Reporter aus Berlin, deutscher Reporter aus Paris, hundert ähnliche Fälle ließen erwarten, daß scharfer Tadel und Satire beim Eintreffen ungünstiger Kampfberichte in einem fremden Lande, wo der Tadler eine offizielle Stellung bekleidet, empfindlich berühren mußten. Die Roheit des Vorgehens war verwerflich, die Erregung war zu entschuldigen. Auch nahm Herr Dr. Tille selbst seine Entlassung und der Mißton verklang schnell, da die gut geschulte englische Presse über die unerquickliche Episode schwieg.

Vergangenes klärt eine gewissenhafte Quellenforschung; die Gegenwart erschließt sich aber schwer und nur Dem gewährt sie einen Blick auf ihre Züge, der ihr vorurtheillos und mit richtiger Parole naht. Den in Glasgow lebenden Landsmann mag die Thätigkeit seines Amtes von jener intimen und täglichen Berührung mit Hoch und Niedrig der maßgebenden Faktoren ausgeschlossen haben, der allein eine wirkliche Kenntniß des schnell wechselnden nationalen Denkens und Trachtens entspringt. Einem Manne, der hohen Zielen nachstrebt, treu und ehrlich seinen literarischen und Fachstudien lebt, selten oder nie in die industriellen, parlamentarischen oder Klub-Kreise Englands kommt, mußte es schwer, vielleicht unmöglich sein, in Sonnenschein und Wetter den Pulsschlag mitzufühlen, der in dieser bedeutsamen Geschichtperiode das Wollen und das Können der Nation belebte. Wie hätte er sonst so

viel Kränkendes über sein Adoptivland sagen und seinen Aufsatz mit dem Epitaph schließen können: „England hat ein altes und veraltetes Prinzip aufgegeben, ohne ein neues, gleich weltumfassendes in Bereitschaft zu haben"! Und auch vorher nirgends eine freundlich leuchtende Blüthe der Anerkennung über die Saatfülle des größten Kulturstaates der Erde ... Sollte der Zorn hier nicht wieder einmal ein schlechter Berather gewesen sein?

Ich kann, um nicht allzu ausführlich zu werden, nur ein paar Stichproben geben. Herr Dr. Tille sagt: „Seit den napoleonischen Feldzügen, an deren Schluß der Herzog von Wellington nur durch Blüchers hilfreiche Hand vor der Vernichtung gerettet wurde, hat England keinen großen Krieg mehr geführt." Das hat mit der eigentlichen Frage nichts zu thun, muß aber durch den offenbaren animus nocendi den Werth der folgenden geschichtlichen Abhandlungen beeinträchtigen, ganz abgesehen von der historischen Hinfälligkeit des Arguments, ganz abgesehen von der Thatsache, daß Blüchers Anmarsch mit dem eisernen Herzog vor der Schlacht verabredet und diese Schlacht nur deshalb auf den Höhen von Mont-Saint-Jean angenommen und geschlagen wurde. Wäre es den Preußen angenehm gewesen, während des Feldzuges von 66 aus der Feder eines auf preußischem Gebiet lebenden englischen Oesterreicherfreundes den Satz zu lesen: „Seit den napoleonischen Feldzügen, an deren Schluß der Herzog von Wahlstadt bei Ligny nur durch Wellingtons Nähe und Neys Fehler vor der Vernichtung gerettet wurde"? Das Eine ist so wahr wie das Andere.

Weiter wird uns von einem niederländischen Kritiker erzählt, der im fünfzehnten Jahrhundert gesagt haben soll, daß England „gewiß über Jeden herfallen werde, den es für schwach halte". Vielleicht liegt diese Weisheit eines Kriegführenden im Gemüth aller Menschen und aller Völker, die stark sind. Wer aber gerecht sein will, darf nicht vergessen, wie edel sich England oft auch der Schwachen angenommen hat. Die Geschichte der Belgier, Polen, Ungarn, Griechen, Dänen, Bulgaren, Armenier, der zerissenen Reiche von Deutschland und von Italien bietet dem freundlichen Gastwirth der freiheitlichen Märtyrer aller Zonen manches Lorberblatt.

Dann wird das neunzehnte Jahrhundert behandelt, wo England „an allen Stellen der Erde die billigsten Erfolge eingeheimst hat". Waren die Siege Marlboroughs auf dem Kontinent, die Niederwerfung der mit den katholischen Königreichen operirenden Jakobiten, die siebenjährigen Feldzüge zu Gunsten des hartbedrängten Preußenstaates, die indische Schauertragoedie — wer gedenkt nicht mit Entsetzen der schwarzen Höhle? —, die zehnjährigen Kämpfe um die Herrschaft über Nordamerika und schließlich die Schlachten gegen Frankreich und dessen Verbündete zu Wasser und zu Lande wirklich so „billige Erfolge"?! Man berechnet die Menschenverluste allein unter Georg

des Dritten Regirung auf mehr als eine halbe Million; und die fundirte Schuld stieg in dieser Periode von 87 auf 850 Pfund Sterling. Das möchte ich nicht gerade „billig“ nennen.

„Lord Kitchener, der ein paar Tausend Wilde niedergeschossen hat, wird als großer Nationalheld gefeiert“, heißt es in dem Artikel weiter. Wiederum ist da ein freundliches Geigenspiel zum schrillen Trompetenstoß gewandelt. Selbst gegen Dotation und Titel erhoben sich die Stimmen im Hause der Gemeinen. Als „großer Nationalheld“ ist noch nicht einmal Gladstone und Palmerston, Wellington oder Nelson gefeiert worden und der Mann von Khartum erst recht nicht. Eine gewisse Clique der „Society“ und die gelben Preßreporter sind ihm nachgelaufen. Das thun sie auch hier, wie drüben, bei sensationellen Balletmädchen und Jockeys, bei langhaarigen Pianisten, Goldsuchern und Nordpolfahrern, bei Börsianern, Tenoristen und allerlei Zerrbildern der modernen Kultur. Das haben sie auch bei Kitchener gethan. Ernsthafte Leute haben damit hier so wenig wie drüben zu thun.

Auch das englische Heer wird in der Darstellung Tilles sehr schlecht behandelt. Die Geschichte Englands lehrt aber Jeden, der nicht blind sein will, daß die Insulaner ein tapferes, im Krieg tüchtiges Volk sind, und es ist kaum noch nöthig, dafür aus ihren historischen Annalen Beispiele zu bringen. Niemand darf der heutigen Generation, die in Leibesübungen und echter Männlichkeit erzogen, auf den Schulen zur Unabhängigkeit, im Leben zur Freiheit angehalten ist, Niemand darf den Vertheidigern von Mafeking, Kimberley und Ladysmith persönlichen Muth und Kampfeslust absprechen. Thut er Das, so führt ihm die Feder entweder Unverstand oder Haß. Der englische Soldat mag, wie Herr Tille sagt, ein „Taugenichts“ sein; ganz sicher ist er als Kanonenfutter wie als tapfer fechtende Maschine zum besten Schlachtenmaterial der Welt zu zählen. Uebrigens ist die Armee auch gar nicht so verächtlich klein, wie man nach solcher Schilderung annehmen sollte. Die Zahl der Regulären beträgt ungefähr 285,000 Mann, die der Milizen 150,000 und die der geschulten Volunteers 300,000; dazu kommen noch die großen Massen indischer Kontingente und die der übrigen Kolonien, von denen Australien allein 200,000 Mann ins Feld stellen kann. Daß die Ausbildung der Offiziere mangelhaft ist, weiß und sagt hier Jeder. Der „Punch“ macht häufig genug darüber seine Glossen, Dilke, Labouchere, Arnold Foster und Andere, Zeitungen und Revuen haben seit Jahrzehnten oft mit äußerster Schärfe auf diesen Mißstand hingewiesen. Das ist also eine alte Geschichte und von „Wahn“ und „Ueberhebung“, die Herr Dr. Tille in dieser Richtung bemerkt haben will, habe ich hier nie Etwas gespürt. In England hat stets eine Bummelei in Heeresorganisation und Verwaltung geherrscht und sie wird weiter herrschen, wenn das augenblickliche Drängen

nach Reform beim Auftreten neuer Anforderungen auf anderen Gebieten wieder verklungen ist. Um sich diese Erscheinung zu erklären, muß man an die Zersplitterung des ungeheuren Länderbesitzes, an die Geringwerthigkeit der bisherigen Gegner Englands und vor Allem an den Charakter eines reichen Händlervolkes denken, dem im Nothfall sich sofort fast unerschöpfliche Hilfsquellen öffnen. Hier ist der Industrielle, der Kaufmann Alles, der Offizier, der Beamte als Solcher nichts. Der Bürger bezahlt und regirt, der Soldat dient und schlägt da seine Schlachten, wo den Interessen des Handels neue Gebiete erschlossen werden sollen oder müssen. Das mag cynisch klingen, ist aber einmal so. Und diese Politik hat England zur heutigen Größe geführt. Andere möchten es eben so machen, können es aber nicht.

Schlechte Verpflegung und jämmerliche Leitung in Stab und Intendantur gab es in Indien, in der Krim, in Egypten, in jeder Campagne. Der Engländer ärgert sich darüber, schilt, gähnt und bespöttelt sich schließlich selbst. Er denkt mit Lord Rosebery: We shall muddle through somehow. So kennt John Bull seine starken und seine schwachen Seiten, und was andere Völker ins Verderben stürzen müßte, schadet ihm nicht. Das darf man nicht vergessen. „Die Abneigung des gebildeten Briten, seine Haut zu Markte zu tragen", von der Herr Dr. Tille verächtlich spricht, existirt nicht. Bekanntlich drängten sich viel mehr Freiwillige der mittleren und höheren Stände (60,000) zu den Fahnen, als man wünschte. Nicht allein der „Taugenichtse", auch der „Gebildeten" Benehmen widersprach des glasgower Dozenten Behauptung, daß „der Brite, so schwer es ihm wird, lieber in die Tasche greift, als daß er mit Leib und Leben für Etwas einstände". Der Prozentsatz der außer Gefecht gesetzten „Gebildeten", der Offiziere, ist höher, als er im Kriege von 1870/71 war, und die Gesammtabgänge im Heer betragen heute schon 50,000 Köpfe. Durch die ungenügende taktische Ausbildung der Führer entstanden die Schlappen, aber auch durch die merkwürdige Gestaltung des Terrains auf dem großen Schauplatz mit seinen steinigen Hügeln und Schluchten, seinen fruchtlosen Hochebenen und seinen weglosen, schlammigen Niederungen. Als höchst ungünstig für die Operationsbasis erwies sich auch die durch politische Rücksicht gebotene Besetzung von Städten — feste Plätze waren sie kaum zu nennen — an den fernsten Grenzen der weitgedehnten Reiche. Man darf nicht vergessen, daß die feindlichen Staaten eine Fläche von 161,000 englischen Quadratmeilen besitzen. Preußen hat deren 136,000, England und Wales nur ungefähr 60,000. Aber gekämpft haben die „Gebildeten" an der Spitze der „Taugenichtse" besser als der preußische Adel bei Jena.

Geringschätzend behandelt Herr Dr. Tille die Aufgabe, ein fertig ausgerüstetes Heer von fast einer Viertelmillion Menschen plötzlich 6000 Meilen

weit zu Schiff nach den afrikanischen Steppen zu befördern, und er rügt die „Prahlerei“ über die erfolgreiche Bewältigung dieser Aufgabe. Er hat Recht mit dieser Auffassung, wenn er dadurch der Macht und den riesigen Hilfsmitteln Englands eine — in seinem Mund freilich überraschende — Würdigung angedeihen lassen will. Deutschland hat jüngst erfahren, welche Mühe es macht, auch nur ein paar Regimenter für Tropendienste zu expediren, und Frankreichs Transportflotte ist selbst dabei verunglückt. Kein Schiff, kein Menschenleben ging bei dieser Herkules-Arbeit Englands verloren.

„Großbritannien“, sagt unser bitterer Tadler, „hat keine Ahnung, welche Pflichten die Zugehörigkeit zu einem solchen Weltreich dem Einzelnen auferlegt“. Wenn gleiches Gesetz für alle Klassen, gleiches Recht für alle Völker, offene Thür dem Handeltreibenden jeder Nation, völlige Freiheit im Mutterlande wie in den Kolonien, Ordnung und Sitte, Konstitution, Wissen, Können und Vollbringen die Pflichten eines großen Weltreiches sind, so erfüllt sie das Weltreich unter Victorias Szepter vollkommen, wie mir scheint. Denken wir uns einmal den phlegmatischen Holländer, den republikanischen Franzosen, den autokratischen Russen, den Yankee, ja, selbst das deutsche Beamtenthum als Lenker einer solchen Staatsmaschine, vom treibenden Motor bis hinunter zum kleinsten Maschinentheil! Der Engländer ist und bleibt durch Erziehung und Beruf, durch geographische Lage und durch Reichthum der klügste, aber auch der gerechteste Kaufmann, der beste Verwalter der Erde, mit Pfunden wuchernd und mit Pflug, Bibel und Kattun Bahn brechend, mit Kanonen und gutem Gesetz erziehend und sittigend; und auf ihn ganz besonders passen Schillers Worte über den Kaufmann: „Güter zu suchen, geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an“. Seine Kolonien blühen und selbst sein jüngster Besitz, Egypten, erfreut sich bereits eines ungeahnten Aufschwungs unter dem Union Jack. Das sollte jeder Gerechte doch anerkennen, mag er sonst auch Mancherlei rügen.

Herr Dr. Tille erhebt die weitere Anklage, daß der Engländer „sieben Millionen eigener Unterthanen in Indien hungern läßt“ und daß während des ganzen Winters „keine entsprechende Hilfe“ geleistet wurde. Wie verhält es sich damit? Vor zwei Jahren, bei der selben Kalamität, betrugen die für Indien gesammelten Summen fast 800000 Pfund, also 16 Millionen Mark. Dazu kommen noch die großen Schenkungen der in Indien lebenden Engländer. Diesmal läßt man die Leute „hungern“ und hätte sich ihrer doch „während des afrikanischen Krieges doppelt annehmen sollen“! Die Schlußfolgerung ist mir unklar, doch weiß ich, daß auch „diesmal“ nahezu 600000 Pfund, also 12 Millionen Mark, aus den Taschen der Privatleute Englands nach Indien flossen, daß die „hartherzigen“ Schacherer, die „von ihren Verpflichtungen keine Ahnung haben“, die „knausern“, zu gleicher Zeit 20000000

Pfund, also 400 Millionen Mark, für die durch den Transvaalkrieg Nothleidenden aufbrachten, ganz abgesehen von den unendlich vielen und nicht zu berechnenden Privatunterstützungen und trotzdem die durch höhere Steuern zu deckenden Kriegskosten bereits 70 Millionen Pfund betragen. Das Urtheil über solche „Hartherzigkeit", solche „Knauserei" und ihren Tadler kann ich wohl getrost dem Leser überlassen.

Daß es einzelne mildthätige Leute gab, wird ja gnädig anerkannt; aber auch dieser Gabenstrom, heißt es, ist nun „versandet", denn „in den britischen Großstädten ist eine eigenthümliche Geschäftsstockung eingetreten", „es wird Mode, von den unendlichen Opfern zu reden", an drei Stellen haben sich „kaufkräftige Kunden" abgewendet „es fehlt an Opfermuth", Jeder „sucht sich von der Stelle zu drücken, wo es Opfer zu bringen gilt", — und Das ist ein „Nationalzug"! Von wannen kam dem Berichterstatter solche Wissenschaft? Die statistischen Zusammenstellungen der letztjährigen Fonds für Hospitäler u. s. w. zeigen eine ganz bedeutende Zunahme und der Wohlstand der Großstädte war nie größer als gerade jetzt. Das beweisen die offiziellen Exportziffern während der ersten sieben Monate. England lebt ja bekanntlich von Industrie und Handel, nicht wahr, Herr Dr. Tille?

Anno	1898	betrugen	diese Verschiffungen	an	Werth	Pfund	132598057
„	1899	„	„	„	„	„	149717852
„	1900	„	„	„	„	„	168927321

Und auch 1898 war schon ein gutes Jahr. Der Umsatz der Banken und deren Dividenden stiegen entsprechend, Hochöfen, Bergwerke, Brauereien, Webereien, Spinnfabriken, Maschinen- und Schiffsbau, Metallgießereien: Alles florirte. Herr Dr. Tille aber spricht von „brotlosen Schneidern" (für die Herstellung der Khakiuniformen fehlte es an Arbeitern), „brotlosen Ladendienern" von „Mangel und Elend"; „selbst die gewöhnlichsten Konzerte und Bälle mußten fortfallen" —: Das sind Nebelbilder. In der Wirklichkeit war, so weit mein Auge reichte, nichts davon zu sehen.

Der Krieg brachte den Deutschen Englands eine sorgenvolle Zeit. Unser Herz schlug gewiß für die von Freiheit und Unabhängigkeit beseelten Buren und gleich der gesammten liberalen Presse und Partei — die nur selten patriotisch denkenden 80 irischen Abgeordneten rechne ich nicht —, gleich vielen Konservativen hofften wir auf Vermeidung des Waffenganges. Erst später kam die Erkenntniß, daß der Kampf unvermeidlich gewesen war. Wie ich selbst in einem Toast auf die Stadt Manchester bei einem großen Bankett im Januar zugeben mußte, ein Sieg der Buren hätte den Untergang der englischen Weltherrschaft herbeigeführt, so dachten später fast Alle. Von einem Frieden, der den Buren Selbständigkeit ließ, konnte leider nicht mehr die Rede sein, aber auch nicht von „Befriedigung der Rachsucht" und ähnlichen Abscheulichkeiten, die der frühere glasgower Dozent den Briten vorwirft.

Herr Dr. Tille sagt Chamberlain viel Schlechtes nach. Ich mag den Mann nicht, „turncoats" sind mir stets zuwider, aber er ist kein Schuft und seine Kollegen, die zum Theil über ihm stehen, sind die ersten Ehrenmänner des Landes. Ich glaube, es ist überhaupt noch zu früh, um ein Urtheil fällen zu können. Das Material ist nicht gesichtet und die Leidenschaften sprechen, wo ruhige Ueberlegung und volles Ermessen der Sachlage allein Licht verschaffen kann. Beim Beginn des Krieges von 66 sprach man auch schlecht, herzlich schlecht von Bismarck in Preußen. Wer verwegene Politik treibt, schafft sich stets Feinde. Das englische Volk besitzt gesunden Menschenverstand, nicht allein im Bienenstock der Arbeit, auch im Hörsaal der Politik. Nicht gedrillte Diplomaten, nicht Geschlechter mit vererbten Beamtentiteln und Orden, nein, Kaufleute und Männer, die sich in der Verwaltung großer Städte Uebung und Ansehen erworben haben, leiten die Geschäfte des Landes. Etwas Schlechtes, etwas wirklich Ungerechtes wird nicht geduldet; dafür zeugen gewichtige Thatsachen. Der Prozeß gegen Jameson und seine Leute wurde vor den höchsten Autoritäten öffentlich geführt und nicht etwa, wie Herr Dr. Tille behauptet, „mit verlogenem Scheinverhör". Daß die Strafen gering waren, liegt am Gesetz, nicht an dessen Auslegung und Anwendung. Auch während der Epoche „der tiefsten Blamage" ist „von Landesverrath der Minister und der Heerführung, von der Veruntreuung von Geldern" nie die Rede gewesen. Das ist, wie so Vieles, was wir in England lebenden Deutschen staunend und betrübt in deutschen Blättern lasen, nur durch völlig falsche Information erklärlich.

Was wird nun das Resultat des Burenkrieges sein? Dr Tilles Epitaph lautet: „England hat ein altes und veraltetes Prinzip aufgegeben, ohne ein neues, gleich weltumfassendes in Bereitschaft zu haben." Zunächst scheint es nur immer richtig, ein „veraltetes" Prinzip aufzugeben; welches eigentlich gemeint ist, erfährt man übrigens nicht. Aber kein altes oder veraltetes Prinzip ist aufgegeben, es sei denn das des allzu großen Schlendrians. Volk, Heer und Flotte sind nach wie vor aus einem Guß. Wie seit Jahrhunderten, so wird auch in Zukunft England fortfahren, Handel und Kultur in möglichst profitabler, aber auch edelmüthiger Weise zu verbreiten, seinen Reichthum zu mehren, seine Gesetze zu verbessern und die freiheitlichen Einrichtungen daheim und jenseits der Ozeane zu bewahren. Ob liberal oder konservativ regirt, etwas lauter oder leiser geschwatzt wird: das Ziel, Ländererhaltung und Mehrung, bleibt stets das selbe. Wohl aber ist während des Kriegslärmes ein neues „weltumfassendes Prinzip" in Großbritannien entstanden. Das ist eine weltgeschichtliche Thatsache ersten Ranges, so wichtig für die Kulturvölker der Erde wie die große französische Revolution und die Neubildung Deutschlands. Die Kolonien sind dem Mutterlande näher gerückt und der

Kinder Waffengelübde klangen bis an den Herd der alten Heimath. Der Transvaalkrieg mit seinem Leid und seinen Opfern hat das großbritische Weltreich zu einer kompakten, unzerreißbaren Einheit zusammengeschweißt. Wie nahe lag es dem französischen Kanada, sich in die Arme der nachbarlichen, sehnsüchtig begehrenden Republik zu werfen; leicht hätte sich der australische Kontinent losreißen und centralisiren können; was hinderte die indischen Fürsten, in den von Truppen entblößten Reichen die Fahne der Empörung zu erheben? Aber Kanada bot mehr Volunteers an, als man wünschte, Australien war bereit, noch weitere 50000 Freiwillige auszurüsten, und die Maharajas wetteiferten in Gaben und Loyalität. Das thaten die „Bedrückten", thaten sie während eines Krieges gegen ein Volk, das vielleicht sogar das moralische Recht auf seiner Seite hatte und für seine Unabhängigkeit kämpfte! Inzwischen ist auch auf Pergament die Verbindung der Herzen und Schwerter mit Australien verbrieft worden und England und seine Kolonien stehen jetzt Hand in Hand, Wehr an Wehr, dem Auslande gegenüber. Die giftigen Keime der Zersetzung, die Rom und Spanien in sich bargen, fegte der frische Wind der Freiheit und Gleichberechtigung in die See.

Schon hat dieser „unglückselige" Krieg also die Erfüllung eines eben noch phantastisch scheinenden Traumes gebracht. Ein neues weltumfassendes Prinzip ward geschaffen. England ist mit seinen Kolonien, ob Friede, ob Krieg, solidarisch. Auch andere Segnungen werden diesem Krieg entsprießen. Der Trauer dumpf Geläut umklingt den Schall der Waffen. Ward das gute Recht mit Füßen getreten? Das alte Lied, das alte Leid: Wehe dem Schwachen! Er duldet, aber die Geschichte stürmt eisernen Schrittes über seinen Schmerz hinweg zu neuen Gebilden. Die Wunden werden heilen und vernarben, die jetzt in Blut getauchten Farmen auferstehen, die Aecker mit frischem Grün sich umziehen und der Frühling wird unter jubelndem Lerchengeschmetter die bekränzten Hügel mit der Hoffnung schimmernden Blüthen schmücken. Die Zeit liegt wohl näher, als man in Deutschland glaubt, wo Bur und Engländer unter gutem Gesetz Schulter an Schulter und zufriedenen Sinnes zu eigenem Vortheil und zum Heil der Menschheit ihre Arbeit verrichten werden. So geschah es an den Strömen des Lorenzo und des Ganges, so auch am Nil und so wird es hoffentlich bald geschehen im englischen Afrika.

Den Landsleuten in der deutschen Heimath aber rufe ich zu: Laßt Euch Herrn Dr. Tilles bittere Pille nicht ins Blut gehen! Ueber jede Nation könnte man in Scherz und Ernst ein schneidiges Spottgedicht schreiben, auch über Euch. Was habt Ihr schließlich mit den Buren, deren Verwaltungen verrottet, deren Prinzipien veraltet und kulturfeindlich waren, gemein? Das Stammesblut? Auch der Vetter an der Themse ist Euch verwandt, und da Ihr nun einmal nicht selbst in Pretoria und Johannesburg befehlen

könnt, so ist er der Nächste und Beste dazu. Ueberwindet das Bischen Neid und das Bischen Leid, kommt ihm mit Huld und Geduld entgegen! Ihr müßt ihn nehmen, wie er ist; trotz seinen Fehlern: ein tüchtiger Kerl bleibt er doch! Er hat ja auch Euch die alte Freundschaft bewahrt und schon Euer Interesse erheischt ein friedlich frohes Zusammenleben mit ihm. Lethe übers Gezänk und die Hände geschüttelt! Hält der Deutsche zum Briten, wie ers mit Geist und Schwert so oft gethan hat, so brauchen Beide keine Menschen, so brauchen sie nur Gott zu fürchten!

Manchester. Konsul Karl Brumm.



Industriebahnen.

Vom Wechsel der Witterung des Glücks werden manchmal Werthe begünstigt, die Jahre lang in Dornröschenschlummer versunken und von der Treibhausentwickelung unserer Industrie unberührt schienen. Seit 1895 gab es auf der Liste der Spekulation nur eine Gattung, freilich mit unzähligen Nummern. Sie alle haben ihre Besitzer schließlich getäuscht; Heulen und Zähneklappern ist das unvermeidliche Ende und nun schlägt die Stimmung — wie überall, wo die Erregung an die Stelle kühler Erwägung getreten ist — in ihr Gegentheil um: die Industriepapiere werden gemieden wie die Pest. Das ist natürlich kurzsichtig gehandelt; denn plötzlich hat sich nicht jede Maschine in Alteisen umgewandelt und der Bedarf einer Fünfzigmillionen-Bevölkerung ist nicht plötzlich geschwunden. Doch in Katzenjammerstimmung entstehen selten vernünftige Pläne.

Dennoch: wir müssen für die Zukunft sorgen. Der kleine Sparer und der große Spekulant — oft giebt es keinen Unterschied mehr zwischen ihnen — sind in gleich übler Lage. An den Erwerb einer Staatsrente können sie nicht denken, so lange nicht die Verzinsung der Lage des Geldmarktes besser angepaßt und auf vier Prozent erhöht wird. Die meisten Dividendenpapiere mag man nicht anrühren. So bleibt eigentlich nur die kleine Kategorie der Eisenbahnwerthe übrig. Schon zu lange waren sie vergessen; ihre Verzinsung genügte Denen nicht, die vom Dividendenhunger gepackt waren. Die Eisenbahnen verfolgten bisher allerdings nicht die Taktik, durch hohe Dividenden zu blenden; die erzielten Gewinne wurden mit Vorliebe für das Unternehmen selbst verwendet und so stiegen die Verkehrsziffern beständig höher. Die Zeiten sind ja unwiderbringlich dahin, wo sogar Nähterinnen in Preußen ihr Eisenbahnpapier im Schrank hatten. Die Möglichkeit eines neuen Eisenbahntaumels ist unter der kräftigen Hand eines sehr energischen, fast tötlich wirkenden Fiskalismus vollständig beseitigt und kaum weiß die heutige Generation mehr, was die Eisenbahnen früher für die Börse bedeuteten. Der Ruhm Preußens hat die Nachbarstaaten nicht chlafen lassen; dem Privatbahnwesen wurde auch dort der Garaus gemacht. Und die spärlichen Trümmer, die sich in unsere Tage hinübergerettet haben, werden wahrscheinlich — so weit inländische Eisenbahnunternehmen in Frage

kommen — in wenigen Jahren verschwinden, denn der Staat hat sich in seinen Konzessionen für den Bahnbetrieb wohlweislich das Recht zur Uebernahme in eigene Verwaltung vorbehalten, sobald die Bahngesellschaften das Mannesalter erreicht haben, keine Konstitutiongebrechen mehr befürchten lassen und — Das ist die Hauptsache — sichere Gewinne abwerfen.

Die an den Börsen gehandelten Aktien der Bahnen sind nur dann noch Spekulationpapiere, wenn die Unternehmen den Anspruch darauf erheben dürfen, als Industriebahnen zu gelten. Mag die Konjunktur auf- oder absteigen: die Eisenbahn zieht ihren Vortheil aus jedem neuen Jahr, denn von Jahr zu Jahr mehren sich die Frachten und werden die schnellen Verkehrswege populärer. Der Staat hat sich als erfolgreicher Eisenbahnunternehmer erwiesen. Das ist aber vielleicht weniger sein Verdienst als das der Bevölkerung, die sich allmählich für die Eisenbahn erzogen hat. Ganz sicher hat die Privatthätigkeit eine unendliche Summe von Intelligenz eingesetzt, um trotz allen Schwierigkeiten, die ihr der Staat durch eine übermächtige Konkurrenz und besonders dadurch bereitete, daß er die wichtigsten Konzessionen sich selbst vorbehielt, dennoch den Verkehr auszudehnen und die Gewinne zu erhöhen. Wenn wir von den Erfolgen deutscher Arbeit viel Rühmens machen, mögen wir auch die Leistungen der Privatbahnen nicht vergessen, die unter harten Bedingungen sich als Pioniere im eigenen Lande auf einem ihnen nur knapp zugemessenen Boden trefflich bewährt haben, obwohl sie in ihrem offiziellen Schutzherrn, dem Staat, einen scharfen Gegner ihrer Entwickelung vor sich sehen, dem sie beim Versuch des Fortschritts, bei der Herstellung neuer Linien und der Anlage von Nebenbahnen, die als Zubringer in Aussicht genommen werden, jeden Zoll Erde förmlich abtrotzen müssen. So mußte sich denn die Zahl der Interessenten an den Privatbahnen und ihren an der Börse gehandelten Papieren immer mehr vermindern, trotz allen Erfolgen. Die Leute aber, die von früher her im Besitz von Eisenbahnwerthen sind, betrachten sie meist als unveräußerliche Kapitalsanlage, denn sie sind sich des inneren Werthes ihrer Aktien wohl bewußt und harren freudig des Augenblicks, wo sie ihnen der Staat gegen eine über den heutigen Kurswerth hinausgehende Entschädigung abnehmen wird; zu ihrem Glück ist ja schon in der Konzessionurkunde die Frage der Verstaatlichung in bindender Weise geregelt worden. Erst kurz vor der staatlichen Uebernahme werden die Kurse das richtige Verhältniß zu dem vom Fiskus zu gewährenden Preis gewonnen haben. Dann wird selbstverständlich kein Material an den Börsen frei sein; dann giebt es nur noch beati possidentes.

Der gesammten Entwickelung unseres Eisenbahnwesens ist es zu Statten gekommen, daß Deutschland ein Industriestaat geworden ist. Wo ein Schienenstrang liegt, da siedelt sich der Unternehmer an, da entstehen Fabriken und Heimstätten, die nicht nur von den Urbewohnern, die hier längst schon mit Grundeigenthum ausgerüstet sind, sondern auch von Fremden eingerichtet und in Gebrauch genommen werden. In den westlichen Provinzen, wo der Boden knapp und theuer ist, schreitet diese den Verkehrswegen zu dankende Bevölkerung des Landes rascher vor als im Osten, wo es bisher sowohl an dem nöthigen Muth wie an dem erforderlichen Kapital und besonders an der sicheren und kraftvollen Leitung gefehlt hat. Unter dem Oberpräsidenten von Westpreußen, Herrn von Goßler, bahnt sich in dieser Provinz eine stetige Besserung an. Es ist be-

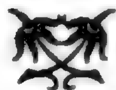
wundernswerth, was dieser einzelne Mann, dem sich die Klugheit des ungewöhnlich begabten Generaldirektors Marx gesellt und dem — im alten Preußen! — nachgerühmt wird, daß er so gar nicht Beamter ist, aus der ihm anvertrauten Provinz gemacht hat: ein aufstrebendes, tausend frohe Keime bergendes Gemeinwesen. Die herzlichen, durch keinen offiziellen Beigeschmack verbitterten Huldigungen, die dem allverehrten Manne von den Bürgerschaften dargebracht wurden, als er nach langer Krankheit die Zügel seiner Verwaltung wieder ergreifen konnte, zeugen von dem Verständniß, das seine Bestrebungen zur wirthschaftlichen Aufschließung Westpreußens finden. Die Gründungthätigkeit, die dort eingesetzt hat, bleibt von der Fluthwelle der die Konjunktur bestimmenden industriellen Bewegung Westdeutschlands unberührt; sie wurzelt fest im eigenen Boden. Als Pionier dient wieder eine Eisenbahn, die marienburg-mlawkaer Bahn, die lange im Verborgenen geblüht hat, sich nun aber immer mehr zur Industriebahn entwickeln muß. Westpreußen versorgt einen großen Theil Deutschlands und des Auslandes nicht nur mit dem Ueberschuß seines Körnerbaues, sondern auch mit seiner Spiritus- und Zuckererzeugung. Die Landwirthe sind noch etwas unbeholfen; auch die heutige Händlergeneration, deren rege Wirksamkeit ein wahrer Segen für die Provinz ist, ist nicht annähernd so ausgebildet wie jene Kaufmannschaft, die im Jahre 1879 durch die Schutzzölle aus ihren alten Handelsstätten vertrieben wurde. Jetzt erst beginnt sich der Geist des modernen Bankwesens wieder zu regen, der die Bodenwerthe aus ihrer Verborgenheit hervorholt, um sie zu potenziren; eben ist eine neue Aktiengesellschaft, die „Westpreußische Bank", begründet worden, die sich die Industrialisirung der Landwirthschaft zur Aufgabe stellt. Alle neu gepflanzten Keime verheißen der marienburg-mlawkaer Eisenbahn wachsenden Verkehr. Das erkannten die Leiter und unterstützen deshalb seitdem nach Kräften Goßlers Ideen. So wollen sie auf einem dicht bei Danzig, in Althof bei Strohdeich, zusammen mit der altangesehenen, eingesessenen Firma J. W. Klawitter erworbenen Gelände Handelsanlagen begründen, die bestehenden Bahnwege verbessern und neue, gute Verbindungen schaffen. Dann erst werden die industriellen und landwirthschaftlichen Erzeugnisse leicht und billig zu befördern und angemessen zu verwerthen sein. Für die marienburger Bahn sind außerdem die Bemühungen der russischen Regirung günstig, die dortige Landwirthschaft exportfähig zu machen und ihre Waaren zu ermäßigten Tarifsätzen an die preußische Grenze zu bringen, wo die deutsche Bahn sie aufnimmt, um sie an den Seehafen zu führen. Nach sieben Jahren wird sich der preußische Staat der Früchte des privaten Unternehmungsgeistes, der in Westpreußen erwachsen ist, freuen können; wenn die marienburger Bahn sein Eigenthum wird, dann wird er nicht nur eine Getreide-, sondern auch eine Industriebahn besitzen. Bei der weiter nach Osten vorgeschobenen ostpreußischen Südbahn tritt schon am Ende des nächsten Jahres der Termin der Verstaatlichung ein; deshalb scheint es der Verwaltung nicht mehr lohnend, noch größere Aufwendungen zu machen, um auch hier die Industrie zu wecken. Die beiden ostpreußischen Seestädte Königsberg und Memel, in denen während der letzten Jahre einige stattliche Fabriken begründet wurden, stützen sich fast nur auf ihre eigene Kraft und für ihre Güter bedeutet nicht die Bahn den Hauptverkehrsweg, sondern die See. Seit der Nord-Ostsee-Kanal besteht, hat sich zwischen den ost-

deutschen Häfen und der westdeutschen Industrie eine regelmäßige Versorgung mit russischen Hölzern auf dem Wasserwege herausgebildet und hier ist von einer Abschwächung des Verbrauchs noch nichts zu spüren; es werden eben dauernde Bedürfnisse befriedigt.

Die Verkehrsziffern der wichtigsten preußischen Industriebahn, der Dortmund-Gronau-Enscheder Eisenbahn, sind von der industriellen Abflauung ebenfalls unberührt geblieben. Sie ist die echte deutsche Kohlenbahn, der es nur nützlich sein kann, wenn die überstarke Kohlennachfrage anhält und die Erzeugung der Gruben gesteigert wird. Längs der Bahnstrecke ziehen sich die Zechen der gelsenkirchener und der harpener Bergwerksgesellschaft, der ersten deutschen Kohlenunternehmungen, hin und jedes Fleckchen Erde wird von industriellen Betrieben in Anspruch genommen. Die gefürchtete Konkurrenz des Dortmund-Emshafen-Kanals hat sich als willkommene Förderin des Bahnverkehrs erwiesen; ihm wenden sich, dank der durch den Wasserweg geschaffenen Fortsetzung der Bahnstrecke, Transporte zu, die ihm früher fernbleiben mußten, weil sie sich nicht so billig heranschaffen und fortbringen ließen. Die Dortmund-Gronau-Bahn verstand es, durch den Erwerb eines größeren, in der Nähe der Zeche Hardenberg liegenden Geländes, wo ein besonderer Hafen und industrielle Anlagen geschaffen werden, sich ihre Transporte zu erhalten. Selbst wenn sich die Dividende in den nächsten Jahren nicht über den jetzigen Stand von 8½ Prozent erheben sollte, würde der Staat bei Uebernahme der Bahn auf die Aktien 212,50 Prozent zahlen müssen, während der jetzige Kurs um etwa 50 Prozent hinter diesem Stande zurückbleibt. So erklärt es sich, daß die Besitzer solcher Papiere, die für die nächsten Jahre noch eine Steigerung der Rentabilität erwarten — woraus sich auch eine Erhöhung der Verstaatlichungquote erheben würde — an ihrem Besitz festhalten.

Noch sind auf dem Kurszettel der Börsen einige preußische Eisenbahnen zu finden. Aber nur die wenigen Industriebahnen dürfen Anspruch auf größere Beachtung erheben und auch ihr letztes Stündlein hat bald — wenn nämlich die ihnen durch das Eisenbahngesetz gewährte Frist von dreißig Jahren verstrichen ist — geschlagen. Mit Wehmuth mag man der Zeiten gedenken, wo Doppelnamen wie Köln-Minden, Berlin-Stettin, Berlin-Dresden, Halle-Guben, Halle-Kassel einen der ganzen Bevölkerung vertrauten und sie elektrisirenden Klang besaßen. Wer Anlagen suchte und wer auf Spekulationen ausging, vertraute sich den alten Bahnwerthen an. Als die wichtigsten Strecken verstaatlicht wurden, hörte damit das Spiel nicht auf; es nahm nur andere Formen an. Die Kontore der „Glücks-Müller" füllten sich, die Staatslotterie und der Totalisator fanden Schaaren neuer Kunden und nur die Leute, die vornehm oder ängstlich die hier zu hoffenden Gewinne verschmähten, blieben der Börse treu. Freilich mußten sie sich an Werthe schwankenden Charakters halten und allmählich reifte die Tobsucht heran, die sich in den letzten Jahren so wunderlich und widerlich geberdet hat. Das Volk verlangt eben stets die Befriedigung seiner Spielsucht; und als der Staat ihr die tauglichen und nützlichen Mittel dazu entzog, drängte er sie auf den Weg der unsoliden und gefährlichen Spekulation in Industriepapieren. Wenn bald auch die letzten inländischen Privatbahnen verschwunden sind, wird nur noch eine halbdeutsche Bahn, die luxemburgische Prince Henri-Bahn, übrig sein, mit der sich die Spekulation beschäftigen kann. Vorher sei aber an die

Verdienste der Privatbahnen erinnert und zugleich an ein noch heute zutreffendes Wort, das über sie am fünfzehnten Mai 1873 der damalige Minister Achenbach sprach: „Es hat Zeiten gegeben, wo der Staat mit größten Anstrengungen nicht hätte dahin gelangen können, Eisenbahnen anzulegen, deren das Land nothwendig bedurfte. In diesen Zeiten war es das Privatkapital, das nützliche Einrichtungen in unserem Lande schuf. Es ist nicht gewiß, wir haben es nicht in der Hand, ob nicht ähnliche Zustände staatlicher Kapitalarmuth wieder eintreten können, und wir werden dann gewiß sehr gern zurückgreifen auf die Energie, die Thatkraft und die Intelligenz der Privaten." Ist es nicht bald so weit? Lynkeus.



Notizbuch.

Durch das weite Gelände der pariser Weltausstellung, die keine zwei Monate mehr zu leben hat, hallen heute schon Trauerchöre. Zwar sind unter 75 531 Aussteller 42 790 Auszeichnungen vertheilt worden, grands prix, Medaillen aus Gold, Silber und Bronze und außerdem noch 50 000 pergamentene Diplome. Zwar hat der angeblich sozialdemokratische Handelsminister Millerand, dessen Mannesbrust jetzt neben anderen höfischen Ehrenzeichen auch das grüne Band des ihm vom Perserschah verliehenen Löwen- und Sonnen-Ordens schmückt, in einer seiner letzten Festreden die Riesenziffern aufgezählt, die der Weltmesse von 1900 einen nie noch erreichten Glanz verleihen sollen: 1889 wurden von 62 000 Firmen auf einem 419 000 Quadratmeter umfassenden Flächenraum Produkte im Gewicht von 35 000 Tonnen ausgestellt; jetzt sind es 75 531 Aussteller, 785 000 Quadratmeter und 75 000 Tonnen. Doch billiger Lorber und großartig klingende Rechenexempel bieten enttäuschten Profithoffnungen keinen Ersatz. Herr Millerand mag noch so laut le côté grandiose de l'Exposition rühmen, unser heimgekehrter Kommissar mag seinen Interviewern die kühne Behauptung auftischen, sogar die deutschen Bronzen hätten sich den französischen Markt erobert: die Enttäuschung ist allgemein; und sie ist drüben natürlich viel schlimmer als hüben. Die meisten deutschen Aussteller, die wiederholte Erfahrung den münzbaren Werth solcher Messen kennen gelehrt hat, haben sich über den möglichen Ertrag ihrer Bemühungen keinerlei Illusionen gemacht und ihre zum Theil sehr großen Aufwendungen von vornherein zu den fonds perdus geschrieben. Sie wußten, daß wichtige Kunden nicht erst auf Weltausstellungen warten, um zu erfahren, wo sie gut und preiswerth einkaufen können, haben vielleicht für die publicité in großen französischen Blättern noch ein paar Tausend Francs ausgegeben und sind nun leidlich zufrieden, da sie die Konkurrenz mit allen Ehren bestanden haben. Für die Franzosen aber sieht die Sache sehr böse aus. Sie haben auf 65 Millionen Besucher gerechnet und müssen nun froh sein, wenn auch nur die vierzigste Million voll wird. Die besten Gäste, Engländer und Amerikaner, sind nur spärlich gekommen — Gründe: Transvaalkrieg, französische Burenschwärmerei, Präsidentenwahl, China, Geschäftskrisen, tropische Hitze, Unlust am Weltmessenlärm —

und auch von den reichen Russen scheinen Viele abzuwarten, ob ihr Zar nach Paris gehen werde. Herr Loubet, der weiß, was für ihn auf dem Spiel steht, hat sich alle Mühe gegeben, die Geschichte in Schwung zu bringen; aber sein Machtbezirk ist eng begrenzt und selbst der Schah, der zwei Millionen in Paris ausgab, 350 Orden vertheilte und zweihundert Kisten mit französischen Produkten nach Teheran expediren ließ, konnte den Kohl nicht fett machen. Ueberall hört man den Jammeruf, es sei unmöglich, auf seine Kosten zu kommen. Nach dem Bericht der Sparkassenverwaltungen sind von Januar bis August 36560000 Francs mehr aus- als eingezahlt worden. Auf den Eisenbahnen sind bisher weniger Personenbillets verkauft worden als in der selben Zeit des Jahres 1889. Die plateforme tournante wird voraussichtlich mit großen Verlusten abschließen und die Kutscher haben, weil sie mit ihren Einnahmen nicht zufrieden waren, einen Strike begonnen. Besonders übel ist es den Miethern der zahllosen Schaustellunglokale ergangen. Für diese attractions sollen im Ganzen fast hundert Millionen ausgegeben worden sein; ein beträchtlicher Theil dieses Geldes scheint nun verloren und die Verwaltung hat sich schon genöthigt gesehen, einzelnen Konzessionären den Miethrest zu erlassen, um den Skandal vorzeitiger Schließungen zu vermeiden. Trotzdem mußte die rue du Caire schon geschlossen und die aus dem Pharaonenland herbeigeschleppten Thiere mußten versteigert werden; Kameele wurden für achtzig, egyptische Reitesel für fünfundzwanzig Francs losgeschlagen und der ganze Troß der Jongleure, der Bauchtänzerinnen und Schlangenbeschwörer muß nun auf anderen Schauplätzen die Lockkraft seiner Künste ausprobiren. Das hübsche Theater der Loïe Fuller und das Panorama Marchand, die Lieblingstätte der Nationalisten, sind dem Konkurs verfallen. Und diese Liste wäre leicht zu verlängern. Alle Erwartungen sind eigentlich nur im Kongreßpalast erfüllt worden, wo bis zum zwanzigsten August 126 Kongresse tagten; außerdem tagten noch ungefähr achtzig andere zur selben Zeit in anderen Räumen. Harmlos, allzu harmlos war der Aerztekongreß, an dem fünftausend Mediziner aller Länder sich betheiligten und dessen Massenaufgebot Herrn Loubet solchen Schrecken einjagte, daß er, trotz seiner Zusage, der Eröffnung fern blieb. Weniger harmlos war der Congrès Libertaire; da wurde, unmittelbar nach dem Attentat von Monza, in fünf Sprachen ein Aufruf verbreitet, in dem man Sätze wie diese lesen konnte: „Auf den ersten Ruf: ‚Zu den Waffen!‘ muß das Proletariat als Rächer gegen seine Ausbeuter aufstehen. Ihr wollt Blut, Tyrannen? Gut. Eures werden wir vergießen, für die Befreiung aller Lohnsklaven, für die Freiheit aller in dem sozialen Bagno dieser Welt Gemarterten!“ Und so weiter. Offenbar wollten die Herren Millerand und Waldeck-Rousseau, die von den ernsthaften Sozialisten jetzt mit äußerster Verachtung behandelt werden, durch die Duldung dieses blutrünstigen Blödsinns zeigen, daß sie noch immer Anspruch auf den Ruhm haben, Hüter der Freiheit zu sein. Leider steigen dadurch die Einnahmen der Pariser nicht. Jetzt sollen unter dem Patronat der ersten Architekten und der berühmtesten Künstler Wunderfeste veranstaltet werden, die vielleicht — so hofft man — die von den Kriegssorgen ziemlich befreiten Briten endlich über den Kanal locken. Diese Feste werden sicher höchst sehenswerth sein, sehenswerther, als irgend eine andere Stadt der Welt sie bieten könnte; aber die katzenjämmerliche Stimmung werden auch sie schwerlich verscheuchen. Schlimmer noch als die unter Erwarten geringe Zahl hat die Qualität der Besucher gewirkt. Man hatte auf ganze Schaaren reicher Leute gehofft, die in den Hotels, im Petit Paillard, bei den großen Schneidern und den Ju-

welieren der rue de la paix Unsummen ausgeben würden, und nun haben die schnell und billig abzufütternden Gäste der Firmen Stangen und Riesel die Mehrheit gebildet. Dem holden Traum ist ein leidiges Erwachen gefolgt und es ist sehr möglich, daß die mit so überschwänglichen Hoffnungen Jahre lang herbeigesehnte Weltausstellung wirklich, wie in Paris jetzt allgemein zu hören und zu lesen ist, wenigstens in Frankreich die letzte sein wird. So viel Geld haben die Franzosen freilich trotz Alledem eingenommen, daß sie Herrn Witte eine neue Anleihe spendiren können. Warum auch nicht? Sie haben an Rußland bisher immer noch gut verdient.

* * *

Herr Karl Jentsch schickt die drei folgenden Notizen:

I. „Daß in dem früheren Pfarrer Naumann der Politiker den Pfarrer vollständig aufgefressen hat, haben schon Viele hervorgehoben, darunter ich selbst in einer kurzen Anzeige seiner Schrift; in letzter Zeit aber hat er es sogar seinen Nationalsozialen zu bunt gemacht. Er rechtfertigt das Pardonverbot des Kaisers mit dem kühlen Satze: ‚Was sollen wir machen, wenn es 50000 Chinesen einfällt, sich uns zu ergeben?‘ Verpflegen geht nicht, also —! Was soll man machen, wenn man einen Zug von 50 000 Raupen trifft? Man führt eine Walze darüber und zerquetscht sie. Das ist ein ekelhaftes Geschäft, aber es geht nicht anders. Und zur Vertheidigung dieser seiner Schneidigkeit wagt er eine Aeußerung, die selbst dem ‚Vorwärts‘ blasphemisch scheint: man könne nicht wissen, wie Jesus gesprochen haben würde, wenn er nicht in einer befriedeten, sondern in einer kampferfüllten Welt gelebt hätte. Der Redakteur der ‚Hilfe‘ aber sucht seinen Meister mit der Belehrung herauszureißen, die Politik sei ihm ein selbständiges, von Religion und Moral unabhängiges Lebensgebiet geworden, die Religion behalte dabei ihre Rolle als Seelentrost und Erziehungmacht; damit sei er zu einer doppelten Buchführung gelangt. Nein, Herr Naumann, so geht es wirklich nicht! Es ist wahr: der Mensch, gar der moderne Kulturmensch ist ein sehr komplizirtes Wesen, in dessen Gemüth sich Gott und Teufel, Katholisches und Protestantisches, Jüdisches, Heidnisches und Christliches, Altes und Neues, Fleisch und Geist und noch viele andere Gegensätze bald verflechten und amalgamiren, bald bekämpfen. Aber das Amalgamiren setzt Reflexionlosigkeit voraus und im Kampf trägt der eine Gegner zuletzt über den anderen den Sieg davon. Ein frisch und fröhlich geführter Unterjochung- oder Ausrottungskrieg macht das Gemüth roh, und wenn man die Buben für einen solchen erziehen will, darf man das Neue Testament nicht unter den Schulbüchern dulden, muß man sie statt der Kirchenlieder Lanzknechtlieder singen lassen. Freilich bestehen die zwei von einander unabhängigen Lebensgebiete neben einander, aber ihre Vertreter sind verschiedene Personen. Die politisirenden Kämpen des Staates und der Kirche sind keine Christen und die Christen sind keine Politiker. Das offizielle Christenthum ist überhaupt kein Christenthum, sondern Staat und Kirche leisten nur, bei allen Schädigungen, die sie dem Christenthum zufügen, diesem den Dienst, das Röhrenwerk, Schrift, Unterricht, Erbauungmittel, im Stande zu halten, das die Jahrhunderte hindurch den Geist des Christenthums den Völkern zugeführt hat, also auch den wenigen Einzelnen, die diesen Geist zu fassen vermögen. Wie vollständig in diesem Punkte unseren Kirchenleuten der Wirklichkeitsinn verloren gegangen ist, beweist auch die alte, aber immer wieder neue Debatte über die wirthschaftliche und wissenschaftliche Inferiorität der Katholiken. Was

müßten Diese sagen, wenn es ihnen mit ihrem Christenthum Ernst wäre? Sie müßten sagen: ‚Wir geben unsere Inferiorität zu, aber wir sind stolz darauf. Denn dadurch beweisen wir, daß wir, trotz unseren unevangelischen Papstkönigen, gefürsteten Bischöfen und reichen Abteien, doch im Großen und Ganzen dem Jesus näher stehen, der gesagt hat: Niemand kann zweien Herren dienen, denn entweder wird er den Einen hassen und den Anderen lieben oder er wird sich den Einen gefallen lassen und den Anderen verachten; Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. Sorget also nicht für Euer Leben, was Ihr essen werdet! Sehet die Vögel des Himmels an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern u. s. w. Und hat nicht der große Apostel dieses Jesus verkündet, daß die Weisheit dieser Welt Thorheit vor Gott sei und umgekehrt und die Korinther daran erinnert, daß Gott nicht die Weisen nach dem Fleisch, die Mächtigen und die Vornehmen für seine Gemeinde ausgewählt habe?' Statt so zu sprechen, suchen die Katholiken ihre Inferiorität aus äußeren Umständen zu erklären und strengen sich an, es den Protestanten gleich zu thun. Noch ärger ist es von Diesen gehandelt — nicht, daß sie sich ihrer Ueberlegenheit in weltlichen Dingen rühmen, dazu haben sie das Recht, sondern —, daß sie sich anstellen, als glaubten sie, damit den Besitz des lauteren Evangeliums beweisen zu können. Das Evangelium als Instrument, reich zu werden! Großartig! Und dabei verbreiten sie massenhaft Bibeln! Ja, glauben sie denn, die Leute seien so einfältig, daß sie den Widerspruch nicht merkten? Da handelt die katholische Kirche doch noch klüger; sie läßt das Heilige Buch in der Kirche mit Weihrauch und Kniebeugung verehren, theilt aber von seinem Inhalt den Völkern nur so viel mit, wie ihr paßt, was freilich unter den heutigen Umständen auch schon zu viel ist. Ich selbst, obwohl ich es noch nicht zu naumannischer Schneidigkeit und Herzenskühle gebracht habe, gehöre zu Denen, die lieber viel als wenig Geld verdienen, nenne mich aber auch nicht einen Christen, sondern nur einen Freund des Christenthums, — und Das nicht einmal in dem Sinne, wie sich Sokrates einen Freund der Weisheit genannt hat. Denn Der strebte doch nach der Weisheit, die nicht zu besitzen er sich bewußt war, ich aber bekenne offen, daß mir bei aller Bewunderung des christlichen Heroismus die Kraft dafür fehlt, ich mich daher nicht für berufen halte. Der völlige Verzicht auf die Welt nach 1. Johannis 2, 15 bis 17 ist es doch wohl, was den Christen macht; cucullus, salbungvolles Gerede, non facit monachum."

* * *

II. „Oft habe ich mit der gebührenden Entrüstung der Fälle gedacht, wo anständige Frauen und Mädchen auf die Denunziation eines schlechten Kerls oder auf den Verdacht eines Beamten hin in ein Polizeilokal geschleppt und dort körperlich untersucht worden sind; ich habe besonders hervorgehoben, daß durch eine solche Untersuchung Allerlei ermittelt werden könne, nur aber gerade Das nicht, was den Beamten das Recht geben würde, die Personen zu sistiren. Ein in Magdeburg wohnender Leser meiner Schriften schickt mir nun ein Blatt des dortigen Generalanzeigers, worin gesagt wird: ‚Die Untersuchung in der Mordaffaire in Konitz läßt keinen Zweifel mehr darüber, daß der Ermordete, Gymnasiast Winter, geschlechtlichen Verkehr unterhielt. Das eine Mädchen, namens Caspari, ist durch den verhafteten Präparanden Speisiger direkt des intimen Umgangs mit Winter bezichtigt. Die ärztliche Untersuchung lehnte das Mädchen entschieden ab. Eine gewisse Tuchler, die gleichfalls in der Affaire

genannt wird, will sich untersuchen lassen.‘ Was könnte denn nun durch eine solche Untersuchung ermittelt werden? Wird das Mädchen intakt befunden, so ist damit doch nicht bewiesen, daß Winter nie in ihrer Wohnung gewesen sei und daß, wenn man in dieser Wohnung Spuren des Mörders entdecken zu können glaubt, die Nachforschungen eingestellt werden müßten. Ist sie aber nicht mehr Jungfrau, so folgt daraus nicht, daß es Winter war, der sie deflorirt hat, und selbst wenn Das durch die körperliche Untersuchung ermittelt werden könnte — man denke sich, wie ein Rabelais dieses lächerliche ‚wenn‘ beleuchten würde! — : was wäre damit für die Entdeckung des Mörders gewonnen? Sollte die Nachricht falsch sein, so würde die konitzer Polizei gut thun, sie zu dementiren; ist sie aber richtig, dann wäre es im Interesse des Ansehens der Polizei wünschenswerth, wenn uns Laien, die wir uns über diesen Untersuchungeifer allerlei Gedanken machen, endlich einmal gesagt würde, zu welchem Zweck eigentlich solche Untersuchungen vorgenommen werden.“

* * *

III. „Ueber die Waschzettelforschung der ledernen Verehrer des nichts weniger als ledernen Dichters der Römischen Elegie ist genug gespottet worden. Da wird es denn den ‚echten Göttersöhnen‘ erfreulich sein, zu vernehmen, daß Einer von ihnen einen ganz neuen Weg der Forschung eingeschlagen hat, der mitten in den thüringer Wald und in das volle, warme Menschenleben hineinführt. Ernst Johann Groth erzählt uns, wie er in Stützerbach den Spuren des jugendlichen Goethe und seines fürstlichen Freundes nachgegangen ist und nicht allein Zeugen, sondern lebendige Früchte der Schaffenslust des erlauchten Paares gefunden hat, und seine Erzählung riecht so wenig nach Archivmoder und so stark nach Waldesluft und Bauernmädelduft wie seine Helden selbst. Sollte etwa ein Leser das Geschichtchen für einen literarischen Scherz halten, so würde er irren; er hat ein Ergebniß ernsthafter Forschung in scherzhafter Form vor sich. Daß dem ‚Goetheforscher‘ einige andere hübsche Geschichten vorangehen, darunter solche, die das preußische Soldatenleben von seiner gemüthlichsten Seite darstellen, werden die Goetheforscher älteren Stils hoffentlich nicht für eine Beleidigung ihres Heros erklären. Das bei Grunow in Leipzig erschienene nette Büchlein führt den Titel ‚Die drei Kanoniere und andere Geschichten‘ und kann den Freunden eines gesunden und harmlosen Humors empfohlen werden.“

* * *

Zwischen Rumänien und Bulgarien ist ein Konflikt entstanden, von dessen Wesen und Bedeutung aus den — seit dem Tode des edlen Stambulow meist unfreundlich gegen Bulgarien gestimmten — Zeitungen keine klare Vorstellung zu gewinnen war. Ein Kenner der Balkanzustände schreibt mir nun: „Die Bulgaren sind das bravste und tüchtigste Volk auf dem Balkan, ein ehrliches, fleißiges Bauernvolk, das seine Ruhe zur Arbeit haben will. Auch in Mazedonien sind die Bulgaren das tüchtigste Element in diesem Völkergewimmel. Natürlich haben die Leute nationale und kirchliche Empfindungen für den bulgarischen Staat und verschiedene beschäftigungslose oder ehrgeizige Leute benutzen diese Stimmung, um Nationalismus zu treiben, Verschwörer zu spielen, Einfluß zu gewinnen, im Trüben zu fischen, — kurz, Etwas zu bedeuten, zu bekommen oder zu werden. Die mit solchen Plänen beschäftigten Komitees bestehen nicht aus den besten Elementen und sie sind für den Fürsten und

das schaffende Volk eher eine Quelle der Sorge und eine unangenehme Plage als eine Lust und Freude. Fürst Ferdinand ist ein tüchtiger Mann. Er kümmert sich um die Regirung und verwendet seine Civilliste nur für das Land; sein großes Vermögen gestattet ihm, seinen Aufwand für persönliche Bedürfnisse, Reisen u. s. w. aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Er giebt viel auf militärische Uebungen, sorgt für wirthschaftlich-technische Fortschritte und Einrichtungen und ist in jeder Beziehung ein Staatsmann, wie er für Bulgarien paßt. Leider sind die meisten einander abwechselnden Parteiführer und Cliquenbeherrscher nicht aus dem selben, sondern aus wurmstichigem Holze geschnitzt; damit steht es aber bei den Bulgaren nicht schlechter als bei den Rumänen, Serben, Türken und Ungarn. Der Fürst hält sich an Bismarcks Vorschrift, der ihm 1892 in Bayern gesagt hat: ,Vergessen Sie nie, daß Rußland den bulgarischen Staat gegründet und viele Zehntausende seiner Söhne dafür geopfert hat; stellen Sie sich immer gut zu Rußland. Dieses Reich darf fordern, daß in Bulgarien nicht, wie unter Alexander und Stambulow, russenfeindlich regirt werde. Halten Sie sich auch mit dem Sultan gut; so lange Sie Vasall des Sultans sind, haben Sie Schutz gegen Serbien, Rumänien und Oesterreich.' Der Fürst handelte nach diesem Rezept und er und sein Land stehen sich nicht schlecht dabei. Das Land hat große Fortschritte gemacht. Ginge Alles, wie es der verständige Fürst haben will, so wäre Vieles besser. Ich halte ihn für einen viel rühmenswertheren Monarchen als den König Karol von Rumänien, dem diplomatische Geschicklichkeit nachgesagt wird. Sobald in Bulgarien oder von Bulgaren, wirklichen oder angeblichen, etwas Schlimmes unternommen wird — Räubereien, Mordthaten, Attentate — ist in Bukarest stets der Teufel los. In Sofia sitzt ein österreichischer Baron, der, wie allgemein geglaubt wird, als rumänischer Agent österreichische, ungarische und deutsche Zeitungen mit Hetzartikeln bedient. Das Bureau Agence Roumaine in Bukarest treibt es noch ärger. Rumänische Regirungblätter stellen in Wort und Bild den Fürsten Ferdinand als Straßenräuber und Meuchelmörder dar. Das geht jahraus, jahrein und die rumänische Regirung duldet alle diese Hetzereien, weil sie dadurch im Innern vor der großrumänischen Partei Ruhe bekommt; diese Partei wühlt auch in Ungarn, doch getraut man sich gegen Oesterreich-Ungarn nicht so zu hetzen, zu schreien und zu wühlen wie gegen Bulgarien. Der Professor, dessen Ermordung jetzt den Hauptanlaß zu dem rumänisch-bulgarischen Konflikt gab, war eine sehr üble Erscheinung, ein literarischer Ausrufer, der täglich, ohne je zu ermüden, die Bulgaren beschimpfte und gegen sie hetzte. Es ist nicht allzu erstaunlich, daß er endlich das Opfer der Wuth der so lange Beleidigten wurde. Und dieses Menschen wegen wäre beinahe ein Balkankrieg entbrannt. Die Noten, die nach Sofia gerichtet wurden, sollen im höchsten Grade unhöflich gewesen sein. Zum Glück ist Fürst Ferdinand ein ruhiger Mann, der durch solche Geschichten nicht um das staatsmännische Gleichgewicht gebracht wird. Er hat einfach darauf hingewiesen, daß ähnliche Fälle auch in anderen Ländern schon oft vorgekommen sind und daß man dort über sie vor den zuständigen Gerichtshöfen, nicht aber auf blutigem Schlachtfeld verhandelt hat."

* *
*

Ein besonders durch die Verschiedenheit der Tonart interessirender Depeschenwechsel ist spät erst bekannt geworden. Am elften August telegraphirte der Deutsche Kaiser aus Homburg an den Präsidenten der Vereinigten Staaten: „Ich empfange mit Vergnügen die Entscheidung der Vereinigten Staaten, daß amerikanische und

deutsche Soldaten zusammen für die gemeinsame Sache der Civilisation unter einem Oberbefehl kämpfen sollen. Das tapfere Heer Ihres Landes, das erst kürzlich so viele kriegerische Eigenschaften mit Europa vereint gezeigt hat, wird unwiderstehlich sein. Feldmarschall Graf Waldersee, der die Ehre haben wird, Ihre Truppen zu führen, ist kein Fremder in Amerika. Seine Gemahlin ist eine geborene Amerikanerin. Ich bitte Eure Exzellenz, meinen herzlichen Dank für das Vertrauen der Vereinigten Staaten bezüglich des Oberkommandos des Grafen Waldersee in Empfang zu nehmen. Wilhelm II." Der Präsident Mac Kinley sandte aus Washington die folgende Antwort: „Ich bin in der glücklichen Lage, Eurer Majestät gütige Botschaft, betreffend die Wahl des Grafen Waldersee, in Händen zu haben, und sehe, wie Eure Majestät, in unseren gemeinsamen Anstrengungen, eine allgemeine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, eine neue Anerkennung der freundlichen Beziehungen und gleichen Interessen, die zwischen diesem Lande und Deutschland bestehen. William Mac Kinley." In Washington scheint es früh Herbst geworden zu sein.

* * *

Was in den Zeitungen steht:

I. „Ein Augen- und Ohrenzeuge theilt über den deutschen Kronprinzen Folgendes aus dem Brigade-Manöverterrain mit: Als der Kronprinz an einem der letzten heißen Tage mit seinem Zuge ein Wäldchen besetzt hielt, lehnte er einen erfrischenden Trunk, den ihm einer der Compagnieoffiziere anbot, mit den Worten ab: ‚Ich führe noch eine halbe Flasche Wein bei mir, die ich jedoch für meine Leute aufheben will, falls ihnen auf dem beschwerlichen Marsche Etwas passirt.' Nach Beendigung des Gefechts bestieg der Kronprinz das Pferd seines Hauptmanns und galoppirte nach Schlunkendorf, um selbst dafür Sorge zu tragen, daß die abmarschirenden erschöpften Gardisten durch Wasser erquickt würden. Dabei fiel des Kronprinzen Auge auf ein Faß mit Trinkwasser, das in der sengenden Sonne stand. Sofort sprang er ab und wälzte selbst, unterstützt von einem Offizier, das Faß mit dem erquickenden Naß in den Schatten eines Baumes. Bei den Truppen machen derartige Züge von Wohlwollen einen sympathischen Eindruck."

II. „Apollo-Theater. Zu Gunsten der Verwundeten unseres Expeditioncorps veranstaltet die Direktion des Apollo-Theaters in liebenswürdigster Weise, getragen von patriotischen Gefühlen, eine Extra Gala-Vorstellung, deren Ertrag an die Kasse des Hilfskomitees abgeliefert wird. Das Hilfskomitee bittet daher aus Liebe zur Sache um recht regen Besuch, damit die Direktion des Apollo-Theaters sieht, daß ihre patriotischen Absichten den gebührenden Anklang finden." Das Apollo-Theater, dessen Direktion von so patriotischen Absichten beseelt ist, könnte ein Witzbold den wichtigsten Angelpunkt der berliner Prostituirten mittleren Ranges nennen.

* * *

Unter dem Titel „Die Weite Welt" ist der „Woche" eine Konkurrenz erstanden. Da sämmtliche „entzückende Heime" bereits photographirt sind und neue aufnahmefähige Staatsmänner schwer zu entdecken sein werden, ist die Hoffnung der berliner Taxameterkutscher auf ein seitengroßes Gruppenbild nicht ganz unberechtigt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 15. September 1900.

Danaerpolitik.

Während der ersten Juliwoche lasen die Deutschen, ihr Kaiser habe öffentlich und feierlich gelobt, er werde für den in Peking verübten Gesandtenmord „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat", und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren." Diese Rede, die auch von „Mobilmachung" und „Krieg" sprach, war kaum verbreitet worden, da ließen sämmtliche Großmächte erklären, sie dächten nicht daran, einen Krieg gegen China zu führen, und würden zufrieden sein, wenn für die Ermordung und Beraubung der Weißen Sühne gewährt und im Reich des Himmelssohnes die Ruhe wieder hergestellt werde. Das Wort des Deutschen Kaisers, sein Ruf, ein „historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeutet", sei gekommen, die Mahnung an seine Truppen, mit bewaffneter Hand dem Christenthum Einlaß in China zu erzwingen, die Verkündung eines Militäroberpfarrers, „ein Kreuzzug, ein Heiliger Krieg" habe begonnen: das Alles mußte den Glauben stützen, Deutschland führe allein gegen China Krieg. Ganz klar wurde die Sachlage nicht; in dem von einer bisher unbekannten „kaiserlichen Regirung" den deutschen Bundesstaaten vorgelegten Rundschreiben war von einem Krieg nicht die Rede und zu einem Krieg wäre die Zustimmung des Bundesrathes nöthig, die des Reichstages mindestens nützlich gewesen. Die Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen schien das Dunkel zu erhellen; wenn die Großmächte einen gemeinsamen Heerführer wählen, dann, dachte man, müssen sie auch über ihre Aufgaben und Ziele

einig sein. Leider währte die Freude nicht lange. Zögernd nur und unter allerlei hemmenden Bedingungen stimmten die Großmächte der Ernennung des deutschen Feldmarschalls zu und bald mußte selbst der optimistische Zweifler erkennen, wie übel es um die Einigkeit der angeblich Verbündeten bestellt sei. Der Deutsche Kaiser sagte in Kassel, es sei „von hoher Bedeutung", daß die Ernennung des Generalissimus „der Anregung und dem Wunsch Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen" entsprungen sei, „des mächtigen Herrschers, der weit in die asiatischen Lande hinein seine Macht fühlen läßt"; darin zeige sich wieder, „wie eng verbunden die alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche sind", und deshalb sei die „Anregung" des Zaren mit besonderer Freude zu begrüßen. Im russischen Reichsanzeiger aber wurde amtlich dem Erdkreis verkündet: „Kaiser Wilhelm wandte sich direkt in einem Telegramm an den Kaiser Nikolaus, wie an alle interessirten Regirungen, und stellte den Feldmarschall Grafen Waldersee zur Verfügung. Kaiser Nikolaus, von dem Wunsch beseelt, die im fernen Osten entstandenen Verwickelungen möglichst schnell zu ordnen, antwortete auf diese Depesche, er sehe kein Hinderniß, das sich der Annahme des vom Kaiser Wilhelm gemachten Vorschlages entgegenstelle." Weder offiziell noch offiziös ist in Deutschland dieser Darstellung widersprochen worden. Die russische Regirung hatte noch hinzugefügt, sie denke natürlich nicht daran, von dem politischen Programm auch nur um Haaresbreite abzuweichen, das sie in vollkommenem Einvernehmen mit Frankreich und anderen Mächten festgesetzt habe, und werde auch bei militärischen Operationen die „Gedanken der Mäßigung" und die „Menschlichkeit" nicht vergessen, die „den Ruhm des russischen Heeres begründet haben". Der Präsident Mac Kinley antwortete auf ein höchst herzliches Telegramm unseres Kaisers sehr kühl und ging mit keiner Silbe auf die Mittheilung ein, Graf Waldersee habe eine Amerikanerin geheirathet. In Frankreich und Rußland wurde heftig gegen die Auffassung Wilhelms des Zweiten protestirt, der öffentlich gesagt hatte, er sehe in der Uebertragung des Oberbefehls an einen deutschen General den Beweis allseitiger Anerkennung unserer militärischen Leistungen; so, hieß es, sei die Zustimmung zur Wahl des Truppenführers nicht gemeint gewesen. Der Zar sandte, um den Eindruck des Wortes von den „alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche" wegzuwischen, Herrn Witte nach Paris und schrieb an den Präsidenten der französischen Republik einen beinahe zärtlich klingenden Brief, der dem franko-russischen Bündniß neuen Glanz verleihen soll. Inzwischen waren in Peking — ohne die Hilfe auch nur eines einzigen deutschen Soldaten —

die Europäer fast mühelos befreit worden, wir hatten erfahren, daß die meisten der ausgesprengten Gräuelgeschichten ins Märchenreich zu verweisen sind, und Graf Waldersee hatte durch seine zahlreichen Reden und durch die ganze Art seines Auftretens gezeigt, daß er für die ihm zugedachte heikle Aufgabe ungeeigneter ist als irgend ein preußischer General, der stumm und umsichtig seine Pflicht thut. Durfte man vorher schon zweifeln, ob ein Mann, der Klima, Terrain, Volkssitten und Volkscharakter nicht kennt, mit der Aussicht auf Erfolge den Oberbefehl führen könne, so ließ das jähe Ende einer mühsam in Jahren geschaffenen Legende nun schlimme Konflikte fürchten. Allgemein, auch bei den von der starken Betonung christlicher Ideale nicht übermäßig entzückten Japanern, wurde der Wunsch merkbar, sich dem deutschen Oberbefehl, so weit es irgend anginge, zu entziehen und den Haß der chinesischen Patrioten auf das Deutsche Reich abzuwälzen, dessen Politik man gar zu gern als leidenschaftlich, rachsüchtig, unmenschlich schildern möchte. Und als die Dinge so weit gediehen waren, holten die Russen zu einem Meisterstreich aus: sie erklärten, die Hauptaufgabe sei bewältigt und es sei nun rathsam, die fremden Truppen aus Peking zurückzuziehen, die Vertreter der chinesischen Dynastie zur Heimkehr in die Hauptstadt einzuladen und, unter Wahrung der Religion, der Sitten und der politischen Verfassung des Riesenreiches, über die Sicherung eines den Europäern erträglichen Zustandes mit dem klugen Herrn Li-Hung-Tschang zu verhandeln.

Das war ein Meisterstreich; erstens, weil er dem wichtigsten Interesse der Russen dient, die jeden Grund haben, sich mit den nominellen Besitzern der Mandschurei gut zu stellen; zweitens, weil er den der petersburger Regirung unbequemen Glauben beseitigt, der Zar habe der Schutz- und Strafexpedition den Umfang und Charakter eines Kriegszuges gegeben und der halben Milliarde der asiatischen Confucianer, Buddhisten, Shintoisten und Mohammedaner die Bekehrung zum Christenthum zugemuthet; drittens, weil Deutschland nach den Worten des Kaisers den russischen Vorschlag kaum annehmen kann und die deutsche Politik so leicht als das Haupthinderniß eines frühen Friedensschlusses zu bezeichnen ist, während sie bisher als die jeder friedlichen Beilegung internationaler Wirren geneigteste gelten wollte. Was nun geschehen wird, müssen wir abwarten. Der Deutsche Kaiser hat am zweiten Juli in Wilhelmshaven gesagt, er sehe „eine schwere Aufgabe" vor sich, „die nur durch geschlossene Truppenkörper aller civilisirten Staaten gelöst werden kann." Heute ist nicht der geringste Zweifel darüber mehr möglich, daß dieses Aufgebot nicht zusammenzubringen sein wird. Historisch

gebildete Politiker, die den vor Kreta gesammelten Erfahrungen ihren Sinn nicht verschlossen, hat die neuste Entwickelung nicht überrascht; sie glauben auch nicht, daß der Kern des russischen Vorschlages ins Wasser fallen wird. In ganz China haben 1899 zwanzigtausend Europäer gelebt, 17 193 davon in den Vertragshafenstädten; einzelne sind gemordet worden, die meisten haben gute Geschäfte gemacht. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Staaten, die auf den chinesischen Markt spekuliren, wegen vereinzelter Barbareien jetzt das ungeheure Reich so lange mit Krieg überziehen werden, bis es, nach dem Wort Wilhelms des Zweiten, „zu Boden geschmettert, auf den Knien um Gnade fleht." Man wird sich mit der Bestrafung der Schuldigen begnügen, deren Zahl nicht allzu knauserig bemessen werden wird, und zufrieden sein, wenn die Macht der Mandschu-Dynastie etwas festere, für eine Weile tragfähige Stützen erhält. Und der deutschen Politik wird man gern goldene Brücken über den Abgrund bauen, an den sie in hitzigem Sturmlauf gerathen ist.

Wird der Fürst zu Hohenlohe, der offiziell ja noch immer der einzig verantwortliche Reichsbeamte ist, diese Brücke betreten oder wird er dem Lockruf folgen, der von Tag zu Tag lauter über den Aermelkanal zu uns herübertönt? Es wird Zeit, in das Laboratorium der englischen Politik einmal hineinzuleuchten; die Gefahr, die uns von dort droht, ist von allen die schreckendste. Als in Kiautschou die deutsche Flagge gehißt wurde, jubelten die Briten. Mit Recht; denn was sie nie zu hoffen gewagt hatten, war geschehen: das Deutsche Reich hatte sich da festgelegt, wo russische und englische Aspirationen einst zusammenstoßen müssen; und der vorläufig noch gefährlichste Bedroher der britischen Handelsherrschaft in Ostasien hatte sich als „Pächter" den Chinesen verhaßt gemacht. Diese günstige Konjunktur mußte benutzt werden. Man hat sich oft darüber gewundert, daß England die Japaner zwang, den befestigten Hafen von Wei-Hai-Wei zu räumen; war es nöthig, so wurde auch in London gefragt, den natürlichen Bundesgenossen, Rußlands kräftigsten Gegner in Ostasien, zu ärgern, nur, um diesen Hafen zu bekommen, der, da die Russen in dem ungleich stärkeren Port Arthur sitzen, für England wenig Werth haben kann? In dem Buch China and the present crisis von Joseph Walton kann man die Antwort finden. Da wird ausgeplaudert, Wei-Hai-Wei habe einen für die künftige Politik Endlands unschätzbaren Werth, denn es sei bestimmt, eines Tages dem Deutschen Kaiser als Geschenk angeboten zu werden. Der Kaiser, so rechnen die schlauen Herren, ersehnt eine überseeische Ausdehnung des deutschen Machtbereiches und muß namentlich in Schantung eine Erweiterung seines Gebietes wün-

schen; wenn wir ihm Wei-Hai-Wei anbieten, wird er uns dankbar sein; und zugleich ist Deutschland dann der von Port Arthur beherrschten russischen Sphäre noch nähergerückt. So wird die Reibungsfläche zwischen den beiden Kaiserreichen vergrößert und die deutsche Politik in die Versuchung geführt, in Ostasien die britischen Geschäfte zu besorgen. Das wäre ein noch viel nützlicherer Erfolg als der via Helgoland eingeheimste. Die Engländer haben am Vaal gelernt, daß sie der Kraft ihres Heeres nicht allzu leichtgläubig vertrauen dürfen; doch ein pfiffiger Gentleman findet, namentlich, so lange er Geld hat, stets Leute, die sich für ihn schlagen. Wenn im Osten die Japaner, im Westen die Deutschen vor der Höhle des moskowitischen Bären Wacht halten, der mit seinen Tatzen die Weltausbeuterprivilegien Albions bedroht, dann: Rule Britannia, rule the waves! Herr Joseph Walton hat uns zu Dank verpflichtet, da er den allerliebsten Plan ein Bischen zu früh enthüllte. Nun erst wird die Masse der Deutschen den Sinn des englischen Chores verstehen. Aus dem Britenland kamen die grassesten Lügen über chinesische Gräuel, die süßesten Schmeichelreden über die oratorischen Leistungen unseres Kaisers; im Britenland zetern Staatssekretäre jetzt über die „größte Schmach des Jahrhunderts" — damit ist nicht etwa der Opiumkrieg oder der Raubzug gegen die Buren gemeint, sondern der Boxeraufstand mit seinen Folgen —, verkündet die Presse täglich, die Annahme des russischen Vorschlages müsse Europa, müsse insbesondere Deutschland entehren. Man konnte fragen, warum gerade England, das von dem chinesischen Handel zwei fette Drittel an sich gerissen hat, so geräuschvoll einer schnellen und friedlichen Beilegung des Zwistes widerstrebe, die doch das Ziel aller Händlerwünsche sein muß. Der Großkaufmann aber denkt über den Vortheil der Stunde hinaus und opfert gern den kleinen Profit, wenn er hoffen kann, durch solchen Verzicht sich einen aus der Ferne winkenden Riesengewinn sichern zu können. Und ein Riesengewinn wäre es für Großbritannien, wenn es der Schlauheit seiner Geschäftsleute gelänge, das Deutsche Reich und Rußland in Totfeindschaft gegen einander zu hetzen. Dann könnte auch die stärkste deutsche Flotte dem Inselimperium nur willkommen sein. Und wie freudig würde man dem Bringer solchen Hoffnungsglückes das für diesen Zweck aufgesparte Wei-Hai-Wei zu Füßen legen!

Quidquid id est, timeo Danaos ... Graf Waldersee nähert sich der chinesischen Küste und die arg mitgenommenen deutschen Diplomaten lassen ihre Wunden verbinden. In Troja hat wenigstens ein Apollopriester, Laokoon hieß er, vor dem hübschen hölzernen Spielzeug gewarnt, das die Güte der Griechen dem König Priamus als Festgeschenk zugedacht hatte.

✱

Die Ebenbürtigkeit der Kaiserin.

In einem Aufsatz über das Ebenburtrecht des preußischen Königshauses habe ich die Behauptung aufgestellt und eingehend begründet, daß heutzutage eine Dame einem Prinzen des preußischen Königshauses nur dann ebenbürtig ist, wenn sie stammt:

a) aus regirendem deutschen,
b) aus mindestens altreichsgräflichem mediatisirten, aber im Besitz eines reichsunmittelbaren Territoriums und der Reichsstandschaft gewesenem Hause;
c) aus nicht deutschem regirenden oder erst im neunzehnten Jahrhundert entthronten christlichen Hause;

aber unter der Voraussetzung, daß sie

a) vier adelige, adelig geborene und
b) zwei hochadelige Ahnen hat.

Ich hatte hinzugefügt, das „jedenfalls sämmtliche Prinzessinnen, die in neuerer Zeit Gemahlinnen von Prinzen des preußischen Königshauses wurden, diesen Erforderníssen genügen."

Angesichts des Umstandes, daß man von Zeit zu Zeit immer wieder in der Presse und im Gespräch dem Glauben begegnet, eigentlich genüge der Status der Kaiserin Auguste Viktoria strengen Ebenburterforderníssen nicht, erscheint es unabweislich, einmal in ruhiger, sachlicher und gründlicher Weise darzulegen, daß der Status der Kaiserin den von mir genau formulirten Forderungen entspricht. Dazu ist zunächst zu prüfen, ob die Kaiserin einem regirenden oder mediatisirten deutschen oder ob sie einem regirenden oder erst im neunzehnten Jahrhundert entthronten christlichen ausländischen Hause entstammt.

Die Kaiserin Auguste Viktoria ist eine Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Daß das herzogliche Haus Schleswig-Holstein, insbesondere der erste Ast (Augustenburg) der ersten Linie (Sonderburg), kein mediatisirtes Haus im Sinne des Artikels 14 der Bundesakte ist, unterliegt keinem Zweifel. Es regirte auch, wie Jeder weiß, zur Zeit der Vermählung Kaiser Wilhelms des Zweiten (27. Februar 1881) in Schleswig-Holstein nicht. Und doch gehört die Kaiserin einem im Rechtssinne regirenden Hause an, und zwar einem ausländischen.

Friedrich I., König von Dänemark (geb. 1471. † 1533).

- Christian III., König von Dänemark (geb. 1503. † 1559).
  - Friedrich II., König von Dänemark (geb. 1534. † 1588).
    - Königliches Haus Dänemark. In der Person Friedrichs des Siebenten, Königs von Dänemark (geb. 1808. † 1863) erloschen.
  - Johann, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg (geb. 1545. † 1622).
    - Alexander (geb. 1573. † 1627).
      - Ernst Günther, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg (geb. 1609. † 1689).
        - Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.
      - August Philipp, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck (geb. 1612. † 1675).
        - Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck. In der Person Königs Christians des Neunten (geb. 1818) 1863 auf den dänischen und in der Person Georgs des Ersten (geb. 1845) 1863 auf den griechischen Königsthron gelangt.
    - Philipp (geb. 1584. † 1663).
      - Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. In der Person des Herzogs Friedrich Heinrich Wilhelm (geb. 1747. † 1779) erloschen.
- Adolph, Herzog von Holstein-Gottorp (geb. 1526. † 1586).
  - Christian Albrecht (geb. 1641. † 1694).
    - Friedrich IV. (geb. 1671. † 1702).
      - Rußland
    - Christian August (geb. 1673 † 1726).
      - Oldenburg.

Aus dieser Stammtafel wird klar, daß das Haus Schleswig Holstein-Sonderburg eine jüngere Linie des dänischen Königshauses und das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg der ältere Ast dieser jüngeren Linie ist. Zwar regirt die älteste Linie des dänischen Könighauses in Dänemark nicht mehr. Sie ist im Jahre 1863 in der Person Friedrichs des Siebenten erloschen. Aber das Gesammthaus ist nicht entthront worden. Das Haus regirt in Dänemark weiter, obgleich der zweite Ast der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg, der Ast Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck, in der Person Christians des Neunten in Folge des londoner Protokolls vom achten Mai 1852 und des dänischen Thronfolgegesetzes vom einunddreißigsten Juli 1853 unter Uebergehung des älteren Astes: Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, in Dänemark auf den Thron gelangt ist.

Eine Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg ist daher ein Mitglied eines regirenden christlichen europäischen Fürstenhauses, nämlich des dänischen Königshauses, wenn sie aus einer ebenbürtigen Ehe eines Agnaten dieses Hauses stammt.

Die Kaiserin Auguste Viktoria ist am zweiundzwanzigsten Oktober 1858 als Tochter des Herzogs Friedrich Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1829, † 1880), aus dessen im Jahre 1856 geschlossener Ehe mit der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg geboren. Daß diese Ehe ebenbürtig war, kann keinem Zweifel unterliegen, da das Haus Hohenlohe-Langenburg zu den (mediatisirten) Familien gehört, die nach Artikel 14 der Deutschen Bundesakte von 1815 „nichtsdestoweniger zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden“ und denen „das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff verbleibt.“ Es bleibt also die Frage zu prüfen, ob der Vater der Kaiserin ein Agnat des dänischen Königshauses gewesen ist.

Agnat des dänischen Königshauses ist jeder männliche eheliche Nachkomme Christians des Dritten von Dänemark, des gemeinsamen Stammvaters der ausgestorbenen königlichen Linie in Dänemark und der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg (worin selbstverständlich die Aeste dieser Linie mit einbegriffen sind), bei dem der agnatische Zusammenhang nirgends durch eine unebenbürtige Ehe unterbrochen ist. Das ist also bei jeder einzelnen der in Betracht kommenden Ehen zu prüfen.

Die Stammreihe ist folgende:

1. Christian III., König von Dänemark und Norwegen (geb. 1504, † 1559).
   Gem.: Dorothea, des Herzogs Magnus II. zu Lauenburg Tochter.

|

2. Johann, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg (geb. 1545, † 1622).
   Gem.: Elisabeth, des Herzogs Ernst zu Braunschweig Tochter.

|

3. Alexander, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg (geb. 1573, † 1627).
Gem.: Dorothea, des Grafen Johannes Günther zu Schwarzburg Tochter.

|

4. Ernst Günther, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1609, † 1689).
Gem.: Auguste, des Herzogs Philipp von Holstein-Glücksburg Tochter.

|

5. Friedrich Wilhelm, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1668, † 1714).
Gem.: Sophie Amalia Gräfin von Ahlefeld.

|

6. Christian August, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Herzog 1731 (geb. 1696, † 1754).
Gem.: Friederike Luise Gräfin Danneskjold-Samsöe.

|

7. Friedrich Christian I., Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1721, † 1794).
Gem.: Charlotte Amalie Wilhelmine, des Herzogs Friedrich Karl von Holstein-Plön Tochter.

|

8. Friedrich Christian II., Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1765 † 1814).
Gem.: Luise Augusta, des Königs Christian VII. von Dänemark Tochter.

|

9. Christian Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1798, † 1869).
Gem.: Luise Sophie Gräfin Danneskjold-Samsöe.

|

10. Friedrich Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1829, † 1880).
Gem. (wie bereits erwähnt): Adelheid, des Fürsten Ernst Christian Karl von Hohenlohe-Langenburg Tochter.

Was nun zunächst die Ehen in den unter 1., 2., 3., 4., 7., 8. bezeichneten Generationen betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die betreffenden Damen, nämlich: Dorothea von Lauenburg, Elisabeth von Braunschweig, Dorothea von Schwarzburg, Auguste von Holstein-Plön, Luise Augusta von Dänemark, dem hohen Adel angehörten, also den strengsten Ebenburterfordernissen genügten. Dagegen ist es ganz unzweifelhaft, daß die in den mit 6. und 9. bezeichneten Generationen geehelichten Damen nach deutsch-rechtlichen Begriffen nur dem niederen Adel angehörten. Das sind die beiden Gräfinnen Danneskjold-Samsöe. In Bezug auf die Gräfin Ahlefeld (fünfte Generation) ist zu bemerken, daß sich über die Frage, ob sie dem niederen oder, im Sinne der Zeit, dem hohen Adel angehörte, vielleicht streiten läßt. Doch soll, dem Zweck dieser Untersuchung, möglichst streng zu sein, entsprechend, angenommen werden, sie habe nur dem niederen Adel angehört.

Nach allem Vorigen steht der agnatische Zusammenhang des Prinzen Friedrich Wilhelm von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (fünfte Generation) mit dem König Christian dem Dritten ganz zweifellos fest und die Frage, ob der agnatische Zusammenhang durch eine unebenbürtige Ehe unterbrochen wurde, ist erst bei der Ehe mit der Gräfin Ahlefeld, immer unter der Voraussetzung, diese habe zum niederen Adel gehört, genauer zu prüfen.

Es ist mit anderen Worten die Frage: galt im dänischen Königshause eine Dame des niederen Adels für ebenbürtig?

Ausschlaggebend ist für die Beantwortung dieser Frage die Thatsache, daß eine Dame unzweifelhaft niederen Adels, die Gräfin Anna Sophie von Reventlow (geb. 1693. Sie war die Tochter des dänischen Lehensgrafen Konrad von Reventlow und entstammte einem uralten Adelsgeschlecht der Dithmarschen) am vierten April 1721 die Gemahlin König Friedrichs des Vierten von Dänemark, des Ur-ur-ur-Enkels König Christians des Dritten und am dreißigsten Mai des selben Jahres feierlich zur Königin gekrönt wurde. Sie wurde auch, obwohl ihr Stiefsohn König Christian VI., der Nachfolger Friedrichs des Vierten, ihr überaus feindlich gesinnt war, in der Gruftkirche der dänischen Könige, dem Dom zu Roskilde, beigesetzt. Danach kann kein Zweifel obwalten, daß der niedere Adel im dänischen Königshause als ebenbürtig angesehen worden ist. Mit dem vollsten Recht ist daher die Ebenbürtigkeit des niederen Adels für das dänische Königshaus einschließlich seiner Nebenlinien in dem bekannten „Rechtsgutachten bezüglich der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg erstattet auf Grund des Allerhöchsten Erlasses vom vierzehnten Dezember 1864 vom Kron-Syndikat“, Berlin 1866, nach sehr eingehender Prüfung, mit aller Bestimmtheit bejaht worden.

Hiernach ist also der agnatische Zusammenhang durch die Ehe mit der Gräfin Ahlefeld nicht unterbrochen und deren Sohn, Prinz Christian August (sechste Generation), war zweifellos ein Agnat des dänischen Königshauses.

Das Selbe muß aber von der Ehe dieses Prinzen Christian August (sechste Generation) mit der Gräfin Friederike Luise Danneskjold-Samsöe gelten, so daß auch der agnatische Zusammenhang des Sohnes der Gräfin, Friedrich Christians des Ersten (siebente Generation), feststeht. Dessen Ehe mit Charlotte Amalie Wilhelmine von Holstein-Plön und die Ehe ihres Sohnes, Friedrich Christians des Zweiten (achte Generation), mit Luise Auguste von Dänemark geben zu Bedenken keinerlei Veranlassung. Beide Damen gehören dem hohen Adel an. So ergiebt sich, daß der Sohn Friedrich Christians des Zweiten, der Herzog Christian Karl Friedrich August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (neunte Generation), als Agnat des dänischen Königshauses anzusehen ist. Daraus folgt aber mit zwingender Nothwendigkeit, daß ein aus ebenbürtiger Ehe geborener Sohn dieses Herzogs

Christian Karl Friedrich August nach dem Tode König Friedrichs des Siebenten im Königreich Dänemark zur Succession fähig gewesen wäre, wenn nicht der Herzog Christian selbst am dreißigsten Dezember 1852 zu Gunsten des jetzigen Königs Christian des Neunten von Dänemark die bekannte Akte ausgestellt hätte: „Wir . . . geloben und versprechen außerdem für uns und unsere Familie bei fürstlichen Worten und Ehren, nichts, wodurch die Ruhe in ihrer Königlichen Majestät Reichen und Landen gestört und gefährdet werden könne, vorzunehmen, ingleichen den von Ihrer Königlichen Majestät in Bezug auf die Ordnung der Erbfolge für alle unter Allerhöchstdero Szepter gegenwärtig vereinten Lande . . . gefaßten oder künftig zu fassenden Beschlüssen in keiner Weise entgegen zu treten." Darin, daß die Dänen kein Mittel unversucht ließen, um diese Akte zu erwirken, liegt der stärkste Beweis dafür, daß die Abstammung des Herzogs Christian Karl Friedrich August von der Gräfin Friederike Luise Danneskjold=Samsöe als Urgroßmutter und der Gräfin Ahlefeld als Ur=urgroßmutter nicht als ein Hinderniß für seine Successionfähigkeit, daß vielmehr die Ebenbürtigkeit dieser Ehen als zweifellos angesehen wurde.

Nicht ganz so einfach ist die Frage, ob auch die im Jahre 1820 geschlossene Ehe dieses Herzogs Christian Karl Friedrich August von Augustenburg mit der Gräfin Luise Sophie Danneskjold=Samsöe ebenbürtig gewesen ist. Diese Ehe ist nach Erlaß der Bundesakte von 1815 geschlossen und der König Friedrich VI. hat die Bundesakte mit unterzeichnet. Aber nur für Holstein und Lauenburg. Das ist das Ausschlaggebende, denn es kann gar kein Zweifel sein, daß hierdurch das Hausrecht des dänischen Königshauses in keiner Weise berührt worden ist. Das dänische Königshaus war und blieb ein außerdeutsches Fürstenhaus, das nach seinem nationalen — Das heißt: nach dänischem — Recht lebte. Nach der Lehre aber, die annimmt, die Bundesakte habe an dem bestehenden Ebenburtrecht überhaupt nichts geändert, ist es erst recht selbstverständlich, daß es bei dem bestehenden Ebenburtrecht des dänischen Königshauses sein Bewenden hat.

Danach ist aber auch die Ehe des Herzogs Christian Karl Friedrich August von Augustenburg mit der Gräfin Luise Sophie Danneskjold=Samsöe (neunte Generation) als unzweifelhaft ebenbürtig zu bezeichnen und deren Sohn, der Herzog Friedrich Christian August von Augustenburg (zehnte Generation), der Vater der Kaiserin, ist als Agnat des dänischen Königshauses erwiesen. Und damit ist das Schlußglied in den Beweis eingefügt: die Kaiserin Auguste Viktoria ist als eine aus ebenbürtiger Ehe stammende Tochter eines Agnaten eines ausländischen, regirenden und christlichen Hauses, nach dem Hausrecht des preußischen Königshauses, wie es die Staatsrechtswissenschaft ohne Ausnahme als vorhanden annimmt, ebenbürtig.

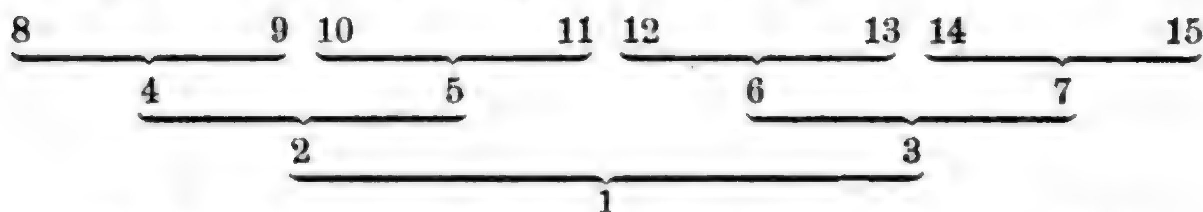
Mit diesem Ergebniß könnte die Untersuchung abgeschlossen werden,

wenn ich nicht selbst, damit allerdings, so weit ich sehe, in der Wissenschaft heute völlig vereinzelt dastehend, der Ansicht wäre, daß zwei weitere Ebenburterfordernisse vorhanden sind, denen eine Dame genügen muß, um allen Bemängelungen ihrer Ebenbürtigkeit mit den regirenden Häusern Deutschlands entrückt zu sein. Das erste dieser Erfordernisse ist: sie muß, selbst wenn in dem Hause, aus dem sie stammt, nach Hausrecht der niedere Adel ebenbürtig ist, eine hochadelige Mutter haben. Das zweite ist: sie muß stiftmäßig sein.

Daß die Kaiserin dem ersten dieser Ebenburterfordernisse genügt, mit anderen Worten: daß sie zwei hochadelige Ahnen hat, ist durch die voraufgegangenen Erörterungen erwiesen. Ihr Vater gehörte einem ausländischen regirenden, ihre Mutter gehörte einem deutschen mediatisirten Geschlecht an.

Es bleibt nur noch übrig, die Stiftmäßigkeit der Kaiserin nachzuweisen.

Da ich nun dem Herausgeber dieser Zeitschrift unmöglich zumuthen kann, dieser Untersuchung eine Ahnentafel beizugeben, so muß ich versuchen, die Ahnentafel der Kaiserin so kurz wie möglich zu beschreiben. Ich bediene mich dazu einer Ahnenbezifferungmethode nach folgendem Schema:



Es ist einleuchtend, daß hiernach die Kaiserin die Nummer 1 bekommt, Nummer 2 und 3 sind ihre beiden Eltern, Nummer 4, 5, 6 und 7 ihre vier Großeltern, und zwar Nummer 4 und 5 die beiden väterlichen, Nummer 6 und 7 die beiden mütterlichen Großeltern, Nummer 8, 9, 10 und 11 sind die vier väterlichen Urgroßeltern, Nummer 12, 13, 14 und 15 die v er mütterlichen Urgroßeltern u. s. w.

Ich werde diese Zahlen in Klammern dem betreffenden Namen vorsetzen.

Die beiden Eltern der Kaiserin sind: (2) der Herzog Friedrich Christian August von Schleswig-Holstein Sonderburg-Augustenburg und (3) die Prinzessin Adelheid von Hohenlohe Langenburg.

Die vier Ahnen der Kaiserin werden gebildet von ihren beiden väterlichen und ihren beiden mütterlichen Großeltern. Die beiden väterlichen Großeltern sind: (4) der Herzog Christian Karl Friedrich August von Augustenburg, geb. 1798, und dessen Gemahlin, (5) die Gräfin Luise Sophie Danneskjold-Samsöe, geb. 1796; Beide also die Eltern von (2). Die beiden mütterlichen Großeltern der Kaiserin sind: (6) der Fürst Ernst von Hohenlohe-Langenburg, geb. 1794, und dessen Gemahlin, (7) die Prinzessin Fedora von Leiningen-Hartenburg, geb. 1807; Beide also die Eltern von (3).

Die acht Ahnen der Kaiserin werden gebildet von ihren vier väterlichen

und ihren vier mütterlichen Urgroßeltern, oder, wie man auch sagen kann, von den vier Großeltern ihres Vaters und den vier Großeltern ihrer Mutter.

Die vier Großeltern ihres Vaters sind: (8) der Herzog Friedrich Christian II. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 1765, und dessen Gemahlin, (9) Luise Prinzessin von Dänemark, geb 1771; Beide also die Eltern von (4); ferner: (10) der Graf Christian Konrad Sophus Danneskjold-Samsöe, geb. 1774, und dessen Gemahlin, (11) Johanna Henriette Valentine von Kaas, geb. 1776, aus uraltem dänischen Adelsgeschlecht; Beide also die Eltern von (5).

Die vier Großeltern der Mutter der Kaiserin sind: (12) der Fürst Karl Ludwig von Hohenlohe-Langenburg, geb. 1762, und dessen Gemahlin, (13) Amalie Henriette Charlotte Gräfin Solms-Baruth, geb. 1768, Beide also die Eltern von (6), ferner: (14) der Fürst Karl Emich zu Leiningen, geb. 1763, und dessen Gemahlin, (15) Marie Luise Viktoria, Prinzessin von Sachsen-Koburg-Saalfeld; Beide also die Eltern von (7).

Die sechzehn Ahnen der Kaiserin werden gebildet von den acht Urgroßeltern ihres Vaters und den acht Urgroßeltern ihrer Mutter.

Die acht Urgroßeltern des Vaters der Kaiserin sind: (16) der Herzog Friedrich Christian I. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 1721,[1]) und dessen Gemahlin, (17) Charlotte Prinzessin von Holstein-Plön, geb. 1744,[2]) Beide also die Eltern von (8); ferner: (18) der König Christian VII. von Dänemark, geb. 1749,[3]) und dessen Gemahlin, (19) Mathilde Prinzessin von Großbritannien und Irland, geb. 1751,[4]) Beide also die Eltern von (9); weiter (20) der Graf Friedrich Christian Danneskjold-Samsoe, geb. 1722,[5]) und dessen Gemahlin, (21) Sophie Friederike Luise von Kleist, geb. 1747,[6]) Beide also die Eltern von (10); endlich: (22) Frederik Christian von Kaas, geb. 1727,[7]) und dessen Gemahlin, (23) Edele Sofie von Kaas zu Nedergaard, geb. 1747;[8]) Beide also die Eltern von (11).

Die acht Urgroßeltern der Mutter der Kaiserin sind: (24) der Fürst Christian Albrecht Ludwig zu Hohenlohe-Langenburg, geb. 1726,[9]) und dessen Gemahlin, (25) Karoline Gräfin von Stolberg-Gedern, geb. 1731,[10])

---

[1]) als Sohn des Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

[2]) als Tochter des Herzogs Friedrich Karl von Schleswig-Holstein-Plön.

[3]) als Sohn des Königs Friedrich V. von Dänemark.

[4]) als Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales.

[5]) als Sohn des Grafen Christian Danneskjold-Samsöe.

[6]) als Tochter des Christian Adrian von Kleist.

[7]) als Sohn des Ulrik von Kaas.

[8]) als Tochter des Otto Ditlev von Kaas zu Nedergaard.

[9]) als Sohn des Fürsten Ludwig zu Hohenlohe-Langenburg.

[10]) als Tochter des Grafen Friedrich Karl von Stolberg-Gedern.

Beide also die Eltern von (12), ferner: (26) der Graf Johann Christian zu Solms-Baruth, geb. 1733,[11]) und dessen Gemahlin, (27) Friederike Luise Sophie Gräfin Reuß-Köstritz, geb. 1748,[12]) Beide also die Eltern von (13); weiter: (28) der Graf Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen-Hartenburg, geb. 1724,[13]) und dessen Gemahlin, (29) Christiane Wilhelmine Luise Gräfin zu Solms-Rödelheim, geb. 1736,[14]) Beide also die Eltern von (14); endlich: (30) der Herzog Franz Friedrich Anton von Sachsen-Koburg-Saalfeld, geb. 1750,[15]) und dessen Gemahlin, (31) Auguste Gräfin Reuß-Ebersdorf, geb. 1757,[16]) Beide also die Eltern von (15).

Da in den Anmerkungen [1]) bis [16]) der Nachweis geführt ist, daß die in der Ahnentafel der Kaiserin die Nummern (16) bis (31) tragenden Personen sämmtlich adelig geboren sind, so ist bewiesen, daß die Kaiserin nicht nur vier, sondern sechzehn adelige, adelig geborene Ahnen hat, also ohne jeden Zweifel stiftmäßig ist.

Ich fasse zusammen: Die Kaiserin entstammt einem nichtdeutschen regirenden christlichen Hause aus einer zweifellos ebenbürtigen Ehe eines Agnaten dieses Hauses. Sie hat zwei hochadelige und sechzehn adelige Ahnen. Sie entspricht damit den strengsten Ebenburterfordernissen, insbesondere dem Ebenburtrecht des preußischen Königshauses.

Groß-Lichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.



Deutsche Verfassungsgeschichte.

Am achtzehnten August 1866 haben siebenzehn deutsche Kleinstaaten: die Großherzogthümer Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz und Sachsen-Weimar, die Herzogthümer Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Koburg-Gotha und -Altenburg, die Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen, Reuß j. L., Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe, die Freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, die am vierzehnten Juni unmittelbar nach der folgenschweren, weil die Auflösung des Deutschen

[11]) als Sohn des Grafen Johann Karl zu Solms-Baruth.
[12]) als Tochter des Grafen Heinrich VI. Reuß-Köstritz.
[13]) als Sohn des Grafen Friedrich Magnus zu Leiningen-Hartenburg.
[14]) als Tochter des Grafen Wilhelm Karl Ludwig zu Solms-Rödelheim.
[15]) als Sohn des Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg-Saalfeld.
[16]) als Tochter des Grafen Heinrich XXIV. Reuß-Ebersdorf.

Bundes herbeiführenden Abstimmung vorgelegte neue, „den Zeitverhältnissen entsprechende Einigung" angenommen. Ihr sind dann am dritten September das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, später das Fürstenthum Reuß ä. L., am achten Oktober das Herzogthum Sachsen-Meiningen und endlich am einundzwanzigsten Oktober 1866 das Königreich Sachsen beigetreten; und schon im Dezember des ereignißvollen Jahres 1866 ist den Bevollmächtigten dieser einundzwanzig zu einer neuen Staatsgewalt zusammengeschweißten deutschen Länder der Entwurf zu einer Verfassung für den Norddeutschen Bund vorgelegt worden. Nach ihrer am sechzehnten April 1867 erfolgten Annahme ist diese nicht unbeträchtlich abgeänderte Bundesverfassung mit der ersten Minute des ersten Juli 1867 in Kraft getreten. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß den eben aufgezählten einundzwanzig Staaten, die sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1866 mit Preußen zu einem „ewigen" Bunde zusammengethan haben, die volle Souverainetät eigen gewesen sei, daß sie keiner anderen irdischen Macht unterthan gewesen seien, weil die meisten politischen Theoretiker unter Souverainetät Etwas verstehen, das sich zwar, fein säuberlich zu Papier gebracht, eben rein theoretisch genommen wunderhübsch ausnimmt, das aber dennoch oder vielmehr gerade deshalb den thatsächlichen staatlichen Machtverhältnissen gar nicht entspricht. Diese Theoretiker gehen von der Voraussetzung aus, daß der springende Punkt darin zu suchen sei, die Begriffe Bundesstaat und Staatenbund mit allen Mitteln formaler Denkarbeit genau zu umschreiben; danach ist ihnen der Deutsche Bund ein völkerrechtliches Staatsgebilde von einem gewissermaßen verächtlichen Beigeschmack. So konnte das famose Schlagwort entstehen: der Deutsche Bund (1815 bis 1860) — kein eigentlicher Staat, sondern nur ein Staatenbund; der Norddeutsche Bund (1866 bis 1870) dagegen und seine Erweiterung, das Deutsche Reich (seit 1871) — ein Bundesstaat, der neben und über seinen Gliedern steht. Man darf diesen Aufstellungen das Eine zuerkennen, daß sie geeignet sind, die zwischen den einzelnen Gliedern eines Sammelstaatswesens fast unvermeidlichen Eifersüchteleien zu überbrücken, geeignet, die wirkliche Schwäche und Ohnmacht der nicht führenden Stätchen klug und geschickt, man könnte sagen: seelsorgerlich zu verschleiern. Aber wahr sind sie darum nicht. Das geschichtliche Leben sieht anders aus, als es selbst die scharfsinnigste Lehrmeinung glauben machen möchte. Die zwischen Theorie und Praxis wie auf so manchem anderen Gebiet, so besonders hier breit und tief gähnende Kluft in ihrem wahren Charakter aufgedeckt zu haben: Das ist das Verdienst Peter Kloeppels, der in dem kürzlich erschienenen, „Die Gründung des Reiches und die Jahre der Arbeit (1867 bis 1877)" behandelnden ersten Bande seines Werkes „Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte 1867 bis 1897" den meiner Ueberzeugung nach in den Hauptpunkten vor-

trefflich gelungenen Versuch gemacht hat, uns über Dinge Klarheit zu verschaffen, die völlig verstanden zu haben man sich fälschlich eingebildet hatte. Kloeppel verfällt nie in den namentlich von Juristen sonst gern gemachten Fehler, das zu untersuchende Staatswesen herzunehmen, wie es ist, und es ohne Rücksicht auf seine Ursprünge anatomisch zu zerfasern, sondern er geht stets auf die nächste und von dieser auf die vorletzte Vorvergangenheit zurück; er entwickelt, wo Andere beschreiben. Beinahe möchte ich es darum bedauern, daß Kloeppel dem Leser, „der an staatsrechtlichen Erörterungen keinen Geschmack hat", empfiehlt, das ganze erste Buch, das die selbständige Auffassung des zweiten und der folgenden Bücher begründet und rechtfertigt, ja in vieler Beziehung überhaupt erst verständlich macht, zu überschlagen. Alle Achtung vor dem Fleiß und dem Fluß der eigentlichen Darstellung; den Hauptwerth des Ganzen bildet (obwohl mir die zweite, größere Hälfte der Arbeit noch gar nicht vorliegt, wage ich getrost diese Behauptung) die im ersten Buch niedergelegte staatsrechtshistorische Grundlage. Wenn Kloeppel ob seines ersten Buches ein Vorwurf durchaus gemacht werden muß, so wäre es höchstens der, daß er bei dem Graben nach den Wurzeln irgend einer Einzelheit aus dem deutschen Verfassungleben noch nicht tief genug geht; seine grundlegende Einleitung ist im Verhältniß zu dem Uebergang nicht etwa zu weitschweifig, sondern eher noch zu kurz zugeschnitten. Es sei mir erlaubt, Das an einigen Punkten zu beleuchten.

Absolutisten der vierziger Jahre haben behauptet (und gewisse Schriftsteller der Gegenwart beten es gläubig nach), das Wesen des konstitutionellen Staates sei nur eine Nachahmung englischer Einrichtungen; demnach hätten wir das Recht der Steuerbewilligung, die Theilnahme an der Gesetzgebung, die Verantwortlichkeit der Minister Englands Vorgeschrittenheit zu verdanken. Dem gegenüber ist daran zu erinnern, daß es schon im vierzehnten Jahrhundert fast allgemein üblich war, daß der Fürst beim Antritt seiner Regirung der „gemeinen Landschaft" oder den einzelnen Landestheilen, einzelnen Ständen oder einzelnen Mitgliedern der Landschaft (Städten) Freibriefe ausstellte (Lüneburg 1355 und 1367, Bayern-Landshut 1363, Pommern 1325 und 1372, Brandenburg 1352). Daraus ergiebt sich, daß die alten Landstände nicht nur die Bewilligung von Steuern, sondern auch das Recht ihrer Verweigerung besaßen; bei der Bewilligung von Beeden machten sie ihre Freiwilligkeit ausdrücklich geltend und ließen sich Reverse darüber ausstellen. Die viel rein Administratives umfassende bayerische Landespolizeiverordnung konnte erst nach langen Verhandlungen mit den Ständen Gesetz werden. Die Verantwortlichkeit hat sich damals nicht nur auf die Diener der Krone, sondern sogar auf die Fürsten selbst erstreckt. So heißt es in der niederbayerischen Handfeste von 1311: „Es haben auch alle unsere Landherren, Grafen, Freie

und Dienstmannen vor uns (Herzog Otto) geschworen einen Eid mit unserem Willen und Geheiß, daß sie einander geholfen seien, wenn ihnen Etwas an diesen Sachen (Ueberlassung der Gerichtsbarkeit gegen eine Steuer) von uns oder unseren Amtsleuten gekränkt oder überfahren würde, daß sie sich Dessen wehren sollen, sofern, wenn sie sich darum an einen anderen Herrn halten mit Dienst um Hilfe und Rettung wider uns, daß weder sie noch ihre Erben Das gegen uns oder unsere Erben entgelten sollen an ihren Treuen noch an keinen Gnaden und Sachen; noch auch die Herren, an die sie sich halten, sollen Das an ihrer Treue entgelten." Im Jahre 1468 stellte die oberbayerische Landschaft ein ähnliches Ansinnen an ihre Herzoge; und auf das Selbe laufen hinaus die Freiheiten der ungarischen Magnaten (Konstitution des Königs Andreas des Zweiten vom Jahre 1222; aufgehoben um 1680), das berühmte „si no, no" der Cortes von Aragonien, die „joyeuse entrée" von Brabant-Limburg u. s. w. Ganz modern aber muthet uns der Eingang einer Urkunde vom Jahre 1392 an, worin die Herzoge Bernhard und Friedrich von Braunschweig-Lüneburg dem Pflichtgefühl, das sie ihren Ständen gegenüber beseelte, folgenden edlen Ausdruck verliehen haben: „Unter allen Stücken, die uns von unserer Herrschaft und Untersassen wegen alle Zeit anliegen, nehmen wir uns des Höchsten zu Sinn, daß Gott die Fürsten darum über andere Leute gewürdigt und gesetzt hat, daß sie von fürstlicher Tugend und Ehre wegen die Guten im Frieden und in Gnaden pflegen, vorstehen und behalten sollen, und dieselben an ihrem Rechte gegen die Unrechtfertigen kräftigen, beschützen und beschirmen." Ferner entscheidet bei streitiger Erbfolge meist die Landesversammlung: ein Ausfluß der altgermanischen Wahlfreiheit; jedenfalls hat die Ritterschaft auf die Neuverleihung eines erledigten Fürstenthums den wirksamsten Einfluß geübt, wie ja auch in Frankreich die Nachfolge oft durch die Stände entschieden worden ist. Und Sachsens Fürsten hatten das Versprechen abzulegen, daß sie sich ohne gemeiner Landschaft Billigung in keinerlei Krieg oder Bündniß einlassen wollten. Kurz: die Mitwirkung bestimmter Schichten der Bevölkerung bei der Gestaltung der Geschicke eines Landes datirt weder erst von gestern noch ist sie ein Abklatsch englischer Freiheiten. Im Grunde ist es auch gar nicht richtig, England als den konstitutionellen Staat κατ' ἐξοχήν zu bezeichnen; denn abgesehen davon, daß sich (wie Bonapartes Schöpfung beweist) einer geschriebenen Verfassung auch eine absolute Monarchie erfreuen kann, hat England mindestens auf dem Papier kein systematisches Ganze: in den einzelnen Freibriefen ist vom Parlament, namentlich vom Unterhaus, nicht die Rede. Ein weiterer, sehr wesentlicher Unterschied besteht darin, daß sich in England Das, was eine Verfassung ausmacht, fortschreitend entwickelt hat, während man Dies von dem mittelalterlichen Ständethum Deutschlands nicht behaupten darf: entweder

Stabilität oder Untergang ist sein Kennzeichen. Daher nun wieder im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts die doppelte Erscheinung, daß man theils plötzlich und unvermittelt Neues eingeführt, theils für nicht mehr Zeitgemäßes erbittert gekämpft hat. Man kann auf das Recht der Steuerverweigerung, auf den Grundsatz von der freien Bewilligung, auf das Recht der Entscheidung über die Nachfolge, auf das des bewaffneten Widerstands oder Abfalls bei Mißachtung anderer Rechte ruhig verzichten, weil man dieses Recht vom konstitutionellen Standpunkt aus nicht mehr für zweckmäßig hält, und kann dabei trotzdem als historisch geschulter Mann für eine gewissenhafte Beachtung und vernünftige Belebung und Weiterbildung von gewissen wichtigen Theilen der alten Verfassung eintreten.

Jedenfalls hat der ausgeprägte Parlamentarismus, den Viele für die Krone aller Regirungsysteme anzusehen bereit sind, in den letzten dreißig Jahren giftige Blüthen und taube Früchte genug gezeitigt. Wie gerade im deutschen Volksvertreter die Verfechtung grauer Theorien ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens mit dem festen Wollen und der lautersten Absicht verquickt auftreten kann, Das lehrt als typisches Beispiel der Fall Twesten. Aus Kloeppels Behandlung jener Episode geht zugleich deutlich hervor, mit welcher Unparteilichkeit der Verfasser seines Geschichtschreiberamts gewaltet hat. Während uns Twesten in dem auf den „semper lächelnden" Grafen zur Lippe zurückzuführenden ungeschickten Einschreiten der Regirung ohne Zweifel als der vergewaltigte Held der strammen Opposition erscheint, wird er wegen seines ultradoktrinären Verhaltens in der Budgetkommission des preußischen Landtages (November 1867) mit hartem, aber durchaus berechtigtem Tadel bedacht. Kloeppel benutzt gern die Gelegenheit, um temperamentvoll Nutzanwendungen und allgemeinere Schlüsse aus dem besonderen Fall abzuleiten. Als charakteristisch verdient hieraus die an den damaligen Mißgriff des Obertribunals geknüpfte Rüge wiedergegeben zu werden: die Kunst, mit Wortklaubereien die eigene Ungereimtheit dem Gesetz unterzulegen und sich dann hinter die Unerbittlichkeit dieses Gesetzes zurückzuziehen, sei im Deutschen Reich leider genug verbreitet. Auch sonst begegnen Sätze von grundsätzlicher Wichtigkeit und Geltung, die für die Denkart des Verfassers beredt Zeugniß ablegen.

Beim Arbeiten ließ sich Kloeppel ganz besonders von einem Satz leiten, den ein Historiker nicht genug anerkennen kann: Bietet der Staat ein sicheres Gehäuse friedlicher Ordnung, worin ein Volksthum geschichtlicher Eigenart seine Anlagen und Fähigkeiten entfalten, ausbilden und mit vereinter Thatkraft in gemeinsamen Schöpfungen darstellen kann, so wird die Erreichung dieses Zweckes keinem Volk als Geschenk der Natur oder der Vorsehung mühelos verliehen, sondern sie ist der stetig höher gestellte Preis des ruhelosen

Kampfes der nationalen Staatsbildung, und zwar ein Preis, der nur solchen Völkern zuerkannt wird, die sich im Kampf als staatsfähig bewähren; oder, wie er sich an einer anderen Stelle ausdrückt: keinem Volk ist die staatliche Einheit in die Wiege gelegt worden, keins hat sie ohne die härtesten Kämpfe errungen; oder endlich, nach dem Wortlaut in des selben Verfassers 1887 erschienener Schrift „Staat und Gesellschaft": „Das erste Gesetz der geschichtlichen Staatenbildung ist, daß sich jedes eigenartige Volksthum den seinen ganzen Bestand umfassenden Staat, den großen nationalen Staat bilde. Doch die Erfüllung dieses Gesetzes wird den Völkern nicht im Traume gegeben: sie ist das Ziel und der Lohn gewaltigen geschichtlichen Ringens." Wie man sieht: betont wird überall Werden und Wachsen, Entwickelung und Geschichte. Auch sonst stoßen wir auf die bemerkenswerthe Thatsache, daß sich die durch frühere Arbeiten (außer der eben erwähnten namentlich auch durch die 1891 veröffentlichte über „Gesetz und Obrigkeit") konsolidirte politische Meinung des Verfassers als haltbar bewährt hat. Hatte Kloeppel einst eine (nicht gerade à la Ficker großdeutsche) Ehrenrettung des idealen Nutzens der Römerzüge versucht, so betont er auch in dem vorliegenden Buch, daß erst die von Sybel so herb getadelten Fahrten das Gefühl von der Gemeinsamkeit deutschen Volksthums in den lange nicht mehr von Karls des Großen gewaltiger Herrscherfaust zusammengehaltenen ostfränkischen Stämmen entfaltet haben. Von mannhafter Unabhängigkeit des Urtheils zeugt der in unserer byzantinisch angehauchten Zeit leider seltene Freimuth, die in Preußen beliebte prophetia ex eventu schneidig zu bekämpfen; und wenn er bemerkt, daß es bis 1679 den Dynastien, denen Kurbrandenburg kaum erst einen Vorsprung abgewonnen hatte, nicht verargt werden darf, daß sie von dem so hoch gerühmten „deutschen" Beruf der Hohenzollern nichts haben sehen wollen, so stimme ich rückhaltlos zu. Das hindert Kloeppel aber auch gar nicht, für den weiteren Ausbau und die Vollendung der 1871 nur begonnenen Reichsgründung tapfer zu streiten. Er kann fast wüthend werden, wenn er gezwungen ist, sich mit dem schädlichen Partikularismus der sogenannten deutschen „Stämme" der Gegenwart zu beschäftigen, die sich dem Historiker gar nicht mehr als geschichtlich gewordene Stämme, sondern in der Mehrzahl als künstliche Schöpfungen einer nicht zu alten Vergangenheit entpuppen; namentlich hats ihm in der Hinsicht der „Baiwarismus" angethan. Kloeppel geht nicht etwa so weit, die bestehenden Dynastien als überflüssig hinzustellen; im Gegentheil: sie müssen erhalten bleiben; aber von der oft zu Unrecht betonten „Berechtigung" partikularistischer Widerspenstigkeit und Ueberhebung warnt er eindringlichst. Ueberzeugend entwickelt er so die Richtigkeit des Satzes: Das Deutsche Reich ist die staatliche Einheit Deutschlands unter dem Königthum der Hohenzollern, ergänzt durch ständische Mitwirkung der Fürsten und

Freien Städte in bündischen Formen; diese Definition hat den Vorzug, auf der Erkenntniß des geschichtlichen Lebens zu beruhen und verständlich zu sein.

Soll ich noch ein paar Einzelheiten, deren Schilderung mir besonders gefallen hat, hervorheben, so wären es vor Allem zwei: die Erzählung von dem in den Anfang des Jahres 1872 fallenden Beginn der Auseinandersetzungen Bismarcks mit der unter des Welfen Windthorst Führung gebildeten Centrumspartei und die Erörterung der Meinungverschiedenheiten, die schließlich zu der Trennung der Konservativen von Bismarck und zu der Glanzzeit der (jetzt schon gebrochenen) nationalliberalen Partei geführt haben. Auch die Hervorhebung des Wesentlichen im Deutschen Bunde, dem „nothwendigen Durchgange der deutschen Staatsbildung vom alten zum neuen Reich", hat meinen vollen Beifall gefunden, — um so mehr, als es mit dem von mir, dem jüngeren Arbeiter, früher Gesagten übereinstimmt.

Leipzig. Hans F. Helmolt.



Selbstanzeigen.

Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien. — Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht. — Realistische Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Alterthums. Verlag von Dürr, Leipzig.

Die beiden Brochuren sind mit bewußter Absicht für alle wissenschaftlich Gebildeten geschrieben und ihnen verständlich. Die Chrestomathie bringt namentlich Originaltexte und erläutert sie durch Einleitungen, Anmerkungen, Ueberschriften und Figuren. Die Grundlage aller drei Schriften ist die maßvolle, aber ausgesprochene Achtung vor der Leistung und Bedeutung des Alterthums. Ihre gemeinsame Tendenz ist der Ausgleich zwischen Humanismus und Realismus, wie ihn die Antike einmal besessen hat, die Moderne wieder erwerben muß. Die Antike, besonders das Griechenthum, ist nicht einseitig durch die Ausbildung der Kunst, der Poesie, der Beredsamkeit, der Geschichtschreibung, der Philosophie gekennzeichnet. Sie hat auch die Lehre von den Größen, von den Organismen, von Himmel, Luft und Erde ausgebildet und auf den Gebieten des Handels, der Technik, der Erfindungen Bedeutendes geleistet. Die Namen eines Euklid, Archimedes, Hipparch, Ptolemäus, Diophant stehen theils ganz, theils fast ebenbürtig neben denen eines Phidias, Sophokles, Demosthenes, Thucydides, Plato. Eben die gegenseitige Durchdringung realistischer und humanistischer Bestrebungen und Leistungen ist dem Verfasser das Charakteristische des griechischen Alterthums. Die großen griechischen Theoretiker waren auch Männer der Praxis und „Gestalten von der Vielseitigkeit eines Julius Caesar, eines Leonardo da Vinci, eines Andreas Schlüter sind bei dem Volke der Hellenen gar nicht selten gewesen." So ideal auch die Hellenen veranlagt sind: jener „realistische Zug, den das

Antlitz des klassischen Griechenlands trug, als es geboren ward, ist ihm eigen geblieben bis zum Tode." Wer in den Minen antiker Kultur gräbt und die Schätze des griechischen Realismus nicht hebt, Der „läßt des Edelmetalls ein gut Theil in der Tiefe und beutet diesen Schacht der Kultur nicht aus." Wer aber neben den rein geistigen Leistungen der Alten auch die realistischen gebührend berücksichtigt, Der erst liefert ein wahres Geschichtbild vom Alterthum und macht es für unsere Zeit in hervorragendem Maße lehrreich und vorbildlich. Das sind meine Behauptungen. Die Moderne aber, die dem lange stiefmütterlich behandelten Realismus gerecht werden soll, muß Das auf zweierlei Art thun. Man muß erstens den humanistischen Unterricht durch jene realistischen Studien ergänzen. Zu diesem Zwecke schrieb ich die Chrestomathie, deren erstes Buch, ein „Buch der Größen", vorliegt. Es enthält die Sätze des Thales, Pythagoras und Ptolemäus, die Dreieckslehre des Euklid, die Primzahlen des Eratosthenes, einige Gleichungen des Diophant. Nächstens erscheint ein „Buch von Himmel und Erde" und ein „Buch der Erfindungen". Sie werden enthalten eine Beschreibung des Sternhimmels, der Erdmessung des Eratosthenes, der Strömungen im Bosporus, der Lage von Rom, des berühmten Vesuvausbruchs; ferner astronomischer Instrumente des Ptolemäus, einiger Wurfmaschinen, des Riesenschiffs des Archimedes, einer Sonnenuhr und vieles Andere. Schwierigkeiten kann die Lecture nicht bereiten, da erklärende und erleichternde Hilfsmittel in Wort und Bild reichlich und deutlich beigegeben sind. Zweitens muß man der realistischen Bildung eben so viel Raum und Recht einräumen wie der humanistischen. Die streng formalen Extemporalien und Probearbeiten aber müssen der Zahl und der Werthung nach zurücktreten. Der Ueberbürdung muß nach wie vor mit Sorgfalt gesteuert werden, so daß den Schülern Zeit zu körperlichen oder technischen Uebungen bleibt. Mehr Verständniß und Erkenntniß als Routine und Drill! Mehr Anhören der Schüler, weniger Ueberhören der Lehrer! Mehr Weite, Zusammenhang, Ueberblick des gesammten Wissens, weniger Detail, Vereinzelung, Spezialistenthum des einseitigen Könnens! Das sind meine Forderungen.

Professor Max Schmidt.



Sehnsucht. Ein Menschenbuch. Fischer & Franke, Berlin 1900.

Dies Buch enthält, abgesehen von einem Präludium in szenischer Form, Gedichte, aber es soll doch wie eine Geschichte gelesen werden. Ich habe versucht, meine Jugend in diesen Versen zu schildern und weiter auch die Jugend des Menschen von heute, Das heißt: des fühlenden, denkenden, strebenden, des Menschen, der überhaupt nur als Mensch betrachtet werden kann. Und die Sehnsucht ist es, die sein Leben beherrscht, die Sehnsucht nach allem Hohen, Göttlichen. In unseren herrlichsten Augenblicken können wir ein Theil dieses Göttlichen werden; wir müssen aber tief in unser Inneres steigen, um solche Augenblicke zu genießen. So rettet sich denn hier eine freie Seele aus Sturm und Drang, aus manchem Trüben und Schlimmen am Ende zu einer stillen, reinen Seelenfeier. Franz Stassen hat das Buch geschmückt.

Freiburg i. B. Adolf Grabowsky.



Probleme. Kritische Studien über den Monismus. Leipzig, Engelmann.

Es giebt nicht nur eine falsche Wissenschaft: es giebt auch eine falsche Wissenschaftlichkeit, die darin besteht, den Werth und die Leistungfähigkeit der Wissenschaft zu überschätzen. Das führt die Vertreter dieses Standpunktes der wissenschaftlichen Unfehlbarkeit zuletzt zu der Behauptung, die Hauptaufgaben der Wissenschaft seien schon erfüllt. In erster Linie ist es der Nachwuchs, die neue Generation der Naturwissenschaftler, für die es keine philosophischen Probleme mehr giebt, weil sie verlernt haben, diese Probleme zu sehen. Einer von ihnen sagte mir einmal: „Wir erledigen heute viele Fragen dadurch, daß wir sie gar nicht stellen.“ Aber die Probleme der Erkenntniß lassen sich so leicht nicht ignoriren: sie sind da und heischen gebieterisch die ihnen zukommende Beachtung. Ihre Existenz und ihre entscheidende Wichtigkeit für den Fortschritt und die Vertiefung der Kultur nachzuweisen, ist die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Und zwar im kritischen Sinne Kants, dessen Tiefsinn im „An sich“ der Dinge für alle Zeiten das Problem der Probleme hingestellt hat, das zu allen philosophischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen den Kontrapunkt bildet: die große Lehre, daß die Welt in unseren Gedanken nicht ohne Rest aufgeht, sondern daß das Ewige und Ursprüngliche in allen Dingen unerforschlich bleibt.

Leipzig. Dr. Heinrich von Schoeler.



Edelmensch und Kampf ums Dasein. Ein Programm. Hannover, bei Jänecke. 8⁰, 44 S. Preis 1 Mark.

Ein Versuch, zu zeigen, daß der Kampf ums Dasein nur in bestimmten Perioden der Weltgeschichte in den Vordergrund tritt und nur in bestimmten Perioden auch wahres Vollmenschenthum möglich ist; ein Versuch, das Verständniß zu wecken für die Großartigkeit des historischen Werdegangs, die nicht geringer ist als jene der kreisenden Gestirne, die für den Menschen überdies den kategorischen Imperativ des Augenblickes mit starker Stimme betont; der Versuch einer welthistorischen Kritik der Gegenwart, abgetönt auf die Gesammtheit des weltgeschichtlichen Verlaufes. Fragen des Tages und Probleme der Ewigkeit sind an einander gereiht: die Sozialdemokratie als „vorübergehende Erscheinung“ wird eben so betrachtet wie die Freiheit des Willens und der Antheil der Persönlichkeit innerhalb der Historie. In wissenschaftlicher Hinsicht wird die Erforschung der jeweiligen Weltanschauung der Epochen (d. h. die Quintessenz aller ihrer Lebensäußerungen) als Mittelpunkt der vergleichenden Kulturgeschichte postulirt; in praktischer Beziehung wird der „naturwissenschaftlichen“ Weltanschauung der Gegenwart die Nothwendigkeit einer neuen, antidemokratischen, thatkräftigen Weltanschauung gegenübergestellt. Für den aufmerksamen Leser, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, das kleine Buch vollständig in sich aufnehmen und zu überdenken, mag es die Wirkung der in eine Formel gebrachten Weltgeschichte haben, der die Ausblicke in die Zukunft nicht fehlen.

München. Dr. Karl Lory.



Missionare in China.

Friedrich der Große hat einst gesagt: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, die Behörde muß nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Fasson selig werden.“ Andere Zeiten sind seit jenen Worten heraufgekommen. Preußen ist ein Bestandtheil des mächtigen Deutschen Reiches geworden. Die schwarz-weiß-rothe Flagge ist auf allen Weltmeeren zu sehen. Der deutsche Kaufmann hat mit allen Ländern Verbindungen angeknüpft und nimmt überall eine geachtete Stellung ein. Soll heute Friedrichs Wort nicht mehr gelten?

Neben dem Kaufmann ist der Missionar hinausgezogen, um Heiden und Andersgläubigen die Worte der Bibel zu deuten. Während der Kaufmann aber überall freudige Aufnahme fand, wurde der Missionar fast immer mit scheelen Blicken betrachtet. Die heidnischen Völker sind Kinder und müssen, will man sie erziehen, als solche behandelt werden. Nun stelle man sich eine Kinderstube vor, voll von fröhlichen Kindern, die keine Sorgen und Mühen kennen. Plötzlich geht die Thür auf und herein tritt Knecht Ruprecht mit einem großen Sack schöner, bunter Sachen, die er vertheilt. Der erste Schreck ob der fremden Erscheinung weicht bald heller Freude. Geben und Nehmen ist rasch im Gang und das Tauschgeschäft blüht. Der schlaue Kaufmann Ruprecht lacht sich ins Fäustchen und die Kinder lachen auch. Dann aber tritt ein schwarz gekleideter Mann mit ernstem Gesicht in die Kinderstube. Er trägt ein Kreuz in der Hand, auf dem die Gestalt eines Menschen zu sehen ist. Die Kinder grausets. Eins sucht Schutz hinter dem anderen. Das vorderste wird zuerst angesprochen. Was sagt der Mann? Seine Red wird nicht verstanden und die Kinder sind froh, wenn sich hinter dem Fürchterlichen, der so gar nichts mitgebracht hat, die Thür wieder schließt. Niemand wünscht sich diesen Besuch zurück. Wäre es nicht besser für die Interessen des schwarzen Mannes, wenn er wartete, bis die Kinder an den Spielsachen gelernt hätten? Wenn die Knaben einige Fertigkeit im Aufbau von Häusern im Zusammensetzen von Eisenbahnen u. s. w. erworben hätten? Ich glaube: Ja.

Bei den Andersgläubigen haben wir es nicht mit einer Kinderschaar zu thun, sondern mit Erwachsenen, die schon denken gelernt haben, die Gut und Böse wohl zu unterscheiden wissen und die oft eine alte Kultur, eine ihnen heilige Geschichte besitzen. Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit gerade dieser Völker, daß ihre Lehren vom gesellschaftlichen Verkehr sehr viel mehr ausgeprägt sind als bei uns Kaukasiern. Jede Bewegung, jedes Wort ist hierbei vorgeschrieben. Wehe dem unglücklichen Mandarinen vierter Klasse, der sich in Gegenwart eines höheren Mandarinen, selbst auf dessen freundlichste Aufforderung, zu setzen wagte! Die Aufforderung hat er mit der

tiefsten Ergebenheit abzulehnen und erst nach geraumer Zeit darf er sich endlich auf die äußerste Kante des Stuhles niederlassen. Gespräche über interne Familienangelegenheiten sind einfach unmöglich. Der Chinese hat in dieser Beziehung viel mehr angeborenen Takt als der Durchschnittseuropäer. Mit einem Volke, das schon im Privatverkehr so peinlich auf die Beachtung der alten Sitte hält, ist der politische Verkehr natürlich doppelt schwierig.

In allen Kulturländern — und zu ihnen gehört doch auch China — verlangt man vom Fremdling eine Anpassung an den landesüblichen gesellschaftlichen Verkehr; und diesen berechtigten Ansprüchen wird auch vom gebildeten Menschen gern entsprochen. Der vernünftige Kaufmann, der Beziehungen zu einem Chinesen unterhält, wird, wenn er dessen Gast ist, stets die Sitten und Gebräuche seines Wirthes achten und nach Möglichkeit sich ihnen anpassen; eben so handelt der Beamte, der im Dienst des chinesischen Staates steht. Eine Ausnahme macht nur der Missionar. Er glaubt meist, überall als Reformator auftreten zu dürfen. Er wird sich bald in den Familienkreis drängen und den Hausherrn zu überzeugen suchen, daß der Glaube, den der Asiat von seinen Vätern ererbt hat, ein falscher ist. Er wird den Kindern sagen: „Das, was Euch in Schule und Elternhaus gelehrt wird, ist falsch; nur meine Lehre ist die richtige.“ Wird nicht durch ein solches Gebahren Unfrieden und Zweifel ins Volk getragen? Werden nicht Achtung und Liebe, die beiden Grundpfeiler der Sittlichkeit, zerstört? Darf man sich dann wundern, wenn die ältere Generation solchem Thun Einhalt zu gebieten sucht? Was würde der christliche Vater sagen, wenn ein Unberufener sich unterstände, seine Kinder einen anderen Glauben zu lehren als den, der im Elternhause bekannt wird?

Niemals ist ein Haß, wie ihn jetzt die Chinesen dem Fremden zeigen, durch den Verkehr des Kaufmanns mit dem Handel liebenden Chinesen entstanden. Nur auf das unrichtige Verhalten der Missionare ist er zurückzuführen. Sehen wir uns die Kolonialgeschichte aller Kulturvölker an: Fast alle Streitigkeiten, die oft zu blutigen Kämpfen führten, haben ihren Ursprung in Angriffen der Eingeborenen auf zudringliche Missionare.

Es liegt mir vollkommen fern, das Missionwesen an sich zu bekämpfen. Ich freue mich als Christ, wenn mein Glaube recht viele Anhänger findet. Aber Unfriede darf nicht durch ihn entstehen. Wenn der Missionar sich an solchen Plätzen niederläßt, wo sich europäisches Wesen schon eingebürgert hat, wo eine relative Sicherheit für Leben, Habe und Gut verbürgt, so mag er dort seines Amtes walten. So viele Bekehrungen wie heutzutage werden die Missionen allerdings dann nicht zu verzeichnen haben; aber die kleine Gemeinde wird mehr wahrhafte Christen zählen als jetzt.

Auch die Bekehrungmittel sollte man ändern. Nicht durch die trockene

religiöse Lehre allein kann auf die Eingeborenen gewirkt werden. Man muß ihnen greifbare Beweise der christlichen Liebe bieten. Man mag Krankenhäuser errichten, Armenasyle und Schulen, wo Lesen, Rechnen, Schreiben gelehrt und in Handwerken Unterricht ertheilt wird. Der zu Bekehrende muß einen Nutzen in der Sache sehen. Der eigentliche Religionunterricht darf nicht in den Vordergrund gerückt werden. Und vor Allem: man soll die Lehre und den Glauben nicht aufdrängen. Jede Religion hat ihre Mystik, die besonders auf die noch nicht zu klarem Denken erwachten Menschen wirkt. In solchen Köpfen entstehen dann die tollen Geschichtchen, die man den Missionaren gerade in China gern nachsagt. Die Aufgabe ist, der christlichen Kultur den Weg zu bahnen; ihr wird die christliche Religion dann bald folgen.

Den Regirungen aber seien die Worte Friedrichs des Großen ins Gedächtniß gerufen. Schutz jedem aufrichtigen Glauben, Schutz aber auch den nicht christlichen Völkern vor dem Uebereifer aufdringlicher Fanatiker!

W. von Hanneken.



Die Klaue.

Der Duft und die Stille einer Sommernacht umhüllten die weite Piazza in der Stadt Shylocks und der holden Desdemona. Am Himmel zogen leichte, hellflockige Wölkchen dahin, zwischen denen der Vollmond seine Strahlen über die Paläste ergoß; Hunderte von Kerzen schimmerten hinter den Fenstern; und Musik und Stimmengewirr tönte über die schwarzen, lautlosen Wasserstraßen der Lagunenstadt hin. Hie und da verließ ein reich gekleideter Jüngling eins der stolzen Gebäude und eilte ans Ufer des Großen Kanals, wo sich die Gondeln schaukelten, und Jeder warf wenigstens einen flüchtigen Blick auf die hoch gewachsene weibliche Gestalt, die in Maske und Mantel rastlos die Piazetta auf und ab schritt, ohne einen Menschen anzusehen, und die ganz sicher dennoch einen Begleiter erwartete. Mancher Edelmann näherte sich der schönen Peripathetikerin und bot ihr mit einer Ritterlichkeit, die fast immer im umgekehrten Verhältniß zu dem genossenen Wein stand, sein Geleit und seine Gondel an. Dann lüftete die Gestalt Weste und Mantel und jedesmal fuhr der Bewerber entsetzt zurück, um alsbald auf beflügelten Sohlen seiner Gondel zuzueilen. Das war nur zu natürlich; denn das Antlitz, das die Wandelnde enthüllte, war ein Totenkopf und die Brust, die sie sehen ließ, war ein moderndes Skelet. Zuletzt kam aber ein Jüngling, der muthiger oder berauschter als die Anderen sein mochte oder dem auch nur die Geistesgegenwart fehlte, sich der Lockung des Gespenstes rasch zu entziehen. So muthig oder so trunken er nun gewesen sein mag: er athmete doch erleichtert auf, als er sich zu seinem Erstaunen, statt von einem ekeln Gerippe, von einem würdigen, silberhaarigen Greis umarmt sah, der ihm ängstlich

zuflüsterte: „Komm, mein Sohn, dahin, wo Dich der Lohn Deiner Kühnheit erwartet. Eigne Dir den Beutel Fortunats an, löse die Siegel Salomons!"

Der Jüngling zögerte einen Augenblick. „Steckt auch sonst nichts dahinter?" fragte er vorsichtig. „Bedarf es nicht eines Verzichtes auf meinen Glauben? Muß ich nicht einen höllischen Pakt unterzeichnen?"

„Nur mit einem Tröpfchen Blut," erwiderte der alte Herr.

„Sie werden doch nicht vielleicht gar", stotterte der Jüngling, „zufälliger Weise Er selbst sein?"

„Nein, mein Sohn, auf Ehre!" sagte die geheimnißvolle Persönlichkeit. „Ich bin ein unglücklicher Magier, der sich in argen Nöthen befindet, und ich hoffe, durch Dich daraus befreit zu werden."

Der Jüngling starrte noch einmal forschend dem Alten ins Gesicht, warf noch einen schnellen Blick auf dessen Füße und überließ ihm dann seine Hand, die Jener ergriff, um ihn hastig mit sich fortzuziehen. Sie eilten schnellen Laufes über den Platz und durch einige enge Gäßchen und machten an einem hohen Thurme Halt, an dem weder Fenster noch Thür noch sonst die Spur eines möglichen Aufstieges sichtbar war. Der Magier machte mit der Hand ein Zeichen, — und sofort fielen Stein und Mörtel auseinander, ein Eingang öffnete sich und sie drangen in das Innere; hinter ihnen schloß sich alsbald wieder der Mauerspalte. Der Jüngling bebte in entsetzlichem Grauen, als er sich mit seinem unheimlichen Genossen in der tiefen Finsterniß befand. Aber auf ein Zauberwort des Magiers erschien in der Luft eine Hand ohne Arm, die eine Lampe trug und eine endlose Wendeltreppe beleuchtete. Der Alte bedeutete dem Jüngling, er möge vorangehen, und Dieser wagte keinen Widerspruch, obgleich er mit tausend Freuden alle Schätze der Welt für die allerkleinste Reliquie des allerkleinsten Heiligen hingegeben hätte. Das flackernde Licht der Lampe warf schwarze Schatten über das Mauerwerk und die Treppe und sie schienen ihm höllische Phantome. Jeden Augenblick glaubte er, ein neues Schreckbild zu sehen: doch wenn er sich umwandte, sah er nur das Silberhaar des Alten.

Nach einer langen Wanderung von Treppe zu Treppe kamen sie an eine Oeffnung und betraten ein schönes Gemach, das durch eine Lampe zwar hell, aber für seine Größe doch nicht ausreichend beleuchtet war. Es war vollständig mit Ebenholz getäfelt und aus dem selben Holze waren die Möbel. Auf einer langen Tafel standen und lagen Schmelztiegel, Kristalle, Astrolabien, Sternkarten, geomantische Figuren und andere Hilfsmittel der Magie. Astromantische Schriften zierten die Wände zwischen sonderbaren Kristallgefäßen, in denen widerwärtige Wesen von unbestimmtem Aussehen sich matt und wirr zu bewegen schienen. Der Magier machte seinem Besuch ein Zeichen, sich zu setzen, setzte sich selbst und sprach:

„Tapferer Jüngling, ehe Du der unermeßlichen Macht und der Reichthümer theilhaftig wirst, die Deiner harren, erfahre, wer ich bin und warum ich Dich hierher geführt habe. Erblicke in mir keinen gemeinen Schwarzkünstler, keinen lumpigen Astrologen oder Alchemisten, sondern den Genossen eines Merlin und Michael Scott, mit deren Namen Deine Lehrer den kecken Jugendübermuth wohl öfters geschreckt haben mögen. Ich bin Peter von Abano, von dem es fälschlich heißt, er liege seit zweihundert Jahren in der Gestalt eines Hundes unter dem Steinhaufen, den die wüthende Volksmenge über ihm aufthürmte.

In Wahrheit aber wandle ich bis zum heutigen Tage noch auf Erden, dank dem Pakt, den ich Dir jetzt enthüllen will.

Mein Sohn, unwirksam sind die Fallstricke meiner Widersacher, vergebens die Nachstellungen des Pöbels gewesen und bleiben es, so lange ich einen gewissen Vertrag erfülle, der in der höllischen Kanzlei registrirt ist und dem ich nun schon seit dreihundert Jahren getreulich nachkomme. In jedem Jahr habe ich dem Dämon einen Menschen zu überliefern, den ich durch meine Ueberredung vermochte, ihm für Macht, Reichthum, Wissen, magische Kräfte oder was sonst seinem Herzen begehrenswerth erschien, seine Seele zu verschreiben. Sieh diese Rolle hier! Das sind die Verschreibungen, von Denen ich sprach. Du würdest Dich wundern, wenn Du sähest, daß da Unterschriften von Männern sind, die in höchstem Ansehen stehen. Nie ließ mich mein Scharfsinn im Stich bis zu diesem Jahre, wo ich, gerührt durch das ehrliche Versprechen eines Jünglings von seltener Gottlosigkeit, es thörichter Weise unterließ, seine Schwindsucht gehörig in Anschlag zu bringen. Heute nachmittags mußte ich von seinem Begräbniß erfahren. Heute ist aber der letzte Tag meines Jahres, und wenn ich meiner Verpflichtung nicht genüge, ehe die Sonne die Spitze jenes niedersten Hauses des Himmels erreicht, das sie eben durchschreitet, bin ich dem höllischen Reiche verfallen. Du siehst, mein Sohn, es war keine Zeit zu weitläufigen Auseinandersetzungen. Ich erprobte deshalb den Muth der venetianischen Jugend. Du hast als Einziger die Probe bestanden. Widersetzest Du Dich meinem Verlangen, so verlässest Du dieses Gemach nicht lebend, denn, wenn der Dämon kommt, mich zu holen, wird er sicherlich auch Dich in Stücke reißen. Du hast also Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Zaudre nicht! Die Zeit drängt, die Nacht schreitet vor, der böse Feind ist nah. Hörst Du nicht das Heulen und Wüthen des heranbrausenden Sturmes? Rette mich und Dich! Ich flehe Dich an, ich bitte, ich befehle: rette uns Beide!“

In höchster Aufregung und mit kreischender Stimme hatte der Zauberer gesprochen. Nun schob er dem Jüngling eine Papierrolle zu, stach ihn mit einem spitzen Schreibstift in den Arm, sammelte das herauströpfelnde Blut in die Feder und drückte sie ihm gewaltsam zur Unterschrift in die Hand. Dabei stimmte er eine höllische Litanei an, die Kristalphiolen begannen zu klingen und die Klänge schwollen wie Töne aus einer Riesenharmonika an. Wolken flüchtiger Wohlgerüche zogen durch den Raum und eine endlose Prozession von Schatzträgern erschien dem fassungslosen Jüngling. Aller Ueberfluß der Welt thürmte sich um ihn auf und er meinte, bis an die Brust in Juwelen und Gold begraben zu sein. Aus zahllosen Augen erglänzte ihm die Schönheit der Welt, Höflinge leiteten ihn zu prächtigen Thronen, muthige Schlachtrosse wieherten ihm entgegen, reich geschmückte Tafeln brachen unter der Fülle lockender Gerichte, Ritter und Edle neigten sich huldigend vor ihm und Sklaven warfen sich vor ihm in den Staub. Dann schien es ihm, als ob Legionen von Geistern seinem Winke gehorchten. Ein Wort von seinen Lippen, eine ihm selbst unverständliche Formel genügten, — und schuppige Drachen glitten von Bäumen, die sie umringelt hatten, und boten ihm zauberhaft leuchtende Früchte. Obgleich Mutter Natur bei seiner Bildung nur gewöhnlichen Lehm verwendet hatte und er eins der phantasielosesten Menschenkinder in ganz Venedig war, fühlte er sich so geblendet, daß er von Minute zu Minute schwächer wurde und den schlau gemischten Liebkosungen, Bitten und Drohungen Abanos kaum noch

Widerstand leistete. Schon hatte ihm Abano die Hand zu den ersten Buchstaben seines Namens geführt. Da fiel plötzlich sein Blick in einen Spiegel, der ihm das Antlitz des Magiers mit dem Ausdruck einer so gräßlichen Freude zeigte, daß er bebend den Schreibstift fallen ließ. Hilfe suchend, wandte er seine Augen himmelwärts. Aber jeder Blutstropfen erstarrte in seinen Adern, als sich seinem Blick eine ungeheure Klaue zeigte, die durch das Dach eingedrungen war. Offenbar der Theil eines Wesens von gigantischen Dimensionen, viel zu groß, um in dem Gemach oder selbst auch in dem Thurm Raum zu finden ... Kalt gleißend wie Stahl, ruhte sie auf einem Sockel von mißfarbigem gelblichen Elfenbein und wies unverkennbar auf das Herz des Magiers.

Als Abanos Auge den Blicken des Jünglings folgte und die Unheilsvorbedeutung erkannte, verfärbte sich sein Antlitz in sinnlosem Entsetzen. Die Beschwörungformeln erstarben auf seinen Lippen und sofort verwandelten sich die prunkenden Schauergestalten in grinsende Affen und widerliche Kröten. Er packte die Hand seines Opfers, um ihm die Vollendung der Unterschrift abzuzwingen. Der Jüngling wehrte sich vergeblich in seinen Fängen; schon gab er sich verloren, — da tönte der erste Glockenschlag der Mitternachtstunde durch das Gemach und stracks durchbohrte die gigantische Klaue den Magier von der Brust bis zum Rücken, packte ihn, hob ihn zur Wölbung empor und verschwand mit ihm, ohne irgend welche Spur zu hinterlassen. Unsagbare Dankbarkeit erfüllte den Jüngling; aber noch ehe er seine Gedanken sammeln konnte, tönte der letzte Schlag der Mitternacht, alle Kristallbehälter barsten mit Krachen auseinander und ihre befreiten Insassen ergossen sich schwärmend durch das Gemach. Alle machten sich über den Jüngling her, der gezerrt, gekratzt, geliebkost, gebissen, geblendet, von Wesen der ekelsten Art bedrängt und gepeinigt wurde und endlich verzweifelt nach seiner einzigen Waffe, dem Schreibstifte, griff, um sich ihrer zu erwehren. Aber der Stift war zu einer züngelnden Schlange geworden ... Das war zu viel ... Seine Sinne versagten ihm und er fiel ohnmächtig zu Boden ... Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, lag er auf einer Pritsche in den Gefängnissen der Inquisition. Die Richter saßen auf ihren Stühlen, schwarz gekleidete Hausbeamte schlichen lautlos hin und her oder harrten der Befehle. Einer prüfte die Schneide einer Axt, ein Anderer glühte Zangen in einem Kohlenbecken. Jammervolles Stöhnen und Aechzen drang durch die massiven Mauern. Zwei bis zum Gürtel entblößte Folterknechte waren beschäftigt, Daumen- und Beinschrauben in Stand zu setzen. Ein Wundarzt näherte sich der Pritsche mit einer Phiole und Lanzette. Der Jüngling schrie auf und verlor abermals das Bewußtsein.

Doch seine Furcht war grundlos. Die hohe Inquisition hatte schon Einsicht in die Rollen Abanos genommen und darin Könige, Prinzen, Minister, hohe Beamte und eine solche Anzahl von anderen Personen gefunden, die ihren Erfolg im Leben dem guten Einvernehmen mit dem Teufel dankten, daß sie vorzog, jeden weiteren Prozeß niederzuschlagen. Der Wundarzt flößte dem Bewußtlosen ein Opiat ein und der arme Jüngling kam erst an Bord eines Schnellseglers wieder zu sich, der ihn nach Cypern in den Heiligen Krieg führte. Im Kampf gegen die Ungläubigen hat der schwer Geprüfte den Tod gefunden.

London. Richard Garnett.



Jenaer Studenten.

Auf Landstraßen, den Krümmungen der schimmernden Saale folgend, zwischen Kirsch- und Pflaumenbäumen, immer zur Seite Berge, die sich bei jeder Wendung zu neuen Coulissen zusammenschieben: so kam man vor fünfundzwanzig Jahren in der Postkutsche oder zu Fuß nach dem Städtchen Jena. Beim Eintritt durch das Johannisthor, unter dem klotzigen alten Befestigungthurm, konnte man sich noch gut in die alten Zeiten zurückträumen, denen Jena den eigenthümlichen Hauch verdankt, der heute nur noch für die Eingeweihten diese Stätten umwittert; denn heute liegen wir Jenaer an der großen Heerstraße. Unablässig keuchen Eisenbahnzüge durch das Gelände und die Stadt ist mit dem Verkehr gewachsen. Nach allen Richtungen erstreckt sie ihre Vorstadtvillen und Gärten und die zahlreichen Fabrikschlote geben dem Stadtbild ein modernes Gepräge. Noch immer haben klassische Reminiszenzen weichen müssen, wo das bürgerliche Erwerbsbedürfniß seine Elbogenkraft erprobte.

Auch im Innern der Stadt ist eine in ihren ästhetischen Wirkungen bedauerliche Maurermeisterarchitektur am „Verschönern"; sie bricht neue Gassen durch gute alte Häuserreihen und fällt wundervolle Fronten, um den sogenannten Komfort der Neuzeit, Spiegelscheiben und protzige Schaufensterauslagen einzuführen. Am Marktplatz hat zum Glück neuzeitliche Baulust bisher nur eine Seite zerstört. Da steht noch das alte Rathhaus mit seinen kühlen Steinwölbungen, seinen hallenden Gängen, mit dem ehrwürdigen Weinlokal der Zeise, steht noch manches hochgegiebelte alte Bürgerhaus. Drakes Denkmal Johann Friedrichs des Großmüthigen, des Stifters der im Jahre 1558 gegründeten Universität, und Adolf Hildebrands mehr als bescheidener Bismarckbrunnen sind als zweifelhafte Bereicherung in diesem Jahrhundert hinzugetreten. Vergnüglicher als auf diese Skulpturen ist schon ein Blick in allerlei alterthümlich verwinkelte Seitengäßchen von wenigen Fuß Breite. Wie tot und ausgestorben liegen sie zwischen den überlebendigen Hauptstraßen; höchstens erinnert an den Seiten ein Gemüsekram oder eine kleine, verstaubte Werkstatt an die Bedürfnisse des Tages.

Wer aber auf den Galgenberg oder den Landgrafen steigt, so daß das ganze schmucke Bild ausgebreitet vor ihm liegt, Der bemerkt sofort, daß die Hochschule hier dominirt, genau wie im lebendigen Körper die Organe mit vitalen Aufgaben gegenüber dem bloß gehorchenden Glieder- und Muskelapparat. Wohin immer der weisende Finger zeigt: überall ringsum erheben sich die alten Kollegiengebäude, der ausgedehnte Komplex der Kliniken, die großen naturwissenschaftlichen Institute und die Bibliotheken. Die vielen keck aufragenden Bauten aber, die im Stil zum Theil an die florentiner Renaissance, zum Theil an normännische Baukunst gemahnen, sind die Heimstätten der Studentenverbindungen: der Arminen, Teutonen, Germanen und anderer Couleurträger.

Aufdringlich nach außen ist das Studentenleben hier nicht. Wer nicht die ungebundene Jugendlust da aufsucht, wo sie ihre Feste feiert, auf einem Kommers oder auf einem Auszug nach einem der zahlreichen Bierdörfer, Der sieht keine Figuren, die sich in ihren Verkehrsformen von der übrigen Bevölkerung auffällig abheben. Es fehlt der Studentenschaft im deutschen Nordwesten heute viel-

leicht an den großen Forderungen und Fragen, die sie zwei Jahrhunderte hindurch oft bis zum Fieber erhitzten, denn die sozialen Probleme liegen theils unter, theils über, sicher aber außerhalb der Interessenkreise der in ihrer großen Mehrheit dem wohlhabenden Mittelstand angehörigen Jugend. Auch wird heute ernsthaft gearbeitet und die Gleise des bürgerlichen Lebens, wie es sich offiziell darstellt, sind so glatt abgeschliffen und geradlinig. Schon die Schule schraubt das junge Menschenkind mit seinem Außen- und Innenleben in gewiesene Richtungen; Wege, die vorwärts führen, sind vorgezeichnet und jeder Irrweg ist mit weithin sichtbarer Warnungtafel versehen. Die Einen halten sich an die Corpserziehung, Andere visiren auf den Reserveoffizier. Vollblütige Ueberflieger geben dann allerdings außergewöhnliche Menschen ab oder verzehren sich in pessimistischer Nervosität oder schließen doch am letzten Ende noch ihr Kompromiß mit der Gesellschaft.

„Petitmaitrehaft" nannte man einst die derben „Pursche", die förmliche Schlachten in und um Jena lieferten, heute um ein Mädel, morgen um das heilige Gut der akademischen Freiheit oder um eine der großen Menschheitideen, die die großen Männer aus Jenas strahlender Vergangenheit vom weithin ragenden Baum der Wissenschaften gebrochen hatten. Kein gefügiges Völkchen, diese Studenten des vorigen Jahrhunderts! Etwas von Landsknechtswildheit steckte in ihnen. Sie kamen später, als es jetzt üblich ist, auf die Universität, blieben ihre drei oder mehr Jahre seßhaft und wollten sich ausleben, ehe es in die weltabgeschiedene Stille irgend einer kleinen Brotstelle ging. Berühmte Fechtmeister lehrten sie Rappier und Stoßdegen handhaben. Sie waren bewaffnet, vielfach beritten, in abenteuerlicher Kleidung, öfters bezecht als nüchtern, immer in Weibergeschichten und Händel unter einander, mit den Pflichten, den „Gnoten", den wandernden Handwerksburschen, mit Obrigkeit, akademischem Senat und Regirung, ja, mit dem Zeitgeist selbst verwickelt, so lange er sie nicht an ihrer Seele und ihrem Mannesstolz zu packen vermochte. Die Frequenzziffer der Hochschule stieg im Beginn des vorigen Jahrhunderts bis über 3000 und betrug noch während des Siebenjährigen Krieges mehr als 1300. Die Universität war einst als Hort und Schirm der lutherischen Lehre gegründet worden und hierher zog die Blüthe der deutschen Nation, besonders des deutschen Adels, strömten Scharen von Ausländern, namentlich Ungarn, Siebenbürger, Schweden, Dänen und Livländer. Eine reiche Literatur giebt Aufschluß über die Geschichte der jenaer Studentenschaft. Zu den wichtigsten Quellen gehören der Süddeutsche Laukhard aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und die Stammbücher, von denen die großherzogliche Bibliothek in Weimar viele Hunderte besitzt. Die Sitten waren mehr als rauh. „Ganz Teutschland trank", schreibt der deutschrussische Sprachgelehrte Wiedemann, „der Vater und der Sohn; der Laie trank, die Klerisei trank und der Hof pflegte zu trinken"; und so darf es nicht Wunder nehmen, daß auch in diesen Stammbüchern meist ein feuchtfröhlicher Ton angeschlagen ist:

„Neptun war ganz entbrannt, die Ceres zu umschließen,
Sie merkte seine Gluth und ließ sich willig küssen;
Sein kristalliner Mund sog ihren Malvasier . . .
So zeugten sie ein Kind. Wie hieß der Name? Bier!"

schrieb ein Jüngling 1755. Es ist lehrreich, zu verfolgen, wie diese Poesien im Verlaufe der Zeit den Literaturmoden folgen, bald in didaktische und satirische Nüchtern-

heit, bald in erotische Süßlichkeit und dann später wieder in den zierlichen französischen Tanzschritt fallen:

Quand ma bourse fait tin tin,
Tout le monde est mon cousin.
Quand ma bourse fait la la,
Tout le monde dit: va, va.

à Jène 1762. Peterssen, Mecklenbourgeois.

„Man kommt zum Ehrenkrantz allein auf zweien Wegen,
Den einen zeigt der Kiel, zum andern führt der Degen.“

„Ein Mädchen las und fand geschrieben:
Du sollst auch Deinen Nächsten lieben!
Gleich fiel dem guten Kinde bei,
Daß auch der Pursch ihr Nächster sei.“

In diesen Stammbüchern steckt nicht allzu viel von der blassen Sentimentalität der vorgoethischen Liebeslyrik. Sie sind derb. „Das jenaische Frauenzimmer ist überhaupt nicht spröde“, schreibt Laukhard; und einigermaßen bedenklich klingen Verschen wie

„Habe Dank, Lukretia, vor Deine Ehr,
Jetzo ersticht sich keine mehr“

oder

„Den Mädchen dieser Stadt gehts wie den Nacht-Violen:
Bei Tage will sie Niemand holen.“

Doch das Alles ist schließzch nur die eine Seite studentischen Lebens, und wie jede Zeit der Extravaganzen bei gesunder Jugend später ein um so strafferes Zusammenfassen fordert, so machten die nicht mehr ausreichenden landsmannschaftlichen Verbände dem Zusammenschluß Gleichstrebender Platz, die für männliche und ideal hochstrebende Ueberzeugungen eintraten. Aus und neben den Landsmannschaften, die sich auf die korporativen Interessen, Pflege der Geselligkeit, Regelung des Duellwesens und Vertretung nach außen, beschränkt hatten, entwickelten sich zahlreiche Ordensverbindungen, die ihre Schwärmerei für Tugend, Freundschaft und Vaterland den Dichtern und Denkern, ein zum Theil barockes Ceremoniell aber freimaurerischen Einflüssen entnahmen.

Es kann nicht die Absicht dieser Skizze sein, auch nur annähernd ein Bild dieser Entwickelungen geben zu wollen. Sie sind am Erschöpfendsten in der Festgabe der Brüder Robert und Richard Keil zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Universität behandelt worden.

Nur an ein besonders denkwürdiges Ereigniß sei hier erinnert. Ein Jahrhundert ist eben verstrichen, seit einer der charaktervollsten deutschen Männer, der jenaer Professor Johann Gottlieb Fichte, die Hochschule verließ, um aus Amt und Wirksamkeit seine Schritte zunächst in eine Art von Verbannung zu lenken. Jena stand damals auf der Sonnenhöhe. Neben namhaften Gelehrten aller Disziplinen, lehrten Fichte und Schelling, kurz danach auch Hegel, und Schillers Einfluß und Persönlichkeit wirkte mächtig nach. Beide Schlegel gehörten einige Jahre hindurch dem Lehrkörper an; W. von Humboldt, dem schillerschen Hause besonders anhänglich, Johann Heinrich Voß, Tieck, Novalis und viele Andere standen den Schlegels nahe. „Ein Werk der Kühnheit, ja, der Verwegenheit“ nannte 1794

Goethe Fichtes Berufung, die aus der eigensten Entschließung Karl Augusts hervorgegangen war. Eine Untersuchung des cand. theol. Fichte über das Verhältniß der Philosophie zur Religion, „Die Kritik aller Offenbarung“, war aufgefallen und, da sie anonym erschienen war, dem großen Kant selbst zugeschrieben worden. Und wie hätte die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas“, wie hätte eine so ganz auf lebendiges Wirken gestellte Natur, als die Fichte sich in den tief bewegenden „Reden an die deutsche Nation“ später noch stärker erwies, wie hätte sie nicht mächtig auf die Jugend wirken sollen? War es doch längst nicht mehr die Jugend, der Laukhard so böse Zeugnisse ausgestellt hatte, sondern eine Generation, die, von den großen Problemen der Zeit angezogen, ehrlich nach Verständniß rang.

Das Fichte-Büchlein Karls von Hase hat den ganzen Vorgang dokumentarisch festgelegt: die Vertheidigung des „Demokraten“ Fichte gegen die Beschuldigung des Atheismus. Für den Rückschauenden ist es der Anblick erschöpfenden Geisteskampfes eines Denkers gegen formalistisch erstarrte Begriffe. Heute, wo empirisch-materialistische Forschung, eine Insel nur im Ozean der Denkströmungen, ein Weltbild konstruirt, in dem für keinerlei übersinnlich religiöse Vorstellung Raum bleibt, ist es schwer, diese „Konzilscitation“ eines nicht auf der Kanzel, sondern auf dem Katheder Stehenden zu begreifen. Wie sonderbar und unmöglich, daß ein Philosoph mit einem Konsistorium in Glaubenssachen übereinkommen, der Philosoph nicht nur ein Gottbekenner, sondern auch ein Christgläubiger sein, daß er den persönlichen Gott eines positiven Bekenntnisses in sein System einschalten sollte oder doch nicht ausschalten dürfe! „Ich bin eher ein Akosmist als ein Atheist“: mit diesem Wort wehrte sich der Konstruktor eines in die höchste Geistigkeit, in eine raum- und zeitlose Erscheinungform hineingedachten Ichs. Die Verhandlungen gingen hin und her. Der freisinnige, menschlich verständnißvolle Fürst bemühte sich, den Philosophen festzuhalten. Goethe sprach sich gelassen aus: „Wenn Fichte es nicht selbst der Regirung unmöglich macht, so wird sie ihn gewiß halten. Ich fürchte nur, daß das fichtische Ich sich das Nicht-Ich oft ganz anders einbildet, als es ist.“ Aber die Gegenströmungen waren zu stark; und so verlangte das fichtische Nicht-Ich in der Erscheinungform eines weimarischen Ministerialreskriptes nicht mehr und nicht weniger als „Enthaltung von allen solchen Lehrsätzen, die der allgemeinen Gottesverehrung widerstreiten.“

Damit brach jede Verständigungmöglichkeit zusammen, der Abschied wurde schroff, heftig, mit nicht eben gnädigen Worten ertheilt. Mit philosophischer Ruhe tröstet sich Goethe: „Geht der eine Stern unter, geht der andere auf.“

„Seine Kollegen schwiegen“, heißt es in der dramatischen Berichterstattung Hases, „der Senat ertheilte Abschrift und Entlassung mit kalter, schweigsamer Geschäftsmiene ... Nur die Jugend ist nach ihrer Weise offen aufgetreten.“ Ein Schrei der Empörung ging von diesen Jünglingen aus, die mit begeisterter Seele an dem Lehrer hingen. Aber nicht mehr zügellos und wild forderten sie in Studentenanschlägen und Petitionen die Wiedereinsetzung Fichtes in sein Lehramt, sondern mit der Würde und dem gehaltenen Ernst, die er sie gelehrt hatte. Es waren wackere Burschen, die dem Lehrer die Treue hielten, und sie haben das Ansehen der jenaer Studentenschaft durch ihre muthige That gemehrt.

Jena. Else Franken.



Enge Stiefel.

Schon der zehnte Sommer ist es, in dem die Frau Geheimräthin mit ihrer Tochter den Strand in Heringsdorf schmückt, — und Aline ist noch immer nicht verheirathet!

Trotz ihren dreißig Jahren hübsches Gesichtchen, liebenswürdiges Wesen, niedliche Toilette und allerlei andere gute Eigenschaften, ja, sogar Vorzüge und dennoch . . .

War sie wirklich noch nie begehrt worden? Doch! Gerade zehn Jahre war es jetzt her, seit Kurt Schreyer um ihre Hand warb. Drei Wochen lang hatte sie ihn ausgezeichnet und ermuthigt, bis er sich endlich erkühnte, mit Mama zu sprechen. Mama hörte ihn kühl an.

„Ich werde Alinen fragen."

Mama fragte Aline, erinnerte sie an ihren Stand: sie die Tochter eines Geheimen Rathes, er ein simpler Kaufmann; zwar ein höchst achtbarer Stand, aber . . . „Wie kann ers nur wagen? Aline, ich will hoffen, Du besinnst Dich!"

Aline besann sich und Kurt ging für immer.

Frau Geheimräthin und Tochter trugen . . . zu enge Stiefel.

— —

Am Stammtisch zum Goldenen Hecht in G . . . . sitzen sie zusammen: Excellenz der General von Beh; der Generallieutenant Soso, die Majore Erb und Stein, der Auditeur von Claß, die Geheimräthe Imme und Meyer. Sie treffen einander jeden Abend, langweilen sich während der bestimmten Stunde, Jeder auf seinem bestimmten Stuhl; denn sie kennen einander in- und auswendig und das Wetter ist bald durchgesprochen. Alle sind sich im Stillen klar, daß der Klub tötlich ist und dringend einer Auffrischung bedarf. Aber wie ist Das zu machen? Mancher wäre freilich zu haben, Leute mit weiterem Horizont und Erfahrungen, frohe Gesellschafter, aber . . . kein Rang, kein Titel, . . . auch zu frei in ihren Anschauungen. Neulich erst Einer, der von der Weltreise heimkam und so viel erzählen wollte von Allem, was man „doch schließlich auch schon in Büchern gelesen hat." Und Alles sollte im Auslande besser sein! Und die Ansichten über Staat und Kirche! Unmöglich . . . Man kann ihn nicht wieder einführen! . . .

Und der Klub gähnt weiter, schließt die Augen im vollen Sonnenlicht und trägt . . . zu enge Stiefel.

— —

„Haben Sie gehört meine Herren? Das Ding drüben vom guten von Neubritz ist verkauft! Eine Viertelmillion! Wird aber noch viel gebaut; große Konservenfabrik soll daraus werden. Ganz vorzügliche Idee und Segen für die ganze Umgegend mit ihrem Obst und Gemüse. Schwebte ja schon dem alten guten Neubritz vor. Hatte aber das Zeug nicht dazu; zu wenig Kaufmann."

„Soll ein charmanter junger Mann sein, unternehmender Kopf . . . gute Familie. Höre, er thuts rein zum Zeitvertreib; um der Industrie aufzuhelfen."

„Hat schon eine bedeutende Musterschule in Schlesien gegründet; sollte Kommerzienrath werden, aber ausgeschlagen."

„He, was sagen Sie dazu, lieber Geheimrath: einen Titel zu refusiren, den Majestät verleihen will?"

„Je nun, lieber Auditeur, persönliche Ansichten. Lernte den jungen Mann vor zehn Jahren kennen; so weit ich ihn beurtheilen kann, wird ers nicht aus Hochmuth gethan haben."

Der Geheime Rath saß wie auf Kohlen. Er ging heute ein Viertelstündchen früher, denn er konnte es kaum erwarten, Frau und Tochter die Neuigkeit mitzutheilen.

Kurt Schreyer war der Käufer. So viel man wußte, war er nicht verheirathet ... Großer Gott! Wenn Aline ...

— —

Kurt Schreyer hat nirgends Besuche gemacht und lebt ganz für sich. Fräulein von Körner, die Nichte des Kammerherrn von Glabig, führt ihm den Haushalt. Man sieht ihn höchstens, wenn er zur Bahn eilt, wenn er die Arbeiten in den Obstplantagen prüft oder den Fortschritt der Bauten besichtigt.

„Ach, Mama! Daß Du damals so ..."

„Kind, keine Vorwürfe! Wir waren es unserer Stellung schuldig. Uebrigens vielleicht ... wer weiß?"

„Kleide Dich an, Aline! Weißt Du: das moosgrüne mit dem Bolerojäckchen; es steht Dir am Besten. Das Matrosenhütchen mit den Adlerfedern ... Wir wollen doch heute endlich der lieben von Körner unsere Aufwartung machen, der alten guten Freundin!"

„Aber Mama! In sein Haus, — ich?"

— —

Kurt Schreyer ist nicht zu Haus. Bis morgen auswärts beschäftigt. Fräulein von Körner kann den werthen Gästen das ganze Heim ungestört zeigen. Wie reizend das Alles ist!

„Nur ein Frauchen fehlt, das mit ihm genießen kann!"

„Um Gottes willen, wenn er Das hörte! Wie ist er eigen! Und von Frauen will er gar nichts wissen."

Hier das Speisezimmer, die Galerie, die Bibliothek. Und hier das Arbeitzimmer!

„Aber welcher Sonderling ... überall an den Wänden die einzelnen Stiefel und alle von so merkwürdiger Form: alle zu eng oder zu schmal. Sagen Sie nur, Liebste, was soll Das bedeuten?"

„Seine Lehrmeister nennt er sie ... Alle haben Namen und Datum. Jeder bedeutet eine schlimme Erfahrung mit Behörden, mit Vorgesetzten, mit der Gesellschaft. Alles krank! — sagt er oft —: zu enge Stiefel!"

Einer hing über dem Schreibtisch. Ein großes A. stand daran und 1888.

Ach! Welche Erinnerung! Und Aline und Mama trugen ja längst weitere Nummern! Aber jetzt war es zu spät.

Dresden. M. R. Schenck.

In der Wolle.

Die Textilindustrie hat ihr besonderes Schicksal. Mochten alle Schlote rauchen, mochten sich Millionen auf Millionen häufen: das Glück ging in den Perioden des Aufstiegs an dem Bekleidungsgewerbe meist spurlos vorüber und mied natürlich erst recht seine Pforte in Zeiten des Niederganges. Erst langsam hinkte die Textilindustrie dem Glanz nach, der in den letzten Jahren Holz, Kohle und Eisen, Droguen und Chemikalien umstrahlte. Erst im Jahr 1898 vermochte auch der Wollhandel kräftiger aufzuathmen. In den meisten modernen Staaten war die Bevölkerung zu ansehnlichem Wohlstand gelangt. So löste sich denn allmählich der Druck von allen Gewerben. Selbst die niederen Stände gewöhnten sich zugleich mit besserer Nahrung auch an bessere Kleidung und für das Wollgeschäft kamen glücklichere Zeiten. Das Material wurde knapp, besonders in den feineren Sorten, die von der Industrie in Folge der veränderten Moderichtung bevorzugt wurden, und die Preise konnten sich von ihrem Tiefstand erheben. Und während der Konsum stieg, verminderten sich die Zufuhren. Das mußte die Preisentwickelung günstig beeinflussen. Aber einer skrupellosen Spekulation genügte diese aus natürlichen Verhältnissen sich langsam herausarbeitende Besserung nicht und so begann sie, bedrohlich klingende Nachrichten von einem ungeheuren Massensterben der Schafe in Australien, der Heimath des reichsten Wollsegens, zu verbreiten. Dadurch wurde Furcht vor einem baldigen Wollemangel erzeugt und Händler wie Spinner suchten unermüdlich Material heranzuschaffen, um auf Jahre hinaus versorgt zu sein. Die Preise wirbelten aufwärts; aber je kühner sie emporsausten, um so eifriger wurden Käufe vorgenommen, — nicht von sämmtlichen Verbrauchern, aber doch von der Mehrzahl ihrer Hauptvertreter.

Die Herrlichkeit konnte natürlich nicht lange dauern. In kaum fünf Vierteljahren war Alles vorbei. Die Fabriken hatten sich so reichlich versorgt, daß sie schließlich neue Angebote zurückweisen mußten, um nicht übermäßige Bestände auf Lager zu halten. Auch zerstörte die unbestreitbare Thatsache umfangreicher Wollesendungen aus Australien das Märchen vom Massensterben der Schafe. Die Kaufkraft der Bevölkerung hatte sich als eng begrenzt erwiesen, und da der Absatz zu stocken begann, wurden die Verarbeiter der Wolle verstimmt, dann ängstlich und bald verzweifelt. Als die londoner Auktion in Folge dieser Stimmung Preisermäßigungen brachte, besah die Spekulation erst den Schaden, den sie sich selbst zugefügt hatte, und traf ihre Maßnahmen nur noch aus einer Stimmung völliger Muthlosigkeit heraus. Die Verbilligung wurde dadurch befördert, daß die Eigenthümer ihre bereits registrirten Anmeldungen zu neuen Auktionen zurückzogen, um ihre Waare vor dem Schicksal der Entwerthung zu schützen. Da aber diese nachträglichen Entschlüsse allgemein bekannt wurden, so verschlechterten sie nur die Gesammtlage; Schlimmeres wurde befürchtet, als wirklich sich ereignet hatte, und bange, dumpfe Verzweiflung ergriff das ganze Gewerbe.

Liegt ein Grund für diese Stimmung vor? Das Verhalten einer Verbrauchswaare, die nicht reiner Modeartikel ist, ist in erster Reihe von dem Umfang der Erzeugung und des Bedarfes abhängig. Beide Faktoren haben innerhalb der letzten Jahre keine wesentliche Verschiebung erfahren. Gewiß: die australischen Heerden scheinen nicht mehr so zahlreich zu sein wie noch im Jahre 1898; die

politischen Wirren haben die Gewinnung von Wolle am Kap eingeschränkt und auch am La Plata hat sich die Merinozucht etwas vermindert. In klaren Ziffern lassen sich Nachweise über die Erzeugungverhältnisse für einen geschlossenen Zeitraum kaum aufstellen. Aber eine wesentliche Verringerung der Produktion ist auf den Weltmärkten nicht fühlbar geworden. Der Bedarf an Wolle hat sich bei der wachsenden Beliebtheit der Pflanzenstoffe zwar vielfach vermindert. Aber die in der Bevölkerung der Erde eingetretene Zunahme und das Interesse weiter Volksschichten an einer Verbesserung der Kleidung gleichen dieses Manko wieder aus. Nun könnte gegen die Wollkämmereien der Vorwurf erhoben werden, daß sie eine Ueberproduktion an Kammzug herbeigeführt haben. Das wäre aber nicht berechtigt, denn die fertiggestellte Waare hat fast vollständig Abnahme gefunden. So weit sind die Verhältnisse des Wollgewerbes normal. Auch die politischen Erscheinungen haben auf sie, da nach China und dem Transvaal nur unbeträchtliche Mengen Wolle versandt wurden, innerpolitische Störungen aber für den Verbrauch von Wolle ohne Bedeutung zu bleiben pflegen, keinen wesentlichen Einfluß geübt. Die Gestaltung des Geldmarktes könnte schließlich als schuldig an dem Niedergang des Wollgeschäftes befunden werden. Doch fehlten die Mittel eigentlich nicht, denn die Bankwelt vermied jede Belästigung der Wollindustrie, die ihr eine gute Kundschaft bot, und stellte ihr nach Kräften selbst hohe Kapitalien billig zur Verfügung. Nur indirekt mag das finanzielle Entgegenkommen zu der Krisis, in die das Wollgewerbe verfallen ist, beigetragen haben: es wurde der Spekulation zu leicht gemacht, waghalsige Unternehmen auszuführen. Dieser Vorwurf trifft weniger deutsche als französische Banken.

Verantwortlich für das Schicksal der Wolle ist in erster Reihe der Terminhandel, der schuld daran war, daß an einem Tage an einer Börse der Gesammtbetrag der zum Verkauf gebrachten Kammzugmengen sich höher bezifferte als die wirkliche Gesammterzeugung aller Kämmereien der Welt innerhalb eines ganzen Jahres. Der Dünkel- und die Gewinnwuth vieler unserer Lohnkämmereien und Kammgarnspinnereien verschlimmerte die Lage. Ihnen genügte es nicht mehr, ihrer Bestimmung gemäß in Lohnarbeit zu kämmen, also ein Geschäft zu treiben, das langsam, aber sicher seinen Mann nährt, oder Gespinnste herzustellen, für die sich unter normalen Umständen willige Abnehmer finden. Sie importirten in ganzen Schiffsladungen Wolle für eigene Rechnung. Die Schicksale der Leipziger Wollkämmerei-Aktiengesellschaft und der Böslauer Kammgarn-Fabrik illustriren die Leichtfertigkeit, mit der spielsüchtige Direktoren ihr Gewerbe in pejus zu reformiren suchten. Für das leipziger Unternehmen war noch ein Schiff mit Wolle unterwegs, als kein Pfennig zur Bezahlung mehr vorhanden war. Bei einem Aktienkapital von 4 200 000 Mark hat sich in kurzer Frist eine Unterbilanz von 4515000 Mark ergeben, und wenn Das richtig ist, was die tiefbetrübten Aktionäre erzählen, worüber aber von der Verwaltung keine Aufklärung zu erlangen scheint, so sind von der leipziger Kämmerei heute für 28 Millionen Mark Accepte einschließlich Lombarden in Umlauf. Schon lange wurde gemunkelt, der Aufsichtrath habe zur Deckung von Verlust einen Einschuß von einer Million Mark geleistet. Ist Das wahr, so liegt eine Verschleierung der Bilanz vor, die das Handelsgesetzbuch im Paragraphen 266 unter schwere Strafe stellt. Die Verwaltung setzt auch diesem Gerücht Stillschweigen ent-

gegen. Die österreichische Schwesterfabrik in Vöslau hat es eben so arg getrieben und ihre Verwaltung ist nicht minder schweigsam. Noch vor einem Vierteljahr wurde die letzte Dividende auf das Aktienkapital von fünf Millionen Kronen mit zehn Prozent oder hundert Kronen für die Aktie ausbezahlt und nun überrascht die hochmögende Oesterreichische Kreditanstalt ihre Freunde mit der kurzen Benachrichtigung, daß die vöslauer Fabrik durch den Rückgang der Wollpreise, wie alle auf die Verarbeitung von Schafwolle angewiesenen industriellen Unternehmungen, Verluste erlitten habe und deshalb eine Erhöhung des Aktienkapitals um fünf Millionen Kronen in Aussicht genommen sei. Eine Verwaltung, die eine so beträchtliche Vermehrung der Betriebsmittel den Aktionären in Vorschlag bringen kann und so ehrlich ist, nebenbei auch einige bedauerliche Verluste zu erwähnen, muß — so dachten die biederen Aktionäre — ein sehr gutes Gewissen haben und einer Verzinsung des doppelten Kapitals gewiß sein. Leider verschwieg die gute Verwaltung in ihrer harmlosen Art, daß nicht weniger als achtzig Prozent des Aktienkapitals verloren seien und die verehrliche Direktion an die zehn Millionen Pfund Wolle zu höchsten Preisen fest gekauft habe, also ein Quantum, dessen Verarbeitung Jahre über Jahre erfordern müßte, — kurz, daß auf Kosten der Aktionäre eine Spekulation tollster Art vorgenommen sei. Der Verwaltungrath schien von Alledem nichts zu wissen. Auch der Aufsichtrath der Leipziger Wollkämmerei weiß ja vortrefflich die Rolle des Unschuldengels zu spielen.

Und doch sind die deutschen und österreichischen Spekulanten Waisenknaben im Vergleich mit ihren französischen Kollegen, die sich in Roubaix und Tourcoing eingenistet haben. Diese beiden Plätze haben sich in dem knappen Zeitraum von zwölf Jahren zu Centralen des Terminhandels für Schafwolle entwickelt. Die günstige Lage in der Nähe der Häfen von Antwerpen und Dünkirchen gestattete bei dem Import des Rohmateriales aus Australien und Südamerika manche Erleichterung der Bezugsbedingungen, während die Absatzverhältnisse durch die Nähe der französischen, belgischen und deutschen Industriebezirke begünstigt werden mußten. Es wurde eine besondere Caisse de liquidation et de garantie de Roubaix et de Tourcoing geschaffen, die mit den älteren Abrechnungstellen in London, Antwerpen und Leipzig in Wettbewerb trat und den Kursen Sicherheit verleihen sollte. Bald verschwand der Bedarf der Spinnereien hinter den Mengen, die im Terminhandel umgesetzt wurden. Als der Rückschlag im Wollgewerbe eintrat, waren ausschließlich Hausseverpflichtungen vorhanden, die, da effektive Waare fehlte, durch Baarzahlung der Differenzen gelöst werden mußten. In diesem kritischen Augenblick versagte der bisher willig geleistete Kredit der Banken und die Bank von Frankreich mußte eine Hilfeaktion in großem Stil einleiten, um die Millionenverluste der Industrie und der Spekulation, in deren Lager sie abgeschwenkt war, zu mildern. Der Terminmarkt in Wolle hat der Industrie keinen Nutzen gebracht, hat sie sogar schwer geschädigt. Die Spekulation schuf künstlich Kurse, unter denen die Allgemeinheit zu leiden hat. Man unterdrücke den Terminhandel da, wo er nicht zum Zahlungausgleich und zur Beobachtung des Gleichgewichtes der Geldmärkte unbedingt nöthig ist, und die jetzt so schädlich wirkende Kurstreiberei wird aufhören. Wer auf dem Wollmarkt erscheint, mag die Waare ausschließlich erwerben, um sie an Fabrikanten weiterzugeben oder selbst zu verarbeiten. Ein Spekulationobjekt darf Wolle niemals sein.

Lynkeus.



Theaternotizbuch.

Es geht wieder los. Seit ein paar Wochen sieht man in den Hauptstraßen wieder die modisch gekleideten Spieler und Spielerinnen, mit braunroth gebrannten Gesichtern, die sie so stolz zeigen wie Couleurstudenten die zärtlich gepflegten Narben. Und mindestens eben so lange liest man, wer von den alten und jungen Theatergöttern „die letzte Hand an ein den Abend füllendes Schauspiel legt"; es kann auch ein Lustspiel, ein Märchendrama, ein Spiel oder eine Komoedie sein: Name ist Schall und Rauch. Und mit der Novitätenliste wird ein Verzeichniß der Werke versandt, die „im Lauf der Saison neu einstudirt werden sollen". Das ist für den Abonnentenfang gut und schreckt vielleicht einen Konkurrenten ab, der wirklich eins der angeführten Stücke neu einstudiren wollte. Den Anzeigen folgt selten die Ausführung dieser großen Pläne. Herr Paul Lindau, der nach allerlei Irrfahrten als Direktor des Berliner Theaters wieder aufgetaucht ist, hat mit den unzulänglichen Mitteln eines keiner großen Aufgabe gewachsenen Personals ein paar löbliche Versuche gemacht; er brachte Kleists starken Amphitryon und Grillparzers schwache, aber in ihrem wirren Streben nach einem dem Vermögen des bourgeoisen Dichters unerreichbaren Ziel interessirende Libussa auf die Bühne und gab uns damit zwei Theaterabende, die dem nachsinnenden Geist für eine Weile Beschäftigung boten. Ich glaube, es waren im vorigen Spieljahr die einzigen Abende, von denen man Solches behaupten darf. Denn von Björnsons mächtig instrumentirtem Oratorium „Ueber unsere Kraft" wurde nur der erste Theil aufgeführt; und Ibsens erwachende Tote, die ganz ungenügend dargestellt wurden, gehören nicht auf die Alltagsbühne und sollten an Feiertagen nur besonders dazu ausgewählten Mimen anvertraut werden. Muß es immer so bleiben? In Paris wäre ein Theaterjahr ohne die lückenlose Reihe der klassischen Dramen undenkbar; das Publikum, das die Hauptstellen dieser Dramen auswendig weiß, will Phaedra und den Cid, Iphigenie und Polyeukt in jedem Jahr mindestens einmal auf den Brettern sehen. Unser dramatischer Besitz ist reicher als der Galliens, schon, weil wir die Griechen und Shakespeare unverwässert genießen können. Sollen wir die hellenischen Meisterwerke, die Herr von Wilamowitz-Moellendorff in ein kraftvoll schwingendes Deutsch übertragen hat, immer entbehren? Darf ein Jahr hingehen, ohne uns Kleopatra und Timon, Cymbeline und Kressida und den Schatz der Königsdramen zu zeigen? Auf einer „ersten" Bühne der Reichshauptstadt darf der ganze Faust, darf Stella und die natürliche Tochter nicht fehlen; auch Penthesilea, alles aus dem Lebenswerk des nervösen Giganten Hebbel Darstellbare, den ganzen Ibsen und Anzengrubers Sonntagskinder wollen wir sehen. Dann erst, wenn diese Pflicht erfüllt ist — die zu erfüllen bisher sich eigentlich nur das Schiller-Theater bemüht hat —, darf man an Experimente denken. Auch dazu fehlt der Stoff nicht. Calderon, Corneille und Racine sind noch nicht so tot, wie die berliner Weisheit sich träumt, Shakespeares Lustspiele sind der modernen Bühne erst zu erobern, Machiavellis Mandragola und Sheridans Lästerschule würden auf unseren Theatern nicht schlechter wirken als ein Goya oder Brouwer in unseren Galerien und an Molières Don Juan könnte sich Matkowsky versuchen, dessen üppige Kraft ohne großen Gegenstand mählich verkümmern muß. Geht es im Schlendrian weiter, dann werden auch unsere Schauspielhäuser bald auf dem Tiefpunkt des königlichen Opernhauses angelangt sein, das nur noch die Kassenstücke des

Tages herunterleiert und in dessen entweihte Hallen der musikalisch Empfindende scheu hineinschleicht, als müsse er sich der unverzeihlichen Sünde schämen.

* * *

Den ganzen Ibsen sollten besonders die Schauspieler fordern. Sie müssen endlich von dem Wahn geheilt werden, die Werke dieses Urdramatikers seien unter Weiheschauern zu psalmodiren und ganz anders darzustellen als irgend ein anderes dramatisches Gedicht der Weltliteratur. Das wird nur gelingen, wenn auf den Brettern, von Brand bis zu Borkman, systematisch die Entwickelung des nordischen Dichters gezeigt wird. Neulich wurde im Lessingtheater der „Bund der Jugend" aufgeführt. Es ist technisch kein Meisterwerk, ist ein halbreifer Ibsen; auf dem Theater aber müßte das Stück einen lauten Erfolg haben, wenn es muthig und einheitlich als Posse gespielt würde. Denn eine Posse ists, eine politische Posse im Stil Molières und Holbergs — also nicht undarstellbar wie die aristophanische Satire —, und possenhaft wird die hochmüthige Indolenz angeblich Konservativer und die sonore Streberphrase angeblich Liberaler verhöhnt. Daß auch ernste Dinge vorkommen, daß eine kleine Frau Selma Noraanwandlungen hat, ändert nichts an dem Wesen des Werkes, das nur in einer auf den kräftigsten Possenton gestimmten Darstellung wirken kann; sehr ernste Dinge fehlen ja auch im Malade imaginaire nicht. Aber der Autor heißt Ibsen und so wagte Possenmuth und Uebermuth sich nicht hervor. Und nun schien fast jeder Zug in dem Bilde verzerrt und die selben Leute, die doch die loyalen Reden unserer Oberbürgermeister und anderer Provinzgrößen kaum noch bestaunen, meinten, Gestalten wie der advokatorische Streber Stensgard seien in der wirklichen Welt nicht zu finden. Ach, wie oft sind solche Jugendbünde während der letzten Jahre in Deutschland gegründet, wie oft nach kurzem Kampf die großen, herrlichen Prinzipien wieder in die Westentasche gesteckt worden! . . . Aber ich will vom Theater reden und den Wunsch aussprechen, daß man sich wieder daran gewöhnen möge, in einem Regisseur nicht einen Menschen zu sehen, der neue Möbel auf die Bühne stellt, für schöne Dekorationen und prunkhafte Gewänder, allenfalls noch für gut geordnete Gruppen sorgt, sondern den Stimmer und Leiter der Vorstellung, der die tiefste und feinste Absicht des Dichters erfaßt und, ohne sich von den Privatwünschen effektsüchtiger Mimen beirren zu lassen, als gewissenhafter Verwalter des Poetengutes sein Amt betreut. Für einen solchen Regisseur und seine Zöglinge wäre ein Ibsencyklus die Hohe Schule.

* * *

Ein zweiter Wunsch: die konzessionirten Geschäftsleute mögen für ihre Unternehmungen mehr brauchbare Männer und Frauen miethen. Es ist unerträglich, immer die selben Gestalten auf der Bühne sehen zu müssen. Die Scheidewand, die in Frankreich das Kostümdrama vom modernen Stück trennt, brauchen wir nicht zu respektiren. Antigone kann, wenn ihre Kunst ausreicht, morgen Rebecca West sein. Doch auch der Anblick der hellsten Sterne wird, wenn man sie stets glänzen sieht, monoton. In keiner Großstadt wirthschaften die Leiter „erster" Bühnen mit so winzigem Personal wie in Berlin. Das mag der Applaussucht berühmter Histrionen angenehm sein; nützlich ists ihnen nicht. Denn die Erkenntniß der Manier, von der kein Bretterheld frei ist, keine Theaterkönigin frei sein kann, lähmt das Interesse . . . Und vielleicht versuchen rüstige Geschäftsleute, endlich wieder junge Mädchen zu entdecken.

Nichts fehlt unseren Bühnen so sehr wie Spielerinnen, denen man einfache, wohlerzogene junge Mädchen glaubt. Nichts? Noch mehr fehlen am Ende die genialischen Kraftnaturen, die gestaltende Phantasie und den Muth zur Freskokunst haben. Die sind nicht aus dem Boden einer uniformirenden und nivellirenden Zeit zu stampfen, deren stärkster Ausdruck das Melodrama und die Tragikomoedie ist. Junge Mädchen von freundlichen Sitten und schlankem Wuchs aber kann der Suchende finden.

* * *

Ein dritter Wunsch: macht, liebe Leute, aus dem Theater nicht länger mehr ein unermeßlich tiefes Mysterium und schimpft nicht jedesmal, wenn die Zahlenden sich amusiren. Den Glauben, wir könnten heute, mit unserem Publikum, unseren Eintrittspreisen, die das Volk ausschließen und einer verschwindenden Minderheit das Privilegium der Meinungmache sichern, ein Idealtheater haben, eine auf die Volkssittlichkeit wirkende Anstalt, hat jeder Verständige ja längst eingesargt und es lohnt sich nicht, ihn immer wieder aus den Leintüchern zu wickeln. Mit solchem Spuk sind Blumenthal & Kadelburg nicht zu bannen. Schlechte Stücke sind stets aufgeführt und stets mit Beifall begrüßt worden. Jedes Theater braucht sie, um zu leben, Goethe wußte, was er an Iffland hatte, und hielt sich nicht für zu gut, ein Nachspiel zu den „Hagestolzen" zu schreiben und den Beweger einer bretternen Spießbürgerwelt als erfolgreichen Theatermann zu feiern. Wenn unsere Ifflands noch weniger leisten als ihr Ahnherr, so liegt es sicher an der Kundschaft, für die sie arbeiten. Seht Euch das Publikum an, strenge Kritiker, und werft dann Steine auf die emsigen Lieferanten! Es ist das selbe Publikum, dem Ihr eingehämmert habt, die „Versunkene Glocke" sei eine faustischen Ruhmes würdige Dichtung und „Heimath" das Werk eines tiefsinnigen, reinen Poeten. Heute würdet Ihrs nicht wiederholen; gebt nur Acht, daß Ihr bei neuen versunkenen Glocken und einer neuen Heimath nicht wieder die selbe Dummheit macht. Wir könnten in Frieden leben und brauchten nicht in heller Wuth gegen ein Schwindelkomplott zu kämpfen, wenn Ihr die Güte hättet, Euch mit der Verkündung zu begnügen, daß Herr Hauptmann fein empfindet, gut beobachtet und oft sehr sauber arbeitet und daß Herr Sudermann ein ungemein geschickter Finder kräftiger Theatereffekte ist, daß wir einen großen, die neue Weltanschauung plastisch gestaltenden Dramatiker in Deutschland aber heute nicht haben. Auch keine große „Epoche". Müssen denn immer Epochen verzeichnet werden? Der gebildete Deutsche kennt ja seine unbestreitbar großen Dichter, die toten, noch lange nicht. Muß ihm in jedem Winter mindestens ein Vierteldutzend neuer Genies mit sauce piquante servirt werden? Und dann: ists wirklich eine Weltkatastrophe, wenn einmal eins der neuen Titanenwerke nicht nach Gebühr verstanden und unglimpflich behandelt wird? Der starke Dichter kann warten, kann mit dem nächsten Wurf das früher unfreundlich aufgenommene Kind seiner Kunst aus der Verkennung ziehen. Es wäre wunderhübsch, wenn man diese Dinge ein Bischen leichter nähme und von dem ganzen Theatergeschäft hinfüro nicht ein so fürchterliches Getöse machte.

* * *

Es geht wieder los. Und ich zweifle keine Sekunde, daß wir die alten Fanatismen, den alten Schwindel, die alten Dummheiten wieder erleben werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 22. September 1900.

Das arme Reich.

Offiziell wurde am vierzehnten September, einem Freitag, gemeldet, die Diskontogesellschaft habe eine Transaktion vermittelt, „wonach achtzig Millionen Mark vierprozentiger Schatzanweisungen des Deutschen Reiches, fällig 1904 und 1905, von zwei new-yorker Bankfirmen übernommen und mit Genehmigung der Reichsbank in den Vereinigten Staaten auf den Markt gebracht werden sollen". Vortrefflich, erscholl es aus der Reihe der Lobsänger, deren Chor freilich schon recht dünn klingt, ganz vortrefflich; auch England hat in Amerika Geld geborgt und Herrn Rothsteins new-yorker Pumpversuch scheiterte nur, weil gerade der chinesische Drache die Kapitalistengemüther schreckte; sehr gescheit, daß nach Briten und Russen auch wir nun diesen Weg wandeln. Unser Geldmarkt hätte die neue Belastung nur schwer ertragen und die dreiprozentigen deutschen Papiere, deren niedriger Kurs schon jetzt die Bürger unzufrieden stimmt, wären durch eine neue Anleihe noch tiefer hinabgedrückt worden. Ein wahrer Segen, daß Kuhn, Loeb & Co. von drüben das Geld angeboten haben. Und auch der Modus ist gut; Schatzanweisungen sind ja natürlich besser als Schuldverschreibungen. Der Lobsängerchor drang leider nicht durch; die Mehrheit der Deutschen empfand es als eine Beschämung, daß wegen einer Läpperei von achtzig Millionen in Amerika geborgt werden müsse. Und da eine weise Regirung selbst die beschränktesten Unterthanen gern vor lästiger Regung der Schamgefühle bewahrt, so wurde am achtzehnten September, einem Dienstag, offiziös gemeldet, der „wirkliche Sachverhalt" sei den unfreundlichen Kritikern des neusten Reichsgeschäftes noch gar nicht bekannt. Erstens handle es sich überhaupt nicht um Schatzanweisungen, sondern um

binnen kurzer Frist zurückzuzahlende Schuldverschreibungen. Zweitens sei die Anleihe vom Reich „nicht in Amerika begeben, sondern in vollem Betrage von der berliner Diskontogesellschaft übernommen worden." Es versteht sich, daß diese Kunde den Lobsängern nicht die Stimmritze verstopfte. Sie sind längst gewöhnt, Absichten und Entschlüsse der Maßgebenden in mindestens zwei Versionen feiern zu müssen, und verloren auch diesmal nicht die Fassung. Vortrefflich, jubelten sie, ganz vortrefflich; also nicht unsolide Schatzanweisungen nach englischem Muster, sondern eine gewöhnliche Anleihe, die auf den deutschen wie auf den amerikanischen Markt kommt. Wer hatte nur den aberwitzigen Einfall, das herrlich blühende Deutsche Reich könne auf die Hilfe der Yankees angewiesen sein? Und so weiter.

Sachverständige Finanztechniker mögen entscheiden, ob der Anleihehandel mit der wünschenswerthen Geschicklichkeit abgeschlossen worden ist. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes ist ein kluger, das Durchschnittsmaß excellenter Beamtenbildung beträchtlich überragender Herr. Das sollten auch die wirthschaftlichen Gegner des Freiherrn von Thielmann nicht verkennen, von dem Lothar Bucher schon vor Jahren gesagt hat: Da wächst uns ein Finanzminister heran. Er hat mit offenen Augen in Amerika gelebt und man kann sich ungefähr denken, welche Erwägungen ihn dem jetzt ausgeführten Plan günstig gestimmt haben. Er weiß, daß es dem Deutschen Reich an Kapital fehlt und daß eine neue deutsche vierprozentige Anleihe die schon arg verringerten Kurse der Industriepapiere noch mehr drücken würde. Er täuscht sich auch darüber nicht, daß der Chinesenkrieg, für den das Geld gebraucht wird, höchst unpopulär ist, so unpopulär wie nie vorher ein Reichsunternehmen, und daß es angenehm wäre, die Sache erledigt zu haben, wenn der Reichstag zusammentritt. Und da er gute Wirthschaftbeziehungen zu den Vereinigten Staaten selbst um den Preis wichtiger Reichsinteressen für nöthig hält, kann es ihn nützlich dünken, den Amerikanern einen Einflußkanal zu öffnen. Der Schuldner muß sich hüten, den Gläubiger zu kränken; und je mehr Möglichkeit die Yankees haben, durch einen plötzlichen Massenverkauf deutscher Staatspapiere sich für ihnen ungebührlich scheinende Behandlung zu rächen, desto schwerer wird eine deutsche Regirung sich von den Herrn von Thielmann befehdenden Agrariern verleiten lassen, die transatlantischen Schutzzöllner zu ärgern, die nach Deutschland exportiren wollen. Das Alles mag wohlerwogen und vom Standpunkt des Staatssekretärs wirthschaftlich unwiderlegbar sein. Dem Fürsten Hohenlohe, der sich ein paar Tage in Berlin aufgehalten haben soll, tritt man wohl

nicht zu nah, wenn man annimmt, sein Interesse für solche Fragen sei nicht übermäßig groß. Nur diese Annahme hilft über die sonst unerklärliche Erscheinung hinweg, daß die politische Seite der Sache offenbar gar nicht beachtet worden ist. Albert Schaeffle hat einmal gesagt: „Es ist eine beschränkte Ansicht, daß für die Deckungpolitik nur wirthschaftliche Gesichtspunkte, nicht auch Rücksichten des Staats- und Gesellschaftlebens, maßgebend seien. Die Deckungmittel, außerordentliche wie ordentliche, wollen vom allgemein politischen Standpunkt aus, nach der Gesammtheit aller für den Staatsmann beachtenswerthen Voraussetzungen und Wirkungen, gewürdigt sein. Denn die Finanz ist für den Staatsmann in erster Linie ein integrirender Theil des Staatslebens." Ob nun der ganze Betrag oder nur der Löwentheil des deutschen Anleihebedarfes in Amerika aufgebracht werden soll: die Thatsache, daß die Regirung auf dem deutschen Geldmarkt nicht mühelos achtzig Millionen finden zu können glaubt und deshalb genöthigt ist, bei ihrem ersten weltpolitischen Versuch einen Bittgang über den Ozean anzutreten, — diese Thatsache kann politisch keinen günstigen Eindruck machen.

In Deutschland aber könnte sie nützlich wirken, wenn sie als ein Warnungsignal betrachtet und beachtet würde. Der Deutsche hat jetzt Gelegenheit, den Werth der in langwierigen und heißen Kämpfen erstrittenen Verfassungzustände zu wägen. Er sieht, daß ohne Reichstag und Bundesrath ein in seinen Folgen noch unübersehbarer Krieg begonnen, das dazu nöthige Geld aufgebracht, eine Kolonialarmee geschaffen und der Schwerpunkt der deutschen Politik nach Asien verlegt werden kann, und merkt staunend, wie eng der Machtbereich ist, in dem er an der Gestaltung der Reichsgeschicke mitwirken darf. Noch wichtiger aber sollte ihm die Frage sein, die das neuste finanzpolitische Experiment jedem Denkenden aufdrängt. Sie lautet sehr nüchtern: Ist Deutschland reich genug, um eine verwegen expansive Politik treiben, mit älteren Weltmächten den Wettkampf wagen zu dürfen? Es ist die selbe Frage, die der solide Geschäftsmann sich vorlegt, ehe er sich in die Gefahr kostspieliger Unternehmungen begiebt.

Seit Jahren wird die Frage auf allen Gassen bejaht; und die flüchtig hinblickende Betrachtung scheint den schnell Begeisterten Recht zu geben. Die deutsche Industrie hat aus dem hohen Stande der technischen Wissenschaften und aus der eigenthümlichen Verbindung militärischer und sozialdemokratischer Disziplin Nutzen zu ziehen vermocht; in keinem anderen Lande findet man industrielle Unternehmungen wie die Badische Anilinfabrik, in deren Dienst ein ganzes gedrilltes Heer junger Erfinder steht. Wir haben Inge-

nieure, die den Neid ausländischer Konkurrenten erregen, gut geleitete Banken und thätige, klug ihren Vortheil errechnende Händler. So konnten, in einem jungen Reich, wo Alles neu zu schaffen war, und in einer Zeit, wo die Elektrizität alle Betriebe revolutionirte, Fortschritte gemacht und Gewinne erzielt werden, die kurz vorher der Kühnste selbst nicht zu träumen wagte. Die Hauptstädte reckten sich weit über das ursprüngliche Weichbild hinaus, einzelne Provinzen, das Rheinland, Westfalen und Oberschlesien, entwickelten sich zu üppigster Blüthe und fast jeder Tag brachte neue Botschaft von fruchtbaren Erfolgen deutscher Arbeit. Es war nur natürlich, daß solchen Segens ungeahnte Fülle die Gemüther verwirrte und sogar manchen Verständigen des richtigen Augenmaßes beraubte. Der rasch wachsende Wohlstand war mit den Händen zu greifen; und die Freude daran ließ man sich weder durch die Entwerthung des Ackerbodens noch durch das Siechthum großer Bezirke verderben. Wer mochte sich darum bekümmern, daß die schlechten Preise, die schwierigen Absatzverhältnisse und die Leutenoth die ländlichen Besitzer des Ostens mehr und mehr zwangen, slavische Arbeiter zu miethen und so das die Wurzel des Preußenstaates bergende Land zu entdeutschen, wer sich trüb stimmen lassen, weil für in den Ostprovinzen geplante Unternehmungen niemals Geld zu finden war? Die Formel war längst ja gefunden: Ostelbien ist rückständig, auf absehbare Zeit nicht zu retten und nur vom Westen kommt noch das Heil. Dort gedeiht die Industrie, des neudeutschen Volkes kräftige Amme, von dort bezieht Rußland, Südamerika, China, beziehen die entlegensten Länder ihre Waren; und diese Industrie müssen wir mit allen verfügbaren Mitteln, unter Opferung aller anderen Interessen, fördern. Ungehört verhallte die Frage, was aus der Herrlichkeit denn werden solle, wenn die Kundenländer eines nicht allzu fernen Tages sich eigene Industrien geschaffen hätten und unseren hastig erweiterten Fabriken dann der Absatz stocke. Die Trunkenen lächelten über solche Bedenken. Wars nicht auch lächerlich? Das Deutsche Reich, das zum Erben Großbritanniens von der Vorsehung bestimmte, würde nächstens den englischen Handel von allen Märkten verdrängen und den Vereinigten Staaten den Weltprofit streitig machen. Dazu brauche es freilich eine starke Flotte und überseeische Besitzungen, denn nur jenseits der Weltmeere sei noch Etwas zu holen. Das habe Bismarck, als ein bei allem Genie beschränktes Kind seiner Zeit, nicht erkannt und es sei dringend nöthig, das von ihm Versäumte rasch nachzuholen. Wenn wir nur erst die große Flotte und die überseeischen Besitzungen haben: Dann! ... Tüchtige, patriotische Männer

sagten es. Was „dann" eigentlich geschehen solle, wurde nie recht klar. Aber das Auge der Sprechenden leuchtete froh, sie nannten die Zweifelnden kleinmüthige Nörgler, die, weil sie die traurigen Tage der deutschen Zerrissenheit nicht miterlebt hätten, auch nicht mitreden dürften, und riefen immer wieder, ihnen gehe beim Anblick jedes neuen Kriegsschiffes in stolzer Freude das Herz auf. Das klang wunderschön; und der Warner, der auf das Schicksal Hollands, Spaniens, Portugals und der altitalischen Republiken wies, hatte eine undankbare Rolle. Die Aufträge mehrten sich, die Kurse stiegen, der Bereicherung Deutschlands schien keine Grenze gesetzt. Und nun gewöhnte auch die deutsche Politik sich in die neuen Luxussitten. Paul de Lagarde konnte noch sagen: „In einem so armen Lande wie Deutschland ist für Sedanfeste, Erinnerungpuppen, Monumentalbauten, Gewerbeausstellungen schlechthin kein Pfennig zur Verfügung." Wohin entschwand den Deutschen diese bescheidene Zeit? Denkmale und Monumentalbauten schießen mit erschreckender Schnelligkeit empor, kaum ein Tag vergeht, wo nicht in irgend einer Stadt irgend ein Fest mit Fahnen, Guirlanden, Illumination und Bankett gefeiert wird, für die Rüstung zu Land und zu Wasser werden ungeheure, ungeahnte Summen gefordert und bewilligt, ein Krieg, der in kurzen Wochen mehr als hundert Millionen verschlingt, wird begonnen, der Oberbefehlshaber wird mit einem Riesengehalt und mit allem erdenklichen Komfort ausgestattet und für jede Flasche des pasteurisirten Bieres, das die Mannschaft mitbekommt, werden den Lieferanten sechzig Pfennige gezahlt. Sollen wir etwa knickern, wenn wir auf Welteroberungen ausgehen? Ist es nicht ein erhabener und erhebender Gedanke, daß Deutschland, das selbe Deutschland, dem man vor vierzig Jahren Hohn und Schimpf zu bieten wagte, heute in Asien den civilisirten Mächten voranschreitet? Die Augen leuchten, die Herzen gehen auf, die Phrasen rollen. Wie jämmerlich sehen die Pfennigfuchser aus, die hinter der Heldenschaar herkeuchen und über die Kosten des Siegeszuges winseln! Deutschland ist unermeßlich reich. Deutschland hat Aussicht und Anspruch auf die Handelsweltherrschaft. Deutschland sieht jetzt erst die Morgenröthe eines glücklichen Tages.

Da braucht Deutschland achtzig Millionen Mark. Und die deutschen Geschäftsführer halten es für nöthig, diesen Betrag durch die Vermittlung von Kuhn, Loeb & Co. in Amerika zu borgen. Großbritannien, das übermorgen gezwungen sein soll, dem Ansturm des Deutschen Reiches zu weichen, hat für den südafrikanischen Krieg eben ungefähr anderthalb Milliarden Mark ausgegeben, ohne auch nur die geringste Beschwerde zu fühlen. Und

die Kapitalisten der Vereinigten Staaten bieten ihr in der Heimath nicht mehr unterzubringendes Geld auf allen Weltmärkten aus.

Kluge Geschäftsleute haben es längst vorausgesagt. Sie wußten: nicht ein schwindelhaftes Börsentreiben, sondern der Mangel an Kapital hat den jähen Kurssturz der letzten Monate herbeigeführt; und sie täuschen sich auch nicht darüber, daß wir erst am Anfang der Niedergangszeit stehen. Ungeheure Summen sind schon verloren worden, noch gewaltigere werden folgen; und von jedem kleinen Makler kann man hören, daß „halb Berlin Pleite ist", wenn die Industriepapiere noch zwanzig Prozent ihres heutigen Werthes verlieren. Ein solcher Verlust wird aber, da die gute Konjunktur zu Ende geht und die Geldreservoire leer sind, von den leitenden Köpfen für sicher gehalten und sie sagen, man müsse noch froh sein, wenn es nicht schlimmer komme. Weil sie dieser Entwickelung gewiß waren, stellten Industrie und Handel die eifrigsten Kämpen für die Flottenvorlage, die mit ihren großen Staatsaufträgen des Unheils Lauf eine Weile hemmen konnte, uns aber das Trauerspiel gehäufter Arbeiterentlassungen und finanzieller Zusammenbrüche nicht lange ersparen wird. Das ahnten die Männer mit den leuchtenden Augen und den aufgehenden Herzen nicht; sie thaten immer, als könne das Deutsche Reich zum stärksten Heer sich auch eine Schlachtflotte ersten Ranges schaffen und nebenbei noch England kapitalistisch besiegen. Vielleicht ernüchtert sie der nahende Krach und lehrt sie die der deutschen Menschheit gezogenen Grenzen wieder mit kühlem Blick erkennen. Wohl war Bismarck ein Kind seiner Zeit und, als er, nach Goethes Greisenrath, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen blieb, manchem modernen Gedanken unzugänglich. Spät erst drang zu ihm die Kunde von der Umpflügung, die durch die afrikanischen und australischen Goldfunde und deren Fieberfolgen in den Besitzverhältnissen ganzer Länder bewirkt worden war. Er wußte noch nicht, daß im europäischen Rußland Bodenschätze gefunden worden sind, deren rationelle Verwerthung unseren reichsten Industriegebieten die Lebenskraft entziehen kann, daß die Amerikaner dem deutschen Verbrauch heute schon billiges Eisen anbieten und nur, weil lohnende Rückfrachten fehlen, noch mit dem Angebot billiger Kohle zögern. Doch sein gesunder Menschenverstand bewahrte ihn vor dem Wahn, Deutschland könne den Wettkampf mit Ländern von größerem natürlichen Reichthum, älterer Industriekultur und früh gesichertem Kolonialbesitz siegreich bestehen.



Innere Mission und Heidenmission.

Unter allen Widersprüchen unserer verwirrten Zeit erscheint den ehrlich gläubigen Seelen keiner anstößiger als der zwischen Glauben und Leben in der Christenheit. Die Innere Mission, ein wohlgemeinter Versuch, diesen Widerspruch aufzuheben oder wenigstens zu mildern, verschärft ihn nur; und die Heidenmission, die ihn bis auf die entlegensten Inseln des Ozeans verschleppt, steigert ihn ins Unerträgliche. Indem ich das Wagniß unternehme, Spuren eines Weges nachzuweisen, der aus der Wirrsal hinausführen dürfte, muß ich, um nicht mißverstanden zu werden, meine Ansicht über Religion und Christenthum hier wenigstens kurz darlegen.

Ich bekenne mich zum christlichen Monotheismus. Die Meinung der Materialisten, daß sie die Welt und ihre Entstehung erklärt hätten oder jemals erklären könnten, ist leere Einbildung. Alle Naturforschung ergiebt weiter nichts als eine immer genauere Naturbeschreibung. Früher erfuhr man durch die Anatomie, wie die Eingeweide des Menschen aussehen, heute erfährt man durchs Mikroskop, wie Haut, Muskel, Knochen, Nerven gebaut, „gewebt“ sind. Ehemals wußte man, daß der Pflanzen-, der Thierleib aus Erde und Wasser gemischt ist, heute kennt man die einfachen Bestandtheile der Erde und des Wassers und die vielgestaltigen Verbindungen, die die chemischen Elemente eingehen müssen, wenn sie einen Leib aufbauen sollen. Daß sich Dünger in Brotkorn und Rebensaft verwandelt, hat man seit Jahrtausenden gewußt; heute kennt man die einzelnen Stadien des Verwandlungprozeßes und die Bedingungen, die vorhanden sein müssen, wenn er vor sich gehen soll. Wir schauen also zwar in die Werkstatt der Natur, aber ihr Allerheiligstes bleibt uns verschlossen. Wir wissen nicht, was die Atome — die übrigens hypothetische Wesen sind und deren Existenz von manchen modernen Naturphilosophen geleugnet wird — was diese angenommenen kleinsten Theile der Materie im Innern bewegt, daß sie nach unverbrüchlichen Regeln einander anziehen oder abstoßen, aufsuchen oder fliehen. Wir haben keine Ahnung davon, wie sie es anfangen, nur durch ihre eigenthümliche Gruppirung ein Gebilde herzustellen, das zuerst als ein grünes Pflänzlein erscheint, dann als brauner Stamm mit grünen Blättern an den Zweigen und das uns zuletzt die saftige, süße, rothe Kirsche liefert mit einem von steinharter Schale umschlossenen keimfähigen Kern. Wir wissen es so wenig, wie wir wissen, wie es die Sonne anfängt, uns auf eine Entfernung von zwanzig Millionen Meilen warm zu machen, obwohl im Weltraum von Wärme nichts zu spüren ist. Sie versetzt, sagt man, den Aether in eine Wellenbewegung, die auf unserer Erde die Körperatome ergreift und ihnen jene Molekularbewegung ertheilt, die wir als Wärme empfinden. Sehr schön! Nur

ist auch der Aether ein hypothetisches, ein blos geglaubtes Wesen und wir finden es unbegreiflich, wie ein von der Sonne ertheilter Anstoß in einer Entfernung von zwanzig Millionen Meilen die gewaltigsten Wirkungen hervorbringen soll, während die Wellen, die ein ins Wasser plumpsender Stein erzeugt, schon in einer Entfernung von zwanzig Fuß nicht mehr gespürt werden und die Hitze des größten Waldbrandes, obwohl das erwärmungfähige Medium, die Luft, nicht fehlt, auf keine zwanzig Kilometer wirkt. Mit einem Wort: wir wissen viel und erfahren täglich mehr, was den Fabrikanten, den Spekulanten und den Totschießern von Profession großen Nutzen bringt, aber vom Wesen der Dinge und von ihrer Entstehung wissen wir nichts. Nur so viel wissen wir, daß sich im Weltall ein planvolles Walten offenbart, eine höchste Vernunft, die alle menschliche Vernunft übersteigt, und daß es Kinderei ist, wenn gegen die Zweckmäßigkeit in der Natur der Wurmfortsatz des Blinddarms und dergleichen Kleinigkeiten angeführt werden. Ferner weiß ich, daß ich, der ich nicht zu den Dümmsten gehöre, mit all meiner Vernunft nicht das kleinste Stückchen Haar oder Haut meines Leibes, geschweige denn mein Auge oder gar meine Vernunft gemacht habe oder machen könnte, und ich glaube daher nicht, daß ich das Geschöpf eines sich zu immer Höherem entwickelnden Wurmes sei, mag man ihm auch Trillionen Jahre Arbeitzeit zubilligen, denn der Wurm ist entschieden noch bedeutend dümmer als ich. Er und ich, wir können nur Geschöpfe der höchsten Vernunft sein, denn die Wirkung bleibt stets hinter der Ursache zurück, und soll als Wirkung menschliche Vernunft herauskommen, so muß Vernunft, und zwar eine höhere als die menschliche, in der Ursache stecken. Nun giebt es Leute, die sich die höchste Vernunft unbewußt denken, während ich mir Vernunft überhaupt, geschweige denn die höchste, schlechterdings nicht anders als bewußt zu denken vermag. Das beruht wohl auf ursprünglichen Verschiedenheiten der Seelenanlage und es ist Zeitverschwendung, wenn Männer mit verschieden konstruirten Seelen über solche Punkte mit einander streiten. Jeder denkt sich die Sache, wie er kann, und Die sich Gott persönlich denken müssen, dürften die Mehrzahl bilden. Selbstverständlich ist das Wort „persönlich“, auf Gott angewandt, nur ein Bild; auch denke ich mir Gott nicht als von außen stoßend, sondern als Weltseele in jedem Atom thätig.

Die bewußte Verbindung und den bewußten Verkehr des Menschen mit Gott nennen wir Religion. Die rohesten Formen, wie den Fetischismus, abgerechnet, finde ich drei Hauptformen der Religion, denen drei Menschenkreise entsprechen, die — Gott als Mittelpunkt gedacht (muß er doch bald als Centrum, bald als weltumschließende Kugel, bald als Alles durchdringender Odem gedacht werden) — ihn konzentrisch umschließen. Den innersten Kreis bilden die Mystiker, die ihn unmittelbar wahrnehmen. Ich glaube,

daß es solche Menschen giebt und auch außerhalb der Christenheit zu allen Zeiten gegeben hat. Wird aus der Mystik ein Beruf, ein Handwerk gemacht, in beschaulichen Klostergenossenschaften und in Pietistengemeinden, so kommt gewöhnlich ein Zerrbild oder eine Folterkammer heraus; die Zahl der wirklichen Mystiker dürfte außerordentlich klein sein: die meisten, die sich dafür halten, sind phantastische oder hysterische Schwärmer. Den zweiten Kreis bilden die Seelen, die Gott mittelbar wahrnehmen: in der Natur, im Menschen, in der Weltgeschichte, in der göttlichen Leitung ihres eigenen persönlichen Lebens. Dahin gehören die frommen Juden und die Puritaner, die in der Ueberzeugung, ein ausgewähltes Volk und von Gott geführt und geschützt zu sein, Großes vollbracht haben, die großen Philanthropen und Pädagogen, die frommen Naturforscher wie Newton und die frommen Künstler, die Gott in allem Schönen sehen und denen das künstlerische Schaffen Gottesdienst ist. Den dritten Kreis bilden die rechtschaffenen, aber amusischen Seelen, die überzeugt sind, daß es eine Gottheit und eine von ihr gesetzte sittliche Weltordnung giebt, die sich ihr einzufügen bestrebt sind und aus Gewissenhaftigkeit jeden Frevel scheuen, deren kaltes Herz aber Gott weder unmittelbar noch mittelbar wahrnimmt. Entweder fragen sie, als Weltkinder, überhaupt nicht nach Gott oder sie dienen ihm ganz äußerlich aus anerzogener Gewohnheit, oder um nicht gegen die Volkssitte anzustoßen, oder aus politischer Berechnung. Wie man sich die Gottheit vorstellt, darauf kommt wenig an. Der Mystiker ist meist Semipantheist. Im zweiten Kreise kann man gut Polytheist sein, wie es die Verehrer der Heiligen unter den Katholiken und die Heldenverehrer nach Carlyles Muster noch heute sind; nur können die alten Kulte, die den Geschöpfen von Dichterphantasien gewidmet waren, nicht wieder erweckt werden.

An Alledem hat das Christenthum nichts geändert. Von seinen Leistungen habe ich in der „Zukunft“ vom sechzehnten Juni zwei hervorgehoben: es hat den Rahmen geschaffen, worin sich seitdem das religiöse Denken und Empfinden bewegt und in alle Zukunft bewegen wird, eine Form der Gottesverehrung, die immer möglich bleiben wird, wie endlos sich auch der Gesichtskreis der im Wissen fortschreitenden Menschheit erweitern mag; und es hat die Kirche gegründet, die, alle politischen und sozialen Umgestaltungen überdauernd, den Menschen mancherlei Wohlthaten erweist, wofür sich ihre Diener, wie es in irdischen Dingen nicht anders sein kann, durch die Lasten bezahlt machen, die sie den Gläubigen aufbürden, und durch mancherlei Gewinn, den sie zum Schaden der Gläubigen ziehen. Dazu kommt dann die Erlösung. Ueber diese haben die Theologen von Paulus an philosophirt; der Eine hat diese der Andere jene Seite des geheimnißvollen Vorgangs aufgedeckt, gewöhnlich zugleich aber auch ein Stück Wahrheit verhüllt. Mit der Erlösung vom Höllen=

feuer brauchen wir uns nicht abzugeben, denn vier Jahre nach der Konfirmation glaubt bei uns kein Mensch mehr daran, nicht einmal ein Pfarrer oder Pastor; es ist eine Erdichtung aus Zeiten, in denen häufige Henkerszenen die Phantasie verdarben; man mag sich von Gott noch so kindische Vorstellungen machen: zum Henker würdigt ihn heute Niemand mehr herab. Natürlich muß Jeder, der an die persönliche Unsterblichkeit der Seele glaubt, das jenseitige Leben für die Fortsetzung und Vollendung des diesseitigen halten, für einen Zustand, wo der Mensch erntet, was er hienieden gesät hat, und darum bleibt dieser Glaube nicht ohne heilsame Einwirkung auf das sittliche Verhalten. Wenn Christus vom höllischen Feuer spricht und vom Wurm, der nicht stirbt, so meint er eben, im Ausdruck sich dem herrschenden Volksglauben anschließend, einen unglücklichen Zustand von unbestimmter Dauer. Eine Vorstellung davon können wir, mit unserer Erfahrung auf das Irdische beschränkt, so wenig haben wie von dem glücklicheren Zustande der Besseren und Vollkommeneren. Will man das Wort Erlösung aufs Jenseits anwenden, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß Christus durch die Erleuchtung und Kräftigung, die er gewährt, Viele in den Stand setzt, sich eine bessere Lage im Jenseits zu sichern. Was die Erlösung von der Sünde betrifft, so steckt in der katholischen wie in der lutherischen Auffassung dieses Begriffs Wahrheit (weniger in der calvinischen), nur darf man sich das Kirchendogma nicht mit Haut und Haaren aneignen. Daß ein Mensch, der sich durch Christi Vermittelung in die innigste Gemeinschaft mit Gott versetzt hat, über ein gemeines Lasterleben erhaben ist, versteht sich von selbst; und auch schon die Christen des zweiten und dritten der eben gezeichneten Kreise bleiben durch die vom Neuen Testament ausgehenden Mahnungen, Erleuchtungen und Erhebungen und durch einen verständigen Gebrauch der kirchlichen Erbauungmittel vor der Verirrung ins Ruchlose bewahrt. Aber frei von Sünden können nur die wenigen wirklichen Mystiker werden, die, nur noch durch einen zum Schatten geschwundenen Leib mit der Erde zusammenhängen) und nichts Irdisches mehr begehrend, schon hienieden im Himmel leben, wie die ekstatischen Jungfrauen oder der seraphische Franziskus, dessen Auge nach beiden Seiten geöffnet war, indem er Gott sowohl im eignen Innern wie in jedem Menschen, in jedem Vogel, in jedem Wasserquell schaute. Bei allen Uebrigen, ohne die auch jene wenigen auserwählten Zeugen für die Wirklichkeit eines höheren Lebens nicht vorhanden sein könnten, ist Leben gleichbedeutend mit Sündigen. Denn auch der Mensch ist dem allgemeinen Gesetz unterworfen, daß sich nicht alle Organismen einer Art frei entfalten können, sondern daß sich die einen entfalten auf Kosten der anderen. Damit ist gesagt, daß die im Kampf ums Dasein Glücklicheren sündigen müssen durch häufigere Verletzungen der Liebe und Gerechtigkeit — so sehr

sie sich auch in Acht nehmen mögen, kein Menschenwürmlein zu zertreten, und so sehr sie sich bemühen mögen, den Schwächeren zu helfen —, während die weniger Glücklichen im Gehetz und Gebalg ums tägliche Brot den höheren Menschen in sich verkümmern lassen müssen und das Gebot des Herrn: Seid vollkommen! nicht erfüllen können. Dieser Beschaffenheit der Welt hat freilich schon die katholische Kirche, trotzdem sie Enthaltung von allen Sünden zur Pflicht macht und lehrt, die Erlösungsgnade verleihe uns die Kraft dazu, durch den Beichtzwang Rechnung getragen, der voraussetzt, daß alle Christen täglich sündigen. Luther aber hat die Unvermeidlichkeit der Sünde auch bei den Erlösten zum Ausgangs- und Mittelpunkt seines theologischen Systems, dieses jedoch allen zarteren Gemüthern unannehmbar gemacht, theils durch die Derbheit seiner Ausdrucksweise, theils durch die an Anselm anknüpfende juristische Formulirung der Rechtfertigunglehre. Paulus schwankt zwischen beiden Auffassungen, so daß sich beide auf ihn stützen können. In den Evangelien sehen wir, daß die Erlösung in der Befreiung von der Furcht vor den Folgen der Sünde und vor der göttlichen Strafgerechtigkeit und in der Entbindung der bis dahin durch Vorurtheil und Volkssitte gefesselten höchsten und edelsten Kräfte des Menschen besteht. Zu den armen Schelmen geht der Heiland, die der Zwang der Verhältnisse zu Sündern gemacht hat; er tafelt als gesetzlich Unreiner — ohne die vorgeschriebene Händewaschung — in den Häusern der unreinen Steuerpächter, die den verhaßten Vaterlandsfeinden dienen; er verkehrt freundschaftlich mit Betrügern und Huren, sagt den Mustermenschen, daß Jene vor ihm ins Himmelreich eingehen werden, macht nicht viel Aufhebens von all den Sünden, die vor der Welt Schande bringen, verachtet alles Ceremonienwesen, alles Herkommen, alle äußeren Formen, zeigt den Gerechten, wie dumm und schlecht sie handeln, daß sie aus der menschenfreundlichen Anordnung der Sabbathruhe eine unerträgliche Last und Qual für die Menschen machen, brandmarkt alle heuchlerische Frömmigkeit, befiehlt, den Volksfeind als Bruder zu lieben, und lehrt, daß Alles, was die Menschen hoch schätzen und was vor den Menschen Ruhm bringt — Reichthum, Tugend, Patriotismus, hohe Stellung, Familie — werthlos sei im Vergleich mit dem Einen, was noththut. Dieses Eine, die sich in der Nächstenliebe bethätigende Gottesliebe, hat Paulus, hierin Jesu Meinung genau treffend, in Drei zerlegt: den Glauben an die Vernünftigkeit der Welt und der Weltgeschichte, die Hoffnung, daß wir im Jenseits diese Vernünftigkeit klar erkennen und unser eigenes, hienieden sehr unvollkommenes Dasein mit ihr in Einklang bringen werden, und die Liebe, die Wurzel und Seele der anderen beiden „göttlichen" Tugenden ist. Demnach spricht Jesus alle Arten von Sündern los und verdammt nur die Korrekten, die keine Hoffnung haben, weil sie die Gerechtigkeit schon zu besitzen

glauben. Er verdammt sie noch ausdrücklich auch wegen ihres Unglaubens; denn wie sollten Die zu Gott kommen, die den im Fleisch erschienenen Gott nicht anerkennen?*) Sie können ihn nicht anerkennen, weil sie sich ihm innerlich nicht verwandt fühlen, weil ihnen das göttliche Wesen, die Liebe, fehlt. Daher werden sie, die alle ihre guten Werke nur thun, um von den Menschen gerühmt zu werden, noch besonders wegen ihrer Lieblosigkeit verdammt in der Strafrede gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer Matthäus 23, im Gleichniß vom reichen Manne und dem armen Lazarus (was wird er Denen sagen, die nach der Polizei schicken, wenn Lazarus vor ihrer Thür sein Standquartier aufschlagen will? So weit ist der Reiche im Evangelium nicht gegangen) und in dem Worte des Weltenrichters: Weichet von mir, Ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, denn ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich nicht gespeist! Wir finden diese Gottesidee schon im Buch der Weisheit ausgeprägt. Du erbarmst Dich Aller, schreibt der unbekannte Verfasser dieses geistigsten aller alttestamentlichen Bücher, „weil Du Alles vermagst, und übersiehst die Sünden der Menschen, die Buße thun (d. h. nicht mit Bewußtsein in einer ungöttlichen Willensrichtung verharren), denn Du liebst Alles, was da ist, und hassest nichts von Dem, was Du gemacht hast. Wie könnte wohl ein Wesen fortbestehen, wenn Du nicht wolltest? Wie könnte erhalten bleiben, was Du nicht ins Dasein rufst? Allen Geschöpfen erweisest Du Gnade, denn Dein sind sie, o Herr, der Du die Seelen (die lebendigen Wesen) liebst". Darin besteht also das Wesen Gottes, daß er nicht allein, nicht in sich beschlossen bleiben mag, sondern seine Fülle ausgießt in lebende Wesen, an deren gesundem Dasein und Wohlbehagen er seine Freude hat. Und darin ihm gleich zu werden: Das ist die einzige denkbare Erlösung für den Menschen. Darum hat Dante mit Recht die Seelen des untersten Höllenkreises nicht in Feuer, sondern in Eis gebettet. Gott ist aber, so weit wir sehen können, nicht im absoluten Sinne allmächtig; er kann das vorhin erwähnte Gesetz, wonach die lebenden Wesen in ihrem irdischen Dasein, während sie einander brauchen und ergänzen, zu-

*) Ueber die Gottheit Christi zerbreche ich mir so wenig den Kopf wie über die Entstehung der Welt. Die Welt ist da und ich habe sie nicht erst zu machen, darum brauche ich auch nicht zu wissen, wie sie gemacht wird. Nicht über die Welt grübeln sollen wir, sagt Goethe, sondern uns in ihr zurechtfinden und wirken. Alles Entstehen ist für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt, so auch das der wunderbaren Persönlichkeit Christi. Göttlich ist die ganze Schöpfung, göttlicher der Mensch, am Göttlichsten der gute und der geniale Mensch. Christus ist im allerhöchsten Sinne göttlich; aber sein metaphysisches Verhältniß zu Gott genau zu bestimmen, vermögen wir so wenig wie zu ermitteln, was Gott — etwa bei der Zeugung — gethan hat, um dieses Verhältniß zwischen sich und dem Menschen Jesus herzustellen.

gleich auch einander bedrängen und hindern, nicht aufheben, er ist demnach als Schöpfer zugleich auch Urheber des Bösen und kann daher nicht die unvermeidlichen Thatsünden strafen, sondern nur die lieblose Gesinnung, eine Gesinnung, die nicht dem lebenspendenden Schöpferwillen, sondern der ihm anhaftenden totbringenden Kehrseite zugewendet ist.

Verbreitet demnach die Erlösung diese liebevolle Gesinnung, so verbreitet, erhält, schützt sie auch Leben, gesundes und glückliches Leben, und bedeutet daher auch eine Erlösung von leiblichen Uebeln. Da aber gute bürgerliche Einrichtungen und die Tugenden, auf die sie gegründet sind, auf das Selbe abzielen, kann die offenbare Feindschaft, mit der sie Jesus behandelt, nicht ihnen selbst gelten, sondern nur der Einbildung, daß in ihrer Pflege die göttliche Gesinnung bestehe, die er fordert, und daß sie das Höchste und Werthvollste seien. Diese Einrichtungen, sie mögen vom Staat oder von der Kirche getroffen werden, stehen eben gerade dann, wenn man sie als das an sich Werthvolle behandelt, am Meisten in Gefahr, gleich der pharisäischen Sabbathfeier in ihr Gegentheil umzuschlagen, wie denn mit der strengsten Gesetzlichkeit und untadelhaftesten Respektabilität die abscheulichste Menschenschinderei, rücksichtloseste Ausbeutung, maßloseste Habsucht verbunden zu sein pflegt, und der tugendhafte Schein, zur soliden Schutzhülle verdichtet, nicht selten die allerunrespektabelsten Laster verbirgt. Unter den Gruppen des zweiten Kreises steht keine Jesu ferner als die puritanische, die sich daher auch mehr an das Alte Testament hält als an das Neue. So sehen wir also, daß die herkömmliche Auffassung des Christenthums, wie sie in Schule und Kirche, in der Gesetzgebung und Verwaltung des sogenannten christlichen Staates verbreitet wird, an einem zweifachen Gebrechen leidet. Sie macht jene göttliche Gesinnung der wahrhaft Erlösten, die ihrer Natur und den ausdrücklichen Worten Jesu nach immer nur einer kleinen Zahl von Auserwählten eigen sein kann, zum Lebensgesetz für Alle, für die Welt, und stellt so die unmögliche Forderung auf, daß die Welt aufhöre, Welt zu sein. Da sie aber damit nicht durchdringt, vertauscht sie unter der Hand den Geist Jesu mit der bürgerlichen Moral und wird durch diese Fälschung noch obendrein zu der in den Augen aller Kundigen lächerlichen Lüge verleitet, diese bürgerliche Moral als eine Eigenthümlichkeit und einen Vorzug der Christenheit darzustellen, als ob in den heidnischen Kulturstaaten das Stehlen, Morden und Ehebrechen erlaubt, die Tugenden aber unbekannt gewesen seien. In dieser Verlegenheit hat man die Tugenden der Heiden als glänzende Laster gebrandmarkt, uneingedenk der von Christus verdammten Pharisäertugend und der gar nicht glänzenden Laster der Christen. Mit dieser Lüge müßte man also brechen, wenn man den Sozialdemokraten das jetzt so wohlfeile Vergnügen, sich über die christliche Moral lustig zu machen, verderben wollte.

Vorläufig scheint das Bestreben der kirchlichen Organe, zu denen doch wohl die Innere Mission zu rechnen ist, mehr der Verschärfung als der Hebung des Widerspruchs zwischen Glauben oder vielmehr Dogma und Leben zu dienen. Ich bekenne von vorn herein, daß ich über die Innere Mission — und von der Heidenmission gilt das Selbe — keine Studien gemacht habe und nichts davon weiß, als was man so gelegentlich aus Zeitungen und oberflächlichen Wahrnehmungen erfährt, halte aber diesen Mangel an gründlicher Kenntniß in diesem Fall für einen Vortheil. Ich kann nur hypothetisch sprechen; hat die Volksmeinung in Beziehung auf die Innere Mission Recht, so ist die hypothetische Darstellung und Kritik die am Wenigsten kränkende, hat sie Unrecht, dann desto besser für das Institut.

Das Publikum meint also, die Stadtmissionäre gingen darauf aus, Sünder zu bekehren, sei es dadurch, daß sie sie in ihren Wohnungen aufsuchen und ihnen mündlich zusprechen, sei es durch Traktätchenvertheilung; wenn man auf einer Bank im Thiergarten sitzt, drückt Einem manchmal eine nonnenhaft gekleidete Frauensperson ein Heftchen voll gruseliger Sünden- und erbaulicher Bekehrungsgeschichten in die Hand; diese Damen pflegt man für Beamtinnen der Inneren Mission zu halten. Dem Geiste des Evangeliums entspricht diese Thätigkeit nicht. Wir sind allzumal Sünder und Keiner von uns hat das Recht, einen Anderen als einen Sünder zu behandeln, als ob wir selbst Das nicht wären. Auf diese Weise hat sogar Christus, der als Sündeloser das Recht dazu hatte, die Bekehrung nicht betrieben. Er spricht auf Straßen und Plätzen, in der Graswüste, auf dem Berge und im Fischerkahn, in der Synagoge und beim Familienmahl über allgemeine Themata und darunter, obwohl nicht gar zu oft, auch über Sünden, aber er sagt nicht: Du hier mußt diese und Du da mußt jene Sünde lassen; und am Wenigsten sucht er den Einzelnen in seinem Hause auf, um ihm Das zu sagen. Besonders zweckwidrig sind die Bekehrungversuche, die man mit den Prostituirten anstellt. Korinth war im Alterthum die in dieser Beziehung berüchtigtste aller Hafenstädte, aber es ist dem Apostel Paulus gar nicht eingefallen, in den Hafen zu gehen und die Dirnen ihrem Gewerbe abspänstig machen zu wollen. Er missionirt so wie Christus; er predigt an einem öffentlichen Ort und wartet auf Solche, die freiwillig kommen, nur daß er dann noch die nicht blos vorübergehend Kommenden als Gemeinde organisirt. Die Seelenretterei ist um so lächerlicher, als die Missionäre doch wissen müssen — oder kennen sie das Neue Testament vielleicht gar nicht? —, daß nicht die Seelen der Dirnen in Gefahr ewiger Verdammniß schweben, sondern die Seelen der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, also der respektablen Stände, die sich ihrer Gerechtigkeit rühmen und das Gesindel verachten. Wenn sie also um das ewige Heil ihrer Mitmenschen besorgt sind

und zum Zweck der Seelenrettung die persönliche Belästigung für erlaubt halten, so müssen sie in ganz andere Häuser gehen und sich an ganz andere Damen wenden, — die Herren, mit denen zu reden wäre, nicht zu vergessen. Ich kenne natürlich die Bibelsprüche, die mir die Frommen entgegenhalten werden, ich weiß aber auch, daß für die Deutung des scheinbar Abweichenden der Gesammteindruck eines Buches entscheidet, daß Paulus nicht Christus selbst, sondern nur der erste Theolog des Christenthums ist und daß er, als Gemeindegründer, schon zu Kompromissen genöthigt war. Aus 1. Petrus 2,16 erfahren wir, daß die evangelische Freiheit von Einzelnen „zum Deckel der Bosheit mißbraucht" wurde, 1. Korinther 5 rügt Paulus einen Fall von Unzucht, der nicht einmal unter den Heiden vorkomme, und so mußte er denn, wie später auch Luther, das feierlich für erloschen erklärte Gesetz wieder in seine alte Geltung einsetzen und gleich einem gewöhnlichen jüdischen oder heidnischen Sittenlehrer Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit, Züchtigkeit und Gehorsam gegen die Obrigkeit einschärfen; hätte er es unterlassen, so würde das Christenthum als eine Anarchistensekte in der Wiege erwürgt worden sein. Darum, weil die Verkörperung der Idee Kompromisse nothwendig macht, die eine Verleugnung der Idee bedeuten, durfte Christus nicht selbst Gemeinden gründen und mußte er im dreiunddreißigsten Jahre sterben. Mit Alledem soll jedoch nicht gesagt sein, daß es für christlich gesinnte Männer auf diesem Felde nichts zu thun gebe. Statt den Dirnen ihre Sünden vorzuhalten und dadurch sich den Spott Christi (Johannes 8,7) zuzuziehen, sollen sie von den Gesetzgebern fordern, daß der Lex Heinze der Arbeitgeberparagraph nachgeschickt werde, und sollen sie alle die Hindernisse beseitigen, die Gesetzgebung und Verwaltung der Ausübung des Koalitionrechts der Arbeiterinnen bereiten. Dann werden diese Arbeiterinnen schon selbst dafür sorgen, daß keine von ihnen durch Noth in die Prostitution getrieben wird, und damit werden die Missionäre etwas Großes geleistet, sie werden die Zahl der Prostituirten auf die Hälfte herabgebracht haben. Die aber, die „sündigen" wollen, sollen sie in Ruhe lassen und sollen nicht noch anständige Damen zu dem peinlichen Werke vergeblicher Bekehrungversuche verleiten. Der Staat braucht diese „Sünde" und die Missionäre könnten, wenn sie etwas Gutes und Christliches thun wollen, auch noch darauf hinwirken, daß sich der Staat gegen diese Personen, die er nicht entbehren kann, etwas anständiger benähme und sie nicht für den unangenehmen Dienst, den sie leisten, auch noch mit Mißhandlungen belohnte. Von Zeit zu Zeit pflege ich darauf hinzuweisen, daß unserer amtlichen Welt der ritterliche Sinn, den, wie die Burenbegeisterung beweist, das Volk noch kennt, ganz abhanden gekommen ist. Das zeigt sich namentlich in der Behandlung der Prostituirten im Gegensatze zur Behandlung oder vielmehr Nichtbehandlung der Männer, die ohne Prostituirte nicht leben

können, und in der Behandlung der Frauen, die sich durch den Lohnkampf der Nöthigung zur Prostitution erwehren wollen. So lange nun für Tausende noch der Zwang zur Prostitution besteht, ist es allerdings ein löbliches und christliches Werk, Magdalenenstifte — der Name ist nicht besonders geschmackvoll, denn die Freundin Christi hat in keinem Spital Zuflucht gesucht und ihr Büßerinnenleben ist eine der evangelischen Geschichte widersprechende Legende — zu errichten, wo die unfreiwillig Prostituirten Versorgung finden. Man soll aber die Mädchen nicht hineindrängen, sondern ihnen nur bekannt machen, daß es solche Häuser giebt; ob sie sie aufsuchen wollen, muß ihrer freien Wahl überlassen bleiben. Ein löbliches Werk ist es auch, die auf den großstädtischen Bahnhöfen ankommenden Provinzmädchen zu empfangen, ihnen eine anständige Herberge anzuweisen und ihnen eine anständige Stellung zu verschaffen. Mit den frommen Flugschriften wird, so weit sie vor Fleischessünden zu warnen bestimmt sind, mitunter ein geradezu verderblicher Unfug getrieben. In der Freisinnigen Zeitung hat sich jüngst der Vorsitzende eines berliner Fußballklubs darüber beschwert, daß Traktätchen, die von geheimen Sünden handeln, an Klubmitglieder, ja, an zwölfjährige Knaben vertheilt werden und daß so die Gedanken der Knaben und Jünglinge auf dieses Gebiet zurückgeführt werden, von dem die Bewegungspiele ablenken sollen. Ich bin ein entschiedener Feind der Pruderie und verlange sachgemäße Belehrung der jungen Leute über das Geschlechtliche; aber von geheimen Sünden würde ich mit einem jungen Menschen doch erst dann zu sprechen wagen, wenn ich genau wüßte, daß ers braucht; solche Belehrung muß unbedingt individuell eingerichtet werden und hygienisch gehalten sein; in der Form frommer Salbaderei richtet sie stets Unheil an.

Dann, sagt man, wirken die Missionäre darauf hin, daß die Proletarier ihre Kinder taufen und ihre Ehen einsegnen lassen. Die Kindertaufe ist nun eine unbiblische und dem Sinn des Christenthums schroff widersprechende Einrichtung; die Entscheidung für die Nachfolge Christi muß eine freie That sein; und eine solche ist frühestens im Jünglingsalter möglich. Noch im vierten Jahrhundert war die Kindertaufe so wenig üblich, daß, wie wir von Augustinus erfahren, gerade fromme Eltern die Taufe noch über das Jünglingsalter hinaus verzögerten; denn die Erfahrung hatte das Vertrauen auf die mystische Gnadenwirkung des Sakramentes erschüttert, man war überzeugt, daß der Jüngling auch als Getaufter bis zur Verheirathung in Lastern leben werde, und man wollte ihm wenigstens diese Entweihung des Sakramentes ersparen. Die Kindertaufe soll die ganze Welt gewaltsam zum Reiche Gottes stempeln; da sie Das aber nicht vermag, da ihr zum Trotz die Welt Welt bleibt, und das Taufen nur Namenschristen schafft, so erzeugt sie eben den unerträglichen Widerspruch zwischen Lehre und Leben.

Die kirchliche Einsegnung der Ehe aber kann nicht ersetzen, was der Proletarierehe — und so mancher Bourgeois- und Adelsehe — an gemüthlichem, wirthschaftlichem und idealem Inhalt fehlt. Die „christliche Ehe“ ist eine leere, unwahre Redensart. Die athenische, die altrömische, die germanische Ehen sind Verwirklichungen des monogamen Eheideals gewesen, an die unsere heutige Durchschnittsehe nicht hinanreicht. Wenn man mit dem Ausdruck nur meint, daß dem hehren Bunde eine religiöse Weihe gebührt, wie sie ja auch bei den Heiden üblich gewesen ist, und daß diese religiöse Weihe bei uns nur eine christliche sein könne, so ist dagegen nichts einzuwenden. Aber ihren vollen Werth wird diese Weihe nur wiederbekommen, wenn sie aufhört, eine Zwangsceremonie zu sein (oder auch Eitelkeitceremonie: man denke nur daran, eine wie wichtige Rolle das Brautkleid spielt!), von Denen aber freiwillig verlangt wird, die von der Ehe würdig genug denken, um eine religiöse Weihe für angemessen und wünschenswerth zu halten.

Als wahrhaft christliche Werke unbedingt anzuerkennen sind die Gründung und Leitung von Waisenhäusern, von Erziehunganstalten für verlassene und verwahrloste Kinder, von Kranken- und Idiotenhäusern und die Ausbildung von Krankenpflegern und Pflegerinnen; namentlich die Leistungen des Rauhen Hauses sind wohl über jede Kritik erhaben. Sollte dabei das äußerliche Christenthum stärker hervortreten, als ein feinerer Geschmack verträgt, so müßte man Das mit in den Kauf nehmen. Denn offenbar werden Krankenpfleger und Waisenerzieher mehr durch christliche oder wenigstens kirchliche Beweggründe als durch die Aussicht auf Versorgung bestimmt, einen so opfervollen Beruf zu ergreifen, und man muß zufrieden sein, wenn das Große und Schwere überhaupt geschieht, mag es auch nicht aus dem allerhöchsten Motiv der ganz reinen Nächstenliebe geschehen. Hat doch Christus selbst es nicht verschmäht, durch die Aussicht auf himmlischen Lohn zum Wohlthun aufzumuntern (zum Beispiel Matthäus 10,42). Nur dann müßte man protestiren und die geistlichen Anstalten durch weltliche zu verdrängen streben, wenn eine Frömmelei einrisse, die den Zweck der Anstalten gefährdete. Ob Das irgendwo geschieht, weiß ich nicht; den Ruhm wird man den kirchlichen Anstalten beider Konfessionen lassen müssen, daß sie zur Kranken- und Waisenpflege im großen Maßstabe kräftig angeregt und einzelne bis jetzt wahrscheinlich unübertroffene Musteranstalten geschaffen haben. Eine große evangelische Idiotenanstalt hatte ich aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit und ich freute mich, wahrzunehmen, daß nicht allein den dort untergebrachten Schwachsinnigen und Epileptischen das höchste Maß geistiger Ausbildung und leiblichen Wohlbehagens zu Theil wird, dessen sie fähig sind, sondern daß auch den ihrem überaus schwierigen Beruf mit bewunderungswürdiger Geduld obliegenden Lehrern, Pflegern und Pflegerinnen nichts von

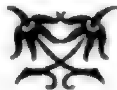
Frömmelei anhaftet. Also dieser Zweig der Thätigkeit der Inneren Mission wird von meiner Kritik auch nicht einmal hypothetisch getroffen.

Die Fürsorge für alle Kranken, verlassenen Kinder, für die Armen und Nothleidenden ist die einzige Lebenserscheinung der christlichen Zeit, durch die sich das Christenthum trotz allen in seinem Namen verübten Gräueln als die Religion der Liebe legitimirt und worin die neue Lebensmacht, die es gebracht hat, die in dem Artikel „Humanität und Christenthum" charakterisirte spontane Fürsorge für wildfremde Menschen, deutlich erkennbar hervortritt. Aus dem selben neuen Triebe ist die Matthäus 28, 19 befohlene Heidenmission hervorgegangen, die Fortsetzung der Predigt des Petrus am ersten Pfingstfest. Doch diese Mission sieht heute schon recht bedenklich aus. Dem bequemen Schlafrockphilister, der ich bin, stünde es schlecht an, wenn er die Thätigkeit von Männern geringschätzig beurtheilen wollte, die unter den härtesten Entbehrungen außerordentlich schwierige Werke vollbringen und sich der Gefahr eines grausamen Martyriums aussetzen; ich hege für diese Männer die aufrichtigste Verehrung. Aber es steht doch nun einmal fest, daß sehr oft von edlen Menschen Opfer für anfechtbare Zwecke gebracht werden und daß die Heidenbekehrung von vielen Kundigen für ganz werthlos erklärt wird. Zunächst kann nach dem vorhin Gesagten von Seelenrettung in dem hergebrachten theologischen Sinn überhaupt nicht die Rede sein. Unter den Mönchen und unter den Herrnhutern mag es ja noch Einzelne geben, die an die Hölle zu glauben sich bemühen, obwohl hoffentlich Keiner mehr darunter ist, der nicht im innersten Herzen zweifelte. Aber selbst dem gläubigsten Missionär muß der Gedanke unsinnig und lächerlich vorkommen, daß ein schwarzer Mensch, den man für seine Handlungen kaum in dem Grade verantwortlich machen kann wie einen Bernhardinerhund, ewig gepeinigt werden sollte, weil ihm der Tropfen Taufwasser fehlt, während die Sklavenhändler, Kulihändler, Gummihändler, Pflanzer, Goldsucher, die holländischen Regirungbeamten, die Multatuli beschreibt, und wie die zweibeinigen weißen Bluthunde sonst heißen mögen, durch diesen Wassertropfen und ein Glaubensbekenntniß oder eine Absolutionformel der ewigen Seligkeit theilhaft werden sollten. Die Heidenmissionäre befinden sich also, wenn es ihnen mit der Seelenrettung Ernst ist, in der selben Lage wie die berliner und die hamburger Stadtmissionäre: sie müssen sich der entgegengesetzten Richtung zuwenden; nicht die Seelen der schwarzen und der gelben Menschen sind gefährdet, sondern die der sie ausbeutenden Weißen. Nicht einmal die poena damni ist für die Naturvölker zu fürchten. In den Zeiten naiver Gläubigkeit haben mitleidige Theologen die Grausamkeit des Höllendogmas durch die Unterscheidung von poena damni: Verlust der Anschauung Gottes, und poena sensus: körperliche Peinigung, zu mildern gesucht, indem sie lehrten,

die ungetauft sterbenden Kinder erlitten nur die poena damni. Aber diese Poen würde gar keine Pein sein, denn ignoti nulla cupido, was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Ein geistig unentwickeltes Wesen hat keine Vorstellung von intellektuellen Genüssen, empfindet es daher auch nicht als Pein, sie entbehren zu müssen. Das gilt natürlich auch vom farbigen Naturkinde. Ueber die Kulturfähigkeit dieser Naturkinder ist heute noch kein abschließendes Urtheil möglich. Vorläufig wissen wir nur, daß, wo sich getaufte und von Europäern unterrichtete Neger und Indianer selbst überlassen bleiben, wie in Haïti, Liberia und in manchen Gegenden des ehemals spanischen Amerika, nur ein widerliches Zerrbild europäischer Kultur herauskommt und daß diese Farbigen nur tauglich sind, wenn man sie entweder in ihrer urwüchsigen eigenthümlichen Kultur beläßt oder sie in Vormundschaft nimmt. Das Höchste, was sich aus südamerikanischen Indianern machen läßt, dürften die Jesuiten in Paraguay geleistet haben. Das kann aber heute nirgends mehr geleistet werden, weil die europäische Habsucht die von jenen Jesuiten weislich geübte Abschließung ihrer Schützlinge von der europäischen Verderbniß nirgends dulden würde. Was aber die Barbaren anlangt, die mohammedanischen Semiten, die Chinesen, die Hindu, die Javanen, so hat man noch nirgends die Erfahrung gemacht, daß die europäische Herrschaft ihre materielle Lage oder ihre Moral besserte. Aus China ist wiederholt von Kennern berichtet worden, der Chinese sei ein guter Dienstbote, aber nur, wenn er nicht zur Christengemeinde gehöre; die sogenannten Bekehrten seien das schlechteste Gesindel. Wer dächte da nicht an das Wort Christi: „Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr Länder und Meere durchreiset, um einen Proselyten zu machen, denn Der es wird, Den macht Ihr zu einem Kinde der Hölle, doppelt so arg, wie Ihr selbst seid!“ Ich glaube nicht, daß die Naturvölker überhaupt in den Gesichtskreis Jesu getreten sind. Ich glaube, daß das Leben, das sie führen, ihrer natürlichen Anlage und ihrem Klima angemessen und von Gott so geordnet ist. Ich glaube, daß auch die Chinesen, überhaupt die Mongolen, der Aufnahme unserer christlichen, aus jüdischen, hellenischen, römischen und germanischen Wurzeln erwachsenen Ideenwelt und Gesittung nicht fähig sind. Es mag einzelne dazu befähigte Individuen darunter geben und einzelne dieser Völker mögen aus Ungeschick, indem sie sich z. B. eine grausame Despotie gefallen lassen oder nicht die geeigneten Werkzeuge zu einer einfachen Bodenkultur haben, unglücklicher leben, als nöthig ist. Deshalb könnten Missionäre große Wohlthäter sein, wenn sie, wie ja auch wirklich hie und da geschieht, Niederlassungen errichteten, nur die ganz freiwillig sich Meldenden aufnähmen und ihnen so viel von den europäischen Kulturmitteln darböten, wie sie brauchen und gebrauchen können, ohne vollkommene Christen aus ihnen machen zu wollen. Um ihre volle Wirkungs-

kraft zu entfalten, müßte eine solche Mission sich gegen die übrigen europäischen Einflüsse absperren, wie es die Jesuiten in Paraguay fast zweihundert Jahre lang durchzusetzen vermocht haben. Das ist nun, wie gesagt, heute nicht mehr möglich; und so erwächst den Missionären eine andere Aufgabe: den Naturvölkern und Barbaren das harte Joch des Kapitalismus, das ihnen die unersättlichen und in ihrer Habgier und Genußsucht ganz gewissenlosen Europäer auflegen, so viel wie möglich zu erleichtern, durch Anleitung zur Arbeit, durch Einwirkung auf die Dienstverhältnisse, durch Arbeiterschutz, durch Sorge für angemessene Erholung, durch Protest gegen Grausamkeiten. Das wäre eine schöne, eine des Christen würdige Aufgabe und schwieriger als irgend eine, die je auf Missionären gelastet hat; allerdings haben auch schon in den ersten Zeiten der Unterjochung Amerikas Missionäre wie Las Casas ihre Aufgabe in diesem Sinne verstanden. Unbebaute oder schlecht bebaute Länder — nicht aber wohlangebaute wie China — in Besitz nehmen und bei ihrer Ausbeutung Menschen von niederen Rassen als Werkzeuge benutzen: Das gehört zu den von Gott den Weltkindern zugetheilten Geschäften, bei denen es ohne Härten, also ohne Sünden nicht abgeht. Aber die Gräuel, die dabei von der Entdeckung Amerikas bis auf den heutigen Tag verübt worden sind, halte ich nicht für nöthig; wahrscheinlich sind sie sogar vom niedrigsten utilitarischen Standpunkte aus zweckwidrig; warum sollte nicht für die Wirthschaft mit zweibeinigem Arbeitvieh das Selbe gelten wie für die rationelle Landwirthschaft, daß bei guter Behandlung des Viehs der höchste Nutzen erzielt wird? Die Sklaven- oder Kuliwirthschaft in diesem Sinn rationell zu machen: darauf müßte zunächst das Bestreben der Missionäre gerichtet sein.

Neiße. **Karl Jentsch.**



Neue Verse.

Zittern.

So wie am hochgereckten Blumenschaft,
Von dem ein Pfauenauge fortgeflogen,
Die Blüthen leise sich noch niederbogen,
Geängstigt unter rückgebliebner Kraft, —

So zittert meine Seele lange nach,
Wenn Deine Blicke von mir fortgezogen,
Und nur des Innersten bewegte Wogen
Verkünden heimlich, wer den Frieden brach.

Schmerz.

Ob meine Lieder Niemandem gefallen,
Weil andre schreiender den Markt durchhallen,
Ob mein Verdienst in einer Ecke brütet,
Indeß sich Dummheit tausend Lober miethet,
Ob meiner Liebsten Liebe schon zu Ende,
Kaum daß ich sorglos meinen Rücken wende,
Ob meine Freunde tückisch mich verathen
Als Hundelohn für hundert gute Thaten, —
Es macht ja nichts!
Nur wenn ichs wieder seh,
Dann wunderts mich: Es thut noch immer weh!

Allein.

Ich sah sie wohl schon Wochen nicht,
Wie lang sich Wochen dehnen!
Ich sehnte so ihr süß' Gesicht,
Doch was hilft alles Sehnen!

Sie lebt ja ohne mich so gut,
Warum den Frieden stören!
Wenns meiner Seele bitter thut,
Sie soll es niemals hören.

Man hat mich nicht als Kind verwöhnt,
Und nicht geliebt den Knaben;
Heut bin ich Mann und steh' beschämt:
Ich wollt' es besser haben!

Ausklang.

Es wird kein Leid so tief gefunden,
Dem Heil und Heilung nicht begegnet.
Und hast Dus innig überwunden,
So recht aus Herzensgrund verwunden,
Hats Dich am Ende noch gesegnet!

Ludwig Jacobowski.



Das heutige England.

Im letzten Juliheft der „Zukunft“ ist von mir ein Aufsatz, „Der Burenkrieg in Großbritannien“, erschienen, in dem ich der landläufigen deutschen Auffassung englischer Verhältnisse den Fehdehandschuh hingeworfen habe. Ich hatte gehofft, im Anschluß an diese Herausforderung einen ritterlichen Strauß für meine Auffassung englischer Zustände ausfechten zu können. Aber ich sehe zu meinem Bedauern, daß — wenigstens aus Anlaß des Aufsatzes „Das heutige England“ von Karl Brumm in Manchester — Das nicht möglich ist; denn dieser Widerspruch, dem ich aus zahlreichen Gründen widersprechen muß, bewegt sich in den alten, ausgefahrenen Gleisen, wiederholt nur das alte Lied von England, dem Hort der Freiheit, das die deutschen Achtundvierziger uns ein halbes Jahrhundert zur Genüge in die Ohren gesungen haben, bis sie nach und nach abzusterben begannen.

Ich bin gewohnt, sachliche Erörterungen zu führen, muß aber hier mit etwas Persönlichem beginnen. Herr Karl Brumm setzt nämlich über mich eine ganze Reihe von Unwahrheiten in die Welt. Er behauptet, ich hätte mir eine „Katzenmusik schottischer Hochschüler“ zugezogen. Davon ist mir nichts bekannt, — und ich müßte es eigentlich wissen, denn bei einer Katzenmusik, die man sich zuzieht, muß man doch dabei sein. Ich bin auf dem Wege aus meinem Sprechzimmer ins Freie von vierhundert schottischen Studenten thätlich angegriffen worden, habe mich mit Aufgebot aller meiner Körperkraft ins Freie durchgeschlagen und mich dort, den Rücken gegen die Mauer gestemmt, mit meinen Fäusten gegen die Andringenden vertheidigt, bis ich von einem Kollegen Hilfe erhielt. Herr Brumm muß eigenthümliche Vorstellungen von einer Katzenmusik haben, wenn Das eine Katzenmusik ist. Nach Herrn Karl Brumm ist diese „Katzenmusik“ „wegen mündlicher und schriftlicher Aeußerungen“ erfolgt. Nach ihm habe ich drüben „antinationale Politik“ getrieben und „Spott über das Volk“ geäußert, das mir „gastlich die Möglichkeit lohnenden Wirkens bot“. Wegen mündlicher und schriftlicher Aeußerungen? Die mündlichen Aeußerungen sind von Ihnen erfunden, Herr Brumm. Und die schriftlichen? Ich hatte einen Aufsatz über die „englische Volksstimmung“ für die „Woche“ geschrieben. Dieser Aufsatz war aber den glasgower Studenten am dreiundzwanzigsten Februar gar nicht bekannt, sondern nur ein verleumderischer Brief eines Engländers Lake darüber, der in Leipzig studirte und die Zeit, die ihm seine Konflikte mit dem akademischen Senat der Universität Leipzig frei ließen, dazu benutzte, Deutschland im Auslande zu verleumden. In diesem Brief wurde mir z. B. die Behauptung untergeschoben, die englische Kriegsflotte sei nur auf dem Papier vorhanden, von der in meinem Aufsatz keine Silbe steht. Meinen Aufsatz selbst hat Glasgow erst am vier-

undzwanzigsten Februar kennen gelernt, wo ich ihn durch einen medizinischen Kollegen, Dr. Mac Lellan, im Glasgow Herald in von diesem Herrn besorgter wortgetreuer Uebersetzung wiedergeben ließ. Was war die Wirkung? Allgemeine Enttäuschung. Das Blatt, das vorher besonders wild gegen die Deutschen gehetzt hatte, die Glasgow Evening News, meinte nun kleinlaut, der Ton des Artikels sei für einen Deutschen ganz wunderbar maßvoll, und fügte hinzu: „In diesem Aufsatz steht auch nicht ein Wort, das nicht freimüthig schon vom Daily Chronicle, vom Manchester Guardian, den Edinburgh Evening News, dem Speaker und dem Labour Leader ausgesprochen worden wäre. Traurig ist dabei nur, daß der größte Theil davon auch noch wahr ist." Im Glasgow Herald erzählte ein Student treuherzig den Hergang der Sache. Er und seine Kommilitonen hätten nicht das Mindeste gegen ihren deutschen Lehrer, ja, sie hätten vor dem dreiundzwanzigsten Februar kaum gewußt, daß er über den Burenkrieg geschrieben habe, seien vielmehr nur von einigen Hetzern gegen ihn aufgeregt worden. Wo, Herr Brumm, bleibt „die antinationale Politik" und der „Spott"? Aber Großbritannien bot mir nach Ihnen „gastlich die Möglichkeit lohnenden Wirkens". Das soll mich der Undankbarkeit zeihen. Ich kann versichern, daß ich Großbritannien tüchtige, ehrliche Arbeit bot und nichts von ihm geschenkt erhielt. Aber vielleicht interessirt es Sie, daß ein deutscher Germanist als mein Nachfolger nicht zu haben war, daß man deshalb einen englischen Anglisten nehmen mußte, der trotz langem Aufenthalt in Deutschland nicht richtig deutsch spricht, der aber 2000 Mark Gehalt mehr erhält, als ich bekam. Der Vortheil war also doch wohl auf der anderen Seite. Ferner sagen Sie: „Auch nahm Herr Dr. Tille selbst seine Entlassung und der Mißton verklang schnell, da die gut geschulte englische Presse über die unerquickliche Episode schwieg." Das ist mir neu. Ich kann Ihnen noch jetzt durch einige fünfzig Spalten englische Zeitungausschnitte belegen, welchen Höllenlärm die englische Presse über mich gemacht hat, wie sie die glasgower Studenten wegen ihrer Heldenthat beglückwünschte und jubelte, daß endlich einmal einem Deutschen Etwas ausgewischt war. Als freilich dann meine Amtsniederlegung bekannt wurde, schämte man sich. Die allerwenigsten britischen Blätter außerhalb Glasgows brachten überhaupt die Nachricht, daß ich mein Amt niedergelegt hatte. Während in Glasgow englische und schottische Studenten die Schuld an dem Vorfall einander in die Schuhe schoben, suchte man seine Folgen in England totzuschweigen. Zu Englands Ruhm diente er sicher nicht.

Ich bin noch nicht mit dem Persönlichen fertig. In Ihrem Aufsatz führen Sie mit Anführungstrichen aus meinem Aufsatz allerhand Dinge an, die gar nicht drin stehen. Sie citiren da zum Beispiel, ich spräche von „brotlosen Ladendienern", von „Mangel und Elend" in Großbritannien.

Davon steht in meinem Aufsatz nichts. Ich schreibe ferner: „Ein großes Volk, das diese Pflichten fühlte und willig auf sich nähme, würde gerade wegen des südafrikanischen Krieges sich der nothleidenden Inder doppelt eifrig angenommen haben, um zu zeigen, daß Großbritannien auch zwei solchen Aufgaben zu gleicher Zeit gewachsen sei.“ Sie ändern mein „wegen“ in ein „während“, lassen den Satz weg, „um zu zeigen“ u. s. w., und sagen dann: „Die Schlußfolgerung ist mir unklar.“ Mir ist nicht unklar, daß man dem Gegner keine falschen Aeußerungen unterschieben darf. Das englische Volk hat so wenig eine Ahnung von den Pflichten, die ein solches Weltreich auferlegt, wie der englische Staat die Aufgaben des modernen Staates begriffen hat. Sie sind anderer Meinung? Nun gut, dann habe ich eben eine höhere Auffassung von diesen Pflichten und Aufgaben als Sie. Das spricht nicht gegen mich.

Vielleicht empfindet es mancher Leser der „Zukunft“ als überflüssig, wenn ich nach solchen Proben von Ihrer Zuverlässigkeit mich überhaupt noch in eine sachliche Erörterung einlasse. Der Mann, der vor dem englischen Volk bewundernd auf dem Bauch liegt, wie Sie es thun, der Mann, der auf einem öffentlichen Bankett die britischen Siege mit der Begründung preist, daß der Sieg der Buren den Untergang der englischen Weltherrschaft herbeigeführt hätte, der Mann, der von seinem deutschen Vaterlande, natürlich fein verblümt, sagt, Deutschland möchte es wohl eben so machen wie England in seiner Politik, könne aber nicht, — dieser Mann ist in meinen Augen überhaupt kein Deutscher. Und auch ich mag, wie Sie, turncoats nicht. Sie reden von einer unter den festländischen Kulturvölkern herrschenden anglophoben Stimmung. Sie wissen entweder nicht, was Anglophobie bedeutet, oder kennen die heutige Stimmung des Festlandes gegen England nicht. Auf dem Festlande herrscht eine unverhohlene Schadenfreude darüber, daß England mit seiner Ländergier sich endlich einmal blutige Köpfe geholt hat, und daneben eine gewisse Beschämung darüber, daß man so lange an die britische Scheinherrlichkeit geglaubt hat. Auf dem Festlande fürchtet sich heute Niemand mehr vor England. Was verlangen Sie von uns? Huld und Geduld für die englischen Vettern? Predigen Sie Das doch drüben Ihren neuen Wahllandsleuten gegen die Deutschen, deren „ehrlichste und stärkste Freunde“ sie „sein könnten und sollten“, aber nie gewesen sind. Also zum Briten sollen wir halten? Warum nicht lieber der Brite zu uns? Das erscheint mir erheblich vortheilhafter für uns und nothwendiger für den Briten.

Sie mögen ein Interesse daran haben, daß die unberechtigte Ueberschätzung Englands, die seit Jahrzehnten auf dem Festlande geherrscht hat, aufrecht erhalten bleibe. Wir Deutschen aber haben ein Interesse daran, daß sie so bald wie möglich falle und einer Schätzung Platz mache, die Englands thatsächlicher politischer Machtstellung entspricht. Daß diese sehr viel geringer ist als jene eingebildete, brauche ich wohl kaum erst hervorzuheben.

Herr Karl Brumm weiß von der Art, in der ich meine zehn Jahre in Schottland zugebracht habe, gar nichts. Er hätte leicht sehr viel davon wissen können, da ich oft in Manchester war, dort gearbeitet, Prüfungen abgehalten und im deutschen Klub, der „Schilleranstalt“, Vorträge gehalten habe. Wenn er sich im Geringsten um den Mann bekümmert hätte, gegen den er schrieb, ja, wenn er auch nur die ersten beiden Seiten meines Aufsatzes „Der Burenkrieg in Großbritannien“ ordentlich gelesen hätte, so hätte er leicht wissen können, daß ich keineswegs zu den Spezialisten gehöre, die über eine Einzelheit das Ganze vergessen. Ich habe zehn Jahre in der zweitgrößten Stadt Großbritanniens in engen Beziehungen zu Kaufleuten, Industriellen, Beamten, Gelehrten und Parlamentariern gelebt und habe dabei vermuthlich Vieles kennen gelernt, was Herrn Karl Brumm verborgen geblieben ist. Ich war öffentlicher Beamter an einer britischen Universität und weder für den Kaufmann noch für den Fabrikanten Etwas wie ein Konkurrent. Man hat mir deshalb natürlich viel mehr Vertrauen entgegengebracht als einem fremden Kaufmann und ich nehme für mich eine ganz eigenartige Kenntniß englischen Lebens und Webens in Anspruch, deren Resultate ich noch diesen Herbst in einem Buche über „England im letzten Jahrzehnt“ der deutschen Lesewelt vorlegen werde.

England das Land der Freiheit! Ja, so hat mir meine Amme früher auch erzählt. So stehts in allen deutschen Märchenbüchern. Die ganze Freiheit besteht darin, daß es wegen des Fehlens einer allgemeinen Wehrpflicht auch kein Einwohnermeldeamt giebt. Ein Recht der Meinungäußerung giebt es in England nicht. Der gebildete Engländer weiß Das auch recht gut und hütet sich, öffentlich von der Mehrheit abweichende Meinungen zu äußern. Der Polizei wegen kann Jeder freilich in England aussprechen, was er will. Nur riskirt er dabei, von der Gesellschaft boykottirt und vom Pöbel halb tot geschlagen zu werden. Das ist eine ganz besondere Abart der Freiheit. Linné hätte sie vermuthlich Libertas anglica mobbiata genannt.

Herr Brumm kennt die Pflichten des Deutschen, der über England schreibt, ganz genau. Seine erste Pflicht ist, „freundlich leuchtende Blüthen der Anerkennung“ über englische Zustände aufsprießen zu lassen. Ich habe eine davon etwas abweichende Ansicht. Mir kommt es vor Allem auf die Ermittelung der Wahrheit und auf die Befreiung meines Volkes von alteingewurzelten Vorurtheilen über England an. Zu diesem Zweck wage ich sogar geschichtliche Ausblicke in die Vergangenheit und berühre die Stellung Blüchers zu Wellington. Das ist dem anglisirten Herrn aber nicht recht. Er fühlt sich dadurch in seinem neuen Nationalgefühl beleidigt. Um den schlimmen Eindruck zu verwischen, den Wellingtons Rettung durch Blücher hervorrufen muß, tischt er das Märchen auf, daß Blücher bei Ligny durch Wellingtons

Nähe gerettet worden sei. Neys Mangel an Energie und Blüchers genialer Rückzug genügten also noch nicht. Wellingtons „Nähe“ war dazu noch erforderlich. Besonders nützlich war diese Nähe dadurch, daß Wellington Blücher seinem Schicksal überließ und auch nicht einmal einen Versuch machte, ihm beizustehen. In englischen Geschichtbüchern, aus denen Herr Brumm seine nationale Geschichte gelernt hat, mag Das anders stehen. Wir Deutschen haben unsere eigene Geschichtforschung.

Ich sage vom neunzehnten Jahrhundert, daß seit den napoleonischen Kriegen England an allen Stellen der Erde die billigsten Erfolge eingeheimst habe. Herr Brumm giebt an einer anderen Stelle, wo es ihm paßt, selbst „die Geringwerthigkeit der bisherigen Gegner Englands“ zu. Hier aber verwerthet er gegen meinen Ausspruch die Kriege Marlboroughs auf dem Kontinent, die Niederwerfung der Jakobiten u. s. w. In Deutschland begann das neunzehnte Jahrhundert am ersten Januar 1801 und endeten die Freiheitkriege mit dem Jahre 1815. Von „siebenjährigen Feldzügen zu Gunsten des hartbedrängten Preußenstaates“ ist uns in Deutschland nichts bekannt. Davon wissen nur die englischen Märchenbücher zu erzählen. Wir kennen nur englische Kämpfe zu Gunsten des englischen Handels und sind der Meinung, daß dieser durch Napoleon sehr empfindlich geschädigt worden ist und weiterhin bedroht war. Wenn ich von einer Sache rede, so reden Sie von einer anderen. Dann fragen Sie mit Beziehung auf Ihren Gegenstand: waren Das wirklich so billige Erfolge? Und nun sollen ihre Leser glauben, Sie hätten mich mit der Frage in Beziehung auf meinen Gegenstand widerlegt? Sie vergessen dabei nur, daß Sie nicht Ihr gewohntes englisches Publikum vor sich haben, sondern eine deutsche Leserschaft.

Lord Kitchener hat nach seiner Rückkehr nicht nur ein hohes Geldgeschenk, wie etwa Bismarck nach dem deutsch-französischen Kriege, und den Lordstitel erhalten, sondern er ist auch Wochen lang im Triumphzuge durch zahlreiche englische Großstädte herumgereist und hat überall festliche Empfänge, Festessen und Ehrenbürgerbriefe bekommen. Stiftungen sind unter seinem Namen gemacht worden, und was nur ihm zu Ehren ausgesonnen werden konnte, hat man ihm geboten. Wenn Das nicht ein Feiern als großer Nationalheld ist, weiß ich nicht, wie Das sonst geschehen soll. Mit Dem freilich, der dem alten komischen Gladstone die nächste Anwartschaft auf die Stellung eines großen Nationalhelden zuschreibt, ist doch wohl nicht ernsthaft darüber zu reden.

Ueber das englische Heer spricht sich Herr Brumm womöglich noch härter aus als ich. Ich habe nicht vom englischen Volk in Waffen gesprochen, sondern von dem jetzigen englischen Heer, das der Auswurf des Volkes ist. Trotzdem stellt er sich, als ob er mich widerlegte, wenn er von der Tüchtigkeit des Volkes redet. Von der Stärke des englischen Heeres aber hat Herr

Brumm keine richtige Vorstellung. Das englische aktive Heer hat eine Sollstärke von 185000 Mann, die es aber nie erreicht. Herr Brumm dichtet noch 100000 Mann dazu und erhebt es auf eine Stärke von 285000. Im Ernstfall dürften die Gewehre dieser Phantasiesoldaten kaum losgehen. Die englische Miliz des Herrn Brumm besteht aus 150000 Mann. Die Sollstärke der wirklichen Miliz aber ist 130000 und im Februar fehlten daran volle 30000, also fast ein Viertel. Die Volunteers nennt Herr Brumm geschult. Vermuthlich, weil sie ihre militärische Ausbildung in dreißig Stunden erhalten. Er giebt sie auf 300000 Mann an. In Wirklichkeit ist ihre Sollstärke 265000 Mann, im Februar aber blieben sie hinter dieser um 44000 Mann zurück. Da außerdem 6000 Volunteers der niedersten Stände zu Anfang des Krieges in das aktive Heer eingetreten waren, um dort Lücken auszufüllen, waren nur 215000 wirklich vorhanden. Wenn Herr Brumm niemals beim Briten den Wahn beobachtet hat, daß diese Heeresmassen jeder Anforderung gewachsen seien, nie der Ueberhebung begegnet ist, die da meint, mit solchen paar Hunderttausenden ungeschulter Soldaten sei England unüberwindlich, dann kann er nie mit Engländern verkehrt haben.

Ich habe von der Abneigung des gebildeten Briten gesprochen, seine Haut zu Markte zu tragen. Wenn Etwas bezeichnend für den Briten ist, so ist es Dies. Welch ein Geheul erhob sich, als im Winter die Möglichkeit in Sicht kam, daß das konservative Ministerium die allgemeine Wehrpflicht vorschlagen würde! Aus dem selben Grunde wird das Gesetz umgangen, das die Ergänzung der fehlenden Milizleute durchs Loos vorschreibt. Wie lacht der Brite über den dummen Kontinentalen, der sich in die Uniform stecken läßt, und über die Völker, die die Blüthe ihrer Jugend auf die Schlachtfelder schicken! Herr Brumm nennt die in England hier bestehende Arbeittheilung selbst cynisch; sie „ist aber einmal so“. Das ist offenbar ein durchschlagender Grund. Allerdings boten sich, zwar nicht 60000, wie Herr Brumm angiebt, wohl aber etwa 80000 Freiwillige zum Dienst in Südafrika an. Aber sie waren auch danach. Es waren mehr oder weniger verkommene Leute. Unter ihnen waren so wenige diensttauglich, daß erst die Anforderungen herabgesetzt werden mußten, um es möglich zu machen, auch nur 15000 aufzubringen. Wenn Herr Brumm darin Opfermuth der Gebildeten des ganzen Volkes sieht, daß der Prozentsatz der außer Gefecht gesetzten Offiziere im Burenkriege höher ist als 1870, so kann ich ihm nicht beistimmen. Ich sehe darin nur einen Beleg für die höchst mangelhafte Ausbildung der Berufsoffiziere, nicht für den „Opfermuth der Gebildeten“.

Nach Herrn Brumm ist fast eine Viertelmillion Menschen (in Wirklichkeit waren es 200000, da etwa 15000 schon in Afrika standen) „plötzlich“ 6000 Meilen weit übers Meer geschafft worden. Von der Plötzlichkeit haben

offenbar verschiedene Menschen verschiedene Vorstellungen. Die Operation hat acht Monate gedauert. Gewiß, sie hätte bei noch größerer Vernachlässigung alles Nöthigen auch zwei Jahre dauern können. Aber ist Das so „plötzlich" und Grund zum Rühmen?

Wenn irgendwo in der Welt das Erhalten des Rechtes an Geld gebunden ist, wenn irgendwo ein Rechtswirrwarr besteht, in dem selbst der Gebildete nicht aus noch ein weiß, dann ist es in Großbritannien der Fall. Wenn irgend ein Volk anderen Völkern die Ebenbürtigkeit abspricht, dann ists das englische. Ich hörte in Glasgow im letzten Winter, wie eine Dame einer anderen zur Verlobung ihrer Tochter Glück wünschte. Die Empfängerin dieser guten Wünsche fragte: „Meinen Sie Ihre Wünsche wirklich ernsthaft? Sie wissen wohl: ihr Bräutigam ist ein Ausländer." Ja, Das war die Familienschande. Völlige Freiheit im Mutterlande wie in den Kolonien! Wahrscheinlich meint Herr Brumm damit die Fälle, wo in Australien der Pöbel die Landung fremder Arbeiter mit Gewalt verhindert oder wo der Pöbel im Mutterlande sich mißliebiger Leute bemächtigt und Volksjustiz übt. Dahin gehört wohl auch die Ordnung und Sitte, die er anpreist. Konstitution! Es giebt nicht noch einmal eine solche widersinnige, ungerechte und thörichte Verfassung wie die englische. Ich bin kein Anhänger demokratischer Ideale, aber wenn man einmal schon immer von Liberalismus schreit, dann sollte man doch wenigstens das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht besitzen. Statt Dessen haben eine große Anzahl kleiner Orte das Vorrecht, eigene Vertreter ins Unterhaus zu senden, die Graduirten der Universitäten wählen weitere, für den Arbeiter aber hängt das Wahlrecht an dem festen Besitz einer Wohnung. Im Vergleich damit ist der Deutsche Reichstag die reinste Verkörperung demokratischer Ideale. Wo giebt es sonst in der Welt so viele Geschlechter mit vererbten Beamtentiteln wie im englischen Oberhause? Wissen! Die höhere Bildung steckt in England noch in den Kinderschuhen. Ein systematisches Universitätstudium giebt es heute noch gar nicht . . . Nein, Herr Brumm, wenn man über England schreibt, dann muß man besser unterrichtet sein, als Sie es sind.

Ich habe gegen England die Anklage erhoben, daß es sieben Millionen eigener Unterthanen in Indien dem Hunger überlassen, daß es keine Hilfe geleistet habe, die dem Umfang der indischen Hungersnoth entsprochen hätte. Herr Brumm weiß es besser. Englische Privatleute haben nach ihm 12 Millionen Mark aufgebracht. Ja, da kommen noch nicht zwei Mark auf den Hungernden während eines Jahres. Ist Das entsprechende Hilfe? Wenn Herr Brumm es fertig bringt, einen Inder mit zwei Mark im Jahre zu ernähren, dann verdient er wirklich Lob.

Natürlich hat auch England an dem Geschäftsaufschwung theilgenommen,

der seit Ende 1895 durch die Welt geht, wenn auch erst verspätet. Aber daß man mit einer Ausfuhrziffer für sieben Monate nicht beweisen kann, der Wohlstand der Großstädte sei nie größer gewesen als jetzt, sollte ein Konsul wissen. Nein: der gesammte englische Exporthandel geht dem absoluten Stillstand zu. Wenn Sie von Sir Robert Giffens Arbeiten noch nichts gehört haben, so will ich Sie darauf hinweisen. Aus seinem Vortrage über den „Ueberschuß der Einfuhr" von 1899 können Sie auch lernen, wie man Volkswohlstand berechnet. In den siebenziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nahm die britische Ausfuhr jährlich im Durchschnitt um 140 Millionen Mark zu, in den achtziger Jahren um 40 Millionen, in den neunziger aber nur um 10 Millionen; ohne den Handelsaufschwung von 1899, der in England geringer war als in der ganzen übrigen Welt, wäre sogar auch für diese Jahre eine Abnahme festzustellen gewesen, wie sie seit 1891 das Normale ist. Ich will Ihnen die englischen Exportzahlen von 1890 bis 1899 in Millionen Mark (ohne Edelmetall- und Durchgangshandel) hierhersetzen, damit Sie sich davon überzeugen können:

1890	6 560
1891	6 180
1892	5 840
1893	5 540
1894	5 480
1895	5 720
1896	5 920
1897	5 880
1898	5 878
1899	6 588

Wenn Sie die deutschen Ausfuhrzahlen daneben setzen, so werden Sie finden, daß England Deutschland nicht einmal mehr um eine Milliarde Mark voraus ist. Daß die gewöhnlichsten Konzerte und Bälle wegfallen mußten, sagen Sie, um die Leser glauben zu machen, ich hätte behauptet, Noth sei der Anlaß dazu gewesen. Nein, eine Panik wars; deshalb hielt Jeder seine Taschen zu. Die Schneider, von denen ich sprach, waren die Schneider für Damentoiletten, wie sie für Konzerte, Bälle und Diners erforderlich sind. Das ging aus dem Zusammenhang deutlich hervor. Von Uniformschneidern habe ich nicht gesprochen. Wenn Sie von abgesagten Konzerten, Bällen und Diners nichts gesehen haben, dann haben Sie die Augen geschlossen.

Wenn Sie aus dem Gejohl der britischen Presse bei der Beschlagnahme der deutschen Schiffe, für die England nun tief in den Beutel greifen muß, noch nicht den Ton befriedigter Rachsucht herausgehört haben, so hören Sie vielleicht jetzt aus den Proklamationen des Lord Roberts den Ton unbefriedigter heraus. Aus welchem Motive werden sonst aus Transvaal Frauen

und Kinder fortgewiesen, deren Ernährer im Felde stehen, Pferde, Ochsen, Maulthiere und Wagen einfach beschlagnahmt, alle kampffähigen Einwohner als „Verbrecher" verhaftet, wenn sie den Neutralitäteid verweigern, ohne des Kampfes überführt zu sein, Patrouillen, die Soldaten weggeschossen haben, als Mörder behandelt und bestraft, alle Güter im Umkreise von sechzehn Kilometern eingeäschert, wenn in der Nähe eine Eisenbahn zerstört oder ein Schuß abgegeben worden ist, und mit Verlust des Eigenthums, Gefängniß oder Tod bestraft, wer einen Burenkämpfer beherbergt? Das ist nicht mehr die Kriegführung eines gesitteten Volkes. Ueber Englands Edelmuth belehrt Sie vielleicht die Jahre lang geübte Benutzung der Dumdumgeschosse mit abgefeilter Mantelspitze und die Thatsache, daß Großbritannien der einzige Staat ist, der den Artikel der Haager Konvention nicht unterschrieben hat, der die Verwendung von giftigen Gasen in Sprenggeschossen verbietet. Da haben Sie die englische Humanität in der Nußschale.

Sie behaupten, ich sagte Chamberlain viel Schlechtes nach. Ich bestreite Das ganz entschieden. Eben so, daß ich von anderen englischen Ministern überhaupt gesprochen habe. Ich stelle nur fest, daß er den Suzerainetätanspruch über Transvaal verkündet und bis zum Kriege festgehalten habe. Beim Ausbruch des Krieges ließ eine englische Note an die Mächte, die die Buren als kriegführende Macht anerkannte, diesen Anspruch fallen. Ist Das vielleicht nicht wahr? Und hat nicht das britische Kolonialamt den Raubzug Jamesons geduldet? Es hat wohl abgerathen, hat aber nichts gethan, um ihn zu verhindern. Man wollte eben erst den Erfolg abwarten, ehe man Stellung nahm. Wenn das Verhör Jamesons kein Scheinverhör war, dann hat es niemals ein solches gegeben. Gerade die Fragen, auf deren Beantwortung die Welt wartete, sind nicht gestellt worden; bei anderen ließ man Rhodes ruhig die Auskunft verweigern. Manche Antworten wiederum sind nur privatim gegeben worden. Lesen Sie nur einmal freundlichst die Verhandlungberichte darüber im Manchester Guardian nach und dessen Glossen dazu. Die Entrüstung darüber war in allen liberalen Kreisen Großbritanniens, die ich kenne, allgemein. Und nun kommen Sie und behaupten, der Prozeß sei „öffentlich geführt" worden. Ich habe die Oeffentlichkeit des Prozesses nie in Abrede gestellt. Das schließt aber ein „verlogenes Scheinverhör" nicht aus, wie das Beispiel gezeigt hat. Die niedrige Strafe der paar Monate Haft, die Jameson bekam, lag nicht am Gesetz. Hätte man gewollt, dann konnte man die Anklage ganz anders stellen. Wollte man ihn ernstlich strafen so hätte man ihm nicht den Rest der Strafe geschenkt.

Ich erzähle, wie die radikale Presse Englands im Dezember 1899 der britischen Heerführung alle Verbrechen vorgeworfen habe, bis zur Veruntreuung von Geldern und zum Landesverrath. Sie dichten zunächst zu der

Heerführung die Minister hinzu und behaupten dann schlankweg, davon sei nie die Rede gewesen. Nehmen Sie den Dezemberband irgend eines radikalen Blattes in die Hand und Sie können noch heute sich von den Angriffen auf Lord Wolseley und das Kriegsamt überzeugen.

Zwei Menschenalter lang hat die demokratisch-liberale Phrase England als Aushängeschild gedient. Wenn dieser Grundsatz allgemeiner Gleichberechtigung und Selbstverwaltung kein weltumfassendes Prinzip war, dann wird wohl nie ein solches gefunden werden. England hat nie danach ghandelt, sondern ihm wilden Stämmen und eben so den Iren gegenüber grausam Hohn gesprochen. Einer seiner Staatsmänner hat freilich gesagt, das englische Volk sei das einzige, das nicht civilisire, sondern nur vernichte. Aber von solcher Selbsterkenntniß ist das Volk weit entfernt. Das demokratische Prinzip ist heute veraltet. Durch seinen Angriff auf das kleine arische Kulturvolk der Buren hat England mit diesem Prinzip gebrochen. Mit ganz demselben Recht könnte Deutschland die Schweiz oder die Niederlande so lange darngsaliren, bis es zum Kriege käme. Deutsche sahen mit Freude ein Söldnerheer im Dienst häßlicher Geldinteressen von einem kleinen tapferen Stamme solche Hiebe erhalten, daß auf jeden kampffähigen Buren schon heute ein außer Gefecht gesetzter Engländer kommt. Und nun soll der lärmende Imperialismus ein weltumfassendes Prinzip sein wie der demokratische Gedanke? Ich bin kein Anhänger des demokratischen Gedankens, am Allerwenigsten in der Verzerrung, die er in der englischen Verfassung erhalten hat. Aber daß er an das Gefühl aller Schwachen appelliren muß, die sich dadurch den Starken gleichberechtigt glauben lernen, ist doch nicht zu bestreiten. Und darum ist er weltumfassend. Eine Folge der heutigen Reklame für den Burenkrieg, die von der englischen Presse überall gemacht wird, ist natürlich eine gewaltige Aufregung in der ganzen englischen Welt. Aber meistens ohne Thaten. Warten wir einmal den November ab, wenn die Zeit kommt, wo der britische Steuerzahler alljährlich seine Tasche erleichtern muß; warten wir, wie die Weise dann klingt! Sie erzählen von der Verbriefung des Bundes der Herzen und Schwerter mit Australien. Sie wollten wohl sagen „mit einigen australischen Kolonien". Daß noch immer manche davon grollen und sich dem schönen neuen Kolonienbund nicht angeschlossen haben, verschweigen Sie. Daß England diesen Staatenbund nur durch Aufgabe einer ganzen Anzahl von Hoheitrechten über diese Kolonien erkauft hat, verschweigen Sie auch. Das interessirt aber deutsche Leser sehr. Wie sorgsam wehrt man sich in Australien gegen die Pflicht einer Kriegsfolge gegen das Mutterland! Wenns den Herren paßt, sich zehntausend unruhiger Siedler zu entledigen und sie nach Südafrika abzuschieben, um dafür vom Mutterland Konzessionen zu erhalten, dann thun sies. Aber nur keine Rechtsverbindlichkeiten!

Trotz Ihrer Hymne über die Segnungen, die dem Burenkriege entsprießen müssen, werden die Buren ein Pfahl im Fleische Englands bleiben. Noch nach hundert Jahren englischer Herrschaft haben sich ganze Bezirke Capburen geschlossen erhoben, um mit ihren freien Brüdern zu kämpfen. Der jetzige Krieg hat beide Stämme mindestens für ein anderes Jahrhundert verfeindet und an das baldige Nahen der Zeit, wo Buren und Engländer zufrieden neben einander arbeiten werden, glaubt kein vernünftiger Brite, glaubt höchstens ein der Heimath und seinem Volksthum entfremdeter Deutscher, der sich alle erdenkliche Mühe giebt, sich zu einem Englishman herauszuputzen.

Bonn. Dr. Alexander Tille.



Dungaras Rache.

Sie erzählen die Geschichte jetzt in den Wäldern am Berbulda-Hügel und zur Bekräftigung zeigen sie auf das Missionhaus, das ohne Dach und Fenster dasteht. Der große Gott Dungara, der Gott der Dinge, wie sie sind, der sehr Schreckliche, Einäugige, der den rothen Elefantenzahn trägt, that Alles; und wer nicht an Dungara glauben will, wird sicherlich mit Wahnsinn geschlagen werden, mit dem Wahnsinn, der die Söhne und Töchter der Buria Kols*) befiel, als sie sich von Dungara abwandten und Kleider anzogen. So sagt Athon Dazé, der Hoher Priester des Schreines und Hüter des rothen Elefantenzahnes ist. Aber wenn Ihr den Bezirksverwalter und Agenten für den Distrikt der Buria Kols fragt, wird er lachen, — nicht, weil er den Missionen nicht wohl will, sondern, weil er selbst sah, wie sich Dungaras Rache an der Heerde des Hochehrwürdigen Herrn Justus Krenk, Pastors von der Tübinger Mission, und an Lotte, seinem tugendsamen Weibe, vollzog.

Doch wenn jemals ein Mann gute Behandlung von den Göttern verdiente, war es Hochehrwürden Justus, der in Heidelberg studirt hatte, dann, einer inneren Stimme folgend, in die Wildniß ging und die blonde, blauäugige Lotte mit sich nahm. „Wir wollen diese Heiden, die in die Finsterniß der Abgötterei versunken sind, zu besseren Menschen machen," sagte Justus in den ersten Tagen seiner Laufbahn. „Ja," fügte er voll Ueberzeugung hinzu, „sie sollen gut werden und lernen, mit ihren Händen zu arbeiten. Denn alle guten Christen müssen arbeiten." Und mit einem Gehalt, das kleiner war als das eines englischen Küsters, ließ Justus Krenk sich jenseits Kamala und des Passes von Malair, jenseits des Berbuldaflusses, dicht am Fuße des blauen Panthberges nieder, auf dessen Gipfel der Tempel des großen Dungara steht, — im Herzen des Landes der nackten, friedfertigen, furchtsamen, unschuldigen und faulen Buria Kols.

---

*) Kol: Name eines in Bengalen und den Centralprovinzen Ostindiens ansässigen, gänzlich uncivilisirten Volksstammes.

Wißt Ihr, was das Leben auf solch einem äußersten Missionposten bedeutet? Versucht, Euch eine Einsamkeit vorzustellen, die größer ist als die der kleinsten Station, wohin Euch die Regirung nur immer senden könnte. Da spürt Ihr eine Verlassenheit, die schwer auf die wachen Augenlider drückt und Euch Hals über Kopf in die Arbeiten des Tages treibt. Da giebt es keine Post, da ist Niemand von Eurer Farbe, mit dem Ihr sprechen könntet; da sind keine Wege. Nahrung giebt es freilich, Euer Leben zu fristen, aber sie ist nicht angenehm zu essen; und was immer von Gutem oder Schönem oder Anregendem Euer Leben schmückt, muß aus Euch selbst kommen und aus Dem, was früher an Erfreulichem in Euch gepflanzt wurde.

Früh am Morgen schaaren sich mit bloßen Füßen die Bekehrten, die noch Zweifelnden und Die, die noch offen höhnen, auf der Veranda zusammen. Ihr müßt unendlich gütig und geduldig und vor Allem sehr achtsam sein, denn Ihr habt es mit der Einfalt des Kindes, der Erfahrung des Mannes und der Schlauheit des Wilden zu thun. Eure Versammlung hat hundert materielle Wünsche, die alle beachtet sein wollen, und es ist an Euch, wenn Ihr an Eure Verantwortlichkeit dem Schöpfer gegenüber glaubt, in der lärmenden Menge jedes Körnchen gläubiger Regung zu entdecken, das darin verborgen sein mag. Wenn Ihr außer der Heilung der Seelen auch noch die der Körper auf Euch nehmt, wird Eure Aufgabe noch viel schwerer sein, denn die Kranken und die Krüppel werden gern jedes beliebige Glaubensbekenntniß ablegen, um nur geheilt zu werden, und werden nachher über Euch lachen, weil Ihr einfältig genug waret, ihnen zu glauben.

Wenn der Tag vorgeschritten ist und der Andrang vom Morgen aufgehört hat, wird ein erdrückendes Gefühl der Nutzlosigkeit Eures Thuns über Euch kommen. Dagegen muß angekämpft werden; und der einzige Ansporn für Euch mag der Glaube sein, daß Ihr mit dem Teufel um die lebende Seele der Menschen spielt. Es ist ein großer, ein froher Glaube; aber wer vierundzwanzig lange Stunden hindurch daran festhalten kann, muß eine ungemein starke Konstitution und ausgezeichnete Nerven haben.

Fragt die grauen Häupter der Missiongesellschaft von Bannockburn, was für ein Leben ihre Prediger führen; sprecht mit den Missionaren von der puritanischen Missiongesellschaft, diesen mageren Amerikanern, deren Stolz es ist, daß sie dahin gehen, wohin kein Engländer ihnen zu folgen wagt; besucht einen Pastor von der Tübinger Mission und bittet ihn, Euch von seinen Erfahrungen zu erzählen, — wenn Ihr könnt. Ihr werdet zu den gedruckten Berichten greifen, aber die erwähnen nichts von den Männern, die in der Wildniß Jugend und Gesundheit und Alles, was ein Mann verlieren kann, verloren haben, ausgenommen den Glauben; von englischen Mädchen, die hinausgegangen und gestorben sind in dem vom Fieber verseuchten Dschungel der Panth-Hügel, die hinausgingen, obwohl sie wußten, daß der Tod ihnen sicher sei. Wenige Pastoren werden Euch von diesen Dingen mehr erzählen, als sie von dem jungen David von Saint-Bees sprechen, der, einsam hinausgesandt, um für die Sache des Herrn zu wirken, in der äußersten Verlassenheit zusammenbrach und halb geistesgestört in die Hauptstation der Mission zurückkam, indem er schrie: „Dort ist kein Gott, aber mit den Teufeln zusammen bin ich gewandert!"

Die Berichte schweigen hier, denn Heroismus, Fehlschläge, Gefahren, Ver-

zweiflung und Selbstverleugnung bei einem kultivirten weißen Manne bedeuten nichts gegen die Mühe, eine halbmenschliche Seele von einem phantastischen Glauben an Waldgeister, Felsengespenster und Flußteufel zu erretten.

Und Gallio, der Unterverwalter des Distrikts, kümmerte sich um alle diese Dinge nicht. Er war schon lange in diesem Distrikt und die Buria Kols hatten ihn lieb und brachten ihm zum Geschenk aufgespeerte Fische, Orchideen aus dem dunklen, feuchten Herzen der Wälder und so viel Wild, wie er essen konnte. Dafür gab er ihnen Chinin und brachte mit Athon Dazé, dem Oberpriester, ihre kleinen Angelegenheiten in Ordnung.

„Wenn Sie erst ein paar Jahre in dieser Gegend gewesen sein werden," sagte Gallio an Krenks Tisch, „werden Sie dahin kommen, zu finden, daß ein Glaube so gut wie der andere ist. Ich will Ihnen natürlich jeden möglichen Beistand leisten, so weit es in meiner Macht liegt, aber verletzen Sie mir meine Buria Kols nicht! Sie sind ein gutes Völkchen und haben Vertrauen zu mir."

„Ich will sie das Wort Gottes lehren", sagte Justus und sein rundes Gesicht strahlte von Enthusiasmus, „und ich will sie dabei gewiß nicht durch heftiges und unbedachtes Auftreten gegen ihre Vorurtheile verletzen. Aber, verehrter Freund, was Sie da meinen, daß man sie so ganz ruhig glauben lassen soll, was sie wollen: Das geht doch nicht."

„Nur zu", sagte Gallio; „ich habe den Distrikt und die Körper der Einwohner zu beaufsichtigen und Sie mögen zusehen, was Sie für ihre Seelen thun können. Nur hüten Sie sich, es wie Ihr Vorgänger zu machen, sonst fürchte ich, nicht für Ihr Leben bürgen zu können."

„Und was that Der?" fragte Lotte muthig, während sie dem Verwalter eine Tasse Thee hinüberreichte.

„Er stieg hinauf zum Tempel des Dungara — freilich war er noch mit der Gegend hier unbekannt — und haute dem alten Dungara mehrere Male mit einem Regenschirm über den Kopf. Natürlich kamen darauf die Buria Kols an und verprügelten ihn ziemlich heftig. Ich war gerade im Distrikt und er schickte mir einen Eilboten mit einem Zettel: ‚Werde verfolgt um der Sache des Herrn willen. Sendet Hilfe vom Regiment!‘ Die nächsten Truppen standen etwa zweihundert Meilen weit; aber ich ahnte schon, was er angerichtet hatte. Ich ritt nach Panth und sprach zu dem alten Athon Dazé wie ein Vater und sagte ihm, ein Mann von seiner Weisheit hätte eigentlich wissen müssen, daß der Sahib den Sonnenstich habe und verrückt sei. Da hätten Sie mal sehen sollen, wie betrübt die Leute waren. Athon Dazé entschuldigte sich und schickte Holz und Milch und Geflügel und alle möglichen Sachen und ich spendete fünf Rupien für den Schrein und sagte Macnamara, daß er sehr unverständig gehandelt habe. Er behauptete, ich hätte eine Sünde wider den Heiligen Geist begangen: aber wäre er blos über den Berg hinüber gegangen und hätte Palin Deo, den Götzen der Suria Kols, beleidigt, dann wäre er auf einem angesengten Bambusstab gespießt worden, lange bevor ich irgendwie hätte einschreiten können, und ich hätte dann nachher ein paar von den armen Kreaturen hängen müssen. Gehen Sie sanft mit ihnen um, Pastor! ... Aber ich glaube kaum, daß Sie viel ausrichten werden."

„Nicht ich", antwortete Justus, „aber mein Herr und Meister. Wir

werden mit den kleinen Kindern beginnen. Ein paar von ihnen werden krank werden, wie Das so kommt. Nach den Kindern kommen die Mütter und dann die Männer. Aber es wäre mir doch lieber, wenn Sie mit auf unserer Seite wären."

Gallio fuhr fort, sein Leben dadurch aufs Spiel zu setzen, daß er bald die halbverfaulten Bambusrohrbrücken seines Volkes ausbesserte, bald hier oder dort ein paar stramme Tiger erlegte, dann einmal wieder draußen im feuchten Dschungel schlief oder einige diebische Suria Kols verfolgte, die ihren Brüdern vom Buria-Stamm ein paar Stück Vieh gestohlen hatten. Er war ein junger Mensch mit schlenkerndem Gange und etwas schlotternden Beinen, mit einer natürlichen Abneigung gegen Glauben und jede Art von Kultus und einem Verlangen nach absoluter Herrschaft, wie sie ihm sein Distrikt, nach dem kein Anderer Verlangen trug, gewährte.

„Auf meinen Posten wünscht sich Keiner", pflegte er brummig zu sagen; „und mein Herr Vorgesetzter steckt seine Nase nur herein, wenn er ganz bestimmt weiß, daß hier kein Fieber ist. Ich bin Herr über Alles, was ich rings überschauen kann, und Athon Dazé ist mein Vicekönig."

Da Gallio sich seiner vollkommensten Nichtachtung menschlichen Lebens rühmte — obgleich er seine Theorie niemals, außer auf sich selbst, anzuwenden pflegte —, ritt er natürlich eines Tages vierzig Meilen weit bis vor die Mission, mit einem kleinen braunen Mädchen vor sich auf dem Sattel.

„Hier ist Etwas für Sie, Pastor", sagte er. „Die Kols setzen ihre überflüssigen Kinder aus und lassen sie umkommen. Sehe gar nicht ein, warum sie es auch nicht thun sollten; aber dies eine können Sie sich ja aufziehen. Ich fand es oberhalb der Stelle, wo der Berbulda sich theilt. Ich habe eine Ahnung, daß die Mutter mir die ganze Zeit durch die Wälder nachgelaufen ist."

„Es ist das erste der Heerde", sagte Justus; und Lotte nahm das schreiende kleine Ding an die Brust und suchte es nach Kräften zu beruhigen, während Matui, die es geboren und nach dem Gesetz ihres Stammes ausgesetzt hatte, müde und mit wunden Füßen in dem Bambusrohrdickicht umherstrich, wie ein Wolf auf dem Felde herumlungert, und mit hungrigen Mutteraugen das Haus bewachte. Was wollte der allmächtige Unterverwalter thun? Würde der kleine Mann im schwarzen Rock ihre Tochter bei lebendigem Leibe aufessen? Denn Das war, wie Athon Dazé sagte, die Gewohnheit aller Männer in schwarzen Röcken.

Matui wartete in dem Dickicht die ganze Nacht hindurch; und am Morgen kam aus dem Hause ein schönes Weib heraus, wie Matui es noch nie zuvor gesehen hatte, und in ihren Armen lag, sauber angezogen, Matuis Töchterchen. Lotte verstand wenig von der Sprache der Buria Kols, aber wenn eine Mutter zu einer Mutter spricht, ist jede Sprache leicht zu verstehen. Daran, wie Matui furchtsam den Saum ihres Kleides streichelte, an den leidenschaftlichen Kehllauten und den sehnsüchtig verlangenden Augen erkannte Lotte, mit wem sie es zu thun hatte. Und so nahm denn Matui ihr Kind wieder und versprach, die Dienerin, ja, die Sklavin des wunderbaren weißen Weibes zu sein; denn ihr eigener Stamm würde sie jetzt nicht mehr aufnehmen wollen. Und Lotte weinte zusammen mit ihr, — nach deutscher Manier, wobei sehr oft die Nase geschnaubt wird.

„Zuerst das Kind, dann die Mutter und schließlich der Mann, — und Alles zur Ehre Gottes", sprach Justus, der Hoffnungreiche. Und der Mann

kam auch, mit einem Bogen und Pfeilen, und war sehr wüthend, denn er hatte jetzt Niemand, der für ihn kochte.

Aber die Geschichte dieser Mission ist lang und ich habe keine Zeit, zu erzählen, wie Justus, uneingedenk seines unvorsichtigen Vorgängers, Moto, Matuis Mann, wegen seiner Herzlosigkeit richtig abkanzelte; wie Moto einen gehörigen Schreck bekam, dann aber, als seine Furcht vor einem plötzlichen Tode geschwunden war, sich ein Herz faßte und der treue Bundesgenosse und erste Bekehrte Justus' wurde; wie die kleine Gemeinde wuchs, zum großen Mißvergnügen Athon Dazés; wie der Priester des Gottes der Dinge, wie sie sind, einen spitzfindigen Disput mit dem Priester des Gottes der Dinge, wie sie sein sollten, hatte und dabei den Kürzeren zog; wie die Abgaben für den Tempel des Dungara an Geflügel, Fisch und Honigscheiben allmählich in Fortfall kamen; wie Lotte die Weiber mit dem Fluche Evas bekannt machte und wie Justus sein Bestes that, den auf Adam lastenden Fluch verständlich zu machen; wie die Buria Kols dagegen rebellirten und sagten, daß ihr Gott ein müßiggehender Gott sei, und Justus allmählich ihre Skrupel gegen die Arbeit überwand und ihnen zeigte, daß der schwarze Boden reich an anderen Produkten sei als an Erdnüssen allein.

Alle diese Dinge machen die Geschichte vieler Monate aus und die ganze Zeit hindurch sann der weißköpfige Athon Dazé auf Rache wegen der Vernachlässigung, die man Dungara und dem für ihn fälligen Tribut angedeihen ließ. Mit der Schlauheit des Wilden heuchelte er Justus Freundschaft und deutete sogar die Möglichkeit seiner eigenen Bekehrung an; aber zu der Gemeinde des Dungara sprach er düster: „Die von des Pastors Heerde haben Kleider angezogen und dienen einem arbeitsamen Gott. Deshalb wird Dungara sie schwer schlagen, daß sie sich mit Heulen in die Wasser des Berbulda stürzen werden." Und in der Nacht dröhnte und ächzte der rothe Elefantenzahn zwischen den Hügeln und die Gläubigen wachten und sprachen: „Der Gott der Dinge, wie sie sind, bereitet Rache vor gegen die Abtrünnigen. Sei gnädig, Dungara, zu uns, Deinen Kindern, und gieb uns ihre ganze Ernte!"

Spät in der kalten Jahreszeit kamen der Verwalter und seine Gattin in den Distrikt der Buria Kols. „Gehen Sie und sehen Sie sich Krenks Mission an", sagte Gallio. „Er thut Gutes nach seiner Art und ich denke, es wird ihn freuen, wenn Sie die kleine Bambusholzkapelle einweihen, die er glücklich zu Stande gebracht hat. Auf jeden Fall werden Sie einen civilisirten Buria Kol zu sehen bekommen."

In der Mission war Alles in großer Aufregung. „Nun wird er und die huldreiche Lady mit eigenen Augen sehen, daß wir ein gutes Werk gethan haben, und wir werden ihm unsere Bekehrten vorstellen, alle in ihren neuen Kleidern, die sie sich eigenhändig gemacht haben. Es wird ein großer Tag sein für den Herrn immerdar!" sprach Justus; und Lotte sagte: „Amen!"

Justus hatte, in seiner ruhigen Weise, ein Bischen Eifersucht gegen die baseler Webeschulen-Mission gefühlt, denn seine eigenen Bekehrten waren ungeschickt. Doch kürzlich hatte Athon Dazé einige von ihnen dahin gebracht, die glänzenden, seidenähnlichen Fasern einer Pflanze zu bearbeiten, die in Massen auf den Panthbergen wuchs. Das ergab ein weißes und glattes Zeug, einen Stoff, ähnlich dem Tappa der Südseeinsulaner, und an diesem Tage sollten die Bekehrten zum ersten Male Kleider daraus tragen. Justus war stolz auf sein Werk.

„Sie sollen herunter kommen, angethan mit weißen Kleidern, den Verwalter und seine hochgeborene Lady zu begrüßen, und singen: Nun danket Alle Gott! Dann wird er die Kapelle eröffnen und dann . . . dann wird selbst Gallio anfangen, zu glauben. Bleibt so stehen, meine Kinder, immer zwei zusammen, und . . . Lotte, warum kratzen sie sich so? Es schickt sich nicht, zu wackeln, Nala, mein Kind! Wenn der Verwalter hier ist, wird ihn Das verdrießen."

Der Verwalter, seine Frau und Gallio kletterten den Hügel zu der Missionstation herauf. Die Bekehrten waren in zwei Reihen aufmarschirt, eine weiß schimmernde Linie, fast vierzig Köpfe stark. „Oh," sagte der Verwalter, der sehr auf seinen Werth eingebildet war und sich für Den zu halten schien, der das Unternehmen von Anfang an gefördert hatte. „Das geht ja tüchtig vorwärts, wie ich sehe; ordentlich mit sprunghafter Schnelligkeit."

Niemals wurde ein wahreres Wort gesprochen! Die Mission ging thatsächlich vorwärts, wie er gesagt hatte. Zuerst machten sich nur leise Bewegungen schamhaften Unbehagens bemerkbar; aber bald sprangen sie, wie Pferde bei Insektenstichen, und nahmen Sätze, wie rasend gewordene Känguruhs. Vom Panthhügel herab ließ der rothe Elefantenzahn ein scharfes, schmerzlich klingendes Geheul ertönen. Die Reihen der Bekehrten kamen ins Wanken, brachen auseinander und zerstreuten sich unter Zetern und Schmerzensschreien, während Justus und Lotte starr vor Schrecken standen.

„Das ist das Dungaras Rache!" schrie eine Stimme. „Ich verbrenne, ich verbrenne! Zum Fluß oder wir sterben!"

Die Menge rannte und stürzte den Felsen zu, die über den Berbulda herniederhangen. Sie trampelten und wandten und krümmten sich und zerrissen ihre Kleider, während sie liefen, und der Donner von Dungaras Drommete verfolgte sie. Justus und Lotte eilten mit Thränen auf den Verwalter zu.

„Ich kann es nicht verstehen!" keuchte Justus. „Gestern hatten sie noch die Zehn Gebote im Herzen. Was bedeutet Das? Alle guten Geister zu Wasser und zu Lande loben Gott den Herren! . . . Nala! O, schäme Dich!"

Schreiend rannte sie dort in großen Sprüngen den Felsen über ihren Häuptern hinauf, Nala, einst der Stolz der Mission, ein Mädchen von vierzehn Jahren, gut, gelehrig und tugendhaft, — und jetzt nackt wie der junge Tag und wüthend wie eine Wildkatze.

„Habe ich darum," schrie sie wild und schleuderte ihren Rock gegen Justus, „habe ich darum mein Volk und Dungara verlassen? Um des Feuers Eures Gebetplatzes willen? Blinder Affe, kleiner Erdwurm, gedörrter Fisch, der Du bist! Du sagtest, ich würde nie verbrennen. O Dungara, ich verbrenne jetzt! Ich verbrenne jetzt! Habe Gnade, Gott der Dinge, wie sie sind!"

Sie wandte sich um und sprang in den Berbulda hinunter und die Drommete Dungaras brüllte in Jubeltönen. Die letzte der Bekehrten von der Tübinger Mission hatte eine Viertelmeile des reißenden Stromes zwischen sich und ihre Lehrer gebracht.

„Gestern noch," gurgelte Justus, „lehrte sie in der Schule A, B, C, D, . . . O, Das ist des Satans Werk!"

Aber Gallio betrachtete neugierig den Rock des Mädchens, der zu seinen Füßen niedergefallen war. Er befühlte das Gewebe, schlug seinen Hemdärmel

etwas über das Handgelenk zurück und preßte ein Stück des Tuches gegen das Fleisch. Eine stark geröthete Hitzblase zeigte sich auf der weißen Haut.

„Aha,“ sagte Gallio ruhig, Das dachte ich mir.“

„Was ist Das?“ fragte Justus.

„Ich würde es das Nessusgewand nennen, aber . . . Woher haben Sie das Garn zu diesem Tuch?“

„Athon Dazé hat es gegeben“, antwortete Justus. „Er zeigte den Knaben, wie es verarbeitet werden müsse.“

„Der alte Fuchs! Wissen Sie, daß er Ihnen die Nilgirinessel zu verarbeiten gegeben hat, — Girardenia heterophylla? Kein Wunder, daß sie sich krümmten. Es sticht ja sogar, wenn man Brückenseile daraus macht, selbst wenn man es vorher sechs Wochen lang eingewässert hat. Der schlaue Hund! Eine halbe Stunde würde es dauern, bis es durch ihr dickes Fell brennt, und dann . . .“

Gallio brach in Lachen aus. Lotte aber weinte in den Armen der Gattin des Verwalters und Justus hatte sein Gesicht mit den Händen bedeckt.

„Girardenia heterophylla!“ wiederholte Gallio. „Krenk, warum sagten Sie mir Das nicht? Ich hätte es Ihnen ersparen können. Gewebtes Feuer! Jeder, außer ein nackter Kol, würde es gekannt haben. Aber, so weit ich sie kenne: Die werden Sie nie wieder bekommen!“

Er schaute über den Fluß, wo an den seichten Stellen die Bekehrten sich jammernd wälzten, und das Lachen in seinen Augen erstarb, denn er sah, daß es mit der Tübinger Mission bei den Buria Kols aus war.

Niemals wieder, obgleich sie drei Monate hindurch traurig um die verlassene Schule herumstrichen, gelang es Lotte oder Justus, selbst die verheißendsten Stücke ihrer Heerde schmeichelnd zurückzurufen. Nein! Das ‚Feuer des Gebetplatzes‘ hatte der Bekehrung ein Ende gemacht, ein Feuer, das durch alle Glieder rannte und nagend in die Knochen drang. Wer wollte es wagen, ein zweites Mal den Zorn Dungaras herauszufordern? Laßt den weißen Mann und sein Weib anderswohin gehen! Die Buria Kols wollen nichts von ihnen wissen! Eine offiziöse Botschaft an Athon Dazé, des Inhalts, daß Athon Dazé und die Priester des Dungara von Gallio am Tempelschrein aufgehängt werden würden, wenn nur ein Haar auf Justus' oder Lottes Haupt gekrümmt würde, schützte das Paar vor den knorrigen Giftpfeilen der Buria Kols. Aber weder Fisch noch Geflügel, weder Honigscheiben noch eingepökeltes oder frisches Schwein wurden ferner vor ihre Thür gebracht. Und leider kann man nicht von Sanftmuth allein leben, wenn das Fleisch fehlt.

„Laß uns gehen, mein Weib“, sprach Justus. „Hier ist nicht gut sein und der Herr hat es gewollt, daß irgend ein Anderer dieses Werk übernehme, — zu guter Stunde, wenn die Zeit des Herrn erfüllet ist. Wir wollen von dannen gehen und ich will . . . ja, etwas botanische Studien will ich treiben.“

Wenn irgend Jemand begierig ist, die Buria Kols von Neuem zu bekehren, so findet er wenigstens noch die Ruinen eines Missionhauses am Fuß des Panthberges. Aber über die Kapelle und die Schule des hochehrwürdigen Herrn Justus Krenk ist längst schon das Dschungel gewachsen.

Rudyard Kipling



Tribut an Amerika!

Wir sind im Solde der Yankees: diese traurige und zugleich bittere Empfindung beherrscht seit ein paar Tagen die Gemüther der Deutschen. Das chinesische Experiment hat das große, stolze Reich, bevor noch irgend welche Aussicht vorhanden ist, daß — getreu einem heiligen Gelübde — seine Fahnen siegreich auf den Mauern Pekings wehen, in die betrübendste Verschuldung hinabgezerrt. Welche Lust für den nach Beute lüsternen Yankee, dem biderben Michel den Fuß auf den Nacken setzen zu dürfen! Wir stehen, nach dem laut gerühmten „Aufschwung“, am Anfang des Endes. Der deutschen Kapitalkraft wird nicht die Fähigkeit zugetraut, achtzig Millionen Mark aufzubringen. Germania, Germania, Du durch unverdiente Lobsprüche vielgeschmähtes Weib, verhülle Dein Antlitz!

Kein Volk entsagt gern seinen Illusionen, keins drängt sich zum Thron der nackten Wahrheit. Seit Jahren rasten wir in wildem Taumel dem finanziellen Zusammenbruch entgegen. Heute sehen Das freilich auch die blöden Augen. Am Anfang dieses Jahres, als der industrielle Rausch noch alle Köpfe umnebelte, erschien eine ketzerische Schrift: „Ein Blick auf den wirthschaftlichen Aufschwung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts“ von Max Wittenberg, in der es hieß: „Unaufhaltsam drängt die Volkswirthschaft zu größerer Entfaltung. Europa ist aufgetheilt. Nur Afrika und Asien harren noch der Eroberung. Kaum giebt es ein Land in der Welt, dem wir nicht unsere Mittel an Kapital und Arbeit zur Verfügung stellten. Der Bahnbau in Kleinasien und die Kolonisation dieses Landes erheischen steigende Summen. China und Japan mit ihrer aufstrebenden Industrie, Afrika und Australien mit ihren Goldminen ziehen immer größere Kapitalien von Europa ab und es dräut die schicksalschwere Frage, wie lange wir noch in der Lage sein werden, eben diesen Ansprüchen weiterhin gerecht zu werden. Vor Allem erfordert die elektrische Industrie, erfordern die Kolonialunternehmungen, Heer und Marine Aufwendungen, die zum großen Theil Immobilisationen darstellen und erst nach längerer Zeit oder aber überhaupt nicht Früchte tragen, anregend in die Volkskraft zurückströmen. Wie beantworten wir die bange Frage, ob wir ohne schwere Erschütterung, ohne Schädigung des nationalen Wohlstandes durch Vermögensverschiebungen und Werthvernichtungen diese Opfer in wachsendem Maße tragen können, zumal, da der Kapitalreichthum auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland nur 3800 Mark beträgt gegenüber 6700 Mark in Frankreich und 7400 Mark in England, denen obendrein in ihren Kolonien Reserveschätze zur Verfügung stehen, auf die wir für eine absehbare Zeit jedenfalls verzichten müssen?“ Schnell, gar zu schnell ist das Unglück hereingebrochen, ist unsere Finanzkraft erschöpft und wir müssen betteln gehen, — in einer Blütheperiode der großen Worte, der nationalen Phrase, nach einem wirthschaftlichen Aufschwung ohne Gleichen. Was Deutschland in vielen Jahren friedlicher Arbeit erspart hat, ist aufgezehrt. Natürlich: die Einrichtungen, die für dauernde Verwendung geschaffen wurden, bleiben bestehen; aber sie erfordern zu ihrer Verzinsung Jahr für Jahr neue Summen und ihr Werth vermindert sich immer mehr, bis sie eines Tages völlig verbraucht sein werden. Sie zählen zum Nationalvermögen. Aber wie jedes Objekt in Wucherhänden seine Bedeutung verliert, so dürfen auch unsere stolzesten Fabriken, Häfen und Eisenbahnen nicht mehr als vollgiltig ge-

rechnet werden. Die Kaufkraft der Sparer ist durch den Erwerb von Industriepapieren gelähmt, die unveräußerlich geworden sind, und der Bankerott Deutschlands — der wirthschaftliche, meine ich, denn ob auch der politische, habe ich nicht zu entscheiden — ist eine nicht mehr bestreitbare Thatsache. Zerrütteten Staaten wie Ungarn und Rumänien haben die deutschen Banken noch vor wenigen Monaten über hundert Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Heute wollen sie nicht die achtzig Millionen hergeben, die das Reich verlangt, und wir gehen mit „Schatzscheinen" nach Amerika pumpen!

Sind wir wirklich nicht mehr in der Lage, diese Mittel aufzubringen? Im Februar 1899 wurden 75 Millionen Mark dreiprozentiger deutscher Reichsanleihe und 125 Millionen Mark dreiprozentiger preußischer Konsols ausgegeben und auf diesen Bedarf wurden — fast ausschließlich in Deutschland — gegen vier Milliarden Mark gezeichnet. Freilich: der Jubel, mit dem dieses verwunderliche Ereigniß begrüßt wurde und der dem tollen Wahn, unsere Mittel seien unbegrenzt, neue Nahrung zuführte, so daß er zu ausgeprägter Verrücktheit wurde, hat sich bald als unberechtigt erwiesen. In ganzen Massen strömten diese sogenannten erstklassigen Werthe in die Bankenkassen zurück und schon bald nach der Ausgabe mußte der amerikanische Markt mit der Bitte um Unterstützung aufgesucht werden. Ein sanfter Druck auf die um die Freundschaft mit den deutschen Regirungen dringender Geschäftsinteressen wegen sehr besorgten amerikanischen Versicherungsgesellschaften veranlaßte diese Institute, einige Millionen deutscher und preußischer Anleihen in ihre Reservefonds hineinzunehmen. Sonst ließ sich kein Land bewegen, uns unter die Arme zu greifen. Selbst ein vierprozentiger Zins lockte nicht mehr. Ja, wir mußten den schweren Schmerz erdulden, daß Herr Witte in diesem Jahr an unserer Thür vorüberging, ohne anzupochen. Wir haben uns sogar auf eine Stufe mit jenen Schwächlingen unter den Staaten gestellt, die nur zur Besorgung des täglichen Brotes, nur, um die Staatsmaschine im Gang zu erhalten, fremde Hilfe in Anspruch nehmen müssen, von fremder Bereitwilligkeit abhängig werden. Sonst wird ein solches Abhängigkeitverhältniß nur zwischen Nationen begründet, die einander im Waarenverkehr in die Hände arbeiten, nicht aber zwischen Staaten, die sich in dem Kampf um die wirthschaftliche Herrschaft mit der größten Kraft befehden, wie Deutschland und die Vereinigten Staaten es bisher thaten und auch weiter thun werden.

Wenn es im Deutschen Reich eine Regirung giebt, die ernsthafte Politik treibt, dann hätte sie in dem Augenblick, wo sie trotz umfassenden Verwaltungüberschüssen sich nicht mehr fähig fühlt, ihre weltpolitischen Träume zu verwirklichen, weil es ihr an dem nöthigen Gelde fehlt, die Probe auf das Exempel machen und an die Hilfbereitschaft der Chinaschwärmer appelliren müssen. Hätten die Träger klangvoller Namen, die Granden, die unter den patriotischen Aufrufen glänzen und die patriotische Phrase bis zu einem Lehrfach sämmtlicher Knaben- und Mädchenschulen durchdrangsalirt haben, die Millionen aufgebracht, die China erfordert, meinten sie es ernst mit den Reden, mit denen sie zur Vermehrung der Flotte und zum Erwerb neuer Kolonien die Bevölkerung anfeuern, — nun, so könnten wir uns in Gottes Namen in Abenteuer stürzen und das eine oder andere Experiment wagen. Bevor aber die erforderlichen Gelder vorhanden sind, ist es ein an schlimme französische Muster mahnendes Unternehmen, kost-

spielige Kriege zu führen. Die Männer, die an der Spitze der Banken stehen, haben ein ruhiges Gewissen. Sie zahlen den patriotischen Vereinen willig ihren Jahresbeitrag, verneigen sich aber ablehnend, sobald den ihrer Leitung anvertrauten Instituten zugemuthet wird, sich in schlechte Geschäfte zu verstricken, nur, um etwa hohen Herren einen Gefallen zu erweisen.

Der Reichsschatzsekretär ist übrigens auch ein merkwürdiger Herr. Er gönnt für die selben Leistungen einem fremden Volk größere Gewinne als dem eigenen. Leiht der deutsche Sparer dem Reich Geld, so erhält er drei Prozent; der ehrbare Amerikaner, den wir gern „smart" nennen, bekommt aber vier Prozent Zinsen. Wäre die wohlweise Regirung für das Ergehen der Landeskinder bedacht, so hätte sie zunächst die dreiprozentigen Anleihen an die Herren Kuhn, Loeb & Co. zu begeben versuchen, vierprozentige Schatzscheine aber den inländischen Kapitalisten vorbehalten müssen. Und es ist fraglich, ob nicht eine Verbesserung der Bezugsbedingungen doch die deutschen Banken bewogen hätte, gegen gute Sicherheit — wie wäre es mit einer Verpfändung der Zölle? — die jetzigen achtzig und die vielen weiteren Millionen dem Reich vorzuschießen, die es dem chinesischen Drachen in den Rachen wirft. Die geschäftliche Tüchtigkeit der Reichsfinanzkräfte wird von kundigen Leuten nicht allzu hoch veranschlagt; aber wenigstens ein etwas nationaleres Vorgehen in einer als national hingestellten Angelegenheit wäre wirklich zu fordern gewesen. Es liegt die Gefahr vor, daß die neuen Schatzscheine nicht einmal zu Pari ausgegeben werden, während sie bekanntlich zu Pari eingelöst werden müssen. Die alten, niedriger verzinslichen Reichsanleihen hätten freilich einen furchtbaren Druck erleiden müssen, wenn sie eine Konkurrenz durch neue, vier- oder fünfprozentige Werthe erhalten hätten. Im Interesse der Besitzer unserer Staatspapiere ist es daher erwünscht, daß die neuen Millionen nicht dem Inland zum Bezug angeboten werden. Aber es wäre doch nur eine artige Selbsttäuschung, wollte man deshalb auch den Stand unserer Finanzen günstiger beurtheilen. Ganz und gar lächerlich ist vollends die Entschuldigung, daß sich amerikanische Kapitalisten mit ihren Mitteln dem Reichsschatzamt angeboten haben. Wer auf seinen Namen und seine Ehre hält, nimmt nicht jedes Angebot an, sondern prüft sehr sorgsam die Geldleute, in deren Gewalt sich zu geben ihm zugemuthet wird. Noch ist die Situation unklar; Eins nur ist sicher: wäre nicht die Börse durch den Zusammenbruch der Haussespekulation und die Verfehlungen einer feindsäligen, ununterrichteten Gesetzgebung verzweifelt, so hätte sie es nie dazu kommen lassen, daß Deutschland dem Yankee tributpflichtig wird.

Lynkeus.



Nicht verschwiegen darf werden, daß manche Bankleute meinen, es sei vernünftig gewesen, dem deutschen Markt jetzt nicht die Uebernahme neuer Staatspapiere zuzumuthen. Die Regirung ließ am Dienstag übrigens offiziös erklären, es handle sich gar nicht um Schatzanweisungen, sondern um Schuldverschreibungen des Reiches, für die ein dem Parikurs naher Preis erzielt worden sei und die 1905 zum Nennwerth einzulösen seien. Auch sei die Anleihe nicht nach Amerika, sondern im vollen Betrage an die Diskontogesellschaft begeben worden, die in New-York Rückdeckung gesucht und gefunden habe.



Vier Briefe.

I. „Sehr geehrter Herr Harden, in dem kleinen, aber sehr beachtenswerthen Aufsatz des Herrn Dr. Julius Duboc über die Heiligkeit des Eigenthums (‚Zukunft‘ vom ersten September) wurde eindringlich auf die großen Gefahren hingewiesen, die die Ansammlung bedeutender Reichthümer in sich birgt. Zu der Frage, wie die Verderben drohenden Kolosse zu bekämpfen wären, möchte ich mir hiermit zu bemerken erlauben, daß vor allen Dingen Reformen auf dem Gebiete des Bodenbesitzes erwogen werden sollten, weil das Entstehen, Bestehen und Wachsen jener Kolosse hauptsächlich durch unsere Bodenrechtsverhältnisse bedingt ist. Da ich diesen Sachverhalt erst kürzlich in der wissenschaftlichen Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung in einer ‚Eine vernachlässigte Kardinalfrage‘ betitelten Arbeit näher beleuchtet habe, kann ich mich hier auf einige Winke beschränken.

Unsere von den Römern überkommenen Bodenbesitzrechte haben für die Gütervertheilung die schwersten direkten wie indirekten Folgen. Zu den direkten gehört vor Allem die Möglichkeit des arbeitlosen Erwerbes in der grassesten Form. Da der Grundwerth mit der sich mehrenden Bevölkerung, mit der Verbesserung der Verkehrs- und Produktionmittel, mit der Erhöhung der öffentlichen Sicherheit und anderen der Gesellschaftleistung entspringenden Werthschöpfern (Wasser- und Gasleitungen, Parkanlagen, Museen, Schulen, Theater u. s. w.), wie auch mit der Entdeckung von Naturwerthen (Kohle, Metalle, Petroleum u. s. w.) rasch steigt, wird der Grundbesitzer, namentlich der städtische, in den Stand gesetzt, große Summen zu verdienen, ohne einen Finger zu rühren. Beinahe werthlose Gärten und öde Sandwüsteneien in der Umgegend von Großstädten werden durch deren Ausdehnung in werthvolle Baustellen verwandelt, deren Besitzer die Hände in den Schoß legen und ruhig abwarten, bis ihnen der hundert-, ja tausendfache Betrag Dessen bezahlt wird, was ihr Grundstück früher werth war. Daß auf diese Weise Millionen im Handumdrehen ‚verdient‘ werden, ist eine bekannte Sache. Dagegen scheint es so gut wie unbekannt zu sein, daß vom Standpunkt der Gerechtigkeit der ausschließlich von der Allgemeinheit geschaffene Mehrwerth des Bodens dieser und nicht einzelnen glücklichen Privatleuten zufallen müßte. Daß der Baustellenwucher die letzte und eigentliche Ursache der städtischen Wohnungnoth ist und daß diese nur durch Bodenbesitzreformen beseitigt werden kann, sei nur nebenbei erwähnt.

Besonders empörend gestalten sich die Verhältnisse, nämlich die Abhängigkeit des Arbeiters und weiter Bevölkerungskreise vom Bodenbesitzer, wenn der Boden Naturschätze in seinem Schoße birgt. So ist es z. B. in Amerika schon wiederholt vorgekommen, daß einzelne Gesellschaften ganze Kohlengebiete mit Beschlag belegten und, um die Kohlenpreise künstlich hoch zu halten, nur einen kleinen Theil zur Ausbeutung frei gaben, trotzdem viele Tausende von Bergleuten hungerten und um Arbeit bettelten, trotzdem Millionen das theure Brennmaterial nicht erschwingen konnten und froren. Der Umstand, daß die Kohlenbergwerke sich in Privatbesitz befinden, kann überhaupt noch recht tolle Zustände zeitigen. Schon spricht man vom Verkauf deutscher Bergwerke an ausländische Kapitalsringe; es handelt sich zunächst um die Zechen Kaiser Friedrich und Tremonia, die ein Konsortium französischer und belgischer Kapitalisten kaufen will. Warum sollten nicht eines Tages englische und amerikanische Milliardäre die deutschen Kohlenlager aufkaufen, um die deutsche In-

dustrie lahmzulegen? Bei unserer heute geltenden Rechtsordnung würde nichts sie daran hindern können. Es ist merkwürdig, daß eine so natürliche Forderung, wie es die Verstaatlichung der Bergwerke ist, kaum auch nur ausgesprochen werden darf.

Die indirekten Folgen der Bodenrechtsverhältnisse bestehen in der Möglichkeit einer absolut sicheren Kapitalanlage und in der anderen, verhältnißmäßig hohen Zins für ein dargeliehenes Kapital verlangen zu können. Diese Behauptung ist vom scharfsinnigen Sozialreformer Michael Flürscheim in seinem Buch ‚Der einzige Rettungweg‘ erschöpfend begründet worden. Der zweite Theil dieser Behauptung ist übrigens schon vor fast vierhundert Jahren von Calvin erkannt worden, der in Erwiderung auf die Angriffe gegen das Zinsrecht sagte: ‚Das Geld erzeugt nicht das Geld, Das ist unbestreitbar: aber mit Geld kauft man Ländereien, die mehr erzeugen als den Gegenwerth der darauf verwandten Arbeit und die dem Eigenthümer ein Mehreinkommen übrig lassen, nachdem alle für Handarbeit und Sonstiges gemachten Ausgaben bestritten sind. Mit Geld kauft man ein Haus, das Miethen einbringt. Nun kann aber die Sache, mit der man Gegenstände kaufen kann, die aus sich selbst Einkommen erzeugen, betrachtet werden, als ob sie selbst Einkommen erzeugte.‘

Ich wollte diese Gelegenheit nur benutzen, um wieder einmal auf den ‚Bund der deutschen Bodenreformer‘ und sein bei Harrwitz in Berlin verlegtes Organ, ‚Die deutsche Volksstimme‘, hinzuweisen. Die Bestrebungen dieses Bundes zielen nicht etwa auf eine Verstaatlichung des gesammten Bodens ab, sondern dringen vielmehr nur auf eine Reihe verhältnißmäßig leicht durchführbarer Reformen, die viele soziale Schäden beseitigen würden. Die wichtigsten Forderungen des Bundes sind folgende: 1. Erhaltung und planmäßige Erweiterung des Gemeinde-Eigenthums. 2. Eine entsprechende Steuerordnung; außer der Umsatzsteuer, die noch nicht in allen Gemeinden besteht, handelt es sich um eine Bauplatz- und namentlich um eine der Werthsteigerung des Bodens entsprechende Zuwachssteuer. 3. Erlaß eines Wohnungsgesetzes, das die spekulative und übermäßige Ausnutzung des Bodens verhindert und Wohnräume ausschließt, die in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung gerechten Anforderungen nicht entsprechen. 4. Bei ländlichen Zwangsverkäufen ein Vorkaufsrecht für die Gemeinde oder den Staat. 5. Planmäßige innere Kolonisation durch den Staat, und zwar in einer Form, die eine spekulative Verwendung und eine Ueberschuldung des neugeschaffenen Besitzes ausschließt. 6. Verhinderung der gemeinschädlichen Ausnützung der Naturschätze. 7. Organische Ueberführung des Realkredits in öffentliche Hand. Die Wichtigkeit dieser letzten Forderung beweisen die gewaltigen Summen, bis zu denen die Pfandbriefe der Hypothekenbanken angewachsen sind. Der Werth dieser Pfandbriefe, der sich jährlich um etwa 500 Millionen vermehrt, beträgt nämlich jetzt bereits über 6 Milliarden.

Die Gefahr der Kapitallatifundien wird beständig größer, nicht nur wegen der perversen Verwendung des Reichthums, sondern auch, weil ein großer Theil des Einkommens der ganz Reichen immer wieder zinsbringend angelegt wird. Der Zins ist jedoch kein Naturerzeugniß, sondern ein Tribut, eine Abgabe, die irgend Jemand aus seinem Vermögen oder aus seinem Einkommen leisten oder sich von vorn herein von seinem Lohn abziehen lassen muß. Meist sind es die arbeitenden Volksmillionen, und zwar sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer, die zur Aufbringung des Zinses ihren Verbrauch einzuschränken gezwungen sind. Dieser Prozeß der Verschiebung der Besitz- und Einkommenverhältnisse zu Gunsten des müssigen Uebersättigten und

zu Ungunsten des arbeitenden Bedürftigen spielt sich im wirthschaftlichen Leben unter tausenderlei Formen ab, die oft seinen wahren Charakter verdecken. Die von sämmtlichen Kapitalisten der Erde alljährlich zinsbringend angelegten Beträge werden bereits auf etwa 15 Milliarden Mark geschätzt. Mit Entsetzen merken wir an solchen Ziffern, daß ein Wort Napoleons, die fürchterliche Herrschaft des Zinseszinses werde die Menschheit noch auffressen, thatsächlich in Erfüllung zu gehen droht.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

München-Pasing. Professor Max Seiling."

* * *

II. Ein Brief des Herrn Karl Jentsch:

„Ein ‚Ausschuß von Ruhestand-Beamten' schreibt mir: ‚In ihrer bedrängten Lage haben die alten Staatsdiener an Sie gedacht und hoffen, daß Sie mit Ihrem populären literarischen Wirken auch für die alten Veteranen des Staatsdienstes gelegentlich eintreten werden.' Solches Vertrauen legt mir die Verpflichtung auf, dem Publikum wenigstens darzulegen, worum es sich handelt. Früher, meinen die Klagenden, seien zwar in Preußen Besoldungen und Pensionen kärglich gewesen, aber die Beamten und Pensionäre seien trotzdem zufrieden geblieben, weil keine ungerechten Unterschiede bestanden. Seit 1882 aber seien solche Unterschiede eingetreten. Vor 1882 galt der Pensionsatz von $^1/_{80}$ fürs Dienstjahr und diesen beziehen alle bis dahin in Ruhestand getretenen preußischen und Reichsbeamten; seitdem gilt der Satz von $^1/_{60}$ und diesen beziehen die von 1882 ab pensionirten. Ferner sind 1890 und 1897 die Besoldungen erhöht worden, womit sich auch das Sechzigstel erhöhte, während die vorher Pensionirten mit der nach dem geringeren Gehalt berechneten Pension vorliebnehmen müssen. Besonders empfindlich getroffen fühlen sich die mittleren Beamten mit 3000 Mark und darüber, weil deren 1890 vorgeschlagene Gehaltsaufbesserung bis 1897 verschoben worden ist, während die Besoldungen der Unterbeamten 1890 aufgebessert wurden, so daß die zwischen 1890 und 1897 in Ruhestand getretenen mittleren Beamten weniger beziehen als die im selben Zeitraum pensionirten Unterbeamten. Im Einzelnen kommen dann noch viele Kuriosa vor; so bezieht die Wittwe eines Briefträgers, der sich im Felddienst 1870 ein Leiden zugezogen hatte und jung pensionirt worden war, mit ihren Kindern mehr als die ganze Familie, da der Mann noch lebte, nämlich 304 Mark, während der Mann nur 228 Mark Pension bekam. Die bayerische Regirung, wird mitgetheilt, zahle solche winzige Pensionen, die nur Almosen sind, überhaupt nicht, sondern bei einer innerhalb der ersten zehn Dienstjahre eintretenden Invalidität sieben Zehntel des Gehalts. Die in ungünstiger Zeit pensionirten Ruhestandbeamten finden ihre Zurücksetzung besonders deshalb hart, weil sie es gewesen seien, die im schweren Dienst der großen Zeit theils als Soldaten, theils als Civilbeamte die heutige Prosperität herbeigeführt haben, die es dem Staat und dem Reich ermöglicht, seinen Beamten ein hinreichendes und anständiges Einkommen zu gewähren, und weil diese Prosperität allgemeine höhere Lebenhaltung und Erhöhung der Preise vieler nothwendigen Lebensbedürfnisse bedeutet. Mit ihren Petitionen haben die Ruhestandbeamten bis jetzt keinen Erfolg gehabt; die Pensionäre haben nun eine neue Petition an den Reichstag drucken lassen, der ich von Herzen Erfolg wünsche, denn daran ist ja wohl nicht zu zweifeln, daß sich die alten Herren, wenn sie nicht eigenes Vermögen besitzen, in bedrängter Lage befinden. Allerdings schließt ihre Forderung einen Grundsatz ein,

der Bedenken erregen kann, nämlich: daß an jeder Verbesserung der Lage der Beamten auch Alle theilnehmen sollen, die vor dieser Verbesserung aus dem Amt geschieden sind. Wenn wir uns diesen Grundsatz auf die Privatwirthschaft angewendet und auch für den umgekehrten Fall giltig denken, so daß bei eintretender schlechter Konjunktur die unter der guten Konjunktur reich Gewordenen einen Theil des Erworbenen herausgeben müssen, so kommen wir zu merkwürdigen Perspektiven. Wenn ich also auch die Forderung der Ruhestandbeamten grundsätzlich nicht unbedenklich finde, so möchte ich mir doch nicht die Auffassung der Herrenhauskommission aneignen, die der Berichterstatter Struckmann mit den Worten ausgesprochen hat: ‚Bei der Kommission überwog der Gesichtspunkt, daß das Beamtenverhältniß in der Hauptsache mit der Pensionirung erloschen ist. Der Staat erhebt keinen Anspruch mehr an diese Beamte und sie sind, indem sie ihre Pension bekommen, damit vollständig von ihm abgefunden.‘ Das heißt also: der Staat kümmert sich nicht mehr um sie. Denken wir uns, es träte eine plötzliche allgemeine Preissteigerung ein, die den Ruhegehalt zum Hungerlohn herabdrückte: würde sich da der Staat nicht verpflichtet fühlen, nach seinen früheren Beamten zu sehen? Und wenn die Pensionäre in Masse der Sozialdemokratie zufielen, so wäre es doch sehr fraglich, ob der Staat nach dem Grundsatz verfahren würde, daß das Beamtenverhältniß mit der Pensionirung erloschen sei; ‚in der Hauptsache‘, hat freilich Herr Struckmann vorsichtig hinzugefügt."

* *
*

III. „Hochverehrter Herr Harden, im Anschluß an meinen Artikel in der ‚Zukunft‘ vom achtzehnten August erlaube ich mir, noch Folgendes nachzutragen. Seit der Artikel geschrieben wurde, hat sich Verschiedenes ereignet, das von außerordentlicher Wichtigkeit für die weitere Entwickelung der sogenannten Negerfrage in den Vereinigten Staaten ist. Auch der Staat Nord-Carolina hat inzwischen einen Zusatz zur Staatsverfassung angenommen, wonach nur die Bürger stimmen dürfen, die des Lesens und Schreibens kundig sind und Vermögen genug besitzen, um eine direkte Steuer bezahlen zu können. Damit ist der eben so ungebildete wie mittellose Neger auch in Nord-Carolina bürgerlich brutalisirt worden, denn er kann das Stimmrecht nicht mehr ausüben. Nur das Recht, gelyncht zu werden, hat man dem Neger gelassen. Da die Neger durch ähnliche Gesetze kürzlich in Süd-Carolina, Mississippi und Louisiana entrechtet worden sind, so darf man gespannt sein, wie viele von den sechzehn ‚Sklaven‘-Staaten dem Beispiel der bereits erwähnten vier Staaten folgen werden. Endgiltig erledigt ist damit die Negerfrage weder jetzt noch für die Zukunft.

Und noch eine Notiz, die Sie vielleicht interessiren wird. Wie ich sehe, veröffentlichen Sie ab und zu Charakteristisches aus Neu-Byzanz, wie Sie treffend gewisse Zeitungmeldungen von Vergnügungen in ‚allerhöchsten‘ Kreisen nennen. Doch auch darin sind ‚wir Wilden‘ hier nicht mehr bessere Leute; auch bei uns blüht schon der neue Byzantinismus lustig, nur wirkt er im Lande der patentirten Freiheit geradezu grotesk. Unser sogenannter ‚alter Adel‘, wie z. B. die Vanderbilts und Astors, weilt im Sommer gewöhnlich in dem vornehmen Badeplatz Newport, nicht weit von New-York. Ein Leibberichterstatter meldete von dort aus an den ‚Herald‘ getreulich, was die hohen Herrschaften täglich in Newport treiben. Am sechsten August schrieb dieser Brave wörtlich: ‚Gerade eine Minute lang war Mrs. William K. Vanderbilt jr. am Sonnabend abends in nicht geringen Schrecken versetzt. Mr. und Mrs. Vanderbilt fuhren in ihrem neuen Automobil langsam die Bellevue Avenue

entlang, als plötzlich um eine Biegung des Weges herum zwei durchgehende Pferde, die vor eine Kutsche gespannt waren, dahergesaust kamen. Im nächsten Augenblick waren die Pferde in der Nähe von Mr. und Mrs. Vanderbilt. Leute, die vorbeifuhren und den Vorfall mit ansahen, glaubten, die Sache würde ein böses Ende nehmen, wie es anfangs schien; aber eine starke und geschickte Hand hinter den Pferden hielt sie im Zaum, ehe sie ein Unglück anrichten konnten. Mrs. Vanderbilt war natürlich nicht wenig beunruhigt in Folge der fatalen Situation, doch bald hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen und war im Stande, die Fahrt fortzusetzen.' Sehr niedlich ist auch, was der biedere Zeitungmann am ersten September den new-yorker Plebejern berichtete: ,Colonel und Mrs. Joh.: Jakob Astor wie ihre Freunde machten heute nachmittags einen Ausflug nach Stony Point und nahmen den Ort mit Sturm. (Sinnige Anspielung auf des famosen Operetten-Colonels Heldenthaten bei Manila). Colonel Astor hatte sich, wie schon früher, auch diesmal die ausschließliche Benutzung all der Belustigungen des Ausflugplatzes gesichert. Aber die Menge der Vergnügunglustigen, die Stony Point aufsuchen, war keineswegs darüber ungehalten, daß sie ausgeschlossen war, sondern eher entzückt über die Gelegenheit, auch nur von Weitem einen Anblick der Aristokratie auf einer Landpartie zu haben. Ueberdies würdigten sie die Thatsache, daß sie nahezu Ellbogen an Ellbogen mit Leuten waren, die gesellschaftliche Geschichte machen, und dieser Gedanke allein war vollauf Entschädigung dafür, daß sie diesmal außerhalb der Thore bleiben mußten.'

,Gesellschaftliche Geschichte machen' ... nett, nicht wahr? Sie werden sicher mit Nolant de Fatouville bemerken: C'est tout comme ici! Wir europäisiren uns wirklich mit fabelhafter Schnelligkeit; aber es ist eine Karikatur Europas, die da zu Stande kommt. In alter Ergebenheit grüßt Ihr

New-York. Henry F. Urban."

* * *

IV. Ein älterer Beamter und Offizier der Reserve schreibt:

„Vor Jahren hörte ich einmal während einer Uebung beim Liebesmahl, wie der Premier-Lieutenant v. B. (aus einer Familie, die dem preußischen Heer Dutzende braver Offiziere gegeben hat) etwas Dienstliches sachlich, aber scharf tadelnd besprach. Einer jener liebenswürdigen Kameraden, die über Leichen vorwärts streben, machte ,Pst, Pst!', mit angstvollem Blinzeln nach den Stabsoffizieren. Da brüllt ihn B. an: ,Sind wir Sklaven, sind wir stumme Hunde?'

Heute lese ich im Berliner Tageblatt eine — recht hübsche — Feuilleton-Schilderung der sylter Table d'hôte. Chinagespräch. Ueberwiegend, ,unendlich überwiegend ein großes Unbehagen. Und es ist sehr merkwürdig, zu beobachten, wie bei gewissen, oft ganz harmlosen Worten Alle einander verständnißvoll anblicken. Es genügt, daß Jemand sagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, — und die ganze Tafelgesellschaft nickt mit dem Kopf.'

Hat denn der Verfasser, Herr Theodor Wolff, gar keine Empfindung dafür, welche Entwürdigung er schildert? ,Knicken und nicken, mit den Augen zwicken: beim Genick möcht' ich den Nicker packen, den Garaus geben dem garstigen Zwicker!' Sind wir wirklich so feig, daß wir aus Furcht vor ein paar Dutzend auf Majestätbeleidigung pürschenden Staatsanwälten das Maul nicht mehr aufzuthun wagen? Sind wir stumme Hunde?

Seit wann und durch welches Gesetz ist es deutschen Staatsbürgern verboten, auszusprechen, was Hunderttausende denken: Wir mißbilligen, ohne Seiner Majestät gute Absicht irgend anzuzweifeln, fast jeden Satz, den der Kaiser über die Chinasache gesprochen, geschrieben oder telegraphirt hat, vom Pardonverbot und Hunnenvergleich bis zur Empfehlung Waldersees an Mac Kinley als des Gatten von Esther Lee. Wir sind erschreckt über die Wirkung, die des Kaisers Diktion auf Waldersee ausgeübt hat, der (wie weiland Ducrot) schwört, nie einen Rückzug zu befehlen, und von dem sogar in den zahmen Preußischen Jahrbüchern gesagt wird, sein (eines aktiven Generalfeldmarschalls!) Verhalten sei den besten Traditionen des preußischen Offiziercorps zuwider gewesen. Wir — Das heißt Jeder, der eine Ahnung von den Verkehrsformen der Souveraine hat — sind bestürzt über Das, was dem höchsten Vertreter des Deutschen Volkes in letzter Zeit vom russischen Kaiser geboten worden ist. Wir mißbilligen einmüthig einen großen Theil Dessen, was von dem Leiter der Reichspolitik gethan worden ist: das Drängen in, ja, vor die Front, den Umfang unserer Truppensendung. Wir befürchten von diesen Worten und Thaten großes Unheil für das Verhältniß zu den anderen Mächten, für die Meinung des Auslandes vom deutschen Volkscharakter, für unseren Handel, für unsere Finanzen. Wir sind aufs Tiefste entrüstet, daß Kanzler und Minister nicht jene Worte und Thaten verhindern, wie ihres Amtes ist, oder dieses Amt quittiren. Wir tadeln auf das Schärfste, daß ein Krieg mit Opferung von Tausenden gesunder Körper und hunderten Millionen Mark geführt wird, ohne die Vertretung des Volkes zu hören. Und Das Alles müssen wir schlotternd verschlucken, aus Furcht vor dem Büttel?

Dabei wäre es so gefahrlos, frei von der Leber zu sprechen, wenn nur Fünfhundert, wenn nur Hundert die Courage hätten! Einem, fünf, zehn muthigen Schriftstellern und Rednern kann man das Leben sauer machen durch Beschlagnahmen, Verbote, verantwortliche Vernehmungen, Anklagen, Armesünderbänkchen. Bei Fünfzig hörts schon auf! Wie schnell würde dann selbst Herr Schönstedt seinen Staatsanwälten Hahn in Ruh kommandiren! Festhalten, wenn es kräftig von unten blies: Das konnte wohl Bismarck. Die Herren von heute haben stets nachgegeben: siehe zahlreiche Gesetzentwürfe, zuletzt noch die Lex Heinze. In drei Wochen wäre der Reichstag versammelt, wenn das Volk es laut und einmüthig forderte.

Und dann? An dem einzigen Ort, den ein Fünfzigmillionenvolk immun von den Ansichten der Staatsanwälte über die Grenzen der Redefreiheit erhalten hat: werden dort die Stummen reden? Werden die Abgeordneten von rechts und aus der Mitte, wie die konservativen Dresdener Nachrichten von ihnen verlangen, nicht, wie bisher, stumme Zuschauer der linksliberalen und sozialdemokratischen Opposition sein, sondern offen Farbe bekennen, sich selbständig und unabhängig zeigen, mit Entschiedenheit darauf dringen, daß sie die Minister nicht mehr ‚als bloße Handlanger zu bewerthen haben, daß wieder im Sinn der Reichsverfassung regirt werde‘? Werden also die Abgeordneten, wie das konservative Organ unzweifelhaft, aber wieder mit unnöthiger Verhüllung, fordert, so ehrerbietig wie entschieden aussprechen, daß sie fast alle Reden und viele Handlungen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers mißbilligen?

Ja, schnell und schroff ist die Stimmung umgeschlagen. Schon wird sogar Herrn Mosses Meute umgepfiffen, die noch lange unentwegt Hurra brüllte, als Konservative, Nationalliberale und Centrum schon schwere Bedenken äußerten. Die nach oben schnuppernden Nasen bekamen diesmal die Witterung von der geänderten

Stimmung des lieben Publikums zu spät und ich bat Harden im Stillen Alles ab, was ich über seine Ausfälle gegen diese Sorte von Freisinnigen Jahre lang gezürnt hatte. Aber trotz diesem Umschlag sind wir noch weit entfernt, den Muth unserer Meinung zu haben. Noch immer knicken und nicken wir. Noch immer ducken wir uns, wenn der Schutzmann den Nachbarn am Kragen faßt, oder freuen uns gar, weil uns des Nachbarn Weltanschauung oder seine Manier oder seine Nase nicht gefällt, — oder weil er ein unbequemer Konkurrent ist. Kräftig spricht das Organ der Großindustriellen, die Rheinisch-Westfälische Zeitung, vom ‚Ansichreißen der Führerrolle, Spott der ganzen Welt, Abwenden vieler Auswärtigen vom Monarchismus, sinnlosem Taumel im Inlande, gedankenloser Dummheit eines großen Theils des deutschen Volkes, Tintenkulis des Auswärtigen Amtes, Lobeshymnen in den käuflichen Blättern, Narrenspossen, von der Rolle eines Theatergenerals, der in Tientsin wöchentlich eine Parade abhalten darf, von den Strebern in den bürgerlichen Parteien, von der ungünstigen Entwickelung Deutschlands in den letzten zehn Jahren und den fortwährend gemachten Fehlern.‘ Aber wer hat denn nach der Meinung des Blattes die Fehler gemacht? Die Handlanger und Manager? Wozu führen denn diese Fiktionen, Verschiebungen, falschen Adressen, wie kann dabei Erfolg erwartet werden? Wo in aller Welt steht denn geschrieben, man dürfe Worte und Thaten des Monarchen nicht tadeln? Hier, meine Herren Kaufleute und Industrielle, die Sie leider in Deutschland an Muth hinter den doch viel exponirteren Beamten, Professoren, Literaten bei solchen Anlässen noch zurückstehen, hier ist Verfassung und Strafgesetzbuch: zeigen Sie mir eine Stelle, die Ihnen verbietet, Ihre Kritik gegen die Person zu richten, die Sie in Wahrheit meinen. Ich kann es verstehen, daß ein Monarchist denkt und sagt: Alles, was mein König spricht und thut, ist wohlgesprochen und wohlgethan. Aber wenn er die Worte und Thaten für unheilwirkend hält, wenn er sich gedrungen fühlt, dagegen anzukämpfen, wenn die Worte öffentlich vom Monarchen gesprochen sind, daß dann ein deutscher Mann anno 1900, daß fünfzig Millionen vor den spottenden Augen der ganzen Welt sich fürchten, zu sagen, was sie denken: Das ist so ziemlich das Traurigste, was ich im öffentlichen Leben gesehen habe. Haben wir deshalb im Kriege geschwitzt, gehungert, gefroren, unsere Knochen zu Markte getragen, haben wir deshalb unter unserem herrlichen alten Kaiser Jahre lang Bismarcks glorreich bescheidene Politik unterstützt, haben wir deshalb ein einiges, starkes, blühendes, gefürchtetes Deutschland schaffen helfen, um nun auf unsere alten Tage wie die Kammerherren zu wispern, wie die Eunuchen zu raunen oder gar hinter dem Maulkorb zu schweigen? Sind wir denn stumme Hunde?

Jeder Preuße hat das Recht, seine Meinung frei zu äußern. Die Person des Königs ist unverletzlich; wir denken an keine Verletzung. Der König darf so wenig wie jedes andere Glied des Volkes beleidigt werden; wir weisen jeden Gedanken an solche Beleidigung empört zurück. Noch mehr: wenn wir verantwortliche leitende Staatsmänner haben, wenn der König nur mit ministeriellen Bekleidungstücken uns erscheint, wenn die Minister, wie weiland Bismarck, vor dem Throne stehen, dann gebietet die schuldige Ehrfurcht vor dem Monarchen und vor der Monarchie, jede sich etwa regende Opposition nur gegen die Minister zu richten. Wenn aber diese Minister in der Ferne jagen, baden, flöten, wenn uns mit dem Hammer die Erkenntniß beigebracht wird, an den Kaiser allein dürften und sollten wir uns halten, — dann dürfen und müssen wir auch sagen: Wo geirrt ist in Wort und That, ist vom Kaiser geirrt."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 29. September 1900.

Tietz und Wertheim.

In der Leipzigerstraße, auf dem Grundstück des alten Konzerthauses, wo die berlinische Mittelbourgeoisie Jahre lang Bilses Musik lauschte und bei Bier und Butterbrot ehrbare Annäherungen an heirathreife Töchter erlaubte, ist eine neue Kundenkathedrale erstanden. Eine mächtig ragende Zwingburg aus Sandstein, Eisen und Glas. Namentlich aus Glas; die ganze Front ist ein einziges Schaufenster. Goldig glänzende Gitter, steinerne Riesen, Marmorstuck, bronzene Thiere und künstliche Pflanzen schmeicheln dem an protzigen Häuserschmuck gewöhnten Geschmack der Berliner; und zwei Springbrunnen, die Parfum und Eistränke spenden, werden aus verzückten Augen bestaunt. Die Sache sieht sehr effektvoll aus, besonders abends, wenn die Ueberfülle des elektrischen Lichtes von fern schon die Blicke lockt. Kein Waarenhaus hat mit solcher Pracht bisher je die Kunden zu ködern versucht. Als vor sechsundsechzig Jahren der Bazar Ville de Paris eröffnet wurde, höhnten die pariser Zeitungschreiber, neben dem neuen Geschäft würden die älteren, Le Petit Saint-Thomas und Le Pauvre Diable, nur noch wie kleine Kläffer neben einer Riesenbulldogge wirken. Jetzt würden Weltmagazine wie Bon Marché, Louvre, Whiteley und Wanemaker altfränkisch neben dem neusten berliner Straßenwunder erscheinen, auf dessen Glasglobus in leuchtenden Lettern der Name Tietz prangt. Herr Tietz, der München schon lange mit einem Waarenhause beglückt hat, muß den Boden der Reichshauptstadt und die Psyche des Kundenkreises, den er erobern will, sehr gründlich studirt haben. Er hat es nicht, wie weiland Boucicaut, mit Käufern von alter Kultur und solidem Geschmack zu thun, die das Wesen über den Schein

stellen und stutzig werden, wenn ein Geschäftsmann sie in allzu üppig ausgestattete Räume ladet, sondern mit Leuten, die vorgestern erst zu Geld gekommen sind, Adolf Ernst, Wertheim und den Kaiserkeller erlebt haben und vor allen Dingen geblendet, von derber Reizung gepackt werden wollen, mit Leuten, denen Stephans Mauerstraßenpalast und der Ehrensaal der moabiter Ausstellung Gipfel hehrer Kunst bedeuten und die, wenn sie aus Paris heimkehren, mit verächtlich gerümpfter Lippe über das monotone, schmucklose Straßenbild der welkenden Lutetia spotten. Herr Tietz weiß, wie solche Leute zu fassen und zu fesseln sind. Eine kluge Reklame hatte, ehe er selbst noch den Schauplatz betrat, seinen Namen an der Spree bekannt gemacht. Bei Tietz wird in dem selben Raum ausgesucht, gekauft, bezahlt und empfangen; man braucht nicht Treppen zu klettern und nach der Kasse zu fragen. Bei Tietz wird jede gekaufte Waare ohne Zögern zum vollen Einkaufspreis zurückgenommen. Bei Tietz giebt es nicht nur Kleider, Wäsche, Lebensmittel, Möbel, Fahrräder, Teppiche, Passementerien, Haus- und Körperschmuck jeglicher Art, sondern auch gute Bilder, Statuen, Bronzen, natürlich viel billiger als in den Kunsthandlungen. Tietz liefert die Packete eine Stunde nach dem Einkauf frei ins Haus. Tietz hat eine nach dem Muster der Reichspost eingerichtete Expedition, 2500 männliche und weibliche Verkäufer, 500 Hausdiener, 50 Radfahrer und 12 Automobilgepäckwagen. So las man; und jede Wundermär wurde geschäftig weitergetragen. Inzwischen wuchs der Glaspalast immer höher; und als der Tag der Weihe des Waarenhauses gekommen war, hielt der Chef seinen Gästen eine Vorlesung über die wirthschaftliche Bedeutung der Großmagazine und über die besonderen Ziele, denen er, Hermann Tietz, mit emsigem Fleiß rastlos entgegenstrebe. Alles, was ist, meinte der neue, philosophisch geschulte Nationalökonom, ist auch vernünftig; die Waarenhäuser bestehen, bringen Gewinn und mehren sich: also entspricht ihr Dasein einer ratio und einer necessitas, die leider von der herrschenden Unvernunft noch nicht klar erkannt werden. Das Waarenhaus Tietz wird der Industrie neue Wege und neue Absatzmöglichkeiten zeigen, der Landwirthschaft durch den Massenverkauf von Konserven neue Kraft zuführen und in der Menge der wenig Besitzenden neue Bedürfnisse wecken, deren Befriedigung die Billigkeit des Gebotenen ermöglichen werde. Und als dieser Heilsverheißung letzter Ton verklungen war, wurde jedem Gast ein Tietz-Walzer mit auf den Weg gegeben. Dagegen ist nichts zu sagen. Wenn der Deutsche Flottenverein, in dem die ersten Gelehrten und Staatsmänner sitzen, den Kotillonschmuckgeschäften in einem feierlichen Rundschreiben „Vorlagen zu

Dessins sowie auch Zeichnungen oder Anweisungen zur Zusammensetzung von Touren" anbietet, „die auf unsere Marine, das Seewesen überhaupt und unsere Kolonien Bezug haben", dann braucht Herr Tietz seines Walzers sich gewiß nicht zu schämen. Aber auch die Rede, die Mancher getadelt hat, war ein guter Einfall. Die Freunde preisen, die Feinde zerfetzen sie und durch beide Lager hallt zunächst einmal Tage lang der Name Tietz. Das ist die Hauptsache. Wer weiß, ob die haute nouveauté sich nicht einbürgern und jeder Waarenhausbesitzer nächstens allmonatlich vor einem geladenen Publikum wirthschaftliche Vorlesungen halten und die Vertreter des angeblich von ihm geschädigten Mittelstandes in wohlgesetzter Rede bekämpfen wird? Solche Sitte könnte die ins Ungeheure wachsenden Inseratenkosten wesentlich mindern und die Annoncenhändler kämen trotzdem nicht zu kurz; denn der Bon Marché hat schon in stilleren Tagen für Reklame jährlich ungefähr sechs Millionen Francs ausgegeben, deren beträchtlichster Theil der Presse zufloß, und seitdem hat Europa bekanntlich gewaltige Kulturfortschritte gemacht.

* * *

Während zwischen der Markgrafen und der Jerusalemerstraße der Neubau wuchs, schlich die Sorge in einen zwischen der Wilhelmstraße und dem Leipzigerplatz himmelan ragenden Palast, in das Waarenhaus A. Wertheim. Vor drei Jahren, als es enthüllt wurde, schien das von grellem Rampenlicht beleuchtete Riesenaquarium an Wirkung nicht zu überbieten; die schlanke Gliederung des in amerikanischem Stil gebauten Hauses, die im Lichtglanz funkelnden Glasflächen, der goldig schimmernde Putz der weiten Räume, die Häufung der zur Schau gestellten Waaren und mehr noch die reizende Kunde von den Schätzen, die das Innere bergen sollte: das Alles ließ die Betrachter in beinahe brünstigen Schauern erbeben. Keiner konnte dagegen aufkommen; und die Zeit schien nah, wo auch die reicheren Kunden sich von Hertzog, Israel, Gerson wegwenden und ins wertheimische Märchenreich wandern würden. Noch hielten nicht viele Equipagen vor dem Glaskasten, noch schreckten die ausgestellten geschmacklosen Massenartikel die Vermögenden ab, und wer in einer exposition de blanc das Publikum im Bon Marché beobachtet hatte, konnte über den Vergleich der Häuser Boucicaut und Wertheim nur lächeln. Allmählich aber verbreitete sich das Gerücht, man könne in dem früher verachteten Bazar auch feine Sachen kaufen, gute chinesische Bronzen, Modellkleider, echte Parfums und unver-

fälschte kosmetische Mittel. Die Bankierdamen, die lange die Berührung mit der roture gescheut hatten, wagten sich sacht, in den stillen Vormittagsstunden, nun hinein und in der Zeit der sinkenden Kurse konnte man in den früher leeren Luxuswaarenrayons die Ehehälften berühmter Bankdirektoren treffen. Die neue Kundschaft tastete vorsichtig das verrufene Gelände ab, das sie sonst nur betreten hatte, um „für die Leute" Weihnachtgeschenke zu kaufen; sie fing mit einem Töpfchen Lippenpomade, einem Ondulireisen und einem Apparat für Gesichtsmassage an, erstand dann englisches Silbergeräth für den Frühstückstisch und machte schließlich mit Ballblumen einen kühnen Versuch. Solche Schritte vom Lindenwege wurden zunächst, wie wunderliche Abenteurerfahrten, mit Nachsicht heischendem Lächeln gebeichtet; fast immer aber hieß es am Schluß: „Man kauft dort wirklich nicht schlecht, — und lächerlich billig". Natürlich brachte auch der unklug gegen die Waarenhäuser entfesselte Sturm deren Besitzern nur Nutzen; sein Wehen gab ihnen die erwünschte Gelegenheit, die Vortheile ihrer Betriebsart weitschweifig auseinanderzusetzen und die vom Großmagazin ausgehende Heilswirkung in Volksversammlungen propagiren zu lassen. Die Hoffnung, eines Tages vielleicht den beliebtesten Thiergartenlieferanten, den Demuth, Pétrus, Bister, Hövell, Névir und ähnlichen Firmen, Kunden abfangen zu können, war nicht mehr utopisch zu nennen... Da fiel in den Lenztraum ein Reif: Tietz rückte heran, drängte sich breitspurig in die selbe Leipzigerstraße, die Wertheims Allmacht so lange beherrscht hatte. Ueber die von solcher Konkurrenz drohende Gefahr war ein Zweifel nicht möglich; und je mehr das Gerüst wich, der neue Glanz sichtbar, die kluge Reklamekunst spürbar wurde, um so nöthiger schien es, sich gegen den unwillkommenen Kömmling zu waffnen. Wertheim hatte im wahrsten Wortsinn vorgebaut: er erweitert in der Leipziger-, Voß- und Oranienstraße seine Verkaufsräume und wird vor Weihnachten Presse und Publikum zu festlichen Eröffnungschmäusen laden. Ohne Tietz und dessen dräuende Vornotizen wäre wenigstens im Westen der kostspielige Neubau wohl unterblieben, denn Wertheim hat für die doppelte Kundenzahl Raum genug und in der Adventzeit ist ein dichtes Gedräng das wirksamste Anziehungmittel. Aber er konnte dem nahenden Konkurrenten nicht den Vortheil des neueren Glanzes lassen, er mußte gerade jetzt, beim Auftauchen der ersten ernsten Gefahr, zeigen, daß seinem Siegerwalten das vor drei Jahren erbaute Gehäuse schon wieder zu eng geworden war. So begann der für die Weltgeschichte des Kapitalismus nicht unwichtige Kampf der Häuser Wertheim und Tietz mit einem Millionenopfer.

Die Lage des im Herrschaftrecht Bedrohten blieb trotz diesem Opfer noch schwierig. Vor einem Neubau sammeln sich wohl gaffende Gruppen; aber Tietz hatte den größeren, effektvolleren, dem berlinischen Geschmack besser angepaßten Neubau. Durfte man ihm, der schon in der letzten Septemberwoche eröffnen wollte, thatlos den Kundenstrom überlassen, der zu Weihnachten dann vielleicht nicht wieder ins alte Bett zu leiten war? In kritischen Stunden greift selbst der vorsichtigste Stratege zu außerordentlichen Mitteln, um des Schicksals schwankende Gunst an seine Fahnen zu fesseln. Nach langwierigen Angstwehen gebar die wertheimische Phantasie einen vorläufig rettenden Gedanken. Eines Tages las man in fetten lateinischen Lettern, das Waarenhaus A. Wertheim veranstalte „in sämmtlichen Abtheilungen einen Extra-Verkauf zu außerordentlich herabgesetzten Preisen". Unter dieser Anzeige stand: „Da wir einen derartigen Extra-Verkauf von neuen Waaren niemals wieder bieten werden, so können wir diese Gelegenheit zum Einkauf besonders empfehlen." Der Walderseestil des feierlichen Gelübdes wurde ein Bischen verspottet und man glaubte zuerst, mit den „außerordentlich herabgesetzten Preisen" werde bei näherem Zusehen am Ende nicht viel Staat zu machen sein. Doch dieser Verdacht währte nicht lange. Bald trugen entzückte Frauen und Jungfern die frohe Botschaft von fabelhaft billigen Einkäufen umher. Ein Dutzend Küchenhandtücher drei Mark. Ein Golfcape, hochfein, zwölf Mark. Ein echtes Nerzcollier mit Kopf und drei Schweifen acht Mark und eine halbe. Eine Stahluhr mit Garantieschein vier Mark. Damenhemden mit Spitzen anderthalb Mark. Matrosenblousen für neunjährige Knaben noch nicht zwei, Damenschirme aus Gloria mit Silbergriff noch nicht vier Mark. Eine Dose mit jungen Schoten vierzig Pfennig. Und so weiter. Solche Freudenpost mußte die holde Weiblichkeit aller Stände in Aufruhr versetzen; sie steckte alles Erraffbare zu sich und stürzte ins billige Land. Die Hausherren durften nicht widersprechen. Eine Gelegenheit, die — es ist ja gedruckt — niemals wiederkehrt! Warum heute nicht wohlfeil kaufen, was man in zwei, drei Monaten viel theurer einhandeln muß? Enthaltsamkeit wäre hier wahrlich die reine Verschwendung. Arthur braucht eine Herbstblouse; unsere Dowlaslaken werden schon recht dünn; und man muß doch bei Zeiten an die Leutebescherung denken ... Vierzehn Tage lang wurde überall von Wertheims Ausverkaufswundern gesprochen und das Jubelgekreisch übertönte den Gassenrhythmus des Tietz-Walzers. Zweites Millionenopfer? Gewiß nicht. Die wichtigste Kunst des Kundenfängers besteht darin, daß er an den

besseren Waaren verdient, was er an den als Köder ausgeworfenen Massenartikeln zusetzt. Hat er die Weiblein nur erst in der Falle, dann darf er getrost auf die Lockkraft der mit tausend beringten Fingern aus allen Ecken winkenden Verführung bauen und sicher sein, daß die sparsamsten Hausfrauen, die wegen einer unerhört billigen occasion gekommen waren, mit den überflüssigsten Dingen bepackt heimwärts wandern werden. Viel wird Wertheim an dem „Extra-Verkauf" kaum verdienen; aber die Berliner reden mehr als je von ihm, er räumt sein Lager, kann bei den Lieferanten neue Bestellungen machen und hat, da große Schichten ihre Kaufkraft für eine Weile erschöpft und ihre Bedürfnisse an Kleidung, haltbaren Lebensmitteln und Schmuck befriedigt haben, dem Hause Tietz das Anfangsgeschäft verdorben. Und über ein Kleines, wenn die Bilanz der Wirthschaftkassen wieder günstiger aussieht, giebt er sein Eröffnungfest, bietet er im neueren Stapelpalast den Kunden die neueste Augenweide.

Was wird Tietz nun thun?

Mit einem Ausverkauf kann er nicht anfangen. Aber er kann erklären: Zu den wertheimischen Extra-Preisen, die nie wiederkehren sollen, werden bei mir alle Tage die selben Waaren verkauft. Er kann so kalkulirt haben, daß diese Preise ihm bei entsprechendem Umsatz Millionengewinne verheißen. In Coffignons kurzweiligem Buch Les coulisses de la mode wird der Wettkampf zweier pariser Waarenhäuser sehr ergötzlich geschildert. Die eine Firma heftet morgens die Preiszettel an, die andere unterbietet sie flink und zwingt die Konkurrentin zu billigerem Angebot. Halbstündlich werden in beiden Lagern die Preise herabgesetzt; von zwölf bis vier Uhr vermindern sie sich an einem heißen Schlachttage um fünfzig Prozent. Hüben und drüben wächst die eigensinnige Wuth. Keiner will nachgeben, Keiner dem Gegner den Sieg gönnen. Ich strecke die Waffen nicht, sagt der eine Chef; lieber gebe ich meine Waaren umsonst hin. Giebst Du sie umsonst, läßt der Andere ihm antworten, dann zahle ich meinen Abnehmern noch Etwas zu und jage Dir trotz Alledem so die Kunden ab. Diese nette Geschichte ist nicht erfunden. In Paris wird erzählt, manchmal, an Tagen großer Saisonausstellungen, habe ein Waarenhaus die Attraktionen des anderen von gemietheten Leuten früh aufkaufen lassen und sie dann sofort billiger angeboten, als sie eben noch beim Konkurrenten zu haben waren. Aehnliche Wettläufe werden wir jetzt wahrscheinlich erleben. In Berlin sind aber noch andere Lockmittel denkbar. Wenn der Springbrunnen bei Tietz für zwanzig Pfennige einen süßen Trank spendet, kann Wertheim für jede an der Kasse quittirte Mark einen

Windbeutel, für jeden Thaler eine Portion Himbeereis, für jede Krone einen Napfkuchen als Rabatt gewähren. Wenn Tietz Vorlesungen veranstaltet, kann Wertheim, nach dem Muster von Siegel, Cooper & Co. in New-York, seinen Kunden ein Gesindevermiethungbureau, eine Kinderbewahranstalt, ein Bankgeschäft, einen Lesesaal mit großer Bibliothek, ein Badebassin und eine Klinik ganz oder fast umsonst zur Verfügung stellen. Und wenn Tietz Zigeunermusik miethet und braune Gecken in rothen Atlasblousen Pußtaweisen spielen läßt, kann Wertheim sich um eine Theaterkonzession bewerben, die ihm, falls er sich zur Aufführung patriotischer Stücke verpflichtet, gewiß nicht verweigert wird. Die Entscheidung wird aber auch hier stets der Preiskampf bringen und der billigste Mann wird der gesuchteste sein.

* * *

Der im Greisenrecht wohnende Herr von Miquel hat gerade jetzt zu dem Streich ausgeholt, der die Blüthe der Waarenhausherrlichkeit knicken soll, und seine Gegner haben grauses Unheil prophezeit, das aus so unmodernem Beginnen erwachsen müsse. Die Waarenhäuser, hieß es, können den Schlag nicht überleben; sie werden ihre Bestände zu Schleuderpreisen ausverkaufen und sich, um der Steuerpflicht zu entgehen, in Spezialgeschäfte spalten, deren Fülle das Absatzgebiet der Kleinhändler dann mit noch erschreckenderer Schnelligkeit schmälern wird. Die Kenner lächelten nur, da diese fürchterliche Weissagung ihr Ohr traf; sie wußten: die Waarenhausbesitzer schrien, um für ein paar Jahre vor neuen Lasten bewahrt zu bleiben, würden die Steuerbürde aber ohne Beschwerde tragen. Daß diese Ansicht richtig war, lehrt Tietz, lehren Wertheims Erweiterungbauten. Nur in Preußen, dem Lande der wirthschaftlichen Verspätungen, glaubt man noch, die Entwickelung bureaukratisch hemmen zu können, die zu einem weite Industriegetriebe unumschränkt beherrschenden Detailgroßhandel führt. In anderen Ländern gilt der Prozeß als entschieden und an den Krieg gegen die Grands Magasins wird nicht nutzlos noch ferner Zeit und Kraft verschwendet. Das Kampfblatt der pariser Waarenhausfeinde, das unter dem pathetischen Titel La Revendication lärmend für den schwindenden Haufen der Kleinhändler focht, ist längst eingegangen und in Frankreich, England, Belgien, Amerika hofft heute Niemand mehr, der gemächliche Handelsbetrieb stillerer Tage könne je wiederkehren. Die sehr üblen Seiten des Bazarwesens werden nicht verkannt, aber der greifbare Nutzen des neuen Systems, das ein ganzes Gewimmel parasi-

tärer Zwischenglieder auszuschalten vermochte, hat alle Vorurtheile weggescheucht. Die Waarenhäuser kaufen, wenn sie nicht gar in eigenen Werkstätten fabriziren lassen, direkt, ohne auf Großhändler und Distributeure angewiesen zu sein, vom Produzenten; sie sparen den Vermittlerzuschlag und ihnen, den baar zahlenden Massenabnehmern, werden wesentlich niedrigere Preise berechnet als den Sorgenkunden, die auf Kredit oder gegen unsichere Wechsel kleine Posten einhandeln. Selbst bei berlinischem Ladenprunk sind die Spesen des Waarenhauses, das nie kreditirt und nur zu festen, baar bezahlten Preisen verkauft, sind Regiekosten und Miethzins im Verhältniß geringer als beim ärmlichsten Krämer, den der Zusammenbruch eines tief in der Kreide sitzenden Kunden zum Bankerott treiben kann. Hundertmal ist durch unwiderlegbare Ziffern bewiesen worden, daß der kleine Händler mit viel höheren Kosten arbeitet, also auch einen relativ höheren Reingewinn erstreben muß. Aber braucht man überhaupt noch Beweise dafür, daß in jedem Profitkrieg dem stärkeren Kapitalisten der Sieg sicher ist, daß, nach Marxens Wort, der große Expropriateur den kleinen expropriirt? Sollen für Stumm und Krupp, für Tiele-Winckler und Henckel-Donnersmarck andere Wirthschaftgesetze gelten als für Wertheim und Tietz? Der nationale Politiker mag bedauern, daß die Zahl der wirthschaftlich selbständigen Existenzen, statt, der inneren Volksgesundheit zum Heil, zu wachsen, abnimmt; doch er wird für diese Entwickelung, die der Tendenz aller Großbetriebsformen folgt, nur in eng beschränktem Umfang die Waarenhäuser verantwortlich machen können. Ist ein Rayonchef Wertheims abhängiger als der scheinbar selbständige Krämer, der Wucherzinsen bezahlen und sich täglich mit Zittern und Zagen fragen muß, ob er zum nächsten Quartalsschluß die für den Hauswirth und die Hauptlieferanten fälligen Summen aufbringen kann? Und dürfen die Leute, die der Welthändlerpolitik des Deutschen Reiches nicht laut genug zujubeln können, Zeter schreien, wenn Privathändler sich zu den selben gepriesenen Grundsätzen bekennen? Herr Tietz hat in seiner Antrittsvorlesung gesagt, er wolle in neuen Schichten neue Bedürfnisse wecken und sie billiger als sein Konkurrent befriedigen. Dieses Programm wird Manchem nicht sehr verschieden von dem scheinen, für das jetzt deutsche Soldaten in China ihre Haut zu Markt tragen. Verschieden sind nur die beim Kundenfang angewandten Mittel. Noch aber muß erst bewiesen werden, daß Panzerschiffe, Kanonen und Divisionen dabei bessere Dienste leisten als künstliche Bronnen, denen duftende Säfte und zuckersüße Eistränke entsprudeln.

* * *

Der grausame Krieg der Großen wider die Kleinen währt fort; aber die Entscheidung ist schon gefallen und die Kleinhändler wehren sich, wie die auch in einem Kapitalistenkrieg besiegten Buren, nur noch mit erlahmender Kraft. Jetzt entbrennt zwischen den Großen der Kampf und er wird in den unter Großmächten üblichen feinen Formen ausgefochten werden. Expansion: so wird nach menschlichem Ermessen auch hier bald das Schlagwort lauten, wenn, wie weiland Herrn Alexander die makedonische Heimath, den Tietz und Wertheim der berlinische Kundenkreis zu eng, die Nothwendigkeit, einander ruhelos zu unterbieten, zu lästig wird. Jeder von ihnen kann tausend, kann allenfalls fünfzehnhundert kleine Geschäfte ruiniren; da der unbarmherzige Wettkampf aber die Gewinnrate schmälert, müssen Beide einen schnell wachsenden Umsatz erstreben. Das Versandgeschäft ist bei uns noch wenig entwickelt. Die berlinischen Handelsherrscher werden den Kampf um die Eroberung des deutschen Vaterlandes aufnehmen — wenn wir erst elektrische Vollbahnen haben, kann eine Hamburgerin nach dem Morgenkaffee die Fahrt gen Berlin antreten, dort ihre Einkäufe machen und zum Mittagessen wieder am häuslichen Tisch sitzen — und dann von der Regirung Gesetze fordern, die ihnen auch in der Fremde einen Platz an der Sonne sichern. Solche Gesetze sind von Mächtigen in einem Staat zu erreichen, wo die Sehnsucht nach neuen Absatzgebieten alles Denken und Handeln determinirt und wo sogar Herr von Podbielski bei Banketten verkündet, er sei daheim zwar ein forscher Agrarier, jenseits der vaterländischen Grenzen aber ein rastlos nach Profitmöglichkeiten spähender Handelsmann. Wird Deutschland nicht herrliche Tage schauen, wenn ganze Provinzen von zwei, drei Versandgeschäften gespeist, möblirt und bekleidet werden und wenn die billigere deutsche Waare im fernen Osten Whiteley und Maple, die Samaritaine und die Belle Jardinière verdrängt? ... Man sollte gegen die neuen Großmächte, die, ganz wie die alten, eine offizielle und eine offiziöse Presse haben, ganz wie die alten einander mit Riesensummen bekämpfen, nicht ungerecht sein; sie sind Produkte einer fromm und bieder kolonisirenden und kultivirenden Zeit. Ihren Kriegen fehlt der romantische Schimmer, der unserem Blick die Kämpfe der Griechen und Troer, der Weißen und Rothen Rose zu umleuchten scheint. Aber wir müssen uns in den Gedanken gewöhnen, daß der Genius der Geschichte nicht nur über Blutgefilde schreitet, sondern seines Welten wandelnden Amtes auch waltet, wenn Tietz dem Wertheim bedräut und Wertheim den Tietz tapfer die Zähne zeigt.

✣

Moderne Wissenschaft.*)

Ich habe, so gut ich es vermochte, die Arbeit, die mich fünfzehn Jahre beschäftigt hat und die einen mir naheliegenden Gegenstand, die Kunst, behandelt, zu Ende geführt. Wenn ich sage, daß dieser Gegenstand mich fünfzehn Jahre beschäftigt hat, so meine ich damit nicht, daß ich dieses Werk fünfzehn Jahre hindurch geschrieben habe. Ich will damit nur sagen, daß ich vor fünfzehn Jahren angefangen hatte, über die Kunst zu schreiben. Damals glaubte ich, daß ich die Arbeit, wenn ich sie einmal begonnen hätte, auch ohne Unterbrechung zu Ende führen würde. Doch waren, wie sich später zeigte, meine Ansichten über diesen Gegenstand damals noch so unklar, daß ich sie in einer mich befriedigenden Weise nicht zum Ausdruck bringen konnte. Seitdem habe ich unaufhörlich über diesen Gegenstand nachgedacht und sechs- oder siebenmal auch zu schreiben begonnen. Aber so oft ich ein gutes Stück geschrieben hatte, fühlte ich, daß ich nicht im Stande sei, die Arbeit zu Ende zu führen, und ließ sie wieder liegen. Jetzt habe ich sie beendet; und wie schlecht sie mir auch gelungen sein mag, so hoffe ich doch, daß die Grundlagen meiner Gedanken über den falschen Weg, den die Kunst unserer Zeit eingeschlagen hat, über die Ursache dieser Erscheinung und über die wahre Bestimmung der Kunst richtig sind und daß deshalb meine Arbeit, so unvollständig sie auch ist und so vieler Erklärungen und Zusätze sie auch bedarf, doch nicht ganz ohne Nutzen bleiben wird. Früher oder später, so hoffe ich, wird die Kunst den falschen Weg, den sie jetzt wandelt, wieder verlassen.

Aber damit Das geschieht und die Kunst eine neue Richtung nimmt, ist vor Allem nöthig, daß eine andere, eben so wichtige Thätigkeit des menschlichen Geistes, die Wissenschaft, zu der die Kunst stets in einem engen Abhängigkeitverhältniß gestanden hat, wie die Kunst selbst den falschen Weg verläßt, auf dem sie heute einherschreitet. Wissenschaft und Kunst sind eben so nah mit einander verbunden wie Lunge und Herz, und wenn eins dieser Organe verkümmert, so kann auch das andere nicht richtig funktioniren. Die

---

*) Dieser Aufsatz ist das Schlußkapitel zu Tolstois Werk „Was ist Kunst?“ Das Werk selbst ist in einer deutschen Uebersetzung bisher leider noch nicht erschienen. In den im Verlage von Hugo Steinitz unter den Titeln „Was ist Kunst?“ und „Gegen die moderne Kunst“ erschienenen und Tolstoi zugeschriebenen Schriften ist das Original so entstellt worden, daß sich der Verfasser veranlaßt sah, dem Uebersetzer des hier veröffentlichten Kapitels, Herrn Wladimir Czumikow in Leipzig, sein Handexemplar mit dem Ersuchen zu übersenden, eine authentische deutsche Ausgabe davon zu veranlassen. Dieses Exemplar ist mit zahlreichen handschriftlichen Zusätzen versehen, die auch die von der russischen Censur unterdrückten Stellen enthalten. Das Werk, auch das hier veröffentlichte Kapitel, ist also in dieser Vollständigkeit auch in Rußland noch unbekannt.

wahre Wissenschaft erforscht die Wahrheiten und überliefert den Menschen die Kenntnisse, die von den Menschen einer gewissen Zeit und einer gewissen Gesellschaft für die wichtigsten gehalten werden. Die Kunst aber überträgt diese Wahrheiten aus dem Gebiete des Wissens in das des Gefühls. Und daher wird, wenn der Weg, den die Wissenschaft geht, ein falscher ist, auch die Richtung, die die Kunst verfolgt, eine falsche sein. Die Wissenschaft und die Kunst gleichen gewissen Fahrzeugen, die man früher auf unseren Flüssen sah. Die Wissenschaft bereitet die Bewegung, deren Richtung von der Religion bestimmt wird, vor, gleich jenem Boot, das mit dem Anker vorausfährt und ihn dann auswirft. Die Kunst aber führt die Bewegung erst aus, wie jene Winde auf dem anderen Fahrzeug, die es zu dem ausgeworfenen Anker hinzieht. Und deshalb hat eine falsche Thätigkeit der Wissenschaft unbedingt eine eben so falsche Thätigkeit der Kunst zur Folge.

Wie nun Kunst im Allgemeinen eine Uebertragung jeglicher Art von Gefühlen ist, während wir im engeren Sinne die Kunst als solche nur anerkennen, wenn sie uns Gefühle wiedergiebt, die wir für wichtig halten, so ist auch die Wissenschaft im Allgemeinen eine Uebertragung aller möglichen Kenntnisse, während wir im engeren Sinne nur die Wissenschaft so nennen, die uns Kenntnisse überträgt, von deren Wichtigkeit wir überzeugt sind. Den Grad der Bedeutung aber, sowohl der durch die Kunst übertragenen Gefühle als auch der durch die Wissenschaft übertragenen Kenntnisse, bestimmt das religiöse Bewußtsein der Zeit und der Gesellschaft, also die allgemeine Auffassung der Menschen einer gewissen Zeit und Gesellschaft von dem Zweck und der Bestimmung des menschlichen Lebens. Das, was am Meisten zur Verwirklichung dieser Bestimmung beiträgt, wird am Meisten erforscht und gilt für die Hauptwissenschaft; was weniger dazu beiträgt, wird weniger erforscht und gilt für eine weniger wichtige Wissenschaft; und was gar nicht zur Verwirklichung der Bestimmung des menschlichen Lebens beiträgt, wird gar nicht erforscht oder wenigstens nicht für eine Wissenschaft gehalten. So war es immer und so muß es auch jetzt sein, weil die Beschaffenheit des menschlichen Wissens und des menschlichen Lebens eben eine solche ist. Aber die Wissenschaft der oberen Klassen unserer Zeit, jene Wissenschaft, die keinerlei Religion anerkennen will und jede Religion für Aberglauben erklärt, konnte und kann diese Aufgabe nicht erfüllen.

Und deshalb behaupten die Männer der Wissenschaft unserer Zeit, daß sie Alles gleichmäßig erforschen. Aber da Alles zu viel ist (Alles: Das ist die unendliche Menge von Gegenständen) und da man nicht Alles gleichmäßig erforschen kann, so wird Das nur in der Theorie behauptet. In Wirklichkeit aber ist die Intensität der Forschung durchaus nicht gleichmäßig und ihr Gebiet durchaus nicht allumfassend, sondern die Forschung beschränkt

sich nur darauf, was den Leuten, die sich mit der Wissenschaft beschäftigen, nothwendig scheint oder angenehm ist. Am Nothwendigsten ist für die Männer der Wissenschaft, die selbst zu den oberen Klassen gehören, die Erhaltung der Ordnung der Dinge, die diesen Klassen den Genuß ihrer Privilegien sichert. Am Angenehmsten aber ist ihnen Das, was die müßige Neugier befriedigt, keine zu große geistige Anstrengung erfordert und praktisch verwerthet werden kann.

Und daher beschäftigt sich der eine Theil der Wissenschaften, zu dem die der bestehenden Gesellschaftordnung angepaßte Theologie, eine eben solche Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie gehören, hauptsächlich mit dem Versuch des Beweises, daß die bestehende Ordnung der Dinge so sei, wie sie sein müsse, daß sie entstanden sei und zu existiren fortfahre gemäß den unverrückbaren, vom menschlichen Willen unabhängigen Gesetzen und daß deshalb jeder Versuch, diese Ordnung zu erschüttern, ungesetzlich und nutzlos sei. Der andere Theil, die Experimentalwissenschaften, Mathematik, Astronomie, Chemie, Physik, Botanik und überhaupt die Naturwissenschaften, beschäftigt sich nur mit Dem, was keine direkten Beziehungen zum menschlichen Leben hat, was interessant ist und was eine praktische Nutzanwendung für das Leben der oberen Gesellschaftklassen ergeben könnte. Um aber diese ihrer sozialen Stellung entsprechende Auswahl der Objekte ihres Studiums zu rechtfertigen, haben die Männer der Wissenschaft, ganz analog der Theorie von der Kunst für die Kunst, die Theorie von der Wissenschaft für die Wissenschaft aufgestellt. Wie sich aus der Theorie von der Kunst für die Kunst ergiebt, daß die Beschäftigung mit allen Gegenständen, die uns gefallen, Kunst sei, so ist auch nach der Theorie von der Wissenschaft für die Wissenschaft das Studium jedes Objektes, das uns interessirt, Wissenschaft.

So beschäftigt sich denn der eine Theil der Wissenschaften, statt danach zu forschen, wie die Menschen leben müßten, um ihre Bestimmung zu erfüllen, damit, daß er die Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit der bestehenden schlechten und falschen Ordnung der Dinge zu beweisen sucht, während der andere Theil, die Experimentalwissenschaften, sich mit den Fragen der bloßen Neugier und mit technischen Vervollkommnungen abgiebt.

Der erste Theil der Wissenschaften ist nicht nur darum schädlich, weil er die Begriffe der Menschen verwirrt und falsche Lösungen aufdrängt, sondern auch darum, weil er existirt und eine Stelle einnimmt, die die wahre Wissenschaft einnehmen müßte. Schädlich sind diese Wissenschaften auch noch, weil ihrer Existenz zufolge jeder Mensch, der an die Erforschung der wichtigsten Lebensfragen herantreten will, gezwungen wird, zuerst die durch Jahrhunderte hindurch aufgebauten und mit allen Mitteln eines erfinderischen Verstandes unterstützten Lügengebäude niederzureißen, die jede dieser wichtigen Lebensfragen verbergen.

Der zweite Theil, der selbe, auf den die moderne Wissenschaft so stolz ist und der von Vielen für die einzige wahre Wissenschaft gehalten wird, diese Gruppe von Disziplinen ist darum schädlich, weil sie die Aufmerksamkeit der Menschen von den wirklich wichtigen Dingen ablenkt und sie auf nichtige Dinge leitet. Außerdem wirken diese Wissenschaften dadurch direkt schädlich, daß, bei der falschen sozialen Ordnung, die von der ersten Gruppe der Wissenschaften gerechtfertigt und unterstützt wird, der größte Theil der durch diese Wissenschaften gezeitigten technischen Errungenschaften nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden der Menschheit ausschlägt.

Es kann doch nur den Menschen, die diesen Forschungen ihr ganzes Leben gewidmet haben, scheinen, daß alle Erfindungen, die auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemacht werden, wirklich sehr wichtige und nützliche Werke sind. Und auch diesen Leuten erscheint Das nur darum so, weil sie sich nicht umschauen und nicht merken, was wirklich wichtig ist, weil sie die Fragen von ungeheurer Bedeutung nicht sehen, die unser Leben umgeben und nach einer Antwort verlangen, während unsere Gesellschaft diese Fragen ruhigen Herzens den Sadduzäern und Pharisäern, den kirchlichen und staatlichen Sophisten überläßt. Sie brauchten nur ihren Kopf von jenem psychologischen Mikroskop zu erheben, durch das sie die Dinge betrachten, sich nur umzuschauen, um zu erkennen, wie nichtig alle die ihnen einen so naiven Stolz gewährenden Kenntnisse sind (ich meine damit nicht einmal nur die blos gedachte Geometrie, die Spektralanalyse, die Milchstraße, die Formen der Atome, die Schädelmaße der Menschen des steinernen Zeitalters und ähnliche Nichtigkeiten, nein, sogar die Kenntniß der Mikroorganismen, der X-Strahlen u. s. w.), wie nichtig alle diese Kenntnisse sind im Vergleich mit jenen, die wir vollständig vernachlässigen und den staatlichen Professoren der Theologie, der Jurisprudenz, der Nationalökonomie, der Finanzwissenschaft zur Beute und zur Entstellung überantwortet haben. Wir brauchen uns nur umzuschauen und wir werden erkennen, daß die der wahren Wissenschaft zukommende Thätigkeit nicht in der Erforschung Dessen besteht, was uns zufällig interessirt, sondern in dem Studium der Frage, wie das menschliche Leben eingerichtet werden müsse, in dem Studium der Fragen der Religion, der Sittlichkeit, des sozialen Lebens, ohne deren Beantwortung alle Kenntniß der Natur schädlich oder nichtig ist.

Wir freuen uns sehr darüber und sind sehr stolz darauf, daß unsere Wissenschaft uns die Möglichkeit giebt, die Kraft des Wasserfalles auszunutzen und diese Kraft zu zwingen für die Fabriken zu arbeiten, daß wir durch die Berge Tunnels bohren u. s. w. Schade nur, daß wir diese Kraft des Wasserfalles zwingen, nicht zum Nutzen der Menschheit zu arbeiten, sondern zur Bereicherung der Kapitalisten, die Luxusgegenstände oder Werkzeuge zur Menschenvernichtung produziren. Das selbe Dynamit, mit dem wir die

Berge sprengen, um Tunnels zu bauen, verwenden wir im Kriege, dem wir nicht entsagen wollen, den wir sogar für nothwendig halten und zu dem wir uns beständig rüsten.

Wenn wir jetzt aber verstehen, Schutzimpfungen gegen Diphtheritis vorzunehmen, mit X=Strahlen eine Nadel im Körper aufzufinden, einen Buckeligen gerade zu machen, Syphilis zu heilen und Staunen erregende Operationen auszuführen: wir würden auf diese Errungenschaften, seien sie auch unanzweifelbar, nicht so stolz sein, kennten wir nur die eigentliche Bestimmung der wahren Wissenschaft. Wenn nur ein Zehntel der Kräfte, die jetzt auf Gegenstände der einfachen Neugier und praktischen Anwendung verausgabt werden, auf die wahre Wissenschaft, die das Leben der Menschen zum Gegenstand hat, verwendet würde, dann würde die größere Hälfte der jetzt kranken Menschen gar nicht die Krankheiten haben, von denen in den Kliniken und Hospitälern der allerwinzigste Theil geheilt wird; es würde keine in Fabriken gezüchteten dyskratischen, buckeligen Kinder geben, keine fünfzig Prozent Sterblichkeit unter Kindern, keine Entartung ganzer Geschlechter, keine Prostitution, keine Syphilis, kein Morden von Hunderttausenden im Krieg, keine Schrecken des Wahnsinns und der Leiden, die unsere moderne Wissenschaft für eine nothwendige Bedingung des menschlichen Lebens hält.

Wir haben den Begriff der Wissenschaft so entstellt, daß den Menschen unserer Zeit die Erwähnung von Wissenschaften sonderbar erscheint, die es bewirken sollten, daß es keine Sterblichkeit von Kindern mehr giebt, keine Prostitution, keine Syphilis, keine Entartung ganzer Geschlechter, keinen Massenmord von Menschen. Uns scheint die Wissenschaft nur dann Wissenschaft, wenn ein Mensch im Laboratorium Flüssigkeiten aus einer Retorte in die andere gießt, das Spektrum analysirt, Frösche oder Meerschweine schindet oder in einem besonderen wissenschaftlichen Jargon ein unklares, ihm selbst halb verständliches theologisches, philosophisches, historisches, juristisches, nationalökonomisches Gewebe von konventionellen Phrasen webt, die nur den Zweck haben, zu beweisen, daß Alles, was ist, auch sein muß.

Aber die Wissenschaft, die wahre Wissenschaft, eine Wissenschaft, die das Maß von Hochachtung, das jetzt nur den Vertretern eines, des am Wenigsten wichtigen Theiles der Wissenschaft gewährt wird, wirklich verdienen würde, diese wahre Wissenschaft besteht darin, zu erfahren: woran man glauben und woran man nicht glauben soll, wie man das Gemeinleben der Menschen gründen und wie man es nicht gründen soll, wie man die geschlechtlichen Beziehungen regeln, die Kinder erziehen, den Boden benutzen, ihn selbst, ohne Unterdrückung anderer Menschen, bebauen, wie man die fremden Rassen, die Thiere behandeln soll, und viele andere für das Leben des Menschen wichtige Fragen zu beantworten. So beschaffen war immer die wahre Wissen=

schaft und so beschaffen muß sie sein. Und eine solche Wissenschaft keimt in unserer Zeit auf; aber sie wird auf der einen Seite von all den orthodoxen Entstellern der Wahrheit, die die bestehende Ordnung der Dinge vertheidigen, angefochten und geleugnet, auf der anderen Seite von Denen, die mit den experimentalen Wissenschaften beschäftigt sind, für eine leere und unnütze, für eine unwissenschaftliche Wissenschaft gehalten.

Es erscheinen zum Beispiel Schriften und Predigten, die zu beweisen suchen, wie veraltet und unsinnig der kirchliche Fanatismus ist, und auf die Nothwendigkeit der Ausgestaltung einer vernünftigen, der Zeit entsprechenden Weltanschauung hinweisen. Die ganze als wirkliche Wissenschaft anerkannte Theologie jedoch ist nur damit beschäftigt, solche Schriften zu widerlegen und immer neue und neue Spitzfindigkeiten zu ersinnen, um den längst überlebten und sinnlos gewordenen Aberglauben zu stützen und aufs Neue zu beleben.

Oder es wird den Menschen verkündet, daß der Grund und Boden nicht ein Objekt des Privateigenthums sein kann und daß eine der Haupturſachen des menschlichen Elends die Anerkennung der Gesetzlichkeit des Privatgrundbesitzes ist. Man sollte meinen, daß die wahre Wissenschaft eine solche Predigt begrüßen und aus dieser Behauptung die weiteren Konsequenzen ableiten müßte. Das aber thut die Wissenschaft unserer Zeit nicht; nein: die Nationalökonomie beweist das Gegentheil, beweist, daß der Grundbesitz, wie auch jeder andere, sich immer mehr in den Händen weniger Besitzer konzentriren müsse, wie es ja auch die heutigen Marxisten behaupten.

Ferner sollte man es für eine Aufgabe der wahren Wissenschaft halten, die Unvernunft, Schädlichkeit und Unsittlichkeit des Krieges und der Todesstrafe zu beweisen, oder die Unmenschlichkeit und Schädlichkeit der Prostitution, oder die Sinnlosigkeit, den Schaden und die Unsittlichkeit des Genusses narkotischer Mittel und animalischer Nahrung, oder die Unvernunft, Schädlichkeit und Ueberlebtheit des fanatischen Patriotismus. Schriften, in denen Solches gesagt wird, existiren auch, aber sie werden als nicht wissenschaftlich betrachtet. Als wissenschaftlich aber werden entweder solche Schriften angesehen, die beweisen, daß alle diese Erscheinungen sein müssen, oder solche, die sich mit Fragen müssiger Neugier beschäftigen und nicht die geringste Beziehung zu dem menschlichen Leben haben.

Das ist die herrschende Wissenschaft unserer Zeit.

Die Abweichung der Wissenschaft unser r Zeit von ihrer wahren Bestimmung ist überraschend klar an den Idealen zu erkennen, die sich einige Männer der Wissenschaft gebildet haben, Idealen, die von der Mehrheit der Gelehrten nicht verneint, sondern anerkannt werden. Diese Ideale werden nicht nur in dummen modernen Büchern, die die Welt nach tausend oder dreitausend Jahren schildern, ausgesprochen, sondern auch von Soziologen,

die sich für ernste Gelehrte halten. Eins dieser Ideale soll sein, daß die Nahrung, statt aus der Erde durch Ackerbau und Viehzucht gewonnen zu werden, in Laboratorien auf chemischem Wege hergestellt werden wird und daß die menschliche Arbeit fast ganz durch die nutzbar gemachten Naturkräfte ersetzt werden wird. Der Mensch wird nicht mehr, wie jetzt, ein von einem von ihm gezüchteten Huhn gelegtes Ei essen, oder Brot, das er auf seinem Acker gebaut hat, oder einen Apfel von einem Baume, den er Jahre hindurch gezogen hat und der unter seinen Augen gewachsen ist und geblüht hat, sondern er wird eine schmackhafte, kräftigende Nahrung genießen, die in Laboratorien durch die gemeinsame Arbeit vieler Leute hergestellt werden wird, eine Arbeit, an der auch er einen geringen Theil haben wird. Viel zu arbeiten wird er übrigens nicht nöthig haben, so daß alle Menschen im Stande sein werden, sich dem selben Müssiggang hinzugeben, dem sich jetzt die höheren, herrschenden Klassen hingeben.

Nichts zeigt klarer als diese Ideale, wie weit die Wissenschaft unserer Zeit von dem rechten Wege abgewichen ist.

Die ungeheure Mehrheit der Menschen hat heute keine gute und genügende Nahrung; das Selbe gilt auch von der Wohnung, der Kleidung und von allen wichtigsten Bedürfnissen. Außerdem ist die selbe ungeheure Mehrheit der Menschen gezwungen, zum Schaden ihres Wohlergehens unaufhörlich und über die Kräfte hinaus zu arbeiten. Diesen Uebelständen wäre sehr leicht abzuhelfen durch die Vernichtung der gegenseitigen Konkurrenz auf dem Gebiete des Luxus, der ungerechten Vertheilung der Reichthümer, überhaupt durch die Vernichtung der ganzen falschen und schädlichen Ordnung der Dinge und durch die Einrichtung eines vernünftigen Lebens der Menschen. Die Wissenschaft aber meint, daß die bestehende Ordnung der Dinge unveränderlich ist, wie es die Bahnen der Gestirne sind, und daß deshalb die Wissenschaft nicht diese Ordnung als falsch nachzuweisen und eine vernünftige Lebensordnung einzuführen habe, sondern die Aufgabe habe, alle Menschen bei dieser bestehenden Ordnung satt zu machen und ihnen die Möglichkeit zu geben, eben so müssig zu sein, wie es jetzt die lasterhaft lebenden herrschenden Klassen sind. Dabei wird ganz vergessen, daß die Ernährung durch Brot, Gemüse, Früchte, die durch eigene Arbeit dem Boden abgewonnen werden, die angenehmste und gesundeste, leichteste und natürlichste Ernährungweise ist und daß die Uebung der Muskeln durch Arbeit eine eben so nothwendige Lebensbedingung ist wie die Oxydation des Blutes durch das Athmen. Wer Mittel ersinnt, mit deren Hilfe die Menschen bei einer falschen Vertheilung des Eigenthums und der Arbeit sich durch chemische Nahrungbereitung gut ernähren könnten, handelt genau so weise wie Der, der Sauerstoff in die Lungen eines Menschen zu pumpen versucht, der in einem

geschlossenen Raum mit schlechter Luft lebt, während man doch nur aufzuhören brauchte, diesen Menschen im geschlossenen Raum zu halten.

In der Welt der Pflanzen und Thiere ist ein Laboratorium zur Nahrungbereitung geschaffen, wie es von keinem Professor besser eingerichtet werden kann, und um an den Früchten dieses Laboratoriums seinen Theil zu haben, braucht der Mensch sich nur immer dem freudigen Bedürfniß nach Arbeit hinzugeben, ohne die das Leben der Menschen qualvoll bleibt. Und die Männer der Wissenschaft unserer Zeit, statt alle ihre Kräfte zur Beseitigung Dessen zu verwenden, was den Menschen hindert, diese für ihn bereiteten Güter zu genießen, erkennen eine Lage, die den Menschen dieser Güter beraubt, als unveränderlich an; und statt das Leben der Menschen so einzurichten, daß sie freudig arbeiten und sich von dem Ertrag der Erde ernähren könnten, suchen diese Männer nach Mitteln, die Menschen zu künstlichen Krüppeln zu machen. Das ist genau das Selbe, als wenn man, statt einen Menschen aus dem Gefängniß in die frische Luft zu lassen, Mittel erfinden wollte, ihn mit Sauerstoff vollzupumpen und so zu erreichen, daß er, statt im Hause, in einem dumpfen unterirdischen Gewölbe leben könnte. Solche falsche Ideale wären nicht möglich, wenn die Wissenschaft nicht auf einem falschen Wege angelangt wäre.

Auf der Basis solcher Ergebnisse aber keimen auch die Gefühle auf, die von der Kunst wiedergegeben werden. Welche Gefühle aber kann eine solche, auf einem falschen Wege befindliche Wissenschaft hervorrufen? Die eine Abtheilung dieser Wissenschaft ruft zurückgebliebene, überlebte und für unsere Zeit schlechte und abnorme Gefühle hervor. Die andere aber kann, da sie sich mit der Erforschung von Gegenständen beschäftigt, die zum menschlichen Leben in keiner Beziehung stehen, schon ihrem Wesen nach nicht als Basis für die Kunst dienen. So muß denn die Kunst unserer Zeit, um eine Kunst zu sein, sich selbst, unabhängig von der Wissenschaft, die Wege bahnen oder aber die Hinweise der nicht anerkannten, von der orthodoxen Wissenschaft geleugneten Wissenschaft benutzen. Das thut die Kunst, wenn sie auch nur zum Theil ihre Bestimmung erfüllt.

Hoffen wir, daß die Arbeit, die ich im Gebiete der Kunst versucht habe, auch für die Wissenschaft geleistet werden wird; hoffen wir, daß den Menschen der Irrthum der Theorie von der Wissenschaft für die Wissenschaft gezeigt werden wird, daß die Nothwendigkeit der Anerkennung der christlichen Lehre in ihrer wahren Bedeutung festgestellt und daß auf Grund dieser Lehre eine Umwerthung all jenes Wissens, das wir heute besitzen und auf das wir so stolz sind, vollzogen werden wird. Hoffen wir, daß die Nichtigkeit der empirischen Wissenschaft blosgelegt werden und die Wichtigkeit des religiösen, moralischen und sozialen Wissens hervorgehoben werden wird und daß diese

Wissenschaften nicht, wie jetzt, der Leitung allein der höheren Klassen überlassen bleiben, sondern zur wichtigsten Beschäftigung all der freien und wahrheitliebenden Menschen werden, die, nicht immer im Einverständniß mit den höheren Klassen, sondern oft auch ihnen zuwider, den Fortschritt der wahren Wissenschaft des Lebens bewirkt haben.

Die mathematischen, astronomischen, physischen, chemischen und biologischen Wissenschaften aber, eben so wie die technischen und medizinischen, werden nur in dem Maße Gegenstand des Studiums bleiben, wie sie zu der Befreiung der Menschen von den religiösen, juristischen und sozialen Lügen beitragen oder zum Besten aller Menschen und nicht nur einer Klasse dienen werden. Nur dann wird die Wissenschaft aufhören, Das zu sein, was sie jetzt ist: ein System von Sophismen, die zur Aufrechterhaltung der überlebten Lebensordnung nothwendig sind, und ein formloser Haufe alles erdenklichen, meist wenig oder überhaupt nicht nöthigen Wissens. Nur dann wird die Wissenschaft zu einem schönen organischen Ganzen werden mit einer sicheren, allen Menschen verständlichen und vernünftigen Bestimmung: zur Kenntniß der Menschen die Wahrheiten zu bringen, die dem religiösen Bewußtsein unserer Zeit entspringen.

Und nur dann wird auch die Kunst, die von der Wissenschaft abhängt, Das werden, was sie sein kann und sein muß: ein eben so wie die Wissenschaft wichtiges Organ des Lebens und der Evolution der Menschheit.

Die Kunst ist nicht ein Mittel des Genusses und der Zerstreuung, sondern sie ist etwas sehr Wichtiges. Die Kunst ist das Organ im Leben der Menschheit, das die vernünftige Erkenntniß der Menschen zu dem Gefühl hinüberleitet. In unserer Zeit besteht die allgemeine religiöse Erkenntniß der Menschen in der Erkenntniß der Brüderschaft der Menschen und ihres Wohles in der Vereinigung. Die wahre Wissenschaft muß uns die verschiedenen Formen der Anwendung dieser Erkenntniß im Leben weisen. Die Kunst muß diese Erkenntniß dem Gefühl übermitteln.

Die Aufgabe der Kunst ist eine riesenhafte: die wahre Kunst, mit Hilfe der Wissenschaft von der Religion geleitet, muß bewirken, daß die friedliche Gemeinschaft der Menschen, die jetzt durch äußere Mittel erstrebt wird — durch Gerichte, Polizei, Wohlthätigkeitanstalten, Arbeitinspektion u. s. w. — durch die freie, freudige Thätigkeit der Menschen erreicht wird. Die Kunst muß die Brutalisirung des Menschengeistes beseitigen. Das kann nur die Kunst.

All Das, was jetzt, unabhängig von der Furcht vor Strafe und Gewaltthat, das gemeinschaftliche Leben des Menschen möglich macht, ist durch die Kunst erreicht worden und kommt in unserer Zeit schon einem großen Theil unserer Lebensordnung zu Statten. Wenn durch die Kunst die Sitte überliefert werden konnte, so und so mit den Gegenständen der Religion um-

zugehen, so und so mit den Eltern, mit den Kindern, mit den Frauen, mit Verwandten, Freunden, Ausländern, sich so und so gegenüber den Aelteren zu verhalten, so und so gegenüber den höher Stehenden, so und so gegenüber den Leidenden, so und so gegenüber den Thieren, so können durch die selbe Kunst auch andere, dem religiösen Bewußtsein unserer Zeit näherstehende Sitten geschaffen werden. Wenn durch die Kunst das Gefühl der Ehrfurcht vor Heiligenbildern, vor dem Abendmahl, vor den Königen übertragen werden konnte, das Gefühl der Schande vor Verrath der Freunde, das Gefühl der Treue zu den Fahnen, der Nothwendigkeit der Rache für erlittene Kränkung, des Bedürfnisses, zum Besten der Kirchen zu opfern, der Pflicht, die eigene Ehre und den Ruhm des Vaterlandes zu vertheidigen: so kann die selbe Kunst auch Ehrfurcht vor der Würde eines jeden Menschen wecken, Ehrfurcht vor dem Leben eines jeden Thieres, Abscheu vor dem Luxus, vor der Rachsucht, vor der Vergeudung von Gegenständen, die anderen Menschen nothwendig sind; kann die selbe Kunst auch die Menschen zwingen, freiwillig und freudig, ohne daß sie den Zwang merken, sich selbst im Dienste der Menschheit aufzuopfern.

Die Kunst muß erreichen, daß das Gefühl der Brüderlichkeit und Liebe zu den Nächsten, das jetzt nur den besten Menschen der Gesellschaft zugänglich ist, zu einem gewohnten Gefühl, zu einem Instinkt aller Menschen werde. Wenn sie in den Menschen das Gefühl der Brüderlichkeit und Liebe auf dem Boden der Phantasie hervorruft, wird die religiöse Kunst die Menschen daran gewöhnen, auch auf dem Boden der Wirklichkeit unter ähnlichen Umständen die selben Empfindungen zu haben; sie wird in die Seelen der Menschen jene Schienen legen, über die dann die Handlungen der durch die Kunst erzogenen Menschen ganz von selbst und natürlich hinrollen werden. Eine volksthümliche Kunst aber, die die verschiedensten Menschen in einem Gefühl vereinigt und alle Scheidung vernichtet, wird die Menschen zur Einigkeit erziehen, sie wird die Menschen nicht durch Raisonnements, sondern durch das Leben selbst die Freude an einer durch keine gesellschaftlichen Schranken behinderten Einigung kennen lehren.

Die Bestimmung der Kunst unserer Zeit ist, aus dem Gebiet des Verstandes in das des Gefühls die Wahrheit zu übertragen, daß das Wohl der Menschen in ihrer Einigung besteht, und so an die Stelle der jetzt herrschenden Brutalität jenes Reich Gottes, der Liebe, zu setzen, das uns Allen als das höchste Lebensziel der Menschheit erscheint. Vielleicht wird künftig die Wissenschaft der Kunst noch neue, höhere Ideale zeigen; aber in unserer Zeit ist die Bestimmung der Kunst einfach und klar. Die Aufgabe christlicher Kunst ist: die Verwirklichung der brüderlichen Vereinigung der Menschen.

Jasnaja Poljana. Lew Tolstoi.



Judas.

„Metella!“

„Sei gegrüßt, Glaukus!“

„Wie fühlst Du Dich heute, theure Freundin? Noch so unselig wie gestern?“

„Noch unseliger.“

„Bei allem Schönen dieser Erde! Wir müssen Etwas ausdenken, das Dich heiter stimmt. Was wird Livius sagen, wenn er von seinem Streifzug zurückkehrt?“

„O Livius! Ich wollte, ich hörte und sähe nie wieder Etwas von ihm.“

„Wie? Von Deinem Livius?“

„Bah, Das war er.“

„Was hat er gegen Dich verbrochen?“

„Das Aergste, das ein Liebhaber verbrechen kann: Er hat mich betrogen.“

„Betrogen? Mit wem?“

„Mit Judäa.“

„Mit Judäa? Vergieb, Metella: ich verstehe Dich nicht.“

„Auch auf Deinen Geist scheint das fürchterliche Land zu drücken, sonst müßtest Du mich verstehen. Als Livius in Rom den Befehl erhielt, mit Hilfstruppen nach Syrien aufzubrechen, beschwor er mich, wenn er mir Botschaft zukommen ließe, ihm nachzufolgen. Du weißt, daß nichts Ungewöhnliches darin liegt. Eine Reihe uns bekannter Frauen ist ihren Gatten und Verwandten gefolgt. Von Caesarea aus gab er mir Nachricht. Er schilderte mir das Leben und die Leute da in Farben, die meine Neugier reizen mußten. Ich scheute die mühsälige Reise nicht und kam.“

„Nun . . . und?“

„Kaum angelangt, wird Livius nach Tyrus zur Unterdrückung eines Aufruhrs und von dort nach Jerusalem geschickt. Was sollte ich thun? Da ich ihm einmal gefolgt war, mußte ich ihn weiter begleiten. Aber glaubst Du vielleicht, daß er hier ständig weilt? Nein. Fast täglich giebts in den kleinen Orten der Umgebung Streitereien und Empörungen zu schlichten. Ich frage Dich: Was braucht der Caesar so viele Rücksichten auf diese Handvoll Hebräer zu nehmen? Was gewinnt er durch Judäa? Weshalb macht er nicht kurzen Prozeß mit diesen Leuten? Was soll all die Langmuth, die Schonung? Denke Dir, gestern ließ ich mich nach dem Tempel tragen. Plötzlich stellt sich uns der Hauptmann der Tempelwache in den Weg. Auf meine erzürnte Frage deutet er auf eine Tafel, auf der griechisch und in unserer Sprache Allen, die nicht Juden sind, verboten wird, weiterzudringen. Und wenn ich doch weiter ginge? fragte ich höhnisch. Dann wirst Du den Gerichten übergeben, die Dich steinigen lassen. Was sagst Du dazu?“

„Das Gebot kenne ich schon längst, schöne Metella. Der Caesar will Religionfreiheit in seinem Reich und schützt die Ideale seiner Unterthanen. Ich finde es richtig von ihm.“

„Ich nicht. Wenn wir die Herren sind, müssen wir frei hingehen können, wohin wir wollen. Wir sind aber nicht die Herren hier, wie es scheint.“

„Aergere Dich nicht, Freundin, und mach kein so böses Gesicht. Was geht Dich die Polizei, der Caesar an? Du bist Deinem Liebsten hierher gefolgt

und langweilst Dich. Aber diese unruhige Zeit kann ja nicht immer währen; bald hast Du ihn wieder."

„Ach . . . ich wollte, er hätte mich nicht gerufen."

„Ich finde es hier nicht so schrecklich."

„Ja, Du bist ein Gelehrter. Du bist nach Syrien gekommen, um Pflanzen zu sammeln; was gehen Dich andere Dinge an?"

„Richtig; aber ich habe doch auch offene Augen für Anderes."

„Findest Du etwa Jerusalem schön? Dieser Tempel, der noch nicht fertig gebaut ist und in dessen vollendeten Theil sie Einen nicht hineinlassen! Diese langweiligen Paläste mit ihren sich immer wiederholenden Pflanzenornamenten und den freudlosen kahlen Flächen an ihrer Außenseite! Bei uns haben die Bettler schönere Wohnstätten."

„Du sprichst von Hellas."

„Nein, ich rede nicht von meinem Vaterland, sondern von meiner zweiten Heimath: von Rom. Und diese Leute hier! Die Männer verhüllen sich das Gesicht, wenn ihnen ein Weib auf der Straße begegnet."

„Das thun nur die Pharisäer."

„Wer sind Die?"

„Gelehrte, die sich mit frommen Studien befassen."

„Auch das Volk ist nicht besser Es liegt etwas so Freudloses, in sich Verbohrtes, auf ihm."

„Du siehst zu dunkel, theuerste Metella. Uebrigens: ich will Dir einen Vorschlag machen. Kennst Du Jerusalems Umgebung? Bethanien, Kidron? Kennst Du die Provinzen? Da lebt ein ganz liebenswürdiger Menschenschlag. Auch die Natur ist freundlicher als in dem dürren Jerusalem."

„Ich kenne hier gar nichts. Seit den paar Wochen meines Hierseins fühle ich mich höchst verlassen und unglücklich."

„Wann kommt Livius zurück?"

„Das ist nicht bestimmt."

„Nun, vielleicht könnten wir die Zeit zu Ausflügen benützen. Liebst Du Hügel, Quellen, Wiesen mit vielen Blumen, Weingärten, in denen der Gesang der Hirten ertönt?"

„Sehr! Das erinnert mich an mein Landhäuschen bei Antium. Hätte ich es nie verlassen!"

„Du siehst es ja wieder. Einstweilen wollen wir nach Galiläa hinüber; dort ist der See blau wie der Horizont. An seinen Ufern, höre ich, solls allerlei Neues geben."

„Schöne Natur, Freiheit und Neuigkeiten? Das wäre ja herrlich. O, ich liebe das Neue so!"

„Das ist etwas ganz Altes bei den Frauen."

„Auch etwas ganz Begreifliches. Wenn wir nicht Mütter sind, ist unser Leben zum Sterben langweilig."

„Wie, so redet Livius' Freundin?"

„So redet ein Weib, das nebenbei Livius' Freundin ist."

„Nebenbei! Hübsch ausgedrückt, schöne Metella; Dein Liebster kann Freude an Dir haben."

„Sollte ich immer nur ein girrend Täublein bleiben, das nach seinem Tauber verlangt? Ich möchte einmal etwas Anderes."

„Ach so! Nun, ich bin zwar Livius' Freund; aber trotzdem wage ichs, mich Dir besonders anzuempfehlen, wenn Du Dich nach Veränderung sehnst."

„Ich glaube, ich bin der Liebe satt. Ich weiß nicht: hat diese schreckliche Stadt mich umgestimmt oder . . ."

„Wie wärs, wenn Du zu den Therapeuten gingst?"

„Was ist Das?"

„Jüdische Mönche und Nonnen, die der Betrachtung Jehovas leben. Eins ihrer Stammhäuser liegt bei Alexandria."

„Jehova? Das ist der Gott, von dem man sich kein Bild machen darf, der immer zürnt? Nein, mit diesem finsteren Gott will ich nichts zu thun haben. Weißt Du: die Götter alle bewegen mich nicht mehr. Sie sind alt geworden. Sie hören nicht mehr, sie sehen nicht. Wenn Jupiter sehen könnte, würde ers dulden, daß der Caesar eines fremden Gottes Stätte beschützt?"

„Du bist klug, Metella. Und . . . wahrhaftig? Sehe ich recht? Thränen in Deinen Augen? Du, die Kalte, Schöne, Grausame, die ruhig zusehen kann, wenn man einen Sklaven zu Tode peitscht?"

„Ich weiß nicht, mir ist so wunderlich. Sag: giebts hier keinen Cirkus, keine Volksfestspiele?"

„Nein; aber wir wollen nach Galiläa. Der Wein dort drüben und die Fischer mit ihren sanften Gesängen werden Dich froh stimmen."

„Warst Du schon dort?"

„Ja, einmal, aber da regnete es so sehr, daß ich wenig erkennen konnte. Doch meinst Du nicht, daß Livius eifersüchtig wird, wenn Du mit mir hinüberreisest? Du lächelst verächtlich? Armer Livius! Ich hole Dich also ab. Noch Eins. Erwarte nicht etwa, Luxus bei den schlichten Provinzlern zu finden."

— —

„Schicke die Leute fort und laß uns lustwandeln. Ist Das Wirklichkeit? Das Schilf neigt sich träumend in der Sonne und flüstert. Und die blauen Wasser sind bewegt, als ob sie zitterten. Hochgeschwellte Trauben wollen ihren süßen Saft vergießen. Wo sind die Krüge, die ihn auffingen? Auf den Feldern steht das Korn reif. Wo ist die Sense, die es mäht? Die Oliven und Feigen hängen reif an den Aesten. Wo sind die Hände, die sie pflückten? Ist Das eine verzauberte Einsamkeit! Und auf den Hügeln die Hütten; alle stehen leer. Wo sind die zwitschernden Kleinen, die jungen Mütter, die sie gewiß sonst bevölkern? Glaukus, Glaukus, wohin hast Du mich geführt? Ist Das die Erde? Das ist ein Aufenthaltsort Seliger. Aber wo sind sie? Komm, laß sie uns suchen. Hier liegt ein Kahn. Rudere mich hinaus in die blauen, zitternden Wasser."

„Wollen wir nicht lieber hier am Uferweg weitergehen? Auch mich nimmt diese Stille Wunder. Es muß irgend ein Festtag oder etwas Aehnliches sein. Sieh: dort kommen zwei Männer; wir wollen sie fragen."

„Seid gegrüßt! Könnt Ihr uns sagen, was hier los ist? Wir wollten uns in den See hinausrudern lassen, aber es ist Keiner da, der es thut. Wo sind die Schiffer, die Leute, die hier wohnen?"

„Wir sind nicht aus der hiesigen Gegend, wir kommen aus Howasin. Aber so viel wir gehört haben, spricht der Nazarener. Da ist alles Volk um ihn."

„Was haben sie gesagt, Glaukus? Ich verstand kein Wort."

„Er sagte, daß der Nazarener predige. Das ist mir ganz willkommen. Ich wollte Dir gern diesen merkwürdigen Mann zeigen, von dem man zu reden beginnt."

„Wer ist es?"

„Ein Pharisäer, aber anders als die Anderen. Ich selbst habe ihn noch nicht gehört. Uebrigens hier im Lande ist Alles voll der sonderbarsten Schwärmer. Wenige Stunden von hier im Gebirge wohnt einer namens Simon, der Wunder thun soll."

„Wunder? Wie schön! Spricht auch Der heute?"

„Ich weiß nicht. Suchen wir zuerst ihn, den sie den Nazarener nennen."

„Laß die Sänfte kommen."

„Wir wollen lieber gehen, Metella. Es würde zu viel Aufsehen erregen. Wir sind hier unter Fischern und Hirten."

„So komm!"

„Wirst Du aber auch nicht müde werden?"

„Sieh den alten Oelbaum da. Wie verkrüppelt er ist."

„Du weißt, die verkrüppelten liefern die besten Früchte."

„Wie wunderbar ist diese stille Luft! Horch: Stimmen."

„Hinter uns kommt ein Trupp Leute."

„Lassen wir sie vorausgehen; sie stören die Ruhe."

„Hast Du verstanden, wovon sie sprachen?"

„Nein."

„Von Jason, dessen Rede sie zu hören gehen."

„Wer ist Jason?"

„Der Nazarener, der spricht."

„Still, kein Wort mehr, damit ich das Plätschern der Wellen hören kann. Hier sind sie bewegter... Glaukus, hast Du schon einen so tiefblauen Himmel gesehen?"

„Selten."

„Was ist Das dort drüben auf dem Hügel? Ein großer Fleck, der sich bewegt."

„Es ist eine Schaar Menschen. Da ist sicher er, der spricht."

„Laß uns den schmalen Weg durch die Reben nehmen."

„Es steigt. Gieb Acht, daß Du nicht strauchelst. Stütze Dich auf meinen Arm. Du zitterst ja?"

„Ich weiß nicht . . . ich war lange nicht unter vielen Menschen."

„Wir wollen ganz hinten bleiben."

„Aber doch so, daß wir ihn verstehen."

„Natürlich. Sieh Dich um: diese herrliche Aussicht!"

„Was geht mich die Aussicht an! Komm!"

„Nicht so schnell die Höhe hinan. Sei behutsamer."

„Glaukus!"

„Ruhig!"

„Diese Stimme! Was hat er gesagt?"

„Selig sind, die Leid tragen, denn sie werden getröstet werden."

„Glaukus, ich muß ihn sehen."

„Bleib ruhig, Du kannst ihn nicht sehen. Eine Menge Volks umgiebt ihn."

„Siehst Du ihn?"

„Nein. Sie hocken auf den Bäumen und klettern einander auf die Schultern, um ihn zu erblicken.“

„Was sagte er jetzt? Dort wischt sich ein Greis Thränen aus den Augen.“

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“

„Und jetzt?“

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

„So still war noch nie die Luft.“

„Er hat eine mächtige Stimme.“

„Das finde ich nicht. Aber die Ohren schärfen sich und werden hellhörend. Wie muß Der aussehen, der so spricht!“

„Metella, Metella, bist Du toll?“

„Laß mich, ich muß in seine Nähe. Vielleicht gelingts mir. Mein Leib ist schmiegsam wie der einer Schlange, ich gleite hindurch.“

„Aber warte doch nur ein Wenig, du Ungestüme, warte! Was ist nun? Hat Dir einer der übelriechenden Fischer auf den rosigen Fuß getreten? Metella, was hast Du?“

„Ich habe zwei Hände gesehen. Sie lagen gefaltet auf einem blauen Gewand. Es müssen seine Hände sein ... Weshalb stößt mich der Mensch da zurück?“

„Er sagt, Keiner dürfe in die Nähe seines Herrn.“

„Seines Herrn? So ist er also sein Diener? Frag ihn, wie er heißt.“

„Er schweigt trotzig.“

„Nun hat er zu sprechen aufgehört. Was wollen sie Alle von ihm? Wenn sie doch nicht so vorwärts drängten! Ich kann nicht weiter. Halte den Mann auf, der uns entgegen kommt. Er scheint zu ihm zu gehören, denn sie weichen ihm gefällig aus. Er soll sagen, wie ich in Jasons Nähe komme.“

„Er fragt, was Du von seinem Herrn willst.“

„Was ich will? ... Ich weiß nicht ... Frag ihn nach seinem Namen.“

„Er nennt sich Judas aus Kerioth.“

„Welch wunderbarer Kopf!“

„Ja, ein ganz seltener Kopf. Er sagt, sein Meister sei heute müde und möchte ausruhen.“

„Ich will ja nichts von ihm ... Da ... ist es Der?“

„Nein, Das ist er nicht; er soll nach der anderen Seite den Hügel hinab sein. Der Mann blickt Dich scharf an.“

„Sag ihm, ich sei aus Jerusalem und hätte von dem Ruhm seines Meisters gehört.“

„Sags ihm selbst, er versteht ein Bischen griechisch.“

„Geh voraus, ich will ein paar Worte mit ihm sprechen.“

„Er hats eilig.“

„Ich eile mit ihm, vielleicht sehe ich Jason noch auf dem Wege.“

„Ich folge Dir.“

„Welcher ist Dein Herr?“

„Der dort im blauen Gewand in der Gruppe der Männer.“

„Kannst Du nicht machen, daß er umsieht?“

„Herr, Herr! Hier liegt ein Weib und neigt das Haupt vor Dir.“ ....

„Metella! Was hast Du?“

— —

Sie ging zwischen flüsterndem Schilf am Ufer des Sees den schmalen Fußpfad, der von Bethsaida nach Kapernaum führte. Es kam ihr sonderbar vor, allein zu gehen. Noch nie im Leben hatte sie es gethan. In Rom hatte sie ihre Dienerinnen, ihre Verehrer, ihre Freundinnen bei jedem Schritt an der Seite gehabt. Hier begleitete sie Niemand als der stille Sonnenschein, der von einem wolkenlosen Himmel strahlte. Sie trat in die Wegschänke, die sich gleich im ersten Gäßlein in Kapernaum erhob. Der, von dem man ihr gesagt hatte, daß er hier sei, saß vor einem aufgeschichteten Geldhäuflein, das vor ihm auf dem Tisch lag, und rechnete. Nachdem sie flüchtig gegrüßt hatte, setzte sie sich neben ihn. Ein halbwüchsiger Knabe, der von nebenan hereinsprang, fragte sie um ihr Begehr. Sie machte eine abwehrende Handbewegung und neigte sich zu Judas.

„Ich möchte mit Dir reden."

Sein hageres, von vielen Furchen zerrissenes Gesicht wandte sich zu ihr. „Laß mich erst fertig rechnen."

„Was brauchst Du zu rechnen? Ihr gebt Euch doch nicht mit Dergleichen ab."

Ein unendlich bitteres Lächeln umzuckte den schmerzlichen Mund. „Ja, Das meint Ihr Alle. Und doch bedürfen wir des Geldes, um nicht zu verhungern. Wovon sollten wir wohl unsere Lebensmittel bezahlen? Keiner hat ihr Säckelwart sein wollen; mich haben sie endlich dazu genöthigt und nun verachten sie mich dafür."

Metella zog die feinen Brauen verwundert in die Höhe.

„Verachten? Ich denke, er steht über so menschlichen Regungen."

„Er, ja, — er!" Die dunklen Augen des Kariothen brannten in wilder Zärtlichkeit auf. „Aber die Anderen. Simon und sein Bruder und die Frauen. Die umgeben ihn wie eine Mauer. Man kann allein mit ihm nie ein Wort wechseln. Neulich," schluchzte er, von einer Erinnerung überwältigt, auf, „haben sie gar gesagt, ich hätte die Kasse bestohlen. Und doch lehrt er, daß es in seinem Reich kein Mein und Dein geben soll. Wenn es kein Eigenthum giebt: wie kann Einer Dieb sein?"

„Da hast Du Recht. Er wird wohl von dieser Anschuldigung nichts wissen. Sag, Kariothe, kannst Du mir nicht Einiges von ihm erzählen? Siehe: ich habe Alles um seinetwillen verlassen. Meinen Geliebten, meine Freunde, mein Vaterland. Meinen Schmuck habe ich verkauft und bringe Dir hier den Erlös. Nimm. Lege es in Eure Kasse." Sie reichte ihm ein Säcklein. „Ich bin von Jerusalem fortgezogen und wohne in Bethsaida unter Bettlern, um in seiner Nähe zu sein. Wenn sie mich nur wenigstens verstünden! Aber sie sprechen weder griechisch noch unsere Sprache. Du bist der Einzige, der mich versteht. Glaubst Du, daß es schwer sei, Eure Sprache zu lernen? Glaubst Du, daß ich einst so weit komme, ihn ganz zu verstehen?"

„Das wirst Du bald. Ihn versteht Jeder. Sogar die kleinen Kinder, die noch nicht lallen können, strecken ihm die Arme entgegen. Die Thiere kauern sich vor ihm nieder und lauschen seiner Stimme. Wenn Einer einen recht reichen Fischfang thun will, bittet er ihn, das Netz zu berühren. Alles über und unter der Erde strebt zu ihm."

„Du liebst ihn wohl sehr."

„Wer auf Erden könnte wohl ihn nicht lieben?"

„Glaubst Du auch, daß er mehr sei als andere Menschen?"

„Das glaube ich nicht: Das weiß ich."

„Woher?"

„Woher? Weil er Wunder thut, wie die Propheten, und weil er es selbst von sich sagt. Und dann habe ich ihn manchmal belauscht, wenn er allein war. Er ist nämlich entweder ganz allein oder mit Vielen zusammen. Mit einem Einzelnen habe ich ihn nie gesehen."

„Und was geschah da, als er allein war?"

„Da war er ganz anders, als wenn er mit uns zusammen ist. Seine Augen flammten und sein Angesicht leuchtete und er war viel größer als sonst. Und ein Stolz, dessen sonst in seinem milden Angesicht keine Spur zu erblicken ist, lag wie die Majestät des Herrn auf ihm."

„Und Du hast Das gesehen?"

„Ich kroch auf meinen Knien ihm näher. Es war in der Nacht. Er schläft öfters im Freien. Aber sobald ich ihn anrufen wollte, erstarb mir die Stimme."

„Und was geschah weiter?"

„Er breitete die Arme zum Himmel . . ."

„Und?"

„Mich ergriff ein Schrecken . . . Ich verhüllte mir die Augen."

„O Du Einfältiger! Da hätte ich mich eher versengen lassen, als erschrocken mein Angesicht verhüllt. Ich verstehe, daß er anders ist, wenn er mit Euch spricht, als wenn er mit sich allein ist."

Der Keriothe starrte zu Boden. Seine Lippen zitterten, als er sagte: „Das ist das Schreckliche, das Unbegreifliche. Er ist immer anders, jeden Tag, jede Stunde. Demüthig, daß uns die Röthe der Scham ins Gesicht steigt, und gebieterisch wie ein König. Er ist ja auch einer; er ist aus Davids Geschlecht."

„Weshalb bekümmert er sich nicht um seine Rechte?"

„Judäa ist zu wenig für ihn. Die Erde mit ihren vier Reichen muß sein werden. Und auch Das genügt ihm nicht. Er sagt, sein Vater im Himmel habe Schätze, die kein irdisches Auge erträumen könne. Er will nicht nur die Erde, er will den Himmel mit all seinen Sternen, die Sonne und den Mond in seinem Besitz wissen."

„Das ist vergeblich. So hoch kann kein Sterblicher gelangen."

„Er kann Alles. Er bändigt mit einem Lächeln das Meer. Er macht fünfhundert Hungrige durch sein Wort satt. Vor seinen durchdringenden Augen entfliehen die Dämonen."

„Aber, wenn er so viel kann, weshalb sitzt er hier im armen Galiläa und geht mit Bettlern um, statt in einem Kaiserpalast in Rom oder Jerusalem zu herrschen?"

„Das ist es eben." Die Augen des Keriothen flackerten. „Er verspricht uns alle Tage, daß der Anfang seines Reiches bald kommen werde. Aber er verzögert es. Will er unsere Geduld prüfen? Ach, er hat sie schon längst erprobt. Kein Einziger ist unter Denen, die um ihn herum sind, der nicht mit blutigen Opfern sich das Glück erkauft hat, seine Stimme zu hören. Der Eine hat seine kleinen Kinder, sein junges Weib um seinetwillen verlassen. Ein Anderer überließ seine alten Eltern der Verlassenheit, um ihm dienen zu können.

Ein Dritter gab sein Amt auf, um seiner Spur nachzugehen. Jede Erdscholle, die er betritt, ist mit Opfern erkämpft. Was kann ihn bewegen, so lange zu zaudern, seine wahre Gestalt zu zeigen? Wir wissen es nicht. Vielleicht drängt ihn sein Verlangen nicht nach der Glorie, die ihm gewiß ist, die um seinetwillen von uns aber ungeduldig ersehnt wird. Wir wollen ihn endlich zur Rechten seines Vaters in der Herrlichkeit sehen, die er uns schon Jahre lang schildert."

„Wie ich höre, soll sein Leben nicht ungefährdet sein. Er hat mächtige Hasser in Jerusalem."

„Wenn ihn nur Etwas endlich zur Entscheidung triebe, und wärs auch eine Verfolgung, die sie gegen ihn unternähmen! Dann müßte er sich vertheidigen und seine wahre Gestalt enthüllen."

„Aber wenn sie ihm ein Leid zufügten?"

„Ihm kann Niemand ein Leid anthun. Er ist Gottes Sohn. Wir wissen ja, daß Alles so ist, wie er sagt; aber wir möchten, daß auch die Anderen es sehen und glauben. Besonders Die in Jerusalem mit ihren tauben Herzen."

„Wie mußt Du ihn lieben!"

Die Lippen des Mannes preßten sich fest zusammen. Dann strich er das Geld vor sich in den Sack und stand auf. Auch Metella erhob sich.

„Was soll ich thun, um in seine Nähe zu kommen?"

„Schließe Dich den Anderen an."

„Sind denn diese Frauen, die ihn begleiten, bedienen, nicht eifersüchtig auf einander?"

Der Keriothe lächelte. „Nein, Frau. Jede von ihnen weiß, daß sie als Einzelne ihm nichts ist, vereint mit den Anderen aber für ihn ein Erkennen seiner Idee bedeutet. Er hat nie ein Weib berührt. Aber er liebt diese Frauen, wie er die Blumen, die Farben des Abendhimmels, den Gesang der Vögel liebt."

„Kannst Du mir sagen, was eigentlich seine Idee ist?" Sie traten hinaus in die schneereine laue Luft, die im Sonnenglanz zitterte.

„Er will ein Reich der Liebe und des Friedens gründen. Er will den Menschen ihre Unschuld zurückgeben. Und er will nicht, wie der Täufer am Jordan, daß sie Buße thun und fasten ihrer Sünde wegen. Sie sollen die Augen nicht senken, sondern lächeln und froh werden, wie das Gethier des Waldes, wie die Blumen auf dem Felde, die der Herr kleidet, wie die Kindlein an der Mutter Brust."

„So will er also Liebe?"

„Nichts Anderes."

„Aber . . ." In Metella regte sich die gebildete Frau, die in ihrem Hause in Rom lange Gespräche mit geistreichen Denkern geführt hatte . . . „Was würde aus allem Wissen werden, wenn man nichts Anderes erstrebte, als mit sich und der Welt in Frieden zu leben?"

„Er sagt, alles Wissen sei eitel, alles Streben unnütz außer dem einen: Liebe zu schenken, Liebe zu empfangen. Liebe zu dem Vater, der die Erde erschaffen hat, Liebe zu dem Sohne, der ihn verkündet, Liebe zu den Mitmenschen, die eigentlich ein Leib sind, Liebe zu sich selbst, die wir göttlich sind, weil uns ein Gott geschaffen hat."

Metella blieb stehen und breitete die Arme zur Sonne empor.

„Heil mir, daß ich Deinen König gefunden!"

Der Keriothe ging still seines Weges weiter.

— —

Die Leute wichen zurück. Einer blieb ruhig stehen. Sie warf sich vor ihm nieder und stammelte: „Herr!" Sie wollte zu ihm aufblicken, aber sie vermochte ihre Stirn nicht zu erheben. Da berührte er ihr Haupt. Nun konnte sie es. Sie sah in ein blaues Augenpaar, in dessen Vordergrund ein Lächeln lag. Sie sah in ein hageres Gesicht, das ihr weiß wie der Schnee erschien. Sie sah einen Mund, der das Verschweigen seines letzten Wortes gewöhnt zu sein schien. Aus dem blonden, schlichten Haar, das die hohe Stirn umgab, wehte die Milde und Sanftheit des gnädigsten Herzens zu ihr herab.

„Was willst Du, Frau?"

„Nichts! Dir dienen."

Nun trat das Lächeln der Augen auf die Lippen. Sie theilten sich leise. Ihr aber stürzten heiße Thränen aus den Augen. Er schritt gelassen weiter.

Und der Raum um ihn füllte sich wieder. Kinder hingen sich an sein Gewand, Männer wandten die Köpfe zu ihm, um mit ihm zu sprechen. Sie lag noch immer auf den Knien. Sie küßte den Sand, darüber seine Füße geschritten waren. Sie küßte die Luft, die sein Kleid bewegt hatte. Sie lächelte und zitterte und fühlte auf einmal, wie jung und unschuldig sie war, trotz ... ihrer Vergangenheit. Das war seine Macht.

Hinter ihr kam eine Frau auf Krücken, die so schnell ging, wie es ihre Kräfte erlaubten, um ihn noch zu erreichen. Metella sah ihr mit nassen Augen ins Gesicht.

„Wie kommt es, daß er blond ist? Eure Männer sind doch dunkel."

„Auch David war blond und weiß; und er ist aus seinem Geschlecht."

„Ja, ich sah es: er ist ein König. Was ist der Caesar gegen ihn? Wäre er in Griechenland, sie hätten ihn schon längst zum Gott ausgerufen."

— —

Taube, Du meine bräunliche Taube, hast Du denn gar keine Furcht, daß ich Dich hasche? Willst Du mir nicht ausweichen, kleine Leichtfertige? Trippelst neben mir und siehst mit Deinen röthlichen Aeuglein zu mir auf. Hast Recht mit Deinem Vertrauen. Ich füge Dir kein Leid zu. Wer könnte hier Weh thun, wo die Mildheit seiner Stimme die Luft durchtönt? Scheidet die Sonne nicht ungern von diesen Ufern, wo die Wege führen, die er geht? Zaudert die zur Frucht gewordene Blüthe des Obstbaumes nicht, den mütterlichen Ast zu verlassen, um ihn noch länger vorübergehen zu sehen? Ihn in seinen armen Gewändern, mit den demüthigen Händen, die die Blitze nicht ergreifen wollen, ob sie auch in ihrer Gewalt sind. Weshalb nicht, Jason? Nur gezwungen übst Du Wunder. Es geht Dir auch darin, wie mit dem Antritt Deiner Herrschaft. Man muß Dich durch Flehen, durch Thränen, durch Beschwörungen dazu bewegen. Du wandelst viel lieber als Mensch unter Menschen. Hat nicht auch Zeus oft solcher Sehnsucht gehorcht? Ach, was ist Zeus gegen Dich, Du die Lüfte in Liebe Entzündender! Ihr uralten Oelbäume da oben auf dem Hügel, auf die die tausendjährigen Augen des Hermon blicken, habt Ihr oft seinen Schlummer behütet? Hat nicht die Nacht seiner Lippen Stolz besiegt und ihnen ihr Geheimniß

entlockt? O könntet Ihr reden! Ist er wirklich ein Gott? Wenn er Wunder wirkt, muß er mehr als ein Mensch sein. Beim Herannahen der häßlichen Blödsinnigen, die, von Dämonen gepeinigt, ihn um Hilfe anriefen und die er heilte, lief ich davon. Ich möchte ein schönes, liebliches Wunder aus seinen Händen hervorgehen sehen. Bald führt ihn das Osterfest nach Jerusalem. Noch vorher will ich mich ihm zu Füßen werfen.

Und sie sank vor ihm auf die Knie, als er, von seinen Getreuen begleitet, über die Fluren kam.

„Herr, sei meinem Zweifel gnädig! Wirke ein Wunder, auf daß ich an Deine Gottheit glauben kann!"

Heute liegt kein Lächeln, heute liegt ein tiefes Mitleid in dem Blick, mit dem er auf die Kniende sieht. Ohne die Lippen zu einer Antwort zu öffnen, geht er vorüber. Aber Einer hat sich aus der Gruppe um ihn gelöst und tritt vor sie hin. Es ist ein zarter Jüngling mit sonnigen Augen und Lippen, die zum Küssen geschaffen scheinen.

„Du suchst Wunder? Ist er nicht das Größte, der eben vorüberschritt? Du suchst Wunder? Du selbst mußt das Wunder thun. Ohne Deine Hilfe kann es nicht geschehen."

„Was soll ich thun, um es zu können?"

„Die Augen öffnen, nichts weiter."

Er verläßt sie. Sie sieht sinnend zum gerötheten Abendhimmel.

Das ist anders, als ich erwartet habe. Verstehe ich ihn denn? Dieser Jüngling scheint ihn besser zu kennen. Er nennt ihn selbst das Wunder. Auch ein verstecktes, verborgenes. Mag er doch bald seine Göttlichkeit enthüllen! . . .

— —

„Kériothe, Deine Augen werden immer brennender. Deine Gestalt ist gebrochen. Deine Hände zittern. Und er macht doch Alles schön, was der Frieden seines Wesens berührt."

„Hast Du je geliebt, Frau?"

„Ich glaube: bis jetzt noch nicht."

„Weißt Du, wie viele Minuten der Tag hat?"

„Nein, aber ich denke, recht viele."

„Nun stelle Dir vor: alle diese Minuten laure ich auf die Enthüllung, die einem sehr Geliebten zur Wahrhaftigkeit verhelfen soll. Und so laure ich seit Jahren. Rechne Dir diese Minuten alle zusammen, rechne Dir zusammen all die schmerzenden Zweifel, die Widerlegungen, die Widersprüche, die mich der Verzweiflung zutreiben. Ich kann nicht mehr anders. Ich muß ihn zur Enthüllung bringen, — und koste es mein Leben."

„Du willst ihn zu Etwas nöthigen, womit er zögert? Und Du sagst, Du liebtest ihn?"

„Mehr, als Alle ihn lieben. Mehr als seine Mutter und Simon und des Zebedäus Sohn. Ich will ihn endlich zur Rechten seines Vaters in Herrlichkeit sehen."

„Zur Rechten seines Vaters in Herrlichkeit" . . . .

— —

„Mariamma von Magdala, laß mich an Deiner Seite bleiben. Du bist

ein Weib wie ich und folgst ihm über die Hügel nach Jerusalem nach. Du betest zu ihm, wie ich zu ihm bete. Laß mich Deine Schwester sein."

Ein Angesicht mit zwei wundersamen Augen neigte sich auf sie und küßte sie.

„Ich folge ihm nicht allein. Wir Alle, die ihn lieben, gehen mit ihm. Wir wollen ihm dienen, ihn schirmen, denn uns ahnt Schweres."

„Wie sollte dem Auserlesenen Schweres begegnen, dessen er nicht Herr werden könnte?"

„Jesu Wege sind dunkel und wir kennen sie eigentlich nicht."

„Und trotzdem wollen wir Alle ihm folgen. Aber Ihr, die Jahre lang um ihn seid, müßt ihn doch ganz verstehen."

„Wie kann ein Menschenverstand Gottes Sohn begreifen?"

„Armer Jesu, Du bist allein. Selbst die Liebe versteht Dich nicht!"

Sie ritten auf ihren kleinen Maulthieren über Hügel und Höhen. Wenn sie sprachen, sprachen sie von ihm. Wenn sie schliefen, träumten sie von ihm. Wenn sie lächelten, lächelten sie im Gedanken an ihn. Wenn sie weinten, weinten sie um ihn. Wenn ihre Seelen ahnungvoll zusammenschauerten, geschah es, weil verschleierte Visionen vor sie traten, in denen sie sein Antlitz in Trauer erblickten.

Einmal, nachts, als sie rasteten, begann Metella, zu zittern, und weckte ihre Genossin. Auch die anderen Frauen erwachten.

„Ich habe von dem Keriothen geträumt. Geht auch er nach Jerusalem?"

Sie nickten.

„Habt Acht auf ihn."

Maria blickte sie ruhig an. „Er ist des Herrn Freund und Jünger."

„Aber seine Liebe ist gefährlich."

Metella vergrub das Gesicht in ihre goldene Haarfluth und schluchzte im Stillen. Zu sagen wagte sie nichts mehr.

— —

Da ist die schreckliche Stadt, die sie einst so bedrückt hat. Die finsteren Häuser ohne Schmuck. Die Männer, die wegsehen, wenn ein Weib ihnen begegnet. Die Priester mit ihren starren Gesichtern. Der hochgelegene Tempel, an dessen Bollwerk sie noch arbeiten. Sie durchstreift sinnend die Gassen. Der Gedanke, Livius zu begegnen, dem einst heiß Geliebten, läßt sie gleichgiltig. Auch Glaukus, des Freundes, gedenkt sie kaum. Sie sucht nur Eins, Einen: ihn, der ihr ihre Kinderunschuld wiedergegeben hat. Sie weiß, er weilt mit seinen Schülern im Tempel. Stunden lang treibt sie sich draußen in den Vorhallen umher. Knüpft Gespräche mit den Krämern an, die ihre Waaren hier feil halten, versinkt wieder in Gedanken und zittert vor Ungeduld und Sehnsucht. Endlich sieht sie ihn nahen.

Wie hat sich sein Angesicht verändert! Zu der sanften, bezaubernden Milde, die jedes Knie vor ihm niederzwingt, zu dem erbarmenden Mitleid in seinen Augen hat sich ein Zug ergreifender Schwermuth gesellt. Wie eine unbestimmte Bangniß, geheimnißvolles Ahnen nahender Schrecknisse. Metella schauert. Obgleich sie dicht vor ihm steht, erblickt er sie nicht. Er sieht kein Einzelnes.

Langsam schreitet er den Männern voran, die ihm flüsternd folgen.

Plötzlich streift Metella ein heißer Hauch.

Der Keriothe ist an ihr vorüber gegangen. Sie preßt die Hände auf die zitternde Brust.

„O Jason, Jason, gehst Du Deiner Herrlichkeit entgegen oder ..... Deinem Ende?“

— —

Mit lautlosen Sternen kam die Nacht. Wie ein Rudel scheuer Gemsen kauerten die Frauen beisammen und flüsterten einander Kraft und Trost zu, küßten einander die Thränen aus den Augen, die um Den flossen, der ihre Welt war. Der vielleicht über ein Kleines in stolzer Herrlichkeit, unerreichbar, über ihnen im Himmel thronen würde.

Durch die Luft strich ein kühler Hauch.

Sie erhoben sich von den steinernen Stufen des Tempels, wo sie geruht hatten, und gingen der Herberge zu, da sie übernachten wollten.

Plötzlich kam ihnen ein Zug Menschen entgegen. Knechte mit Fackeln in den Händen, ein Raum, und dann .... Er, hoch und starr, die Augen wie in eine Unendlichkeit verloren.

Und weit hinter den Anderen Einer, schluchzend wie ein Kind ...

„Der Keriothe,“ schrie Metella auf ... „Er hat ihn verrathen!“

— —

„Graut noch immer der Tag nicht? Mir ist, als seien Jahre vergangen, seit wir hier ruhen. Siehst Du keinen Schimmer im Osten?“

Die thränenreichen Lider Marias öffnen sich schwer. Sie späht in die stickige Finsterniß hinaus. „Ich sehe kein Licht. Alles ist dunkel.“

„Und doch höre ich Getümmel und Lärm auf den Straßen. Es muß die Zeit sein, wo sonst Tag wird. Verbirgt sich die Sonne, um nicht Zeuge seines Elends zu werden? O Freundin, wie mag diese Nacht für ihn vergangen sein? Lebt er noch? Leidet er? Sind seine lieben Hände noch gefesselt wie gestern Abend?“

„Du faßt ihn zu menschlich: er ist mehr als Du und ich.“

„Glaubst auch Du so? Dann wird er seine Stricke zerreißen und seine Peiniger in den Staub strecken. Komm, laß uns hinausgehen, vielleicht erfahren wir Etwas über sein Schicksal, vielleicht sehen wir das große Wunder, das er uns verheißen hat.“

Sie umschlangen einander und schritten hinaus. Draußen fanden sie ihre Freundinnen und vereinten sich mit ihnen. Ein widerwilliges blasses Licht brach langsam hervor und beleuchtete die hastigen Leute, die, um Vorräthe für das Osterfest einzukaufen, die Straßen durcheilten. Da faßte Metella krampfhaft Marias Arm. Vor einem hohen Gebäude in der Nähe des Tempels, dessen Düsterheit noch durch einen finsteren Thurm erhöht wurde, der sich in unmittelbarer Nähe daran schloß, stand eine Gruppe Menschen.

„Wessen ist dies Haus?“

Marias Lippen begannen zu zittern.

„Es ist das Prätorium.“

Sie sahen einander an und blieben stehen. Auch die Anderen, die ihnen gefolgt waren. Sie glichen einer Gruppe hilfloser Kinder.

Man stieß sie geringschätzig zurück, um selbst dem verhängnißvollen Eingang näher zu kommen.

Plötzlich rollt ein Murmeln durch die Menge. Aus den Höfen drinnen

bringt Gelächter. Eine Stimme hat gerufen: Heil Dir, König der Juden! Heil Dir, König der Juden! pflanzt sichs weiter.

Was geht dort drinnen vor? Hat seine Herrlichkeit begonnen? Aber Das klang wie Hohn, nicht wie Anbetung. Und immer neue drängende Menschenmassen wälzen sich heran. Die scheuen, verschüchterten Frauen werden zurückgedrängt. Sie sehen sich um. Wo sind die Männer? Seine Schüler, seine Getreuen, die für ihn zu sterben schwuren? Keiner läßt sich blicken.

„Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!“

Maria umfaßt die zusammenbrechende Gestalt neben sich und zieht sie fort.

Hinter ihnen wallen die Wogen der Empörung und schlagen über dem Haupt des Größten zusammen.

— —

„Was naht dort für ein Zug aus dem Thor?“

„Ich sehe keinen.“

„Dort!“

„Es ist ein Centurio mit Soldaten.“

„Ich sehe noch mehr. Zwei Männer, die Kreuze schleppen. Maria, sieh genauer hin, siehst Du ... noch Einen.“

„Ich sehe noch Einen ... aber es ist nicht unser Herr. Es ist ein alter Mann.“

„Und hinter ihm, der so langsam, so hoch schreitet ...?“

„Das ist Jesus!“

„Jesus!“ ...

Sie eilen ihm entgegen über das steinige Brachfeld hinüber. Sie sehen nicht, wohin sich der Zug bewegt, sie hören nicht die Hohn- und Zornesrufe des Volkes, des selben Volkes, das sich vor einigen Tagen noch schlug, um seinen Mantel berühren zu können. Sie sehen nicht, wie dick und stickig die Luft wird, wie röthlicher Nebel sich herniedersenkt. Sie fühlen kaum, daß der Weg zu steigen beginnt. Sie wollen sich ihrem Herrn nähern. Ein Soldat stößt sie zurück.

Einige der Leute kehren um, es bilden sich Gruppen; nun können sie ihn erblicken. Er steht still, hoch, das Haupt gesenkt vor dem Kreuz, an das sie ihn heften wollen. Die Soldaten reißen ihm die Kleider herab. Da legt sich eine Hand auf Metellas Schulter. Zwei glühende Augen neigen sich auf sie.

„Verzage nicht, Frau, Du wirst gleich den Himmel sich theilen und den Vater herablangen sehen, um den Sohn in sein Reich aufzunehmen. Bis jetzt hat er gezögert. Nun muß er es thun ...“

Sie fällt auf die Knie und verhüllt das Antlitz.

Als sie es erhebt, sieht sie ihn schweben zwischen Himmel und Erde. Rother Nebel umgiebt das Kreuz und läßt sein weißes, hoheitvolles Gesicht, das auch jetzt seine Göttlichkeit nicht verleugnet, wie aus einer anderen Welt erscheinen. Und die Frauen starren zum Himmel, ob er sich theilt ...

Die Röthe des Nebels erbleicht, es wird finster, finsterer. Die Nacht will ihr Gesetz durchbrechen, um ihre Schatten dem Heiligen zu spenden.

Wo sind die Jünger?

Einmal gleiten seine Blicke wie suchend durch die fremde Menge, die ihn in theilnahmloser Neugierde umsteht. Ist es möglich? Ist er allein, verlassen im Tode von Denen, für deren Glück er sein Leben hingiebt? Hat Keiner aus

ihrer Reihe den Muth, sich ihm zu nähern? Umschlingt Keiner das Kreuz, an dem er die Arme nach ihnen ausbreitet? . . .

Da werden seine Augen groß, leuchtend. Sieghafter Glanz bricht von seiner Stirn. Sieht er Etwas? Erblickt er die Könige, die Beherrscher der Nationen, die Helden, die Weisen, die in endlosen Reihen sich um ihn schaaren und ihn Gott nennen? Sieht er den Erdball in seinem Zeichen und die Gestirne des Himmels seinen Namen tragen?

„Mein Gott, mein Gott, wie verherrlichst Du mich! Es ist vollbracht!"

Er neigt das Haupt und stirbt . . .

— —

„Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?"

„Er rief Elias an."

„Nein, er hat seinem Vater da oben irgendwo zum Vorwurf gemacht, daß er ihn verlassen habe."

„Ist er tot?"

„Es scheint so."

„Und wo sind die Legionen Engel, von denen er hoffte, daß sie ihm zu Hilfe kämen?"

„Der Narr!"

„Der betrogene Betrüger."

„Schwester, hast Du ihn verstanden?"

„Er sagte: ‚Es ist vollbracht!'"

„Aber vorher Das, vorher?"

„Mich dünkt, er rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"

„Du irrst." Ein Jüngling mit weichem, mädchenhaftem Gesicht und vom Weinen geschwollenen Augen taucht neben ihnen auf.

„Er sagte: ‚Mein Gott, mein Gott, wie verherrlichst Du mich!'"

„Rief er wirklich so?" Das totbleiche Gesicht des Judas neigt sich zu Johannes. „Mich hat ein solcher Schreck ergriffen, als er die Lippen öffnete, daß ich ihn nicht verstanden habe."

„Er hat es gesagt."

„Dann war er doch mehr als wir. Dann muß er Etwas gesehen haben, das uns verborgen blieb. Nur ein Verzweifelnder hätte ausgerufen: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!'"

Ein Bote kam angesprengt und theilte eine Nachricht mit. Die Leute erbleichten. Viele eilten nach der Stadt zurück.

Der Vorhang des Allerheiligsten im Tempel ist mitten entzwei gerissen.

„Schwester, mich dünkt, wir Alle haben ihn nicht begriffen."

„Siehe, der Soldat hat sein Herz durchbohrt. Wenn wir auch seinem Geist nicht folgen konnten: dieses Herz haben wir verstanden . . ."

„Ist er tot? Dann laß auch uns sterben."

„Nein, wir wollen nicht sterben, sondern getreulich seiner harren. Er hat uns versprochen, wiederzukommen."

„Glaubst Du, daß er Dies hält, da er doch so viel Anderes nicht hielt, das er versprach?"

„Er hat Alles gehalten, Schwester, aber anders, als wir es erwarteten."

„Wann wird er wiederkommen?"

„Ich weiß es nicht. Aber er steht vom Tode auf."

„Maria! Halte Wacht, bis ich wieder komme. Ich eile zu dem Arimathäer. Er hat gesagt, wenn der Herr tot ist, sollten wir ihn holen, damit er uns ihn begraben hilft. Er hat drüben im Garten eine Ruhestätte."

— —

„Laß mich noch einmal die Hände küssen, die so Viele gesegnet haben. Du milder Mund, der die Verachteten Brüder genannt hat! Ihr Augen, die rein machtet das Unreine, das Eure heiligen Blicke berührten . . ."

„Laß, laß Frau, es wird spät. Bevor der erste Stern heraufkommt, muß er begraben sein."

„Heute kommt kein Stern herauf."

Sie trugen ihn auf einer hölzernen Stütze, ganz mit Leinwand verhüllt, in die Felsengruft. Ihre Fackeln qualmten, als sie nochmals hineinleuchteten in den engen Raum, der die Seligkeit einer Welt umfing. Dann wälzten sie den schweren Stein vor die schmale Oeffnung, wandten sich wieder der Stadt zu und versprachen einander, am übernächsten Tage zu kommen. Sie sprachen davon, daß er auferstehen würde. Wenn in Allem seine Prophezeiungen sich anders verwirklicht hatten, als sie voraussetzten: in Diesem konnte es nicht geschehen, denn dies Versprechen, das er so oft wiederholte, ließ keine andere Deutung zu . . .

— —

Nach dem schwülen, blutrothen Tag eine totstille Nacht.

Sabbath in der Luft, auf den Feldern, im Gezweig der uralten Oelbäume, die starr, wie erschöpft, ihre Zweige hängen lassen.

Ueber die Felder schleicht ein Mensch. Seine Augen leuchten wie im Irrsinn. Er hat seinen Geliebtesten, sein Ideal, Den, dessen Schritten er wie ein Hund gefolgt ist, verrathen. Weil er . . . ungeduldig war. Er wollte den Theuren im Königsschmuck sehen, wollte Zeuge sein, wie Alle ihn anbeten, den er Sohn Gottes genannt. Und weil Jener in seiner unendlichen Demuth zögert, die Krone sich aufs Haupt zu setzen, drängt er ihn gewaltsam dazu, seine Uebermenschlichkeit zu offenbaren, drängt ihn dadurch, daß er ihn verräth. Nun muß er sich beweisen.

Er hat sich bewiesen. Als ein unendlich großer, gütiger, herrlicher Mensch hat er sich bewiesen, der sein Leben hingab, um seiner Ueberzeugung willen. Die Hand, die den Stahl gegen einen Gott gezückt, von dem sie voraussetzte, daß keine sterbliche Macht ihn verletzen könne, hat ein warmes, mildes, in Liebe für die Menschheit aufgehendes Herz getroffen.

„Ich bin schuld, daß sie Dich töteten. Nun will ich die Ursache sein, daß sie Dich als den Auferstandenen preisen."

Mit der Kraft des Wahnsinns und einer Liebe, die übernatürliche Stärke verleiht, stößt er den Stein fort, umfaßt den Geliebten mit seinen Armen und flieht mit ihm in die Nacht . . .

Friedenau. Maria Janitschek.



Drei Gedichte.*)

Der Großvater.

Großvater lag steif da, im Sterben,
Schon vierundneunzig Jahre alt.
Noch weißer als die Linnen färben
Sah man die Stirn sich, bleich und kalt.
Er öffnet groß sein müdes Auge
Und seine dumpfe Stimme schallt,
Als ob sie nur zum Röcheln tauge,
Wie Windhauch fern im tiefen Wald.

Ist es Erinnrung? Ists ein Traum?
Wie morgens und bei Sonnengluth
Der Saft sich gährend regt im Baum,
So wallte purpurn einst mein Blut.
Ist es Erinnrung? Ists ein Traum?
Wie ist das Leben kurz und gut!
Ich weiß es wohl, o ja, ich weiß:
Vergangne Tage rufen leis.
O ich war jung! Ich weiß! Ich weiß!

Ist es Erinnrung? Ists ein Traum?
So wie die Woge unbewußt
Bei jedem Wind sich hebt mit Schaum,
So hob beim Wunsch sich meine Brust.
Ist es Erinnrung? Ists ein Traum,
Was mich durchbebt mit alter Lust?
Ich weiß es wohl, o ja, ich weiß:
O Jugendzeit! O Zeit des Mais!
Die Lieb'! Die Liebe! O, ich weiß!

Ist es Erinnrung? Ists ein Traum?
Mit lautem Rauschen, wie beim Meer
Der Wellenschlag am Küstensaum,
So schwankt mein Denken hin und her.
Ist es Erinnrung? Ists ein Traum?
Naht etwas Neues? Kommt nichts mehr?
Ich weiß es wohl, o ja, ich weiß:
Bald zu den Sein'gen geht der Greis.
Der Tod! Der Tod! Ich weiß! Ich weiß!



*) Herr Max Hoffmann in Berlin hat diese Gedichte Maupassants übersetzt.

Im Tuileriengarten.

Komm, Kindchen, dessen Mutter ich verehre,
Die dort von jener Bank Dein Spiel bewacht!
Sie ist so ernst; ihr Haar, das reiche, schwere,
Ist goldig blond, wie Sterne in der Nacht.
Komm, Kindchen, reich mir Deinen ros'gen Mund,
Dein blaues Aug', die Locken, die Dich schmücken!
Ich werde tausend Küsse darauf drücken,
Damit sie, heimgekehrt zur Abendstund',
Wenn Deine Arme ihren Hals umschlingen,
Auf Deinen Lippen, Deinem Lockenhaupt
Noch etwas Glühendes zu spüren glaubt
Von süßer Liebe, die zu ihr will dringen!
Dann sagt sie wohl, indessen ein gelindes,
Verstohlnes Liebesweh ins Herz ihr sinkt,
Indem sie alle meine Küsse trinkt:
„Was fühl' ich auf der Stirne meines Kindes?"



Die Wildgänse.

Still ists, kein Vogel singt die lust'ge Weise;
Weiß ruht die Ebne unterm grauen Himmel
Und nur der Raben schwärzliches Gewimmel
Durchwühlt den Schnee und sucht nach dürft'ger Speise.

Da ein Geschrei! Vom Horizonte schallts!
Es nähert sich, ist da! Wildgänse sind es!
Wie flücht'ge Pfeile, mit gestrecktem Hals
Eilen sie vorwärts mit dem Flug des Windes, —
Und pfeifend peitscht ihr Flügelschlag die Luft.

Der Führer jener Lüftepilger ruft
Von Zeit zu Zeit mit dringendem Geschrei,
Damit ihr Flug auch nicht zu langsam sei
Beim Wandern über Wälder, Wüsten, Meere.

Die Karawane zieht, ein doppelt Band,
In großem Dreieck fernhin übers Land
Und seltsam Rauschen schallt von diesem Heere.

Doch die gefangnen Brüder auf der Flur,
Sie watscheln langsam, durch die Kälte schwach,
Ein Knab' in Lumpen braucht zu pfeifen nur,
So schwanken sie wie schwere Schiffe nach.

Da hören sie den Ruf am Wolkensaume
Und recken hoch ihr Haupt; sie sehn sich wiegen,
Die freien Wandrer dort im Himmelsraume,
Und die Gefangnen möchten plötzlich fliegen.
Sie regen zwecklos ihre matten Schwingen . . .

Hoch aufgerichtet, fühlen sie verwirrt
Bei jenem Ruf zu ihrem Herzen dringen
Etwas von Freiheit, wo man fröhlich schwirrt
Im weiten Raume, hin zu warmen Küsten.
Und auf dem Schneefeld rennen sie wie toll
Und nach den wilden Brüdern, die sie grüßten,
Schallt lang noch ihr Gekreisch, verzweiflungvoll.

Guy de Maupassant.



Mein Doppelgänger.

Er oder sie — denn das Geschlecht wechselte — tauchte zum ersten Male in Kopenhagen auf. Es ist jetzt bald elf Jahre her. Ich hatte mich eben verheirathet und in einem kleinen seeländischen Dorfe niedergelassen. Es galt, für den jungen Haushalt verschiedene Einrichtungsgegenstände — die uns die Wirthin nicht zur Verfügung stellen konnte — einzukaufen, und wir, meine Frau und ich, hatten persönlich in einem bekannten kopenhagener Laden eine Bestellung von Messern, Gabeln, Lampen und ähnlichen Dingen gemacht, die ich mir nach meiner ländlichen Adresse zuzusenden bat. Die Sendung kam auch, — unter der Adresse „Fräulein Olga Hansson."

Diese mystische Dame hat seitdem eine große Rolle in meinem Leben gespielt. Das heißt: ihr Name; denn die Dame selbst habe ich zu sehen nie die Ehre gehabt. Ich weiß noch immer nicht, ob es sich um eine wirkliche Person mit Fleisch und Blut und Legitimationpapieren oder nur um eine wesenlose Fiktion gehandelt hat. Es ist aber so weit gegangen, daß die schöne Unbekannte sich sogar in Kürschners Literaturlexikon für mich hineinsubstituirte, ohne daß sie mich davon wissen ließ.

Nun ist ja mein Name so beschaffen, daß er in meiner Heimath ein ganz allgemeiner ist, in der übrigen Welt dagegen ziemlich eigenartig klingt. In meiner nächsten Verwandtschaft heißen Zwei genau so wie ich mit Vor- und Nachnamen; in der Fremde aber dürfte ich wohl ganz allein meinen Namen tragen. Und doch scheint das doppelgängerische Spiel mit dem Namen erst mit meinem Aufenthalt im Auslande angefangen zu haben.

Meine charmante Doppelgängerin, Fräulein Olga, erschien zum ersten Male in meinem lieben Kopenhagen, „des Königs Stadt". Seitdem ist sie nie mehr ganz verschwunden, sondern hat sich von Zeit zu Zeit immer wieder bei mir eingefunden. Ich dachte zuerst nicht über die Sache nach, in der ich nur Zufälligkeiten und Mißverständnisse oder schlechte Scherze, die billig zu haben und deshalb allgemein beliebt sind, erblickte. Dann, als die Dame zu aufdringlich wurde, fing ich an, mich zu ärgern. Schließlich lehnte ich

sie kurzweg ab und schmiß sie hinaus. Das half aber gar nicht; sie war nicht loszuwerden; wenn ich meines Weges wanderte und an nichts weniger als an sie dachte, hing sie mir immer wieder plötzlich wie eine Distel an den Hosen. Sie schlich sich immer wieder in meine Post mit hinein.

Als zweiter Doppelgänger erschien auf der Bildfläche meines Lebens ein gewisser Herr Ola Essay N. Hansson. Er war von schlesischer Abkunft. Die „Vereinigten Papierfabriken" in einer schlesischen Stadt hatten ihn entdeckt und sandten ihn mir ins Haus. Sie schienen diesen Herrn hoch zu taxiren, denn sie boten ihm einen Platz in „Das große Jahrhundert" an, was gleichbedeutend mit Unsterblichkeit war. „Das große Jahrhundert" war nämlich ein Geschäftsunternehmen genannter „Vereinigten Papierfabriken", — ein Prachtalbum von Postkarten, die mit den Portraitköpfen der berühmten Persönlichkeiten des scheidenden Säkulums geschmückt waren. Es wurde nun Herrn Ola Essay N. Hansson eindringlich angeboten, in dieses Album gefälligst einzutreten; er sollte sich aber rasch entscheiden, denn das ganze Album war schon besetzt bis auf einen Platz, den letzten, und zwar hinter einem Herrn Scheidemantel. Als ich die Sendung unbeantwortet ließ, kam die Rechnung von zwanzig Mark für das Album; als ich auch hierauf nicht reagirte, folgten Postnachnahmezumuthungen. Worauf das gesammte „große Jahrhundert" mitsammt Herrn Scheidemantel und dem leeren Platz an die „Vereinigten Papierfabriken" zurückflog. Damit war Herr Ola Essay N. Hansson aus der Sage.

Ein unheimlicherer Geselle tauchte unter dem Namen Jansson auf. Es war mir seit längerer Zeit auffallend gewesen, daß einige Leute in meiner ländlichen Umgebung mich Jansson statt Hansson nannten. Ich legte diesem Umstand keine Bedeutung bei. Das war aber dumm von mir, denn sonst wäre vielleicht das gefährliche Individuum schon längst gegriffen. Unterdessen benutzte es die Zeit, um sich hinter meinem Rücken, und ohne daß ich eine Ahnung von Dem hatte, was vorging, in meine Familienangelegenheiten einzuschleichen. Es ließ das Testamentsdokument meiner Schwiegereltern, durch das meine Frau als ihr einziges Kind zur Erbin eingesetzt wurde, auf den Namen Frau Jansson ausstellen. Ob diese Fälschung im russischen Original selbst oder nur in der deutschen Uebersetzung durchgesetzt wurde, weiß ich noch nicht; denn es sind zwei Abschriften ausgefertigt worden, beide von den selben Behörden beglaubigt, von denen aber die erste den Namen Jansson, die zweite den Namen Hansson enthält. Nachdem aber die Abschrift mit dem falschen Namen — wegen Auslieferung der Hinterlassenschaft meiner Schwiegermutter an meine Frau vom Zollamt — nach München gelangt war, wußte der geheimnißvolle Doppelgänger es durchzusetzen, daß die Zustellung der Abschrift an meine Frau, wodurch ja die Betrügerei an den Tag gekommen

wäre, verhindert wurde. Dies geschah erst anderthalb Jahre später. Inzwischen wurden die Sachen auf den falschen Namen vom Zoll ausgelöst und bei einem gewissen Asam in München öffentlich versteigert. Was und wer hinter diesem Spuke steckt, weiß ich nicht. Nun wollte es aber der Zufall, der der größte Schelm ist, daß meine von den Behörden eingeforderten Legitimationpapiere von einem wirklichen Schweden Jansson, der bei der Behörde selbst angestellt war, amtlich ins Deutsche übersetzt wurden . . .

Mit den Jahren schossen die Doppelgänger unter allerlei Namenverkleidungen wie Pilze hervor. Es schwirrte nur so durch die Luft von den abenteuerlichsten Namensverdrehungen, in Gesprächen und in Postsachen. Bald wurde mir mit der Anrede „Herr Handsome“ geschmeichelt; bald wurde ich mir selbst als „Herr Handschuh“ ins Gesicht geschleudert; bald wurden mir mit dem Namen Hauser unheimliche Anknüpfungen an das räthselhafte Unglückskind Kaspar Hauser zugeschoben. Ein münchener Advokat, der in einem gegen meine Frau angestrengten Verlegerprozeß ihre Sache „führte“, schien nicht aus dem Wahn kommen zu können, einem Herrn Mannson gegenüber zu stehen. Daß die beiden großen nordischen Entdeckungreisenden im eisigen Nordpolmeer und im glühenden Frauenherzen, die Herren Nansen, mit ihrem Namen herhalten mußten, bemerke ich nur so nebenbei. Auch mit den Namen Hansson — Hansom — Hamsun scheint das beliebte Verwechselungspiel betrieben worden zu sein.

Kurz und gut: es schien, als ob es den Menschen unfaßbar und im höchsten Grade widerstrebend sei, den einfachen Namen Hansson, dessen Sinn doch einleuchtend und von mir mehrmals erklärt worden war, in den Mund zu nehmen. Als ich nach der Stadt München übersiedelte, rappelte es vollständig überall und bei Allen. Die geistliche Behörde stellte das Konversionzeugniß auf den Schriftstellernamen Marholm aus. Auf der Post drehte sich die ganze Skala von verkehrten Namen in rasender Geschwindigkeit in die Runde. Ihren Höhepunkt aber erreichte das tolle Spiel, als ich einen Monat in einem „Katholischen Kasino“ wohnte. Dort konnte nicht einmal der Wirth mir unter meinem Namen die Rechnung zustellen, obgleich er auf seinem Meldezettel eingetragen war; es war absolut unmöglich, der Bedienung beizubringen, wie mein Name lautete; es fand sich sogar einmal in Postzettel mit dem Namen „Wanzen“ ein . . .

Die Moral von der Geschichte ist, daß es einen Irgend-Jemand giebt, ein wirkliches Individuum, das mir dringend verdächtig zu sein scheint — dem heiligen Gesetz von der substitution mystique gemäß? —, meinen Namen zu unsauberen und geheimnißvollen Zwecken mißbraucht zu haben, und das dieses Spiel noch immer nöthig hat, um sich selbst decken zu können.

München. Ola Hansson.

Selbstanzeigen.

Knecht Ruprecht. Illustrirtes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Verlag von Scharfstein & Co. in Köln. Zweiter Jahrgang.

In diesem Kinder-Jahrbuch haben wir uns die Aufgabe gestellt, auch für Kinder echt Dichterisches und Künstlerisches zu bringen, sowohl heitere als ernste Dichtung und Kunst, die der Verstandes- und Gemüths-Auffassung des Kindes und dem Kinderauge angepaßt ist. Jede wahre Dichtung und jedes echte Kunstwerk ist in seinem Grundzug ethisch und wirkt daher sittlich erziehend, geistig erhebend. Völlige Tendenzschöpfungen werden niemals echte Kunstwirkung hervorrufen; und gerade die naiven Kinder werden mißtrauisch und unlustig, wenn die Kinderschriften gar zu deutlich verrathen, daß sie dadurch „belehrt" und „erzogen" werden sollen. Das aber war vielfach der Fall bei der Kinderliteratur der letzten Jahrzehnte, wie aus den Klagen der Pädagogen und des verständnißvollen Publikums hervorgeht, und dagegen ist neuerdings, namentlich von den Jugendschriften-Vereinen, ein Kampf begonnen worden. Freilich giebt es eine Reihe herrlicher Kinder- und Jugendschriften: ich meine die alten Volksmärchen, die von Meistern des Volkstons aufgezeichnet sind, wie die der Brüder Grimm, Bechsteins, Musäus', Tausend und eine Nacht, oder von echten naiven Dichtern geschaffen, wie die Andersens und Hauffs, oder Sagendarstellungen, wie die von Schwab und Richter. Auch Defoes „Robinson" und die Erzählungen von Gustav Nieritz, Franz Hoffmann und Anderen waren und sind mit Recht bei den Kindern beliebt, da sie anregend geschrieben sind und gute Charakter- und Lebensbilder, wenn auch etwas romantisch und mit moralisirendem Grundton, geben. Natürlich sind auch neuerdings einige gute Sachen geschrieben worden, aber das Lehrhafte und Erzieherische war so Brauch geworden, daß selbst den guten und echten Dichtungen eine moralische oder andere Lehre am Schluß angehängt wurde. Hierin soll, wie Viele meinen und wünschen, Wandel geschaffen werden; aber zur Volksdichtung können wir nicht mehr zurück; die Kunstdichtung muß in den Dienst der Kinderliteratur treten. Der Aufschwung, den die Dichtung des letzten Jahrzehnts offenbart und der sich zum Theil in einer Hinneigung zur Romantik enthüllt, braucht nur ein Scherflein für die Kinder- und Jugendliteratur zu spenden: dann kann reine, echte Kunst geschaffen werden. Das Selbe gilt von der Illustrirung. Meist waren die Illustrationen für Kinderbücher nur Verbildlichungen des Textes ohne künstlerische Erfassung und Durchführung, während neuerdings sich dem Buchschmuck und der Illustrirung von Zeitschriften und Büchern vielfach erste Künstler zuwenden. Auch sie müssen für die Illustrirung von Kinderwerken gewonnen werden. Die Heranziehung der für solche Werke begabten Dichter und Künstler zum Schaffen von Kinderbüchern: Das soll die Aufgabe des „Knecht Ruprecht" sein; und es ist uns gelungen, namentlich für diesen zweiten Band Talente zu gewinnen, die auf dem Gebiet der eigentlichen Dichtung und Kunst Hervorragendes leisten, wie Liliencron und Dehmel, und auch solche, die auf dem Gebiet der Kinder-Dichtung und Illustrirung zu den ersten und besten gehören.

Ernst Brausewetter.

❦

Augusta Trevirorum. Skizzen und Bilder aus trierischer Mappe. Verlag von Oehmigke=Appelius in Berlin.

Noch umstreiten verschiedene Ansichten meine „Jungfräuliche Frau“ und schon wagen sich zehn andere Geisteskinder in die Arena, unter dem gemeinsamen Schild: „Augusta Trevirorum“. Es sind neugierige Gesellen; zum Theil haben sie lose Mäuler, aber es sind auch einige mit schwerernsten Augen unter ihnen. Sie erzählen von der alten wundersamen Stadt Trier, dem deutschen Rom. Sie sind zutraulich. Obgleich sie meine eigenen Kinder sind, darf ich doch sagen: Mögen sie Mängel haben, so viele sie wollen, ihr Herz ist lebendig und warm. Darum wünsche ich ihnen, daß sie nicht allzu viel Staub schlucken und zu viel vermuthete und unvermuthete Lanzenstiche ertragen müssen.

Miriam Eck.

❦

Papstthum und Kaiserthum. Universalhistorische Skizzen. Stuttgart, bei Cotta. 2,50 Mark.

Das Buch ist eine Studie über den Imperialismus. Ausgehend von dem Imperium Romanum verfolgt es die Weltstaatsidee in ihren weiteren Ausgestaltungen zunächst im Mittelalter, dann auch in der Neuzeit. Es versucht, zu zeigen, wie Kaiserthum und Papstthum der selben antiken Wurzel entsprossen und darum im Wesentlichen gleichartige Gewalten sind; es will so ein besseres Verständniß für diese beiden Gewalten und damit vielleicht auch für die politische Romantik der Gegenwart wecken.

Frankfurt a. M. Dr. Richard Schwemer.

❦

Die Lösung der Stenographie=Frage in Deutschland. Kommission=Verlag von J. H. Robolsky, Leipzig. Preis 40 Pfennig.

Die Stenographie ermöglicht es, drei- bis viermal schneller zu schreiben als mit der gewöhnlichen Kurrentschrift. Ihr Nutzen für die ganze schreibende Welt liegt daher auf der Hand und ist von hervorragenden Männern rückhaltlos anerkannt. Es fehlt jedoch an einem einheitlichen stenographischen System. Ein solches gilt es zu schaffen. Die jetzigen Vertreter der Kurzschrift in Deutschland sind in verschiedenen „Schulen“, in Vereinen und Verbänden organisirte Gemeinschaften von Anhängern eines bestimmten Systems. Diese „Schulen“ sind ihrer Natur nach zur Schaffung eines Einheitsystemes ungeeignet. Zur Heranbildung einer Stenographik, der die Bedingungen eines vollkommenen Systems untersuchenden Wissenschaft, sollen die hervorragendsten Theoretiker aus den Systemgemeinschaften in einem „Verein deutscher Kurzschreiber“ gesammelt werden. Dieser Verein hat den jetzt fehlenden Maßstab zur Beurtheilung der stenographischen Systeme zu liefern und es damit den Unterrichtsbehörden zu ermöglichen, ein für die Schulen geeignetes System ausfindig zu machen. In den höheren Knaben- und Mädchenschulen, den Lehrerbildunganstalten und den Fortbildungschulen werden dann bald in geeigneter Weise so viele Zöglinge nach dem selben System unterrichtet werden, daß die ganze Nation aus der Stenographie Vortheil ziehen kann.

Hannover. Wilhelm Schickenberg.

❦

Das Fräulein und Anderes. Märchen für große Kinder. Köln. Verlag der J. G. Schmitzschen Buchhandlung. 1900. Preis 1 Mark.

„Märchen", sagt Wieland, „dürfen nur erzählt und nie geschrieben werden." Und meine lustigen Märlein sind gar gedruckt worden! Ich habe versucht, mit erwachsenen Lesern wie mit anspruchslosen Kindern zu plaudern, alles Belehrende aber, das ein Märchen so leicht beschwert, auf einen leicht anklingenden humoristischen Ton zu stimmen. „Tout parle en mon ouvrage et même les poissons. Ce qu'ils disent s'adresse à tous tant que nous sommes."

Charlottenburg. Eugenie Galli.



Aus Wittes Reich.

Der allgebietende russische Reichsfinanzminister, Herr Sergius J. Witte, hat vor ein paar Wochen eine Erholungreise angetreten. Aber die arge Welt gönnt ihm nach langer, ermüdender Arbeit keine Ruhe. Die Ausfrager bemühen sich, in seine tiefsten Geschäftsgeheimnisse einzudringen, und sind erstaunt darüber, daß er allen Fragen, ob er eine neue Anleihe plane, ein festes Nein entgegenstellt. Muthen sie wirklich einem Manne von der Klugheit Wittes zu, über unerledigte Pläne ins Blaue hinein zu schwatzen? Schwer genug wird es heutzutage, einen so gewaltigen Geldbedarf zu befriedigen, wie ihn alle in die ostasiatischen Wirren verwickelten sogenannten Kulturstaaten spüren. Die letzten Jahre brachten den Völkern Gold in Fülle. Jetzt bot sich die schönste Gelegenheit, es mit vollen Händen für unsere chinesischen Pachtfreunde auszugeben. Das Deutsche Reich zieht allmählich die Guthaben, die sich in den Depots der Reichsbank aufgehäuft haben, wieder zurück; es wartet, bis der Reichstag die Ausgabe neuer Anleihen beschließen wird, und giebt als Entschädigung einstweilen Schuldverschreibungen hin, für die nur noch in Amerika Abnehmer zu finden sind. Rußland greift heute nicht mehr zur Notenpresse, wie ehedem, um Geld für Kriegszwecke aufzubringen. Es giebt ein anderes, eben so einfaches Mittel, das freilich in den parlamentarisch regirten Ländern sich nur mit großen Schwierigkeiten durchsetzen ließe: die Erhöhung der Einfuhrzölle und der Steuern. Besonders hart werden Lumpen getroffen, ein namhafter Einfuhrartikel, der bisher zollfrei war, jetzt aber mit einer Last von 3½ Rubel belegt ist. Eigentlich sollte sich die Zollerhöhung nur auf die Waaren erstrecken, die verhältnißmäßig ohne Schädigung des Waarenaustausches mit dem Auslande den Zoll ertragen können. Dabei blieb es aber nicht; und Widerspruch hilft in Rußland nicht mehr als anderswo.

Soll Rußland in dem Augenblick eine Anleihe aufnehmen, wo das stolze Deutsche Reich, das bisher allen Ländern geborgt hatte, vierprozentige Werthe unter Pari an das Ausland geben muß? So arm und ausgebeutelt ist das Slavenreich noch nicht, daß es in Zeiten allgemeiner Geldnoth die Hände ruhen lassen und daran verzweifeln müßte, die Kosten für einen Kriegszug im eigenen Lande aufzubringen. Krieg führen, sagt man, ist eine nationale Ehrensache; wer aus eigener Kraft dazu nicht stark genug ist, Der ist nicht werth, ein großes,

mächtiges und siegreiches Vaterland sein zu nennen. Deshalb wird Rußland keinen Franc und keinen Schilling annehmen, um ihn nach Ostasien zu tragen. Etwas Anderes ist es mit der inneren Kultivirung des Landes. Das ist, nach der klugen Moral des russischen Finanzministers, keine ausschließlich russische Angelegenheit, keine nur nationale und patriotische Aufgabe, sondern eine allgemeine Melioration, aus der alle Völker Nutzen ziehen können und sollen, denen es beliebt, mit Rußland in Handelsverkehr zu treten. Der Tribut, den andere Staaten für die Vergünstigung, die Erzeugnisse der russischen Landwirthschaft zu verzehren oder die russischen Eisenbahnen und Wasserstraßen zu benutzen, zu entrichten haben, besteht in der Gewährung der Gelder, mit denen Verkehrswege geschaffen und verbessert, der Waarenaustausch erleichtert, neue Industrien geweckt und die Währungverhältnisse gesichert werden. Gefällt es Deutschland nicht, an solchen wirthschaftlichen Verbesserungen mitzuwirken, — nun, so saust der Schlagbaum nieder. Ein Zollkrieg, dessen Ausbruch leicht damit zu begründen wäre, daß deutsche Grenzplackereien geeignet sind, die Wirkungen des Handelsvertrages zu beseitigen, würde die mit der Industrie in enger Verbindung stehenden deutschen Bankiers zwingen, Rußland die geforderten Anleihebeträge zur Verfügung zu stellen. Herr Witte weiß, daß er nur günstige Bedingungen anzubieten braucht, um die fünfhundert Millionen Rubel, die zum Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes nöthig sind, in Deutschland aufzubringen. Berliner Bankhäuser haben in den letzten Monaten wiederholt in Petersburg angefragt, ob dort nicht mehrere Millionen Mark gegen vierprozentige Verzinsung unterzubringen seien. Der Bescheid lautete vorläufig ablehnend und soll endgiltig erst ertheilt werden, wenn die Herbstansprüche, die den europäischen Geldmärkten Grausen erregen, bewältigt sind und namentlich Paris und London besser übersehen können, wie ihnen das letzte Quartal dieses Jahres bekommen wird.

Herr Rothstein war in New-York und Herr Witte in Paris; und wohin sie auch ihre Schritte lenkten, da hielten sie die Augen offen. Aber sie haben nicht überall Vollmachten in der Tasche, um Finanzgeschäfte abzuschließen. Wenn man ihnen nachsagt, daß sie über eine Anleihe verhandeln, so ist Das gewiß richtig, denn sie kommen überall mit Geschäftsleuten zusammen und können sich dann natürlich auch nicht enthalten, geschäftliche Fragen zu erörtern. Herr Rothstein ist zwar mit leeren Händen aus dem Lande der Dollars zurückgekehrt. Er weiß jetzt aber, wohin er sich zu wenden hat, wenn das alte Europa zu schwach ist, um für neue Kuren die Apothekerkosten zu tragen. Rußland — so sagte mir Einer, der es sehr gut wissen muß — wartet ruhig ab, bis seine Zeit gekommen ist. Plötzlich, an irgend einem ihm beliebigen Tage, kann es auf jedem Geldmarkte der Welt den dort herrschenden Bankiers den Zuschlag ertheilen. Aber die Russen werden sich hüten, einen ungünstigen Zeitpunkt zu wählen, wo die Erfüllung der Offerte Denen, die sie gemacht haben, Schwierigkeiten bereiten würde. Wenn es nöthig ist, kann Rußland inzwischen noch aus eigenen Vorräthen seine Geldgeber speisen. So hat es innerhalb dieses Jahres wiederholt darauf verzichtet, Zahlungverpflichtungen, die in London bestanden, zu prolongiren, und hat der Bank von England Gold geschickt, — in einer Zeit, wo solche Zuschüsse diesem Institut sehr willkommen waren. Vielfach glaubte man, diese Ueberweisungen sollten Rußland den Boden für eine neue Anleihe ebnen; es wolle dadurch zur Stärkung seines Kredits beitragen und zugleich möglichst günstige Bedingungen

für die Aufnahme einer eigenen Anleihe schaffen. Wenn die Goldsendungen nach London so gedeutet werden, kann es Rußland nicht unangenehm sein.

Für das eigene Land wird das Pulver trotzdem trocken gehalten, und wenn die privaten Geldinstitute über ihre Kräfte hinauszugehen drohen, wird ihnen gehörig auf die Finger geklopft. Wer Hypotheken zu gewähren oder Darlehen aufzunehmen gesonnen ist, wird strengstens gemahnt, auf die Verhältnisse des Geldmarktes die gebührende Rücksicht zu nehmen und nicht über seine Fähigkeiten hinauszustreben. Erst neulich wandte sich der russische Finanzminister an die Hypothekenbanken und sonstigen Kreditinstitute des Landes mit Vorstellungen darüber, daß es schwierig geworden sei, Obligationen und Pfandbriefe für langfristigen Kredit unterzubringen. Im Interesse des Kursstandes dieser Werthe hält der Finanzminister für geboten, daß die Emission der Obligationen und Hypothekenpfandbriefe privater Institute nach Möglichkeit eingeschränkt und daß namentlich Darlehen nur mit der äußersten Zurückhaltung vergeben werden; läßt es sich aber nicht vermeiden, dann soll wenigstens die Höhe der hingegebenen Summe so niedrig wie möglich bemessen werden. Die Leiter der Banken dürfen also nicht darauf rechnen, für die Vermehrung der Aktienkapitalien und für neue Pfandbriefausgaben die staatliche Konzession zu erhalten; ihnen wird sogar zugemuthet, sich selbst dadurch das Geschäft zu verderben, daß sie bei der Entgegennahme von Darlehnsanträgen die Anwärter zu strenger Enthaltsamkeit auffordern. Wehe dem Bankdirektor, der sich nicht den Anweisungen des allmächtigen Minister[s] fügsam erweist; ihm wird das Leben arg verleidet. Freilich weiß er auch, daß er in den Tagen der Noth an Herrn Witte den gütigsten Vater hat, der keinen Augenblick zögert, die Reichskasse dem bedrängten Privatkredit zur Verfügung zu stellen. Noch sind die Spuren des industriellen Gründungeifers, in den französisch und belgische Gewinngier die für abendländische Kulturfinessen noch nicht völli[g] reife russische Nation verstrickt hatte, nicht verweht und noch sind die Vorschüss[e] mit denen die führenden petersburger Banken aus den Ueberschüssen des Eisenbah[n]fonds bedacht wurden, nicht zurückgezahlt.

Alle Befürchtungen, die wegen der Einengung der russischen Wirthschaf[ts]kräfte während der letzten Jahre gehegt wurden, beseitigt die günstige Ernte, d[ie] dieses Jahr gebracht hat. Von je her leidet die russische Landwirthschaft unt[er] Ernteschwankungen, die aus den Witterungverhältnissen leicht zu erklären sin[d]. Jede Gegend des weiten Reiches hat ihren natürlichen Wechsel von reichen u[nd] dürftigen Jahren. Nach den Nothjahren 1891 und 1892 kamen die reichen Ern[ten] 1893 und 1894 und die recht guten Jahre 1895 und 1896. Auf die unbefrie[di]genden Erträge der Jahre 1897 und 1898 folgte die Ernte des Jahres 1899, die ü[ber] den Durchschnitt hinausging, aber durch ungünstiges Wetter während der Ern[te]zeit litt. Nun scheinen aber in dem steten periodischen Wechsel von guten u[nd] schlechten Ernten günstige Jahre bevorzustehen, die für die durch die Mißern[ten] erlittenen Verluste entschädigen dürften. Auch für Deutschland kann es nur vorth[eil]haft sein, wenn die Kaufkraft Rußlands, die noch immer in den Getreide[ernten] ihren sichersten Grund hat, erstarkt. Eins der wichtigsten Verdienste des He[rrn] Witte ist, daß er die Landwirthschaft des russischen Reiches durch moderne E[in]richtungen rentabler zu gestalten versucht und verstanden hat. Lynkeus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Be[rlin].
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

l
r
we
Ku
seh
lich
W
we
O
es
ge


Princeton University Library
32101 065349084

